

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XXI.

(October — November — December 1879.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Sehffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Mehl. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Duquard's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofb. — Buenos-Aires, R. Jacobsen & Co. — Buzarek, Gottschel & Co. — Capetown, Barthel Brothers & Walton. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. — E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, G. Voefcher's Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorenz & Aril. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wlth. Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Kiemeyer & Jughirami. — Liffabon, Edm. de Beaumont. — Liverpool, Charles Scholl. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Dolefschal's Buchhandlung. — Lyon, G. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Saitchoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Deffen & Kocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Steigert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haas & Steinert. Sanboj & Fischbacher. F. Bieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Rieder. G. Schmigdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Korabl. — Viss, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggem & Co. — Wiga, J. Deubner. R. Himmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, G. Baemert & Co. Rom, Voefcher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Geltjes. — San Francisco, J. B. Gough & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Bassebow. — Ullis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. Kiemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Farsy & Feid. G. Manz. — Widdo, G. Ahrens & Co. — Zürich, E. M. Edel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

einundzwanzigsten Bande (October — December 1879).

	Seite
I. Theodor Storm, Eelenhof	1
II. Heinrich v. Sybel, Der alte Staat und die Revolution in Frankreich	29
III. C. Siedler, Ueber Kunstinteressen und deren Förderung	49
IV. A. v. Scherzer, Die deutsche Arbeit in fremden Erdtheilen	71
V. ***, Beiträge zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes	89
VI. S. Kapp, Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert	107
VII. Andrew D. White. Ein amerikanisches Studienleben	128
VIII. ***, Die Zukunft der Eisenbahnen	137
IX. Die akademische Kunstausstellung (Berlin)	146
X. W. Scherer, Die Briefe Goethe's an Sophie La Roche und Bettina Brentano	151
XI. L. Ehler, Thayer's Beethoven	157
XII. Literarische Notizen	168
XIII. Literarische Neuigkeiten	171
XIV. C. Ferdinand Meyer, Der Heilige. Novelle. I/IV.	178
XV. G. Nachtigal, Die Afrikaforschung und Henry M. Stan- ley's Zug durch den schwarzen Continent. I.	208
XVI. ***, Zur Geschichte des Orientalischen Krieges. 1858—1856. I/II.	228
XVII. Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preu- ßischen Generals. Aus dessen handschriftlichem Nachlaß. I/II.	247
XVIII. Eduard Lasker, Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache	269
XIX. Eduard Zeller, „Die freie Kirche im freien Staat.“	810

(Fortsetzung umflehend.)

	Seite
XX. Heinrich Kruse, Lebensrettungen	325
XXI. Friedrich Arceffig, Brandes' Lord Beaconsfield	330
XXII. Literarische Notizen	334
XXIII. Literarische Neuigkeiten	341
XXIV. C. Ferdinand Meyer, Der Heilige. Novelle. VI/IX. . . .	343
XXV. Karl Gillebrand, England im achtzehnten Jahrhundert	371
XXVI. Gustav Nachtigal, Die Afrikaforschung und Henry M. Stanley's Zug durch den schwarzen Continent. II.	399
XXVII. ***, Zur Geschichte des Orientalischen Krieges. 1853 bis 1856. III/IV.	417
XXVIII. M. M. von Weber, Kleine Erinnerungen an große Menschen	446
XXIX. Friedrich Holz, Ueber das Herz	460
XXX. Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preu- ßischen Generals. Aus dessen handschriftlichem Nachlaß. III.	474
XXXI. Karl Srenzel, Die Theater (Berlin)	485
XXXII. Otto von Leizner, Weihnachtliche Rundschau	496
XXXIII. Die Samoa-Inseln	503
XXXIV. Literarische Notizen	504
XXXV. Literarische Neuigkeiten	507

G e k e n h o f.

~~~~~  
Novelle

von

Theodor Storm.

~~~~~

Es klingt wie eine Sage, und man könnte es fast für eine solche halten; an mehreren Orten soll es geschehen sein, und die Poeten haben hie und da einen Faden davon abgerissen, um ihn, jeder nach seiner Weise, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wiese unserer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verschütteten Ringgrabens und einige halbzerpflitterte Eichen-Niesen am Rande derselben die Stätte eines einstigen Herrenhauses anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem diese Schatten der Erinnerung einst in lebendiger Gestalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in selten ausführlicher Ueberlieferung erzählt wurde; aber es ist nachweisbar von Geschlecht zu Geschlecht bis in die Gegenwart heraufgekommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts steigen, so treffen wir auf den ersten Erzähler, dessen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet steht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauses in seinem Dorfe noch hat schlagen hören, wenn just die Luft nach dieser Richtung wehte, sondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menschen scheuen Herrn in einsamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen sitzen sah, den greisen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei stillem Wetter, wenn etwa die Augustsonne recht heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Fall herabgerieselte, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wissen was, mit dumpfem Fall herabgestürzt ist.

Jetzt ist Alles längst verschwunden; aber auf den verstaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauses sichtbar, wie es sich einstöckig mit hohem fast fensterlosen Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Ziegeldächer zu urtheilen, mußte es im sechzehnten Jahrhundert erbaut sein; die gegen Morgen belegenen Fenster des oberen Stockwerks schienen in ihrer Zusammenstellung anzudeuten, daß sich dort, wie in den meisten derzeitigen Landsitzen des Adels, zunächst der

Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage die geräumige Sommerstube oder, wie man gern zu sagen pflegte, der Rittersaal besunden hatte.

Und so stimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieser ist sogar noch weiterhin zu schließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch diese wieder auf den oberen Flur habe hinaus gelangen können. Der Saal selbst aber, welcher die Bildnisse aus dem Geschlechte des letzten in seiner Jugend verschollenen Eigenthümers soll enthalten haben, spielt noch heute in der Phantasie des Volkes eine Rolle; noch jezt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obristers im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über dessen blasses Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben diesem von einer stolzen schwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geschick dieses Paares soll für das des ganzen Geschlechtes vorbestimmend gewesen sein; aber die Sage über sie ist verschollen; nur will man wissen, wenn bei der Thron einem der Todeskampf begonnen habe, dann, so daß Jeder im Hause es habe hören müssen und wann immer, zu welcher Tages- oder Jahreszeit, sei vor den Fenstern ein wunderbarer Vogelsang erschollen und jählings wieder stumm geworden, sobald die Seele sich von ihrem Leib gelöst habe. Neben der Thür aber, welche in eine der westlichen Kammern führte, hing ein anderes Frauenbild, an welches unsere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Ueberlieferung von einem Walde wissen will, an dessen Rande einst das Haus gelegen, so gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte sich ein Hecthor, hinter dem sich ein Weg in Bäumen zu verlieren schien.

* * *

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit da Herzog Christian Albrecht und der dänische König gemeinschaftlich das Land regierten, ist es gewesen, als dieser Hof — im Volksmunde, wie noch jezt der Plaz, wo einst das Haus gestanden, „Gelenhof“ genannt — durch Heirath in den Besitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunger unter des Herzogs Leuten lebte. Er ist ein jüngerer Sohn gewesen und soll von seinen Anabenjahren an das Majoratsgut seines Hauses nur mit Neid und Haß in seines ältesten Bruders Hand gesehen haben; denn Habgier und Verschwendung haben in seinem Herzen sich gestritten. Zum Glücke aber gab es auch schon derzeit jenes zweite Mittel, um mühelos, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es ist auch zwei Mal glücklich von ihm angewandt worden, so daß späterhin die Rede ging, Herr Hennicke lebe von seinen beiden Weibern, der lebenden und der todtten.

Die Erste, die er freite, war ein schönes Kind vom Lande; sie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwischen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Dorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Lust hatte sie nach ihres Vaters Tode sich in die Stadt begeben; auch war die Base, der Herzogin Hoffräulein, die sie in ihr Haus geladen, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der sehr jung gestorben war, hatte sie geloben müssen, nach seinem Abscheiden für

die Sommerstube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu lassen. „Das gehört noch an die leere Stelle“, hatte er gesagt; „dann kann der Schlüssel abgezogen werden, wir sind dann alle wie in einer Gruft beisammen.“

Die düstern Worte hatten sie erschreckt, und sie hätte sich wol lieber um eine andere Ursach' malen lassen; aber des Vaters Wille mußte doch geschehen.

Und das Bildniß wurde wie sie selber. Das Hoffräulein mochte ihr noch so oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr sagen: „Du sollt'st nur wissen, was für besondere Schönheit an Dir ist!“ — die blauen Augen wußten nichts von dieser Schönheit und blickten nach wie vor, als hätten sie nur um Schutz in ihrer Einsamkeit.

Daß sie als Braut nach ihrem stillen Herrenhaus zurückkehren sollte, hat sie wol nicht gedacht; auch soll die muntere Base oft nachher gesprochen haben, sie habe den schwarzen Henne wol gerne nicht genommen; sie hab' nur nicht gewagt ihm nein zu sagen, und da sie einmal ja gesagt, so sei sie viel zu gut und lang nicht klug genug gewesen, ihm wieder nein zu sagen.

Als Herr Hennicke zu seiner Hochzeit über die Ziehbrücke in den Gelenhof eintritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Fest bereitet stand, die leere Stelle ausgefüllt, und die Gäste sahen mit Verwunderung bald auf die stille, in lichtetes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrthenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geschlechts beschloß.

Unter den Hochzeitsgästen ist von der Sippschaft der Braut nur die Base aus der Stadt gesehen worden; die Freundschaft des Bräutigams sind stolze herrische Männer gewesen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und sich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber, und dann Alle, mit ihnen auch die lustige Base, den Gelenhof verlassen hatten, ist die junge Frau in Einsamkeit zurückgeblieben; denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei seinen Nachbarn war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er sagte, ein richtig Regiment zu schaffen; die Pachtbauern sollten ganz anders jezt den Sädel ziehen, der Schweiß der Hürigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Gefinde sah er sich mit scharfen Augen an; die alten Diener, deren Knochen ihm nicht stark genug erschienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn sie sich je und je hervortragte, hat er mit hartem Wort zurückgeschreckt, daß sie mit scheuem Aufblick stumm geworden ist; und bald hat sie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur sein Schritt erscholl. Mitunter, wenn sie aus ihrer Wirthschaft über die Brücke hinaus gegangen war, sei es um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen, oder seitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu schlendern, dann ist es wie ein Traum auf sie gekommen, als sei vor Zeiten — und wenn sie nachgesonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Gesellschaft um sie her gewesen, die diese Orte nun für alle Zeit verlassen habe; und doch hat sie gewußt, es sei so einsam dort, wie jezt gewesen, und grübelnd ist sie in das stille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, ist es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarschaft die Gäste auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man solle zunächst des jungen Weibes denken, daß sie die schwere Stunde glücklich überstehe, ist eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! Ein Weib ist ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken!“

Und als Herr Hennicke hierauf nur trüg sein Glas erhoben, hat ihm ein Anderer lachend zugerufen: „Du sinnst wol, Hennicke, wenn Du Dein Weib mit einem Buben tauschen müßtest, wie lang Du auf dem Hofe noch den Herrn zu spielen hättest? Ich will Dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren sind die Junker mündig!“

Der halbtrunkene Gast mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angesehen: „Schweig' Wulf! Auf' den Tod Dir in Dein eigen Haus!“ Dann hat er im vollen Hausen angestoßen, daß das Glas zersprungen und der Wein verschüttet ist.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz seines Weibes gesehen hat, sind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen Augen beß, der sie gesprochen, vor dem innern Blick gewesen.

— — Und die schwülen Spätsommer-Monde sind gekommen. — Und, da ihre schwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Rittersaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, dessen Fenster dann im Schatten lagen, war es frisch und kühl. Schon als Mädchen hatte sie gern mit ihrer Arbeit hier geessen; jezt nähte sie eifrig an der kleinen Aussteuer für die Wiege, die voll schwellender Kissen schon daneben in der Kammer stand; und wenn ein Rappchen oder ein Hemblein auch nur zur Hälfte fertig war, dann hielt sie's vor sich hin und betrachtete es, halb in Entzücken halb in dunklem Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die Schaffnerin, die alte Maite, ihr zur Gesellschaft da gewesen; aber auch diese hatte Herr Hennicke verabschiedet, weil sie, so sagte er, zu alt in der Herberge geworden sei; in Wahrheit, weil sie der stummen Klage in seines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreisten Mund geliehen hatte. Daher ist jezt nur die stille Gesellschaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau gewesen; aber fast von allen wußte sie, sei es, was ihr Leben einst erfüllt, oder was, oft jählings, aus demselben sie hinausgetrieben hatte. Einst hatte die alte Maite ihr das erzählt; jezt war ihr, wenn sie auf die einen oder andern blickte, als erzählten es die todtten Bilder selber, daß ihres Lebens Lust und Jammer nicht vergessen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke stets nach jener fernsten Ecke, wo in dem Schatten der Fensterwand des jungen bleichen Obristers Bildniß hing; von diesem weiter zu der stolzen Dame mit der Reiterfeder, die jezt mit ihren dunkeln Augen in das Leere schaute. Dann schrak sie wol zusammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war gewesen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz seine Flügel, als ob er plötzlich seinen Sang beginnen wolle. Aber wenn sie mit aufgerissenen Augen horchte, so war es todttenstill im Saale.

Auch einmal, da in der steigenden Dämmerung es immer einsamer um sie

geworden war, als auch draußen das Rauschen in den Eichen aufgehört hatte, und ihr die müden Hände in den Schoß gesunken waren, ist es über sie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch sie selber nicht mehr da, sondern statt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den anderen in den stillen Raum hinabsehe. Sie hat versucht, die Arme oder den Fuß zu strecken, aber sie hat es nicht vermocht; ihr ist gewesen, als sei sie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes festgebannt. Das finstere Wort des Vaters hat vor ihr gestanden; doch als es jählings sie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangst aus ihr geschrien: „Mein Kind, mein Kind! Was soll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelösten Gliedern ist sie aufgesprungen und in dem fast dunklen Saal umhergewandert; als sie aber an ihrem eignen Bild vorüber kam, hat sie erschauert und ist dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo sie mit der theuren Würde unter ihrem Herzen an der Wiege hingsunken ist.

Herr Hennicke hat dieß nie erfahren; aber sein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelsorger, dem Pastor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von diesem ist es auf seinen Nachfolger Albertus Petri übertragen, welcher vor seinem Dienstantritt als Informator in Herrn Hennicke's Hause lebte und später der erste Erzähler dieser Geschichte wurde.

Und als die Zeit erfüllt war, sind nach schwerer Angst die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeschrien worden; die Mutter selber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat, sich emporzurichten. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold hereingleuchtete, ist draußen aus der Abendstille ein süßer Vogelsang erschollen, obwohl die Zeit des Singens längst vorüber war und schon der Herbst die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber ist aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maile, ach, der Stieglitz singt!“ Und als im selben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, ist er in jähem Schrecken an der Schwelle festgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halse horchend dagestanden.

Da war es, als ob der Vogelsang sich nebenan im BilderSaal verliere; dann ward es völlig still, und auch die Wöchnerin sank stumm in ihre Kissen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch seines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hause verblieben war, das weiße Kinnen über der Todten Antlitz deckte, stand der Wittwer an der Wiege und starrte schweigend auf das schwache Wesen, das dort in den Kissen um die Lebenslust zu ringen schien. Da trat das Weib auf leisen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ sprach sie; „aber getröstet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zusammen und wandte rasch den Kopf. Das Weib erschrak fast, als er sie mit seinen schwarzen Augen ansah. „Das Kind? Was meinst Du?“ rief er. „Daß auch das Kind noch sterben sollte?“

Die Alte wurde fast verwirrt; er sprach so laut; doch weder Schreck noch

Stummer war in seiner Stimme. „Das liegt in Christi Händen,“ sagte sie; „aber saht Ihr's denn nicht? Es steht ein Lächeln um der Reiche Mund; so liegen nur, die bald ihr Liebstes nach sich ziehen.“

Sie trat zurück, um von der Todten Angeficht das Sinnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raschen Griffes ihren Arm. „Geschwätz,“ stieß er mit heiserem Laut hervor, „wenn Du nichts Anderes zu berichten weißt!“

„Saht mich, Herr Hennicke!“ sagte die alte Frau. „Ihr seid ein großer Herr; aber der Todten Angefichter versteh' ich besser doch als Ihr! Harret eine Viertelstunde hier an Eures Kindes Wiege, so werdet Ihr die Sichter kommen sehen.“

Und Herr Hennicke blieb und sah die Sichter in dem kleinen Antlitz zuden. Dann schritt er aus der Kammer; er schritt durch den Saal; aber er sah nicht auf, wo seines Weibes Bildniß hing. Eilends stieg er in den Hof hinab, und bald saß er zu Pferde, und, seine großen Hunde neben sich, ritt er über die Brücke in die schon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; seine Blide streiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie sie es nie gethan. Der Erbe dieses Grundbesitzes lag sterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieses Erben! Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft stieg; aber er zwang es nieder auf die Vorderfüße, seine Faust war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Brust hob sich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das fast die stille Nacht erschüttert hätte. Als er zu Hause von dem schäumenden Rappen stieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindesmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen; das Kind lag abermals in seinen Sichtern.

Am andern Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemlosen Wandern in der Winterstube auf und ab; aber die Wage stand immer noch zwischen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm in's Gemach trat, streckte er Herrn Hennicke die Hand entgegen und sprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelassen; Gott hat geholfen; Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber seinen eigenen Sohn.

* * *

Das Wesen des Mannes wurde seit dem Tode der sanften Frau noch finsterner und gewaltsamer. Wenn die Hörigen säumig waren, oder die Pachtbauern mit ihrem Zinse oder den Mast- und Schweinegeldern in Rückstand blieben, ließ er die Einen in den Block legen oder peitschen, für die Andern suchte er alte, längstvergessene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entzathen; denn er liebte Weiber und Gelage, und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in seine Cassen

floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in seine besten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag seines Sohnes sich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Ueberdies war schwere Zeit damals in den siebentziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Lasten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde noth, nach einer zweiten Erbtöchter mit freiem Eigen auszuschaun; vielleicht zu einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb spürte.

Allein es wollte nicht so glücken wie das erste Mal. Auf mehreren Herrensitzen hatte er schon angeklopft; aber die Töchter waren meistens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem schwarzen, kurz geschorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; sie sahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche schon die zierliche, von Herrn Hennicke stets verschmähte, französische Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es stark, daß trotz des Freiergangs der schwarze Mann von einer niederen Leidenschaft gehalten sei und, gleich dem Bauern, nur das Gut zu freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen saueren Weg sich rüstete.

Hinter dem Walde von Gelenhof, von dessen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, saß eine Erbtöchter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber schuldenfreien Hofe. Sie war ein Waisenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe, wirthschaftliche Jungfrau, deren farbloses Antlitz mit dem glatt geschittelten Flachshaar stets so sauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern sagten, daß man den Braten von den Dielen essen könne. Vor etwa zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhabigen Base sich ein sicheres Nest erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen Frager hatte mit verschminktem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn sie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!“

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Aussteuer nur noch emfiger gesponnen, als je zuvor. Des Tages über saß sie allein an ihrem Rade und spähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerstraße, ob nicht zu Roß oder Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthschaftsarbeit abgethan war, schnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um sie her, und war die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, so mußten die Dirnen stundenlang noch in der kalten Stube weiter spinnen; klagten sie am andern Morgen, daß sie mit den steifen Fingern den dicken Waden, den sie ihnen zur Nacht noch aufzusteden pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, so wickelte sie den Flachß um ihre Finger und fengte ihnen denselben daran ab. Sie soll dabei gesagt haben: „Nun wird's wol heiß genug sein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als sie von ihrem Spinnrade in den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes

zugetraut. Ihre dünnen Rippen verzogen sich zum Lächeln; denn es war Herr Hennicke, den sie seit seiner Frauen Hingang schon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte sogar noch, wenn auch ein wenig säuerlich, als mit Herrn Hennicke seine Hunde sich in's Zimmer drängten und ihre schmutzigen Taten auf die weißen Dielen setzten.

Herr Hennicke sah weder ihr süßes noch ihr saures Lächeln; bald aber ließ er sich von ihr Trepp auf Trepp ab im Hause umherführen; sie schloß ihm einen nach dem anderen die schweren Eichenschränke auf und wies ihm prunkend die aufgespeicherten Gespinnste; und da nun Land und Sand sich selber lobte, so lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber schlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk in bestem Gange sei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um sicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam sollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; sie wollte nicht auf fremdem Boden wirthten. — Und so kam es, daß das alte Haus des Gethenhofs verlassen wurde und Nichts zurückblieb, als droben in der großen Sommerstube ein paar verblüdene Sessel und die Bilder der Verstorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker Dethlev, führte die junge Ehe nicht. Bei seines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Kost und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die lustige Waise den Knaben zu sich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte sich erhoben, daß auf dem Gethenhof das Bild der todtten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen steige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauses suche. Seitdem es nun bei einer von den Thren war, sollte das unruhige Wandern sich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angesprochen wurde; der aber meinte, hinter seinen weißen Zähnen sei es dem Hennicke schon recht gewesen, daß sein Lager nicht noch unter dem alten Dache stehe, und daß die Todte nun aufrieben schiene. Nicht unrecht mag es ihm auch gewesen sein, daß die wohlhabende Waise den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert; sogar die Kosten der auswärtigen Gesandtschaften waren ihnen leihthin aufgebürdet; im Hause aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht zwei Mal in der Woche, was doch ihr selbst in ihrem Jungfrauenstande allzeit genug gewesen sei, bei Weißfish und dünnem Bier mit ihr zu Mittag sitzen wollte.

~~~~~  
Der Kindersegn dieser Ehe war schon im ersten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeschlossen worden. Es sind zwei untersekte, kurzbeinige Wuben gewesen; trotz des Vaters mit schier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem schwarzen Juden mitunter wol ein Rothkopf aufzustehen pflegt. Herr Hennicke hat sie seine beiden Fische geheißen und an ihren Streichen seine Lust gehabt. Man erzählt, da sie noch klein gewesen, hat er auf ihr Begehrt zwei handliche Schublarren für sie fertigen lassen; die pflegten sie in einer

nahen Sandgrube mit Kieselsteinen aufzufüllen; dann find sie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Rasen vor dem Herrenhause sich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke seine jungen Roffe an der Leine laufen ließ. In diesem Ringe haben sie mit ihren kurzen Beinen in unsagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor sich hergefahen und haben sich von hüben und von drüben ihr „Hott“ und „Hü“ einander zugerufen, daß also ein Schall entstanden ist, als wenn von einem Haufen Menschen ein großes Werk betrieben würde. Wenn sie aber dessen müde geworden, so haben sie ihre Schubkarren hingestellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, sich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis diese blutig und die Karren leer gewesen sind. — Ist über solchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, so hat er, je nach seiner Laune, entweder, die Hände unter'm Wammis, mit finstern Angeficht dabei gestanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Fätsche, drauf!“ den Buben zugerufen. Meistens aber ist auf's Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhause über die Freitreppe hinabgeschritten; da find die Buben, wenn sie selbige nur kaum aus ihren nackten Augen angesehen hat, wie in Erstarrung stehen geblieben; und während dann das Weib mit ihren mageren Händen, mit jeder einen derselben an seinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke sich abgewandt und ist zu Roß und Hund in seinen Stall gegangen.

— Zwischen den Buben, oder lieber noch abseits von ihnen, ist mitunter auch ein Dirnlein umhergesprungen, dem Ältesten von diesen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von schlankem, kräftigem Wuchs, mit schwarzem Kraushaar, darunter ein paar milde, blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, sondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren Försters, in dem Unterbau des Gelenhofes gewohnt; aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggestorben war, sie selber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechselt hatte, nicht eben lieblich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungferntkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß sie dem Herrn noch näher, als nur durch die Taufe angehöre; auch, daß er statt seines hageren Ehekreuzes wol gern die schöne Förstertochter heimgeführt hätte, wenn diese nur adeligen Standes oder zum Mindesten adeligen Vermögens gewesen wäre. Vor Herrn Hennicke's Ohren freilich wurde solch' Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwazmäuler zu besserem Besinnen in den Blod gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn seine schwarzen Stunden plagten, konnte es geschehen, daß er plötzlich zu Pferde stieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!“ rief er schon von Weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores spielen sah. Sie erschrak dann wol und lief in's Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor sich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedicte's Hof zurück und hieß demselben für die Nacht die Kammer an der seinen rüsten.

Freilich die Kleine Heilwig selber hatte keine Lust davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen sie auf ihres Vathen Geheiß an dessen Seite sitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem

Hunde oder einer Katze zugeschoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt gewesen, so hatte er wol einen China-Äpfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber sie rührte sie nicht an, denn die beiden Füchse sahen mit so gierigen Augen darauf hin, daß sie den Bissen nicht einmal zu theilen wagte. Am meisten vielleicht fürchtete sie die ihr unverständliche, gewaltthame Zärtlichkeit des finsternen Mannes selber. Nicht selten, wenn morgens sie in ihrem Bett erwachte, sah sie die schwarzen Augen ihres Pathen über sich; er sagte Nichts, er strich ihr stumm die Wägen von der Stirn oder drückte ihr verschlafenes Köpfchen zwischen seine beiden rauhen Hände; mitunter riß er sie vom Kissen auf an seine Brust, daß sie mit ihren nackten Armen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und schweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeschritten war, so lag sie, wie sie auf ihr Kissen hingefunken war, und wagte sich nicht zu rühren, bis unten auf dem steinernen Hausgange sein harter Tritt erschollen war.

War sie dann aufgestanden und hatte unter Frau Benedicte's Augen ihr Frühstücksbrod verzehrt, dann lief sie gern in's Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen; sei es in den Garten hinter'm Hause, wo freilich außer den Bohnen- und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu sehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerstraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus sehnüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Gekkenhofes hinzuschauen. Aber die untersehten Buben rannten ihr, wo sie nur konnten, nach und plagten sie auf alle Weise; sie hießen sie den „Kukul“, weil sie ihnen das beste Futter nehme, und brachten sie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!“ rief sie dann wol in ihrer Noth; sie hätte das auch sonst wol gern gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verschlossen.

Eines Nachmittages, da ein fremder Pferdebezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchse, welche ihn schon lange um ein solches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß sie dessen keine Ursach hätten; „den Pony habe er für Heilwig eingekauft, für solche Buben, wie sie beide, seien die Milchseel annoch die besten Rosse.“ Bei diesen Worten hob er das zitternde Mädchen, die dabei gestanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte diese behutsam auf dem Hof umher; die beiden Füchse aber rannten heulend in das Haus, um ihrer Mutter diese neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte schwieg; sie wagte, wo es das Mädchen galt, nicht gerne gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blasser, als sie ohnedies waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete sich in's Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung stieg und kalte Herbstluft wehte. Sie schlich sich frierend auf den Weg hinaus; bald schritt sie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Groß-

mutter nach dem Gelenhof zurück, bald stand sie rathlos still und wickelte sich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis sie am Ende, da eben über'm Herrenhaus der Mond heraufstieg, von kindischer Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Raum aber war sie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, so sah sie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf sich zusträzen.

„Was wollt Ihr!“ rief sie erschreckt. „Was hab' ich Euch gethan?“

Aber die Fülchse packten sie bei den Armen und zerrten sie gegen den steilen Rand einer Wassergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!“ schrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will Nichts, gar Nichts von Euch und Eurem Vater haben!“

Doch die beiden Fülchse fuhrten nur stumm und emsig in ihrer gemeinschaftlichen Arbeit fort, und schon blinkte von unten das Wasser in die entsezten Kinderaugen, da plötzlich ließen sie mit jammerndem Geschrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stod in seiner Faust, stand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte war alsbald zur Stelle, und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da schrie der Älteste durch der Mutter Gegenwart erimuthigt: „Der Aukuf! Wir wollten nur den Aukuf aus dem Neste schmeißen!“

Frau Benedicte stieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief sie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das ist kein Aukuf? Ihr kraus Gefieder stammt von einem andern Vogel; auch gäbest Du gar gern wol Weiß und Rind, wenn Du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf erschauen könntest!“ Sie streckte ihren hageren Finger nach dem Kinde, daß dieses sich erschrocken an ihres finsternen Vathen Seite drängte.

Dieser aber hob die Kleine auf seinen Arm und wischte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn Du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ sprach er, „dann weißt Du auch, weshalb der Vogel hier in's Nest gehört!“

Die Frau wollte ein hastig Wort erwidern; aber sie biß sich nur auf ihre bleichen Lippen; denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden schweigend mit einem Blick des Hasses auseinander: er mit dem schwarzen heimatlosen Vogel, sie mit den beiden rothen Buben, die sich an ihre Röcke hingen.

Nach diesem, als die untersezten Junker in die Länge schossen, ist ein armer candidatus reverendi ministerii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in den Dienst des greisen Pastors zu Gelenhof in Aussicht stellte, so ist er um ein Williges zu haben gewesen. Aber noch in späten Jahren, da er selber als emeritus in der müßigen Geschwähigkeit des Alters hier umherwanderte, hat er dess' kein Ende finden können, was diese Schüler ihm für Noth geschaffen haben. Hatte er sie eben zur Arbeit an ihre Sectionen fortgeschickt, so fand er sie statt dessen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an irgend einem unnützen Werke arbeitend; kam

er dann auch noch so hurtig mit der Haselgerte, so saßen sie zu seinem unaussprechlichen Erstaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenspiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchiv des Gesehnscher Pastorats vorhandenen Exemplar von „Henrici Müllers Diebstuß“ sieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefügter Säue mit Röhrl hingezeichnet, und dazu in kleinen steilen Zügen die vergilbte Handschrift: „Von den Herrn Junkern Henno und Benno more solito hinzugefüget.“

Aber auch seine Freuden hat der Candidat gehabt; denn wöchentlich an zweien Nachmittagen ist er auf Herrn Hennicke's Anordnung nach dem Gesehnsch hinübergewandert, um auch an Heilwig Sectionen zu erteilen. Wenn er hier in seinem abgeschabten Mäntelchen aus dem Eichen Schatten dem Hause zugeschritten ist, dann hat er, vergnüglich seine Hände reibend, vor sich hingeflüstert: „O arboretum recreationis! Lustwäldlein, drin Erquickung weht!“ Von der Treppe des Hauses ist ihm dann wol ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelassen; sie hat sich rasch die schwarzen Locken fortgestrichen, die ihr beim Gehen in die Stirn gefallen waren; dann aber, bevor der Unterricht begann, dem guten Informator die Klettenbüschel und etwa auch den Fuchsschwanz von wildem Sauerkraut abgenommen, was Alles seine männlichen Scholaren ihm zum Abschied auf den Weg gegeben hatten.

\* \* \*

Der Candidat sollte noch einen vierten Schüler erhalten.

Von dem Junker Dethleff, seit ihn als Kind die Waise in die Stadt genommen hatte, war in seiner Heimath weder etwas gesehen, noch gehört worden; ja in Frau Benedicte's Hause wußten die beiden Fische kaum, daß noch ein älterer Bruder da sei. Jetzt aber wurde ihnen solches und dazu noch, daß dieser nächstens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Mal verkündet. Denn die freigebige Waise in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angesprochen worden, und da sich keine zweite fand, so war, nach einem, diesmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelösten Rechenexempel, das Gerathenste, den Buben heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben. — Und eines Nachmittages im September, da auf Gesehnsch die hohen Bäume im warmen Sonnenbolde standen, ist von der Heerstraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre schätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in seiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelassene Ziehbrücke getreten ist, hat er fester seinen Stab gefaßt, wie um den großen Hund zu begegnen, welche derzeit aus den Herrensitzen mit Gebell den Ankommenden entgegen zu stürzen pflegten. Aber es ist dergleichen nichts geschehen; nur ein schwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gegangen und von einem Stücklein Brodes für die Fische drunten abgebröckelt.

„Wer bist Du?“ frug der Knabe, als sie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnst Du hier?“

„Das Haus steht leer;“ sagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörst Du? Da schlägt es eben Vier!“

Als die Uhr vom Hause ausgeschlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer ist denn Deine Großmutter?“

— „Mein Großvater war der Förster hier im Walde.“

„So?“ sagte der Knabe. „Ich kenne Euch nicht; aber Ihr dürft hier schon noch wohnen bleiben; denn ich brauche das Haus noch lange nicht!“

Die Kleine hatte sich gerade vor ihm hingestellt. „Du!“ rief sie. „Da werden wir Dich wenig fragen; das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinter dem Walde wohnt.“

Aber der Bube ließ das nicht anfechten. „Herr Hennicke ist mein Vater;“ sagte er; „aber das Haus ist mein; denn es ist meiner Mutter Haus gewesen.“

Als er so rebete, ist von dem Hause her eine ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß sie fremdem Willen sich zu beugen hatte lernen müssen. Eine Weile ließ sie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann sprach sie: „Siehst Du es denn nicht, Heilwig? Das ist der Junker Dethlev! Ich kenne ihn nach seiner Mutter Angesicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen.“

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht; Heilwig aber sah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Dethlev,“ rief sie, „Du siehst ganz anders aus als Deine Brüder!“

„Ich kenne meine Brüder nicht;“ sagte der Junker; ich kenne Euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Base nur noch lebte, so wäre ich erst gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch versprochen, daß ich auf seiner neuen Universität studieren soll!“

„Aber,“ sagte die Förstersfrau; „hat denn Herr Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geschickt?“

„Ich gehe lieber,“ entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedicte's Pferden reite!“

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eures Vaters vorbeigewandert seid?“

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erst meiner Mutter Bildniß sehen, bevor ich nach dem fremden Hause komme!“

„Mit Gott, Junker Dethlev!“ sprach die Alte, indem sie einen Schlüssel von ihrem Gürtel löste; „Heilwig mag Euch die Sommerstube aufschließen, indeffen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach besorge!“

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düsteren Küche zu handtieren anfang, stiegen die Kinder mit einander in das Oberhaus hinauf.

— Als spät mit Dunkelwerden der Junker Dethlev auf Frau Benedicte's Hof kam, haben die beiden Fische schon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er sollte ihnen gegen den dummen Informator beistehen und ihnen den Kukul aus dem Neste schmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei seiner Abendbüffel gefessen, hat das feine

Auch seines Wammes mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm gesagt, das passe hier nicht auf dem Bande; auch werde sie schon morgen ihm die blonden Locken stutzen. Herr Hennicke aber ist auswärts bei einem Nachbar zum Gelag gewesen.

Gleichwie indeß der Junker Dethlev sich Frau Benedicte's Schere zu erwehren verstand, so wurden auch die Hoffnungen der beiden Fische nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Dethlev mit dem „Aukul“ vor seiner Mutter Bild gestanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradschaft der des dummen Mädchens vorzog, ja sogar, gleich dieser und zu des verhaßten Informators Freude, emsig bei den Büchern saß.

Herr Hennicke selber ist seinem ältesten Sohne meistens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernst zu ihm geredet. Nur wenn der Junker sich bisweilen seines mütterlichen Erbes annahm, sei es, daß er für einen armen Hörigen Fürspruch that, oder daß er den sichtlichen Verfall des alten Hauses aufzuhalten wünschte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend angeschaut und ihn mit hartem Wort zurückerwiesen; doch noch niemals, was die beiden Fische sich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schläge gegen ihn erhoben.

Auf dem Gethenhofe ist der Junker oft gesehen worden. An Winterabenden saßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die spinnende Förstersfrau erzählte ihnen die Geschichten von den Bilbern droben, soweit sie selber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen sie auch wol nach dem kühlen Saal hinauf. Als einst die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem stillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf seinen Arm: „Du! Du mußt leise gehen!“

— „Leise? Warum denn leise?“

„Ja, Deine Mutter ist doch todt; und auch die andern, die hier abgebildet sind!“

Da that er, wie sie sagte; und flüsternd gingen sie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Dethlevs Mutter ihr Gespräch verstummte.

An andern Tagen strichen sie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durst sie überfiel, liefen sie zu einem Rätthner, dessen kleines Heimwesen dicht am Waldestrand gelegen war. „Forthmann,“ sagte dann wol der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus dessen Hand an Heilwig reichte, „warte nur, Du sollst zu Deiner einen Ruh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater ist auch ein guter Mann gewesen.“

Witunter redeten die Kinder gar ernsthaft mit einander; und einmal, da sie in einsamer Waldblichtung im Grafe beisammen saßen, sagte Dethlev: „Erzähl' mir doch einmal von Deinem Vater, Heilwig! Ist er denn niemals hier gewesen?“

Heilwig schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „Großmutter spricht nicht gern von ihm; ich glaube, Dethlev, er ist kein guter Mann gewesen; denn er hat meine Mutter verlassen, bevor ich noch geboren wurde, und sie ist dann darum gestorben.“



Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüsterte ihr zu: „Sag' es zu keinem Menschen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater ist auch kein guter Mann!“

Heilwig rührte sich nicht; und so saßen die Kinder in ihrer Einsamkeit noch lange schweigend Hand in Hand.

~~~~~  
Ein paar Jahre waren dahingegangen; aber je höher die gegenseitige Abhänglichkeit der Kinder gestiegen war, desto tiefer hatte sich in Herrn Hennicke's Brust der Groll gegen den Junker Dethlev eingegraben, bei dem jetzt noch allein sein Liebling vor der Anderen Unbill Hilfe suchte. Und wenn er grübelnd den beiden Kindern nachschaute, so vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte sich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufst Du allzeit hinter dem klüggen Vogel!“ sprach sie dann wol, und es bligte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „sie hat doch den blonden Jungen lieber, so schwarz sie selber ist!“ Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, so mußt Du Dir den Pastor suchen gehen, der das süße Pärchen trauen darf!“

Und eines Nachmittages nach solcher Aufreizung ist Herr Hennicke nach Gethenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin, sondern trat in die Kammer der Förstersfrau, die hinter ihrem Rade saß.

„Wo ist Heilwig?“ frug er.

„Sie ist um Erdbeeren mit dem Junker Dethlev in den Wald gegangen.“

„Ihr solltet sie besser an Euch halten!“ sprach er barsch.

Die Frau seufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach großend und unschlüssig draußen über dem Hecthor des Waldes lehnte, vernahm er vor sich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen. Da rief er: „Heilwig! Dethlev!“ Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig still nach seinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf seinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräusch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büsche knickten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Bogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an.

„Bogt!“ rief er, „hast Du den Junker Dethlev und die Heilwig hier gesehen?“

„Wol, Herr!“ Und er wies mit seinem Knittel ein Stüchchen aufwärts an dem Waldrand. „Sie sind dort nach des Forthmann Hause zugelaufen. Soll ich sie holen, Herr?“

Herr Hennicke warf einen raschen Blick über die Schaar der Arbeiter. „Wo ist der Forthmann?“ frug er.

„Der ist erst morgen an der Reihe.“

Herr Hennicke hieß den Bogt zur Stelle bleiben; er selber aber schritt hastig über die Felber, bis er des Rättners Haus erreicht hatte. „Wo sind der Junker Dethlev und die Heilwig?“ frug er diesen, der eben einen Eimer Wassers aus seinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das jorntrothe Antlitz seines Herrn erblickte, fürchtete, daß

den Kindern ein Leids geschehen werde, und antwortete stöhnend: „Ich weiß nicht, Herr; sie sind nicht hier gewesen.“

„Du lügst, Forthmann!“ rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!“

Herr Hennicke hieß den Mann in's Haus gehen und dort auf ihn warten. Er selber suchte draußen nach den Kindern; er stieß einen Haufen Reisig auseinander, er riß die Pforte des kleinen Immenhofes auf; aber er fand sie nicht. Endlich an einem Dornbusch sah er Heilwigs rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauses trat, stand der Rätbner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmziele unter dem Kesselhaken lachte. Er rief ihn zu sich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt Du, Forthmann,“ frug er, „wie mein Großvater seine frevelichen Bauern strafte?“

Der Mann starrte ihn nur angstvoll an.

„Geh“, rief er, „und hol' den Eimer Wasser, den Du vorhin aus dem Brunnen jogst!“

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denselben aus der Hand und goß das Wasser in die Heerde-Flamme, daß sie zischend und prasselnd in Wolken weißen Dampfes erlosch.

Eine Weile blieb er stehen, bis die stäubende Asche sich verflogen hatte; dann sprach er: „Dein Feuer ist todt; und wehe denen, die vor Wochenschluß es wieder anzuzünden wagen; sie sollte schwere Buße dafür treffen!“

Er wandte sich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib ist krank; die Woche hat ja erst begonnen!“

Aber Herr Hennicke ging, während der Rätbner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortschreitenden ausstreckte.

— Am andern Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Golenhof; er ritt durch das Hedthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, stand am Rande derselben der Vogt mit einer Peitsche in der Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkommen' geben wollte.

„Gib's ihm doppelt auf den Mittag!“ rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Heerde sehen!“ Und er erzählte, was gestern in des Rätbners Forthmann Haus geschehen war.

„Herr“, sagte der Vogt, „es wird sich Niemand dort die Faust verbrennen wollen!“

Herr Hennicke nickte. „Sie sollen aber wissen, daß sie nimmer sicher sind.“ Er gab seinem schwarzen Gaul die Sporen, und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgensonne; nichts Lebendes war zu sehen, als eine Katze, welche auf der Schwelle schlief.

„Ist Forthmann in der Arbeit?“ frug Herr Hennicke seinen Vogt.

„Ja, Herr.“

„Und das Weib?“

„Sie kann nicht; sie liegt schon wieder mal an ihrem schweren Schaden.“

Plötzlich riß Herr Hennicke sein Roß zurück. „Was ist das, Vogt?“ rief

er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus dessen First es bläulich in die Luft stieg.

„Das Herr,“ erwiderte der Mann, und deckte sich die Augen vor den schrägen Sonnenstrahlen; „das ist Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, so ist auch Feuer auf dem Herd.“

Herr Hennicke war rasch vom Gaul herunter. Als er die Lehmziele der Hütte betrat, sah er wie gestern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Herdes stand die kleine Tochter des Rättners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern stand der Junker Dethlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine frische Hand voll Reisig zuschob.

Erst als die Dirne einen Schrei ausstieß, sah er seinen Vater vor sich stehen. Er erschrak heftig; als aber dieser mit bebender Stimme frug: „Hast Du Dich unterstanden, dieses Feuer anzuzünden?“ sprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Rättners liegt in schwerem Siedthum und kann der warmen Speise nicht entzathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Wasser, der neben dem Herde stand. „Nimm!“ sagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte sich nicht.

„Nimm!“ schrie Herr Hennicke. „Oder glaubst Du, daß Du schon Herr auf diesem Boden bist?“

Da sprach der Junker: „Nein, Herr Vater; wol bin ich hier der Herr; aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Eueren Händen liegt. Wenn sie einmal in meinen ist, so sollen's meiner Mutter Leute besser haben!“

Bei diesen Worten ist der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gib ihm die Peitsche!“ schrie er dem Bogte zu, der eben eingetreten war. „Gib ihm die Peitsche!“ Als aber der Bogt vor solcher Anmuthung zurückgewichen ist, hat er den Stod aus dessen Hand gerissen und den Junker in das Angesicht geschlagen, daß das Blut hervorgeschossen ist.

Keinen Laut hat dieser ausgestoßen; er ist ruhig stehen geblieben, bis sein Vater fortgeritten war. Aber nach Hause ist er nicht gekommen und auch später in dieser Gegend nicht mehr gesehen worden; nur auf dem Gelenhose soll er spät desselbigen Abends noch gewesen sein.

~~~~~  
Der Sommer ist dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedicte's Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Gelenhof geritten kam, ist sie schreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die beiden Füchse am liebsten selbst den Kukul in ihr Nest geholt; denn es ist böse Zeit für sie gekommen. Und immer seltsamer ist Herr Hennicke in seinem Zorn geworden, daß seine Nachbarn sprachen, der schwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus; aber es ist nur seine eigentwillige und trozige Seele gewesen, die den Geboten Gottes sich nicht hat fügen wollen.

Im Herbst desselben Jahres ist es gewesen, daß der Stier eines Bauern stößig wurde und Herrn Hennicke's Dieblingshunde die Därme aus dem Leib gerissen hat, so daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm solches kund

geworden, hat er zuerst dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber ist er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen lassen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbaue eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; statt der Strolche und Vaganten, denen sonst darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüssel in seiner eignen Tasche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, ist ein solches Loben von der hungernden Creatur gewesen, daß im Hause Niemand den Schlaf hat finden können, als etwa die beiden Junker Henno und Benno, die sich nur schnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte selbst in all' ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Rissen wach gegessen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat sie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeschluckt; dann aber ist sie plötzlich nach ihres Eheherrn Bette zugesprungen, und da sie in der mondhellen Kammer sah, daß auch Herr Hennicke mit aufgestülktem Arm und offenen Augen dalag, so hat sie Alles nun mit einem Male wider ihn gespieen und verlangt, daß er den Bullen von der Kette löse. Er aber hat sich nicht gerührt und nur gesagt, sie solle ihre Kehle sparen, so werde sie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können; als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, sie gar um Fürwort bei dem Herren angegangen, da hat sie ihn voll Zornes angeschrien, er möge damit nach dem Gesehof zur Bastardbirne laufen. — Und am selben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrklammer verdrossen seine Hakenbüchse putzte, ist zögernden Schrittes Heilwig zu ihm eingetreten. Als er sie gesehen, ist sein schwarzes Auge licht geworden; er streckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da sie dennoch scheu und schweigend an der Schwelle blieb, sprach er: „Weshalb kommst Du nicht näher, Heilwig, da Du doch gekommen bist?“

Da trat sie näher zu ihm hin. „Herr Pathe“, sprach sie, doch so leise, daß er sein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!“

Wie eine Freudenbotschaft hat das Wort dem finsternen Manne geklungen; er warf sein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!“ sagte er, sie heftig schüttelnd; „Du hast mich nie gebeten, nun mach's gleich so, daß ich es fühlen kann!“

Doch als sie darauf sprach: „Herr Pathe, so laßet doch den armen Stier am Leben!“ Da fuhr er auf und schrie: „Wer hat Dich hergeschickt? Du redest mit Frau Benedicte's Zunge!“ Dann wieder, da das Kind ob seiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er sie plötzlich auf den Arm gehoben und ist mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgestürzt. Erst vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er sie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war und Heilwig, von den blutrothen Augen des rasenden Thiers erschreckt, entfliehen wollte, hielt er sie fest und hieß einem Hofsungen

ein Bündel Heu herbeiholen, so groß er es mit beiden Armen fassen könne. „Nun, Heilwig“, rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen stampfend und schnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da hast Du Deinen Willen; nun aber sollst Du für Dich selber bitten!“

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, die nur mit Widerstreben festgehalten wurde, zuckte bei diesem Wort erschreckt zusammen; dann aber hob sie sich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ihre blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie eines Kindes, sondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!“ sagte er erwartungsvoll.

Da sprach sie: — aber es klang fast mehr wie zornig, als wie bittend — „Herr Pathe, so solltet Ihr den Junker Dethleb wieder kommen lassen!“

Herr Hennicke zuckte jäher noch zusammen, als vorhin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die Hand des Mädchens fahren. Und so standen Beide wortlos neben einander, bis das erneute Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgetorfene Futter seinen Hunger noch nicht gestillt habe.

— Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Dethleb, er sei von Lübeck aus mit einem Spaniensfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob sich das Gerücht, im Rittersaale auf Gelenhof steige wiederum das Bild aus seinem Rahmen, in hellen Nächten zeige sich die todte Frau am Fenster und schaue aus nach dem Verstorbenen.

Als das zu Herrn Hennicke's Ohren drang, ergrimmete er heftig und verschwor sich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmesser, so heißt es, habe er vor dem Bilde gestanden, um es zu zerstoßen; aber die stillen Augen hätten ihn angeschaut, daß sein zum Stoße schon erhobener Arm herabgesunken sei.

Nach diesem ist der Saal von keinem mehr betreten worden; wie einst der Letzte des Geschlechts es ausgesprochen, die Bilder der Abgeschiedenen sind jetzt alle wie in einer Gruft beisammen gewesen. Nur wenn in Mondnächten sich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Aequinoctium die Stürme tobten, soll jene nächtliche Erscheinung sich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Gelenhof wollten nichts davon gesehen haben; nur einmal, da sie Nachts in ihrer Schlafstammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben sie über sich ein Rauschen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Dethleb und für die todte Frau ein still Gebet gesprochen.

\* \* \*

Manches Jahr war dahingegangen; längst war der Informator in das statt Ehrensoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hause auf Gelenhof wohnte eine halbblinde Greisin mit einer frisch erblühten Jungfrau, deren wehendes Braushaar jetzt in schweren Flechten gefesselt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe sie zu sich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einsamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag sich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelschwärme zogen, schritt sie manchmal

über die Sandstraße nach einem jenseits belegenen Haidehügel und spähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntag Abend, kam der junge Pastor die Straße herauf gewandert; dann lief sie ihm entgegen, und sie gingen Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hause zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Pastor freie um das schwarze Mädchen auf Gethenhof. Allein sie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinausfah.

Drüben in der Stadt, in einer Maientwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden; sechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, sei es, um alten Streit zu schlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort gewesen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß sein jetzt mündiger Sohn aus erster Ehe vor nunmehr fast zehn Jahren auf einem süßischen Rauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlassen habe, und daß von Schiff und Mannschaft später keine Kunde laut geworden sei; nun hatte er es so gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Dethlev als ein Verschollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt, und somit der Gethenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran seine Seele hing; nicht etwa seine anderen Söhne, die beiden Fische, welche jetzt schon gleich dem Vogte zwischen den Leibeigenen die Peitsche führten; es war noch immer das Kind mit dem schwarzen Haar gleich seinem und mit jenen Augen, aus denen ein längst verblichenes Antlitz wider ihn zu Klagen schien. War es auch zur schlanken Jungfer aufgewachsen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh sie ihren wilden Pathen und noch immer düstete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreise war, ließ bei dem Gedanken seinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun sollte sie ihm bald nicht mehr ent-rinnen können! Frau Benedicte's Zunge war in den letzten Jahren immer schärfer und spitziger geworden; das Schlüsselbund zu Kammer und Keller hielt sie so fest in ihren mageren Fingern, daß selbst Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backennochen traten spitz hervor; der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüßeln unterbrochen, und es schien unvermeidlich, daß zum nächsten Frühjahr nur noch ein gespenstiger Nachhall ihres wirthschaftlichen Waltens auf Trepp' und Gängen das Gefinde schrecken werde. Herr Hennicke aber sah daraus das Kräutlein „Hoffnung“ grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem seinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf seinem neuen Eigen hausen, und später sollte sie die Erbin sein; die beiden Fische mochten sich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuspruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem Nachbar zum zweiten

Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringst Du, Henni?“ frug ihn dieser; „Dein schwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!“ und dabei schenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennide trank; aber er war nicht der Mann, seine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern; aber anderswo.

Fröhlich nickend schwang er sich wieder in den Sattel; und immer schneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedicte's Haus, dann auf der Straße fort nach Gelenhof. Als er an die schmale Holzbrücke kam, scheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die scharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufschlag hinüberflog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schar von schwarzen Krähen, die seit Junter Dethlev's Fortgang dort Besitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennide sein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach dem Hause zu. Und als sie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erschreckte Mädchen hart bis an die Hufen seines unruhig stampfenden Pferdes. Seine schwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während sie wie betäubt zu ihm empor sah, überschüttete er sie mit dunklen und verworrenen Andeutungen seiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben sollst Du wohnen; die Todten kommen nicht wieder, aber die dummen Bilder sollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, so wie er eben erst gekommen war.

Eine Weile starrte ihm das schlanke Mädchen nach; dann floh sie in's Haus zurück und warf sich weinend zu den Füßen der halbblinken Greifin. Nur Eines aus den wüsten Reden ihres Pathen hatte sie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junter Dethlev's Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter strich ihr die schwarzen Locken von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ sprach sie; „der Stieglitz hat noch nicht gesungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier singen keine Vögel mehr; die schwarzen Krähen haben sie alle ja zerrissen,“ da erhob die Greifin ihren Finger, als wolle sie oben nach dem Saale weisen: „den einen nicht, Heilwig; den einen nicht; der ist kein Futter für die Krähen!“

Nicht lange danach, an einem Sonntag Nachmittag, als eben Frau Benedicte ein selbst gebrantes Kräutertränklein zum Rühlen in das offene Fenster stellte, ist auf dem Hofe dort ein Reiter von einer Scheide abgestiegen. Er ist noch jung gewesen; aber in einer Tracht, wie man sie vor einigen Jahren, da die Pariser Moden noch nicht die Herrschaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte sehen können, die aber auswärtz in den deutschen Handelsplätzen auch gegenwärtig noch im Schwange sein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Sinnen mit goldener Spange festgeheftet war; dagegen erschien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar so kurz geschoren, wie es nur immer Frau Benedicte einst

dem kleinen Junker Dethlev zugebacht haben mochte. Als er sein Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hause hinaufschritt, wurden in einem Leibgurt unter seinem Mantel ein Paar Pistolen sichtbar, deren Schlösser nach der neuesten Erfindung und außerdem von besonders kunstvoller Arbeit zu sein schienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn, und wurde von dieser, während ihre Augen eine beehende Musterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewiesen. — — Droben, in einem sonst nicht benutzten Zimmer, saß Herr Henniße schon seit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Ekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen seltsam geformten Doppelschlüssel, der dort alle Thüren öffnete und schloß. Eben stützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen und starrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmfressigen Archivschränken keine Ausstattung an den gestrichelten Wänden aufzuweisen hatte. In seinen Gedanken mochte er zwei Gräber vor sich sehen; auf dem schweren Leichenstein des einen eine hagere Frauengestalt mit festgeschlossenen Händen und darüber den Namen „Benedicte“; das andere ohne Namen, fern über'm Ocean, unsindbar von fremdem Kraut und Ranken übertüchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommenswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang stehen geblieben; aber sie mühte sich vergebens zu erhörchen, was droben hinter der dicht verschlossenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräusch, als würde ein schwerer Stuhl erschüttert, wie wenn etwa die Lehne von unsicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm sie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düstere ihres Eheherrn zu antworten schien. Schon war sie des vergeblichen Hörens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und sie hörte den jungen Hausherrn, während er hinaustrat, sagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denkt, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln sollt!“

Ein Hustenanstoss, den sie vergebens zu ersticken suchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Posten; der Reiter aber, der schon gegen die Treppe zugeschritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt rasch hinab, und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch seinen Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die kostbaren Pistolen nicht mehr sichtbar; irgend etwas, sei es ein bestehendes Verhältniß oder ein einst Geschehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieselben bei seiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch später nebst gewissen Schriften dort zu lassen. Seine Gedanken, wie sein Weg führten ihn nach einem alten einsamen Hause; vielleicht auch, daß er nach den eben verlaufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erschrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Henniße aber in seinem Archivzimmer sah noch mit stumpfen Blicken auf die zurückgelassenen Papiere, als sich von draußen die Stiege herauf Frau Benedicte's Hüfteln hören ließ. Sie hatte vom Fenster aus dem Fremden nach-



gespäht, sie hatte ihn im Hofe sein schiediges Roß besteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerstraße hinausreiten sehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat sie athemlos zu ihrem Eheherrn in die Stube. „Rechnest Du noch immer um Dein neues Erbgut?“ frug sie scharf.

Er stieß ein Lachen aus. „Was willst Du?“ entgegnete er kurz.

„Du hattest Besuch,“ sprach sie; „sag' doch, wer war's denn?“

Herr Hennicke sah sie mit düsternen Augen an. „Geh,“ sagte er; „ich brauch' hier keine Weiberzungen.“

Aber sie forschte weiter: „War's etwa einer von den süßlichen Stadtjunkern, bei denen Du in der Kreide stehst? Mach' Dir auf meine Gülden keine Rechnung!“

Herr Hennicke war aufgesprungen und that einen dröhnenden Faustschlag auf den Tisch. „Ein Stadtjuncker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe Dich mit sammt Deinem Hof darum, so es Einer von dem Krämervolk gewesen wäre! Da lies!“ rief er und schob ihr eines der Papiere zu. „Du sollst auch Deine Freude haben!“

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil' um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als sie ausgelesen hatte, legte sie es auf den Tisch und sagte: „Du wirfst ein Dump, Herr Hennicke; aber nicht der erste, der aus seines Weibes Hand gefüttert wurde.“

Einige Augenblicke war es todtstill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz wandte, that sie einen gellen Schrei und streckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es sich vor Mord zu schützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja seine Arme hingen wie gelähmt an seinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen sich das Weib erschrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgestiegen war.

„Was schreist Du?“ sagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halse nicht heraus. „Dies noch einmal, so wirfst Du sehen, daß die Schrift gefälscht ist! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird nicht zum zweiten Male kommen.“

Frau Benedicte aber las nicht wieder; sie sah Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob sie ihm auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr schweres Schlüsselbund vom Gürtel nestelnd, ging sie schweigend aus dem Zimmer.

~~~~~  
Draußen lag noch derselbe Sommertag auf Wald und Wiesen; doch neigte sich die Sonne schon allmählig, und auf Gelenhof streckten sich die Schatten der beiden Treppengiebel schon bis auf die andere Uferseite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauses stand mit gesenktem Kopf die Schede des blonden Reiters angebunden, und eben trat er selber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Gestalt Heilwig's. Der Reiter löste sein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel fassend, schritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenseits stehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die schönen jungen Menschen neben

einander; aber das Antlitz des Mädchens war von Freude geröthet und in ihren Augen war ein stiller Glanz; wie eine Braut nach dem erharrten Bräutigam blickte sie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als sie dieses in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein schweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Mein Heilwig,“ sprach er zu dem Mädchen, die sorgend zu ihm aufblickte; es ist nicht um meines Erbes willen; ich trag’ ernste Ründe für uns Beide.“

Und da sie leicht zusammen behte, setzte er hinzu: „Wir wollen nach unseren Kinderplätzen, Heilwig; erschrick nur nicht; meine Hand soll Dich um so fester halten!“

Sie gingen um den Ringgraben, dem Hectthore des Waldes zu und waren in dessen Schatten bald verschwunden.

— — Ueber eine Stunde ist dann wol vergangen, und der Gesehof hat wie verzaubert einsam dagelegen. Reize breiteten sich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendſchein die beiden jugendlichen Geſtalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da iſt das Mädchen mit den ſchwarzen Flechten blaß wie eine Lilie geweſen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll geſtanden. Mit geſenktem Haupte ging ſie neben ihrem ernſt blickenden Genoffen. „Und iſt es denn ganz, ganz gewißlich wahr?“ frug ſie leiſe.

Der junge Reiter hatte ihre Hand geſaßt, als ob er ſie daran halten müſſe. „Dem reichen Kaufherrn,“ ſprach er, „der unerkannt ſeines Vaters und Geſchlechts Geſchicken nachforſchte, iſt Nichts verſchwiegen worden.“

Stumm ſchritten ſie über die Zugbrücke dem Hauſe zu; da ſprach er wieder: „Es iſt ſpät, und wir müſſen den lergen Schlaf des Alters ſchonen; morgen, deß bin ich ſicher, wird da drinnen die alte Frau es uns beſtätigen.“

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog ſie ſeine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!“ ſprach ſie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

In der Kammer oben neben dem Ritterſaal, an deren Wänden einſt ſein erſter Schrei und ſeiner Mutter letzter Hauch erloſchen war, hatte man zur Nacht dem Gaſt die Lägerſtatt bereitet. Aber ſie blieb unberührt; im offenen Fenſter lehnte er und blickte über die Waldblöſe hinaus, die ſich unten jenseits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, ſchwellen Sommer-nächte; Nichts rührte ſich draußen, weder das Schleichen eines Nachthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber rauſchte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hauſe war es, als ob unſichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erloſch; zugleich ſprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinaufführte. Er trat zurück und ſpähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür in’s Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den roſtigen Schloßſchlüſſel um.

Wieder ſank die ſchwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er

halb wach, halb träumend in dem offenen Fenster. Schon seit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel Zwölf geschlagen; nun war Nichts hörbar, als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eisenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich scholl wieder ein dröhnender Glockenschlag in das Haus hinunter; der Junker wandte sich vom Fenster ab und laufte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte Eins geschlagen. Aber nebenan im Rittersaale rauschte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Dethleb, Dethleb!“ wie mit angstersticker Stimme seinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtschimmer, der durch die Fenster drang, eine weiße Frauengestalt, welche beide Arme ihm entgegenstreckte.

Einen Augenblick nur stutzte er; dann trat er rasch auf die Erscheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die seine faßte. „Was ist Dir? Was hat Dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?“

Sie blickte ängstlich um sich her: „Die Uhr schlug so fürchterlich; ich wollte zu Dir; mir war, als droh’ Dir Unheil hier im Hause!“

Er stützte sie sanft in seinen Armen. „Du träumst, Heilwig,“ sagte er; „was sollte mir in meiner Mutter Haus geschehen?“

— „Ich weiß nicht, Dethleb; aber laß mich bei Dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum.“

„Nicht nur die Sommernacht; bleib immer bei mir, Heilwig!“

— „Ja, immer, wenn Du es willst.“

Sie führte ihn zu einem der alten Sessel, der noch wie einstens, da sie als Kinder ihn gemeinschaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß seiner Mutter stand; er sollte nach seiner Reise jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog sie eine Fußbank darunter vor und setzte sich zu seinen Anieen, den Kopf in seine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer sanft zu athmen schien, sprach sie wie aus Träumen vor sich hin: „Mein Bruder! Mein viel lieber Bruder!“

Aber er hatte nicht geschlafen; er neigte sich zu ihr herab und flüsterte: „Mein traut Geschwister!“

Dann wieder hob sie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie seltsam, Dethleb,“ sprach sie leise; „es ist doch dunkel; aber ich sehe deutlich Deiner Mutter Bildniß; sie blickt uns freundlich an!“

„Ja, Heilwig; sehr freundlich.“

Und dann schwiegen sie. Sie wären fast entschlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Dethleb?“

— „Ich hörte Nichts.“

„Doch! Da ist es wieder; hörst Du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!“

Der Junker hatte sich aufgerichtet. „Die Thür ist verschlossen,“ sagte er.

Es war wieder Alles still geworden; sie hörten Nichts mehr; es mochte nur der Wind gewesen sein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann schwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte sie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es schlief nicht Alles in diesem Hause. Wäre sonst ein Ohr noch wach gewesen, es hätte draußen im Flur das leise Oeffnen der Thür zur Winterstube vernehmen müssen; dann ebenso leise unsichere Schritte durch dieselbe bis zur Thür des Saales selbst.

Unhörbar that sich diese auf, und eine dunkle Gestalt, vorsichtig gegen die Kammerthür hinschreitend, näherte sich den Schlafenden. Doch sie erreichte dieselben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Brust eines entsehten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müsse sie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr nöthig; sie sah nur noch eine taumelnde Gestalt mit beiden Armen um sich greifen und dann in schwerem Fall zu Boden stürzen. Zugleich erscholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeschleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Jüngers Hals umklammert; „Dethlev! Dethlev!“ raunte sie ihm zu. Er aber antwortete nicht; er hatte sich gebückt und seine Hand griff suchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Sessel lag, und seine Finger an dem Schlosse rührten, zuckte er zusammen und es schüttelte ihn wie Fieberfroß. Zugleich aber sprang er auf, und den Arm fest um sie legend, riß er Heilwig mit sich in die Kammer; und weiter, nachdem er hastig aufgeschlossen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelstiege.

„Wer war das?“ rief sie, als Beide athemlos im Unterhause angekommen waren. „Der wollte Dich tödten, Dethlev!“

„Ich weiß nicht; frag’ mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wissen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen.“

Er zog das Mädchen wieder mit sich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der schlummernden Greisin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und sahen nicht die fliehende Gestalt, die jenseits derselben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verschwand.

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter ist nicht wieder auf den Hof gekommen, so eifrig auch Frau Benedicte nach ihm ausgesehen. Mit Ersterem selber aber mußte Seltsames geschehen sein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgensuppe an sein Bett kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingesunkenem Antlitz; als sie aber mit Geschrei von bannen stürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erst zurückerief und sie dann sammt ihrer Suppe zu allen Teufeln schickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgeessen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Gelsenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwischen liegenden Waldes wegen nur selten hat vernehmen können. Da hat er aufgehört und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieser ihm berichtet, es sei die alte Förstersfrau vom Gelsenhof, hat er sich arg erboßt, daß man ihm Nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig“ ausgestoßen und befohlen, ihm

sein Pferd zu satteln. Er ist jedoch nicht fortgeritten; der Hofsunge hat stundenlang das aufgeäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgefattet werden mußte. Und ebenso erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages sah der Rätthner Forthmann, welcher eine blanke Auh am Seile führte, eine greise Reitergestalt über die Zugbrücke nach dem Gelenhof hinauffragen und dort am Hause von dem Pferde steigen.

Der Rätthner schüttelte den Kopf; er konnte sich nicht denken, was der Mann dort suche, denn es wohnte Niemand mehr darin; seine Grehne war zu dreien Malen mit der Morgenmilch an's Haus gekommen; aber immer hatte sie vergebens an die ringsum verschlossenen Thüren gepocht.

Auch jezt ist nichts Lebendiges zu spüren gewesen; selbst die schwarzen Krähen mußten auf Auhung fortgeflogen sein.

Der Reiter aber hatte mit einem schweren Doppelschlüssel die Hauptthüre aufgeschloffen. Vom Flur aus hat er die Räume des Unterbau's durchwandert; aber es ist Nichts darin gewesen, als nur das stumme Geräth, das einst den beiden Frauen zu ihrem einsamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgelehrt war, ist er vor der Treppe still gestanden, als müsse er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterste Stufe gesetzt und mit heiserer Stimme einen Namen in das Oberhaus hinausgerufen. Als ihm von dorthier nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlassen und ist vom Hofe fortgeritten; aber immer langsamer ist das Pferd gegangen, und immer zusammengefunkenener ist die darauf sitzende Gestalt erschienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in seiner stillen Abgeschiedenheit; nur die Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeitlang, bevor sie sich zum Schläfe in die Eichenwipfel setzten.

Von Heilwig aber und dem blonden Reitersmann hat sich jede Spur verloren.

Herrn Hennicke's Wünsche hatten sich erfüllt; der Junker Dethleb war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem schweren Leichenstein. Aber Herr Hennicke ist ein gebrochener Mann gewesen. Die beiden Fächse, welche sich allmählig zu ein paar breitschulterigen, geizigen Hagestolzen ausgewachsen, wirthschafteten emsig auf dem einen wie dem anderen Hofe; sie ackerten und ernteten und säckelten die Kornelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd besessen; aber in bestimmten Zwischenräumen ist er am Stabe nach Gelenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft gegessen, wie erwartungsvoll das Antlitz dem Hause zugewandt, als ob dort in jedem Augenblick die Thür sich öffnen müsse. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhr Glocke herabgeschollen, hat er wie erschreckt emporgeblidt; denn die Uhr schlug nach wie vor; er selber hat dem Küster aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenden Boden das Werk in stetem Gange halte. Wenn die Dorfkinde, vom Felde

kommend, hier vorübergingen, haben sie sich schon von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich unter einander flüsternd ihren Weg verfolgt; denn ein unsicheres, aber furchtbares Geräusch ist in den Bauernstuben umgelaufen; es seien die Schattenhände der todtten Frau gewesen, die Herrn Hennicke's Kraft gebrochen hätten.

Und so in seiner Einsamkeit ist er bis an die äußerste Grenze des Menschenlebens gelangt. Die Erscheinung des unruhigen Bildes aber ist nicht mehr gesehen worden; doch haben Einige wissen wollen, daß auch dieses selber aus der Gesellschaft des stillen Saales verschwunden sei.

* * *

Schon weit vor über hundert Jahren ist das Gebäude des Gekenhofes abgebrochen; wohin die Geschichtsbilder des Ritterssaales gerathen sind, hat der Erzähler nicht erfahren können.

Nur dieß Eine soll noch erwähnt werden.

Zu Bergen in Norwegen hat von dem Anfang bis fast zur Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem vornehmeren Kaufmannsstande ein Geschwisterpaar gelebt, von denen es geheißen, daß sie einem norddeutschen Adelsgeschlechte angehörten. Manich' schönes Mädchenauge soll nach dem blonden Kaufherrn angesehen, mancher hochangesehene Stadtherr um die Hand der dunkelhaarigen Schwester geworben haben; aber sie haben beide das Glück der Ehe nicht so hoch geschätzt, um dafür Eines von dem Andern abzulassen. Sonntags zum Gottesdienste in der deutschen Kirche, oder Abends, wenn die Comptoire geschlossen waren, zu einem Lustgang vor der Stadt, hat man sie viele Jahre lang durch die unebenen Straßen Bergens mit einander wandeln sehen; zuerst in nicht alltäglicher Jugendschöne, später, und selbst in höherem Alter, noch stattlich und von edlem Aussehen. Und wo sie vorübergegangen sind, haben die Menschen, die etwa vor ihren Häusern standen, sie ehrerbietig gegrüßt und hinter ihrem Rücken ihnen freundliche Worte nachgeredet. Zuletzt ist nur noch die Schwester da gewesen; doch nicht lange mehr.

Man würde diese Nachrichten nicht besitzen, und vor Allem, sie würden hier nicht zu erwähnen sein, wenn nicht aus dem Nachlaß der Geschwister ein jugendliches Frauenbildniß von der Meisterhand des Schleswig'schen Malers Jurian Ovens in eine der im vorigen Jahrhundert angelegten deutschen Galerien gelangt wäre. Es soll in deren großem Hause in einem stillen, selten betretenen Gemache gehangen haben und die Mutter derselben in ihrem Brautstande darstellen, obwohl die Schwester in keinem Zuge dem blonden Mädchenkopfe des Bildnisses soll geglichen haben.

Der alte Staat und die Revolution in Frankreich.

~~~~~  
Von  
Heinrich von Sybel.  
~~~~~

Les origines de la France contemporaine, par H. Taine. Vol. I. L'ancien régime.
Vol. II, 1. La révolution. Paris, librairie Hachette et C^{ie}. Cinquième édition. 1878.

Als Alexis von Tocqueville in seinem berühmten Buche über das alte Regime und die Revolution die Zersetzung der bourbonischen Monarchie geschildert hatte, schloß er seine Erörterung mit den Worten: „hiemit bin ich auf die Schwelle der großen Revolution gelangt; dieses Mal werde ich nicht eintreten; vielleicht aber werde ich bald dazu im Stande sein: dann werde ich sie nicht mehr in ihren Ursachen, sondern in ihrem Wesen betrachten, und werde schließlich die Gesellschaft zu beurtheilen wagen, die aus ihr hervorgegangen ist.“

Der Tod hat den trefflichen Forscher an der Verwirklichung dieses Vorsatzes verhindert, es ist das ein Verlust für die geschichtliche Literatur Europa's, der für alle Zeit beklagenswerth bleibt, und sicher nicht am wenigsten von dem Autor beklagt wird, der es jetzt unternommen hat, in die hier entstandene Lücke einzutreten, und die von Tocqueville gestellte Aufgabe zur vollen Lösung zu führen: die Schilderung nämlich des modernen Frankreich als des Ergebnisses der ungeheuren Wandlung, welche die Revolution über den alten französischen Staat verhängt hat. Die leitenden Grundgedanken, welche Tocqueville mit so schneidender Klarheit entwickelt hat, stehen auch an der Spitze der von Taine gegebenen Entwicklung: die Thätigkeit des ältern Autors hat den Grund für das Gebäude des jüngern gelegt. Allerdings ist sofort hinzuzusetzen, daß Taine's Arbeit überall selbständig, seine Darstellung eingehender, breiter, farbenreicher als die seines Vorgängers, der materielle Inhalt seines Ergebnisses vielfach verschieden von dem des früheren Werkes ist. Was trotzdem die Zusammengehörigkeit beider entscheidet, ist die, beiden Männern gemeinsame Grundauffassung, auf der einen Seite des Staates und seiner Voraussetzungen, auf der andern des Historikers und seiner Aufgabe. Es ist der gerade Gegensatz zu der im 18. Jahrhundert herrschenden Denkweise, die ohne Rücksicht auf die Eigenart und die Bedürfnisse des einzelnen Volkes nach einfachen Regeln der angeblichen Vernunft und des Naturrechtes den ein für alle Male besten Staat construiren wollte.

In sehr anschaulicher Weise sagt Laine sich von einem solchen Verfahren los. „Im Jahre 1849“, bemerkt er, „war ich Wähler und sollte bei der Ernennung einer ganzen Anzahl von Deputirten mitwirken. Dabei galt es nicht bloß, sich über Personen, sondern auch über Theorien zu entscheiden; man forderte mich auf, Royalist oder Republikaner, Demokrat oder Conservativer, Socialist oder Bonapartist zu sein: ich war Nichts von dem Allen, ja ich war überhaupt Nichts, und beneidete die Leute, die das Glück hatten, etwas zu sein. Diese trefflichen Männer bauten sich eine Verfassung wie ein Haus, nach dem schönsten oder neuesten oder einfachsten Plane; eine Reihe von Modellen stand zur Wahl, ein Grafenschloß, ein Bürgerhaus, eine Arbeiterwohnung, eine Caserne, ein Phalanstère, ein Hüttenlager, und ein Jeder sagte von seinem Modell: das ist die des Menschen würdige Wohnung, das ist die einzige, die ein verständiger Mensch bewohnen kann. Mir schien dies eine mißliche Sache. Ein Volk, dachte ich, kann wol sagen, welches Haus ihm gefällt, aber erst eine gewisse Erfahrung wird ihm lehren, welches Haus es bedarf, ob dasselbe bequem und dauerhaft ist, ob es der Witterung widersteht und den Sitten, Beschäftigungen und Launen des Bewohners entspricht. Wir in Frankreich sind mit unseren politischen Bauten nie zufrieden gewesen, in achtzig Jahren haben wir dreizehn Mal niedergeworfen und neu gebaut. Andere Völker haben anders verfahren und sich gut dabei befunden. Sie haben ein altes, festes Gebäude bewahrt, erweitert, nach Bedürfniß umgebaut und verschönert, aber niemals mit einem Schläge, nach den Regeln der reinen Vernunft, ein ideales Haus zu errichten versucht. Es scheint hienach, daß die plötzliche Erfindung einer völlig neuen, zugleich zweckmäßigen und dauerhaften Verfassung ein Unternehmen ist, welches die Kräfte des menschlichen Geistes übersteigt. Die politische und sociale Form, die sich ein Volk bleibend geben kann, ist keine Sache seiner Willkür, sondern ist bestimmt durch seinen Charakter und seine Vergangenheit. Sie muß sich seiner Eigenthümlichkeit bis auf den kleinsten Zug anpassen, sonst wird sie plagen und zerfallen. Also gilt es uns selbst zu erkennen, wenn wir die uns passende Verfassung entdecken wollen. Es gilt, die gewohnte Methode umzukehren, und sich zuerst ein Bild der Nation zu verschaffen, ehe man die Verfassung entwirft. Allerdings ist dies Verfahren sehr viel schwieriger und weitschichtiger als das bisher beliebte. Welche Forschungen in Vergangenheit und Gegenwart, welche Arbeit auf allen Gebieten des Gedankens und der That, um das Wesen eines großen durch die Jahrhunderte fortlebenden Volkes genau und vollständig zu erkennen! Aber es ist das einzige Mittel, um nicht zuerst gehaltlose Erörterungen und dann unhaltbare Constructionen zu liefern: was mich betrifft, so werde ich nicht an eine politische Meinung denken, ehe ich Frankreich kennen gelernt habe.“

Aus dieser Verwerfung der rationalistischen Staatstheorie folgt für den Autor von selbst die Ablehnung der entsprechenden Geschichtsschreibung. Wie bekannt, haben alle Parteien, die im Laufe der Revolution sich bekämpften, weiterhin sich auch der historischen Darstellung derselben zu bemächtigen gesucht, Emigranten und Feuillants, Girondisten und Montagnards, Bonapartisten und Communisten. Sie alle kannten, als sie ihre historischen Arbeiten begannen, ganz genau das Schlußergebniß derselben im Voraus. Die eigne Partei hatte

das Ideal des einzig guten Staates fertig vor Augen; danach stand das Urtheil über Genossen, Verbündete und Gegner von vornherein fest. Die erfreulichen Erscheinungen der Revolution waren der Thätigkeit der Partei, die unerfreulichen der Bosheit der Gegner zu verdanken. Das Studium der einzelnen Thatfachen erweckte nur insoweit ein wirkliches Interesse, als es Material zu der Einschränkung des Hauptsatzes lieferte: unsere Partei hat Recht, alle anderen haben Unrecht gehabt. Aus dieser Grundstimmung erklärt sich mehr als aus irgend welchen äußeren Hindernissen der geringe Fortschritt, welchen etwa bis zur Mitte unseres Jahrhunderts die Kenntniß der Thatfachen in der Revolutionsgeschichte gemacht hat; es erklärt sich daraus die sonst geradezu unbegreifliche Erscheinung, daß bei allem eifrigen Interesse für die Revolution eine aus den authentischen Documenten geschöpfte Geschichte Ludwig's XVI. bis auf den heutigen Tag noch nicht geschrieben worden ist. Denn daß eine solche auch durch die Bücher Tocqueville's und Taine's, bei aller Kraft ihres Geistes und aller Fülle ihres Stoffes nicht ersetzt wird, davon werden wir uns bald überzeugen.

Aber immerhin unschätzbare Vorarbeiten eines solchen, für die Geschichte der Revolution recht eigentlich Grund legenden Werkes sind die beiden Schriften. Bei festen und bestimmt erkennbaren politischen Grundsätzen wollen beide Autoren keiner Partei, sondern der Wissenschaft dienen. Beide wollen die Menschen und die Zustände kennen, ehe sie über die politischen Experimente derselben urtheilen. Beide sind erfüllt von dem Sinne des alten Wortes, die menschlichen Dinge nicht zu beweinen noch zu belachen, sondern sie zu verstehen. Erst wenn man den Boden und den Samen kennt, aus welchem die Revolution erwachsen ist, erst dann wird man ihr Wesen und Wirken begreifen; und aus dem Verständniß des Ganzen ergibt sich dann von selbst das Urtheil über die Einzelnen, mit dem bisher die Factionen sich in end- und fruchtlosen Hin- und Herreden abmühen. Wie dies gemeint ist, läßt sich wieder durch den Gegensatz erkennen. Nicht selten habe ich die Frage gehört: wie kann Taine, dessen erster Band umfassender als jedes frühere Buch die gängliche Fäulniß des alten Regimes offen legt, in seinem zweiten die Revolution in gleich ungünstiges Licht rücken? Wenn der alte Staat so völlig untauglich geworden war, so hatten die Franzosen doch völlig Recht, ihn ganz und gar in Stücke zu schlagen. So hat es denn nicht an Kritikern gefehlt, welche den Autor nach dem Erscheinen des ersten Bandes für einen gründlich liberalen und nach dem Erscheinen des zweiten tief enttäuscht für einen gründlich reactionären Politiker erklärt haben. In der That finden sich einzelne Stellen, die zu einer solchen Auffassung Anlaß geben können, einzelne Inconsequenzen im Urtheil: im Allgemeinen aber erscheint es gerade auf dem historischen Standpunkte selbstverständlich, daß aus einem schlimmen Zustand, wie ihn der erste Band schildert, die düstern Bilder des zweiten hervortreten. Man müßte umgekehrt sich wundern, wenn aus kranker Wurzel ein gesunder Baum entsprossen wäre. Die Männer der Revolution waren doch auf keinem andern Boden und in keiner andern Luft als denen des alten Staates erwachsen; dort waren ihre Vorstellungen entstanden, ihre Leidenschaften genährt, ihre Ideale gebildet; dort hatte ihr Wesen sein Gepräge, ihr Streben seine Richtung gewonnen; wenn dort nun alle Verhältnisse unnatürlich

verschoben, die politische Gesinnung von Grund aus verfälscht, alle Theile des Volkes mit bitterem Haß gegen den Staat und gegen einander erfüllt waren: wie hätten die Zöglinge einer solchen Schule dazu kommen sollen, bei dem endlichen Hereinbrechen der Katastrophe sich als Männer gereifter Erfahrung, praktischer Weisheit und besonnener Energie zu zeigen? Wer diese einfache Wahrheit einmal erkannt hat, wird sehr geneigt zu einer milden Beurtheilung der einzelnen Menschen und Parteien, allerdings aber nicht mehr in der Lage sein, mit kurzem Entschlusse für oder gegen das alte Regime oder die Revolution Partei zu nehmen. Denn ihm ist es dann klar geworden, daß die Revolution nicht bloß die Zerstörerin, sondern auch die ihre Abstammung niemals verleugnende Tochter des alten Zustandes gewesen ist.

Daß bei einem Werke Henri Laine's sich ein schriftstellerisches Talent ersten Ranges bethätigt, bedarf nicht erst einer ausdrücklichen Versicherung. Seine Darstellung beruht auf einem unendlich fleißigen Studium; archivalische Documente aller Art werden neben der gedruckten Literatur herangezogen; bei der Lectern findet die einheimische wie die ausländische, vornehmlich die englische, Berücksichtigung, während die deutsche allerdings so gut wie gar nicht beachtet wird. Immer aber ist die Masse des benutzten und gründlich verarbeiteten Materials enorm, und an hundert Stellen wird dadurch die historische Kenntniß erweitert, berichtigt, zu bestimmter Klarheit gebracht. Wir versuchen, den allgemeinen Gedankengang des Buches zu verfolgen, und werden an einzelnen Punkten etwaeige Gegenbemerkungen einschalten.

Man erinnert sich der inhaltreichen Ergebnisse, zu welchen einst Tocqueville's Untersuchungen geführt haben. Frankreichs centralisirte Verwaltung ist keineswegs eine Schöpfung unseres Jahrhunderts, sondern ein Erzeugniß des alten Regime. Seit Richelieu haben der Finanzminister, dessen Intendanten und Delegirten die Sorge für jegliche Art der Polizei, der öffentlichen Arbeiten und Anlagen, der ökonomischen und geistigen Wohlfahrt der Unterthanen ausschließlich in die eigne Hand genommen. Die elementare Grundlage der politischen Freiheit und der parlamentarischen Verfassung, die selbständige Localverwaltung und Gemeindefreiheit, war damit zerstört. Die geistlichen und weltlichen Magnaten, die einst als halbe Souveräne ihrer Bezirke in denselben die Obliegenheiten der Staatsgewalt erfüllt, den äußern und innern Frieden bewahrt, die localen Interessen gepflegt, und dafür von Rechtswegen Steuern, Dienste und Abgaben den Unterthanen auferlegt, den königlichen Uebergriffen aber nicht selten erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, sie Alle waren jetzt der königlichen Bureaucratie ebenso bedingungslos wie die Masse des Volkes unterworfen und aus jeder politischen Thätigkeit hinausgedrängt. Gelieben war ihnen von der alten Herrlichkeit nur ein verhängnißvoller Rest: die Einkünfte und Herrenrechte, die sie einst für ihre politischen Leistungen erhalten, bezogen sie weiter in der neuen Unthätigkeit. Seitdem lebten sie fort auf Kosten des arbeitenden Volkes als verhasste Schmaroher. Dafür sammelte sie der König an seinem Hofe, wo sie zur Entschädigung für die verlorene Freiheit mit Ehren, Pensionen und Geschenken, immer wieder auf Kosten des Volkes, überhäuft wurden. So

schärfste sich der Haß des Volkes gegen sie mit jeder neuen Generation und wurde endlich der Ausgangspunkt und der wesentliche Inhalt der großen Revolution.

Es sind eben diese Sätze, auf welche auch Taine seine Darstellung gründet. Die Privilegien waren einst der Lohn für politische Arbeit der Häupter und Führer des Volkes in den einzelnen Bezirken des Landes. Der Grundherr lebte damals inmitten seiner Hinterlassen; deren Wohl war sein eignes Interesse; durch natürliche und geschichtliche Bande war er mit ihnen vereinigt und ihr kräftiger Vertreter, wo die Staatsgewalt etwa Ungebühr und Willkür gegen die Bevölkerung versuchen wollte. Durch die bureaukratische Verwaltung waren diese Herren jetzt von dem Volke getrennt, und durch die unberechtigte Fortdauer ihrer Privilegien demselben entgegengesetzt. Denn weil der Edelmann keine Steuer bezahlte, mußte der Bürger und Bauer den Ausfall decken. Weil der Edelmann sein Jagdrecht behielt, mußte sein Wildpret durch den Weizen des Bauern gemästet werden. Wenn eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern des höhern Bürgerthums verschiedene Adelsprivilegien erwartete, so steigerten sich damit die Lasten der übrigen Bevölkerung. Es ist ein höchst dankenswerthes Verdienst des Autors, den Umfang der Privilegien und Herrenrechte auf der einen, die Wucht der Steuern und Abgaben auf der andern Seite vollständiger und genauer ermittelt und dargelegt zu haben, als irgend ein anderer, neuerer Schriftsteller. Das Ergebnis ist durch die gründlichere Erforschung nur noch grauenvoller geworden, als es die bisherigen Darstellungen vermuthen ließen. Nachdem der Staat, die Kirche und der Grundherr ihre Raten empfangen hatten, blieb dem Bauern vom Ertrag seines Ackers niemals mehr als die Hälfte, und oft steigerten sich seine Abgaben bis über 80 Procent seines Einkommens. Die Privilegirten dagegen bezahlten mindestens ein Fünftel weniger Steuern als eine gerechte Vertheilung gefordert hätte, und wußten sich am Hofe im jährlichen Durchschnitt mindestens 100 Millionen an Geschenken, Pensionen u. dergl. zu verschaffen. Dabei war, von verschwindend seltenen Ausnahmefällen abgesehen, keine Rede mehr von einer thätigen Sorge der höheren Classen für die niederen. Prälaten und Magnaten strömten nach Versailles; die Bauern wußten von ihnen nur, daß sie durch unbarmherzige Beamte ihre Gebühren und Pachtzinsen eintreiben ließen. So zerfiel Frankreich in zwei Welten, die schlechterdings ohne gegenseitige Kenntniß, ohne gemeinsame Interessen, durch Verachtung und Haß geschieden, neben einander dahinlebten, eine kleinere des Reichthums und des Genußes, der Bildung und des Geschmacks und vor Allem des glänzenden Muthigganges, eine größere der Armuth und des Elendes, der Unwissenheit und Rohheit, und vor Allem der immer tiefer um sich fressenden Erbitterung. Ein Zustand, wie er bei keiner Nation des christlichen Europa bis dahin vorgekommen war.

Dies Alles ist nun vollkommen richtig und von Taine durch eine Masse authentischer Zeugnisse nachgewiesen, dennoch aber ist zu sagen, daß es nur ein Theil der Wahrheit ist, und in dieser Einseitigkeit dem Autor zu erheblichen Irrthümern Anlaß gegeben hat.

Ich habe dabei das erste Wort der Erörterung im Sinne, die Centralisation der Verwaltung in der Hand der königlichen Beamten, als tiefste Wurzel alles

Unheils. Die Schattenseiten derselben sind von Tocqueville unabweislich entwickelt; trotzdem wird seine Darstellung unrichtig und ungerecht, weil sie die Lichtseite unerwähnt läßt. Niemand kann ihm bestreiten, daß die politische Unthätigkeit aller Stände in diesem Systeme, welches nur die Bureaucratie für Frankreichs Gemeinwesen sorgen ließ, die oberen Classen demoralisirt und die unteren unerfahren und unwissend gelassen hat. Aber der Historiker soll deshalb die positiven Leistungen jener großen Bureaucratie nicht vergessen. Sie war es, welche unter Colbert's Leitung die bürgerliche Ordnung und die wirtschaftlichen Anfänge des modernen Frankreich erschuf. Sie war es, welche zum ersten Male in Frankreich für ein Jahrhundert den Bürgerkrieg unmöglich machte, welche durch Straßen und Canäle den inneren Verkehr belebte, welche der Industrie und dem Handel zahllose fruchtbare Antriebe gab. Sie war es, welche später unter Turgot und Necker zum Besten des Volkes den Kampf gegen den Druck der Privilegien eröffnete, überall auf Reform und Fortschritt bedacht war, und mit schwerem Kummer ihre populären Anstrengungen an dem Widerstande der Privilegirten scheitern sah. Tocqueville selbst registriert die Thatsache, daß die liberalen Parteien vor der Revolution mehr nach Reformen als nach Freiheiten ausschauten, d. h. daß sie in jener Zeit von einer weiteren Kräftigung des Königthums die Besserung ihres Zustandes erwarteten. Erst dann kam es zur Revolution, als das Königthum in der unsichern Hand Ludwig's XVI. dieser Aufgabe sich versagte: dann fielen die Privilegien für immer, aber nach zehn Jahren entstand die monarchische Centralisation aufs Neue, um darauf zum zweiten Male drei Menschenalter hindurch die Bedürfnisse und die Stimmungen des französischen Volkes zu befriedigen. Es scheint doch mißlich, eine solche Institution ohne Weiteres Schwarz in Schwarz zu malen. Man kann es beklagen, daß sie nicht bloß Nichts für die Erziehung Frankreichs zur politischen Freiheit gethan, sondern die Freiheit und den Sinn für dieselbe, so viel an ihr war, im Volke erstickt hat. Aber wie ohne sie, in den Verhältnissen nach den Religionskriegen und der Fronde, irgend ein positives Staatswesen in Frankreich hätte entstehen sollen, darüber äußert sich auch Tocqueville nicht. Vollends verwunderlich ist es, wenn Laine bei der Aufzählung der privilegirten Stände, als jener genießenden Müßiggänger, jener einstigen Träger des öffentlichen Dienstes, die jetzt auf alle politische Leistung verzichtet haben, wenn er darunter neben Clerus und Adel als dritten den König nennt, das Haupt jener Staatsverwaltung, die nur zu eifrig alle Arbeit und damit alle Macht im Staate an sich zog und alle Andern von der Fürsorge für das gemeine Wesen auszuschließen suchte. Hier ist der innere Widerspruch handgreiflich. Auch wird er nicht erklärt etwa durch den Umstand, daß Ludwig XV. persönlich in Trägheit und Schwelgerei mit dem schlimmsten seiner Hoffschranzen wetterte, oder daß sein unglücklicher Nachfolger einen großen Theil seiner Zeit und Arbeitskraft in der höfischen Etikette oder auf seinen Jagden vergeubete. Denn gerade die Regierung Ludwig's XVI. war von ihrem ersten Tage bis zum letzten mit dem Bestreben erfüllt, durch die Beseitigung der feudalen Privilegien sowohl die Macht der Krone als die Wohlfahrt des Volkes zu heben, und an keiner Stelle könnte es verkehrter sein, die Krone als zehrendes Schmarogergewächs am Körper des Staates zu

betrachten. Hier komme ich auf meine obige Bemerkung zurück: hätte Laine anstatt oder neben einer Abhandlung über die Gesellschaft des alten Regime eine Geschichte seines letzten Monarchen geschrieben, ganz sicher hätte er einen solchen Mißgriff vermieden.

Vortrefflich aber schildert er nun, wie aus jener glanzvollen und inhalt-leeren Stellung der höheren Stände sich Schritt auf Schritt das Verderben ent-wickelte. Diese Vornehmen waren ohne jede ernste und anstrengende Thätigkeit. Intendanten oder sonst Beamte des Civildienstes zu werden, hielt die große Mehrzahl unter ihrer Würde. Den Kriegsdienst nahmen sie als Gelegenheit zu ritterlichem Abenteuer auf sich, für sie selbst war dabei keine Rede von strenger Zucht; Schulung und Pflege der Truppe überließen sie niederen Officieren und Sergeanten. Bischöfe und Aebte bezogen colossale Renten und widmeten hohen Damen ihre galante Devotion; Gottesdienst und Seelsorge aber war die Sache dürftiger Pfarrer und hungriger Vicare. Das einzige Feld ihres Ehrgeizes und ihres Interesses war der Hof, der Salon, die gute Gesellschaft. Hier zu glänzen war die Aufgabe jedes vornehmen Lebens. Da nun dem französischen Volke niemals ein reiches Erbtheil an Geist und Grazie gefehlt hat, so bildete sich aus jenem Streben eine Meisterschaft des persönlichen Erscheinens, eine Virtuosität des geselligen Verkehrs, eine feste und doch höchst elastische Regel des guten Tones hervor, wie die Welt früher und später nichts Aehnliches gesehen hat. Es war eben auch sonst noch nicht dagewesen, daß die ersten Stände einer großen Nation sich die Ausbildung einer exquisiten Geselligkeit zur höchsten, ja zur einzigen Lebensaufgabe setzten, daß sie die Thätigkeit des Geistes, die Strenge der Sitte, die Eigenartigkeit der Charaktere den Voraussetzungen und Anforderungen dieses Cultus des geselligen Tones unterordneten und aufopferten. Der letzte Zweck des Daseins war hier der Genuß in allen denkbaren Abstufungen, und streng nach diesem Gesichtspunkt wurde jede Denk- und Handlungsweise geregelt. Da der größte Theil des Lebens in der Gesellschaft aufging, war das dringendste Erforderniß die Höflichkeit, die gegenseitige Anerkennung, ohne welche jede Gesell-schaft unerträglich wird. Die conventionellen Formen, in denen sich diese An-erkennung vollzog, wurden damit das leitende Gesetz dieser großen Welt, und die Consequenzen ergaben sich von selbst auf allen Seiten. Unstatthaft wurde das Hervortreten irgend einer individuellen Besonderheit und Ueberlegenheit: anders oder gar besser zu sein als die Anderen wäre eine Verletzung guter Le-bensart gewesen. Ebenso verpönt war das Sichtbarwerden jeder starken Leiden-schaft, da eine solche ihrer Natur nach der Herrschaft der Convenienz widerstrebt. Dafür war das Laster entschuldigt, wenn es in anmuthiger Form auftrat, und geradezu gefeiert, wenn es spannende und aufregende Abwechslung in das Einerlei des täglichen Lebens brachte. Geistige Genüsse waren ebenso willkommen wie sinnliche; nur mußten sie ohne Mühe noch Arbeit erlangt werden, denn nicht zu lernen begehrte man, sondern sich zu unterhalten, und so war jede Art der Wissenschaft gut, mit Ausnahme der langweiligen. Daraus folgte, daß bei jeder geistigen Mittheilung nicht der Werth des Inhalts, sondern die Trefflichkeit der Form den wesentlichen Gesichtspunkt bildete: der abstracte Verstand im Dienste des Genußes, das war die geistige Signatur dieser Gesellschaft. Geniale Ori-

ginalität, unbewußte Schöpferkraft, naturwüchsiges Dasein waren hier schlechterdings antipathisch; nur in so weit wurden sie geduldet, als sie sich und ihre Mittel den Bestrebungen der herrschenden Gesinnung dienstbar machten.

Sehrreich ist nun die weitere Betrachtung, wie wesentlich die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit der vornehmen Gesellschaft für die Schärfung und Stärkung ihrer tödtlichen Widersacher, der revolutionären Theorien, geworden ist. Die Entwicklung dieses Processes kann wol als der Glanzpunkt in Taine's Werk bezeichnet werden: so unendlich oft die französische Literatur und Philosophie des 18. Jahrhunderts auch besprochen worden ist, so wüßte ich doch keinen früheren Autor zu nennen, der mit gleich umfassendem Material und gleich eindringendem Blicke die unausgesetzte Wechselwirkung zwischen den Zuständen und den Theorien klar gestellt, und eben damit einen unerschütterlichen Maßstab für die geschichtliche Beurtheilung beider gewonnen hätte. Taine beginnt, wie billig, mit dem mächtigen Aufschwung, welchen die Naturwissenschaften seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in ganz Europa genommen, und mit welchem sie einer völlig neuen Anschauung der Welt und des Menschen, im Gegensatz zu den speculativen und theologischen Vorstellungen des Mittelalters, die Bahn gebrochen haben. Es ist zunächst die Herrschaft der inductiven Methode, welche hier in Betracht kommt, die Verwerfung jeder dogmatischen Voraussetzung, die Ablehnung aller angeborenen Ideen, die Proclamirung der Beobachtung und des Experiments als der einzigen Quelle ertweisbaren Wissens. Hatten diese Grundsätze einmal auf dem Gebiete der Naturforschung unbedingte Anerkennung gefunden, so lag es nahe, die hier gebildete Denkweise auch auf die Erscheinungen des geistigen und sittlichen Lebens anzuwenden, und hier ebenso wie bei den physikalischen Processen die allseitige Prüfung durch die souveräne Kritik zu begehren. Möchte nachher das Ergebnis der Prüfung im Einzelnen ausfallen wie es wollte: die Thatsache allein, daß die Prüfung gefordert, daß das Recht des Bestehenden als solches verneint, daß die Autorität der Ueberlieferung dem Richterspruch der kritischen Vernunft unterworfen wurde, bezeichnete eine neue Epoche der Weltgeschichte und eröffnete die Möglichkeit bisher ungeahnter Fortschritte in Politik und Religion, in Staat und Kirche, in materieller und geistiger Cultur. Nur versteht es sich, wenn die inductive Methode solche positive Ergebnisse liefern sollte, so mußte ihre Anwendung eine gründliche und vollständige sein. Kein Naturforscher spricht das allgemeine Gesetz aus, welches das Leben eines Organismus bestimmt, ehe er dessen Werden, Bestehen und Vergehen in allen Theilen und Stadien beobachtet, mit seines Gleichen zusammengestellt, von allem Verschiedenen gesondert hat: gerade durch die Erkenntniß und Anerkennung des Auserwähltesten führt ihn die Analyse zu der Auffassung der allgemeinen Wahrheit. Und ganz nach derselben Regel, um sich eine richtige und für die praktische Reform verwertbare Vorstellung vom Staate zu bilden, muß man eine große Masse von speciellen Beobachtungen mit technisch geübtem und vorbereitetem Auge anstellen, man muß juristische, historische, ökonomische Studien machen, man muß die Besonderheit der Individuen und der Völker, der Zeitalter und der Culturstufen kennen, man muß nicht bloß einige, sondern sämtliche Functionen der menschlichen Natur nach ihren Gründen und ihrem Wirken erforschen: erst wenn das Alles geleistet ist, darf man

sagen, daß man nach der Weise des echten Naturforschers über den Organismus des Staates und die Gesetze desselben zu reden, daß man auf Grund der so ermittelten Gesetze die einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit zu beurtheilen vermag.

Wie kam es, daß hiervon in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts das gerade Gegentheil geschah? daß die durch die junge Naturwissenschaft angeregten Politiker gleich nach ihren ersten Schritten der inductiven Methode wieder den Rücken wandten, und den künftigen Staat rationalistisch nach einigen abstracten Principien construirten?

Laine weist es überzeugend nach: es war hauptsächlich der Einfluß der vornehmen Gesellschaft auf die Literatur, welche diese verhängnißvolle Wendung hervorrief.

Die hohen Kreise in Paris und Versailles waren, wie wir sahen, in ihrer glänzenden Unthätigkeit ebenso erpicht auf geistige wie auf sinnliche Erregung, und demnach bereit, jedem Literaten ihre Säle zu eröffnen, wenn er diesem Anspruch genug that. Nun gab es bei der damaligen Structur der Gesellschaft in Frankreich für den Schriftsteller, der sich nicht bloß an wenige Fachgelehrte wenden wollte, kein anderes Publicum als diese vornehmen Stände. Diese, und diese allein, waren in der Lage, dem Schriftsteller Ruhm, Ehre und gesicherte Lebensstellung zu gewähren, und so war Nichts natürlicher, als daß der Schriftsteller sich den Forderungen anbequeme, von deren Erfüllung sein literarischer Erfolg ein für alle Male abhängig war. Wir haben aber vorher die charakteristischen Züge der dort herrschenden Denkweise kennen gelernt. Zuerst der Abscheu gegen alle Gründlichkeit, gegen anhaltende und anstrengende Ausdauer, gegen ernste Vertiefung und geistige Sammlung. Denn das Alles wäre ja das Gegentheil von Ergözung und Zerstreuung, es wäre das Versinken in die Todsünde der Langweiligkeit gewesen. Wol wünschte man zu wissen, Vieles und Vielerlei zu wissen, aber es rasch und leicht, in buntem und prickelndem Wechsel, in der Quintessenz der interessantesten Pointen und Resultate zu erfahren. So wurden denn auch die Studien der Schriftsteller beweglich, vielseitig und oberflächlich. Die Masse der einzelnen Kenntnisse, über welche z. B. Voltaire verfügte, war ungeheuer in allen Fächern des Wissens, die Durcharbeitung aber und Verwerthung derselben durchgängig übereilt, aphoristisch und leichtsinnig. Dazu kam jene Abwendung des damaligen Publicums von jeder individuellen Eigenartigkeit, seine Tendenz, jede Persönlichkeit in die überall gleiche conventionelle Form zu zwingen, ein Streben, welches für das poetische Schaffen und für den historischen Sinn in gleichem Maße erdödtend war. Für diese Menschen war die Welt in ihrer sogenannten großen Welt beschloffen; sie hatten kaum mehr eine Vorstellung davon, daß es außerhalb derselben ein Dasein völlig anderer Art gebe oder jemals gegeben habe, oder wenn man sich in irgend einem Falle diese verwunderliche Thatsache nicht ganz verbergen konnte, verstand es sich doch, daß dieselbe unter gebildeten Personen überall keine Berücksichtigung zu finden hätte. Selbst auf der Bühne wäre es nicht mehr ziemlich erschienen, einen Bauern oder Arbeiter, einen Peruaner oder Profeten in der ihm natürlichen Weise sprechen zu lassen: sie alle wurden gleich

polirt, sententiös und wohlklingend, wie die erlauchte Gesellschaft ihrer Hörer. Jeder locale, jeder individuelle Ton wurde verwischt, jede Person des Drama's war nur noch ein Mundstück für die dem 18. Jahrhundert angehörige Beredsamkeit des Autors. Wie im Drama, so in der übrigen Literatur. Sehr richtig bemerkt Taine, wenn man einen englischen Roman dieser Zeit lese, so habe man ein Stück des englischen Volkes vor Augen, in jedem französischen dagegen unter den verschiedensten Costümen immer nur ein Bild des französischen Salons. Bei einer solchen allgemeinen Geistesrichtung, wie hätte man dazu kommen sollen, sich zur Kritik des Staatswesens mit weiten und schweren Forschungen auf historischem Gebiete zu belasten? Montesquieu hat es gethan, ist aber damit einsam unter seinen Zeitgenossen geblieben, und war zu großem Ruhm, aber zu sehr geringem Einflusse gelangt. Die anderen Reformer pflegten historische Schriften rasch zu durchblättern, um darin picante Belege für irgend einen längst fertig aufgestellten Satz zu finden, für die Herrschsucht z. B. des Priesterstandes, die Völlerei der Diplomaten, die Unerfüllbarkeit des fürstlichen Ehrgeizes u. dgl. An die verwickelte Aufgabe dagegen, einen einzelnen Staat und dessen Verfassung nach ihren klimatischen, geographischen und historischen Voraussetzungen zu begreifen und zu beurtheilen, daran dachte außer Montesquieu kein Mensch. Das entscheidende Publicum begehrte es nicht, im Gegentheil, es hätte so schwere Kost mit Unwillen zurückgewiesen. Ihm kam es, wie bemerkt, überhaupt viel weniger auf einen belehrenden Inhalt als auf eine reizende Form an; der Gegenstand interessirte es an sich selbst sehr wenig, sondern im Grunde nur als Stoff einer möglichst geistreichen, zugleich aber möglichst verständlichen und aufregenden Conversation. Da galt es denn für jede Erörterung, bei dem Hörer keine Spur eines bereits vorhandenen, durch eigene Arbeit erworbenen Wissens vorauszusetzen, trotzdem nie trivial zu werden, sondern in jedem Falle bis zu neuen und überraschenden Wahrheiten vorzubringen. Demnach strebte die Sprache und der Stil weder nach Fülle noch nach Tiefe, um so mehr aber nach Klarheit und Bündigkeit. In der Entwicklung schritt man regelrecht von Schluß zu Schluß; man hütete sich, irgend ein Mittelglied zu überspringen. Um eindringlich zu sein, wurde man rhetorisch; um zu überzeugen, suchte man jeden Inhalt auf einige allgemeine, leicht einzuprägende Sätze zurückzubringen. Die gute Gesellschaft freute sich, auf so angenehme Art in den Besitz der vorgeführten Weltanschauung zu gelangen: die Literatur aber ließ sich um so gründlicher von der realen Erkenntniß hinweg in die Wege inhaltloser Abstractionen hineindrängen.

Daß die so gepflegte und gelenkte Literatur seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts eine oppositionelle war, daß sie seit der Mitte desselben alle Grundlagen des vorhandenen Zustandes mit dem grimmigsten Ungefühle untergrub, dieser Umstand erregte bei jenen vornehmen Kreisen nicht den geringsten Anstoß. Einmal gab es auch bei ihnen vielfache Unzufriedenheit, Aerger über die eigene Ohnmacht und die Allmacht der königlichen Beamten, Auflehnung gegen die unbulbsame Orthodoxie, Verdruß über persönliche Zurücksetzung am Hofe: man hatte also nur ein schadenfrohes Behagen, wenn die Philosophen den lästigen Machthabern mit ätzender Kritik den Standpunkt klar machten. Oder wenn

der immer stärker heranwachsende Materialismus die Lehre verkündigte, daß das leibliche Wohlbehagen das höchste Ziel des menschlichen Daseins und eine kluge Selbstsucht die entscheidende Regel des menschlichen Handelns sei, so sprach er damit zuletzt nichts Anderes aus, als was halb unbewußt die Summe alles Treibens der hohen Gesellschaft selbst war. Vor Allem aber, alle die Theorie war hier eben Nichts als Theorie, nichts als Conversation, Nervenreiz und Zeitvertreib. Man declamirte gegen die veralteten Mißbräuche, aber natürlich, sein rechtmäßiges Eigenthum wollte man behalten, und dazu gehörten ja auch die Privilegien und Herrenrechte. Man fühlte sich in einer neuen Ueberlegenheit über die bornirte Masse, wenn man sich zu Humanität und Liberalismus bekannte, und Neben gegen den Aberglauben und den Knechtsinn hielt. Daß diese gefeierten Theorien einmal auch das Gemeingut der Volksmassen werden und dann entsehlliche Explosionen bewirken könnten, davon hatte man keine Ahnung. Wer im Jahre 1780 den Damen in Versailles solche Dinge vorausgesagt hätte, wäre angesehen worden, wie etwa heute ein Prophet, welcher für das kommende Jahrhundert anstatt der Menschen als Herren der Schöpfung die Hunde und Raken bezeichnen wollte.

Dieses Publicum also war es, in dessen Atmosphäre und unter dessen Einwirkung die Philosophie der revolutionären Aufklärung heranwuchs. Hier lernte sie rasches und oberflächliches Studium, Abkehr von dem historischen Sinne für die Mannigfaltigkeit der wirklichen Dinge, Neigung zu rhetorisch ausgeschmückten Formeln und Gemeinplätzen. Als man daran ging, den besten Staat zu construiren, ließ man sich von der Naturforschung die allen Menschen gemeinsamen Eigenschaften berichten, den Widerwillen gegen den Schmerz, den Drang zum Wohlbehagen, die Fähigkeit, aus den Sinnesempfindungen Vorstellungen und Schlüsse zu bilden. Diese Eigenschaften faßte man als den Begriff des Menschen schlechthin zusammen, und aus dem Wesen dieses abstracten Menschen leitete man dann, wie die Folgerungen eines mathematischen Lehrsatzes, die Gesetze der Politik, der Sitte und des Rechtes ab. Da alle Menschen den gleichen Naturtrieb zur Glückseligkeit in sich tragen, so muß der Staat ihnen Allen die Wege zur Erreichung dieses Zieles eröffnen. Da sie Alle von Natur die Fähigkeit zu Begriffen und Schlüssen haben, so werden sie auch die richtigen Mittel zum Zwecke ergreifen, sobald man ihnen nur die Hände frei läßt und bei einem momentanen Irrthum das Richtige mit einem folgerichtigen Raisonnement veranschaulicht. Daß in der Wirklichkeit bei der großen Mehrzahl der Menschen die Leidenschaft stärker ist als die Vernunft, und die Begierde heftiger wirkt als der Gedanke, daran dachten diese Verehrer des abstracten Verstandes nicht: mit der Thatfache, daß jeder Mensch die Fähigkeit des logischen Schließens besitzt, schien ihnen die Gewißheit gesetzt, daß er auch nach dem Ergebnisse des logischen Schlusses seine Handlungen einrichten werde. Wenn man für die Trefflichkeit des von ihnen entworfenen Staatswesens einen logisch bündigen Beweis liefern konnte, schien ihnen auch die Sicherheit und Dauerhaftigkeit ihres Gebäudes vollkommen verbürgt. Andererseits, daß zur Erhaltung der Staatsordnung noch andere Kräfte nöthig sein könnten als logische Erörterungen, diese Vorstellung lag außerhalb der Bahnen ihrer Theorien. Die Logik aber

kennt keine Schranke, als die Evolutionen ihrer eignen Begriffe, und so ließ sich allerdings bei dem gewählten Verfahren der vorhandene Zustand auf das Gründlichste zerreiben. Vor dem kritischen Angriff der neuen Lehre hielt keine Vertheidigung der verjährten Ungerechtigkeiten des alten Regime Stand; übel war dabei nur, daß bei ihren Grundsätzen überhaupt keine feste und dauernde Staatsordnung, gleichviel welcher Farbe und Gattung, erreichbar war.

Wenn möglich noch schärfer als der bestehenden Ordnung des Staates setzte sich die Theorie dem überlieferten Kirchenthum entgegen. Auf dem religiösen Gebiete lieferte ihr die damalige Naturwissenschaft in ungleich größerer Masse als auf dem politischen die Materialien zum Kampfe. Astronomie, Physiologie und Anthropologie vereinigten sich mit den philosophischen Bestrebungen zu der Erörterung, daß das Wunder eine Täuschung, die Offenbarung undenkbar, ein außerweltlicher Gott nicht erweisbar sei. Bald steigerten zahlreiche Stimmen die Negation zu der Erklärung, daß jede Gottesidee zu verwerfen, und im Menschen selbst der angebliche Geist nur die feinste Function der organisirten Materie sei. Zwar blieb Voltaire sein Leben lang Deist, und Rousseau erklärte seinen Glauben an Gott und an die Existenz und Unsterblichkeit der Seele: um so entschiedener aber erhob sich jener gegen die göttliche Institution der Kirche und dieser gegen die christliche Grundlehre von der Sündhaftigkeit und Rechtfertigung des Menschen. Genug, wie sie auch untereinander verschieden waren, der Krieg auf Leben und Tod gegen die bestehende Kirche war ihnen Allen gemeinsam, ein Krieg nach dem tiefsten Gegensatz der Principien. Es war ein Irrthum, wenn Tocqueville die Ansicht aufstellte, die Revolution habe die Kirche nur beseindet, so weit und so lange sie zugleich ein feudales Adelsinstitut gewesen; nachdem sie die hier erworbenen Güter und Privilegien verloren, habe die demokratisirte Gesellschaft anerkannt, welch ein starkes demokratisches Moment das Christenthum selbst enthalte, und sich demnach mit vermehrter Wärme den religiösen Gefühlen hingegen. Hier ist Taine's Darstellung ohne Zweifel richtiger. Die Revolution wußte sehr wohl, weshalb sie nicht bloß die Güter, sondern den Sturz der Kirche verlangte; und nicht die Genossen der Revolution, sondern die durch die Gräuel der Schreckenszeit vermehrten Gegner derselben haben den Aufschwung der Kirche in unserem Jahrhundert herbeigeführt.

Faßt man die Staatstheorie der Aufklärung etwas näher in das Auge, so treten besonders zwei charakteristische Züge hervor, die auf der einen Seite ihre Herkunft aus dem innersten Kerne des alten Regime bekunden, und auf der andern den ganzen Verlauf der Revolution in höchst energischer Weise bestimmen haben. Das hier entworfene Staatsideal, weil ausschließlich aus einigen allgemeinen Eigenschaften aller Menschen hergeleitet, war ebensovoll kosmopolitisch als egalitär. Wie auf der Bühne jener Zeit der Franzose und der Barbar, der antike Hellene und der moderne Pariser dieselbe Sprache, die Sprache des Versailler Salons, rebete, so kannte auch die politische Theorie weder Franzosen noch Engländer, weder Katholiken noch Protestanten, weder Gebildete noch Ungebildete, sondern immer nur den Menschen im Allgemeinen. Sie ertzog nicht, welche Einrichtungen in Frankreich den Bedürfnissen und Fähigkeiten der ge-

bildeten Stände und der ungebildeten Massen entsprechen würden, oder in wie weit die Gewohnheiten und Anschauungen ihres Volkes eine Uebertragung ausländischer Institute thunlich oder schädlich machten: sondern sie formulirte die Rechte des Menschen, des abstracten anstatt des wirklich vorhandenen Menschen, und hatte damit die Gewißheit, daß die hierauf gegründete Staatsform für alle Menschen und folglich für alle Völker die einzig gute und mithin die einzig berechtigte sei. Ebenso deutlich wie die Gleichheit aller Nationen vor dem neuen Staatsrecht ergab sich dann auch die Gleichheit aller Menschen in dem neuen Staate, und zwar nicht blos der Anspruch auf gleichen Rechtsschutz oder gleiche Fähigkeit, Rechte zu erwerben, sondern die Forderung auf Verwirklichung der angeborenen, materiellen Rechtsgleichheit. An diesem Punkte nahm, wie man weiß, Rousseau seine Stellung, und gab der kommenden demokratischen Revolution die letzte entscheidende Wendung. Treffend bemerkt Laine, wie bei aller Gemeinsamkeit der Principien Rousseau's Lebensgang und Charakter ihn vielfach zu anderen Anschauungen als Voltaire und die Encyclopädisten kommen ließ. Bei diesen richtete sich der tiefste, grimmigste Born wesentlich gegen das, was sie Aberglauben, Verdummung, Pfaffenthum nannten, während ihnen die Umformung des alten Staates mehr eine Sache des Verstandes als des Affectes, ein Schlußsatz ihrer allgemeinen Theorie und eine ideale Forderung der Menschenfreundlichkeit war. Sie tritten aus Ebfelnn für das arme Volk und dessen Leiden, während sie sich selbst im Beifall und in der Günst der besten Gesellschaft sonnten. Rousseau dagegen hatte selbst das Leben eines Proletariers durchlebt; in seiner nervösen Reizbarkeit und unermeßlichen Eitelkeit, in der er auf seine Schwächen und Laster fast noch stolzer war, als auf die Größe und Stärke seines Geistes, hatte er, der Besichtslose, oft Hungernde, nicht selten Erniedrigte und Beschimpfte, sich mit lodender Erbitterung gegen die Günstlinge des irdischen Glückes, die Vornehmen und Reichen, die Schwelger in Müßiggang und Hoffahrt erfüllt. Diesen glühenden Haß übertrug er auf den Staat und das Recht, welches so ungerechte Contraste unter den Menschen hervorgerufen hätte. Die Menschen, fand er, waren gut in ihrem ursprünglichen Zustande, weil sie gleich waren. Erst der Staat, die Kultur, die Gesellschaft haben die Ungleichheit und damit das Laster und die Verbrechen geschaffen. Nicht blos unberechtigt ist das Bestehende, wie es die Encyclopädisten dargethan, sondern schädlich, giftig, tödtlich. Im Gegensatz dazu zeichnet er dann das Bild des echten, menschlichen Staates.

Die gleichen und guten Menschen treten in ihrem Naturzustande zusammen, um den Grundvertrag ihres künftigen Staates zu schließen. Ein Jeder gibt der neuen Gemeinschaft Freiheit und Eigenthum vollständig dahin, um dafür einen gleichen Antheil an der Herrschaft und den Gütern der Gesamtheit zu empfangen. Diese Gesamtheit aber ist allmächtig. Kein Gesetz bindet ihren Willen, denn ihr Wille ist der Quell aller Gesetze. Kein König, keine Behörde, kein Vornehmer steht über ihr; jeder Einzelne ist nur berechtigt, so weit und so lange er eine Vollmacht von der souveränen Masse erhält. Nicht die Obrigkeit befiehlt dem Volke, sondern das Volk fordert Gehorsam von jedem seiner Beamten, und wirft ihn hinweg, wenn er ihm nicht mehr gefällt. Für die Freiheit

des Einzelnen gab es hier keine Stätte, aber aus der Gleichheit Aller wuchs mit dämonischem Jubel die ungebundene Willkür der Massen empor.

Eine Weile noch bewegten sich auch diese Lehren nur als willkommenes geistiges Reizmittel in den Gemüthern wenn nicht der vornehmen, so doch der gebildeten und besitzenden Stände. Das höhere und bald auch das niedere Bürgerthum erfüllte sich mit solchen Anschauungen. Diese Classen nahmen damals an einzelnen Adelsprivilegien Antheil; sie lieferten dem Staate zahlreiche und hervorragende Beamte; sie gaben der Nation den größten Theil ihrer berühmten Denker und Dichter; sie trieben Industrie und Handel, und vermehrten täglich ihren Reichthum, während der Adel sich durch seine Verschwendung ökonomisch ruinirte. So waren sie von dem Bewußtsein ihres Werthes erfüllt und fanden den fortbauenden Vorrang des Adels unerträglich. Sie hörten demnach mit innerer Erquickung die Lehre von der Gleichheit aller Menschen und der Souveränität der Gesamtheit. Denn den Privilegirten gegenüber schien es ihnen selbstverständlich, daß sie, die durch ihre Bildung unter dem Volke hervorragten, die Führer der herrschenden Gesamtheit, der bisher Nichtprivilegirten sein würden. Der Staat der Freiheit und Gleichheit würde ja auch der Staat der reinen Vernunft sein, und demnach ihnen, den Meistern der vernünftigen Erörterung, die leitende Stellung nicht entgehen können. Unterdessen ließ die Masse des armen Volkes, völlig abgetrennt von den Quellen der Cultur und von der geistigen Bewegung ihres Landes, sich noch lange Jahre hindurch Nichts träumen von der Fülle der Herrschermacht, die ihm nach den neuen Entdeckungen unveräußerlich angehörte und die ihm so überraschend bald in den Schoß fallen sollte. Die einzige Aenderung in seiner Lage, und damit die einzige Vorbereitung für seine künftige Souveränität, war Wachsthum der äußern Noth, und damit der innern Verwilderung und Erbitterung. Dann aber kam die Zeit, wo der kleine Kreis der allein gebildeten und genießenden Stände, wo die von diesen geleitete Staatsgewalt in innerer Demoralisation, in Factionshader und Finanznoth sich auflöste, und die Krone selbst die populären Kräfte zum Kampfe gegen die Privilegirten aufrief. Alle Ressorts der Staatseinrichtungen versagten damals: die Classen waren leer, die Behörden und die Stände in bitterem Streite untereinander, die Regimenter des Heeres unzuverlässig und zuchtlos. Durch das Land ging die wilde Gährung einer beispiellosen Hungersnoth und zugleich die unermessliche Aufregung der allgemeinen Reichstagswahlen. Unter diesen Umständen erfuhren die Volksmassen in Städten und Dörfern durch ihre Candidaten, Advocaten und Demagogen, was in Wahrheit Rechtens sei. In ihrer Unwissenheit und Noth, in ihrer Rohheit und Erbitterung lernten sie plötzlich, daß es für sie, den Souverän, keine Schranke, keine Verpflichtung, keine Autorität mehr gebe, daß mit der alten Verderbniß und knechtischem Wesen gründlich aufzuräumen sei, und dann Allen Alles gehören werde. Sie vernahmen es mit gierigem Ohre und stürzten vortwärts, um Jeden niederzutreten, der ihnen ihr gutes Recht noch streitig machen würde.

Die höchsten und edelsten Ziele winkten damals dem Jahrhundert und begeisterten die Herzen ungezählter wackerer Männer. Freiheit, Wohlstand und Bildung für Alle, kein Unterschied unter den Menschen als der des Talentes und

der Tugend, Bruderfynn unter allen Bürgern im Staate und unter allen Völkern des Erdballs: das waren die Ideale, welche das Jahr 1789 für die Welt und die Zukunft proclamirte, und deshalb liebt man in Frankreich, von den unsterblichen Principien und den schönen Tagen dieser ersten Epoche der Revolution zu reden. Es wäre auch dies Alles, sagt uns Thiers, zur trefflichsten Wirklichkeit geworden, hätten nicht die bösen Emigranten und die fremden Mächte durch ihren tödtlichen Angriff die humanste aller Revolutionen in Verzweiflung, Nothwehr und Blutvergießen hineingedrängt. Es wäre Alles gelungen, sagt Louis Blanc, hätten nicht mit Robespierre's Sturz die bösen Thermidorianer an die Stelle der Tugend und Bruderliebe eine Politik des Lasters und der Selbstsucht gesetzt. Unter hundert Menschen jenseit der Vogesen theilen vielleicht achtzig die eine oder die andere dieser Anschauungen, und so ist es begreiflich genug, daß die unbarmherzigen Thatfachen, mit deren Masse Laine ihre schönen Bilder zertrümmert, bei der Mehrheit seiner Landsleute mit unwilligem Bestreben aufgenommen worden sind. Der Contrast zwischen dieser Wirklichkeit und jenen Idealen ist allerdings enorm; von schönen Tagen der Revolution, oder auch nur von einem einzigen schönen Tage ist in Wahrheit nicht zu reden; in derselben Stunde, in welcher die absolute Monarchie zusammenbrach, bedeckte eine wüste, rohe und grausame Anarchie das Land, um ein Jahrzehnt hindurch Frankreich mit Gewaltthat und Frevel aller Art zu erfüllen und endlich einen Despotismus ohne Gleichen dem Volke als Erlösung und Rettung erscheinen zu lassen. Der Schluß ist unabweisbar: entweder taugten die Ideale Nichts und die Coblenzer Emigranten hatten Recht gegen die Nation; oder das französische Volk hat die hohe Aufgabe in völlig ungeeigneter Weise angegriffen, und sein geschichtlicher Ruhm hat sich dieses Mal auf den Satz zu beschränken: in magnis voluisse est. Weder die eine noch die andere Seite dieser Alternative wird dem Ohre eines liberalen Franzosen wohlklingend erscheinen.

Aber wohlklingend oder nicht, die Thatfachen sind unerbittlich, und bis jetzt hat jede neue Forschung in den authentischen Documenten nur dazu gebient, sie in immer breiterem Umfange und auf stets gesicherterem Grunde festzustellen. Wir sahen den Abschluß des alten Regime. Die Großen des bisherigen Staates waren durch den Mißgung entnervt, in Genußsucht verweicht, in Sittenlosigkeit verkommen; niemals ist die Aristokratie einer großen Nation unter so schwächlichem Widerstande überwältigt und von dem Boden des Landes weggesetzt worden. Die Führer der Bewegung aber folgten einer auf höchst einseitige und deshalb grundfalsche Auffassung der menschlichen Natur gegründeten Staatslehre und hatten keine Vorstellung von der wirklichen Beschaffenheit ihrer Mitbürger, sowie von den Voraussetzungen und Bedürfnissen eines realen Staatslebens. Die große Masse endlich war unberührt von jeder politischen Bildung, grimmig erfüllt gegen den bisherigen elenden Zustand und dessen wirkliche oder vermeintliche Urheber, leichtgläubig und jedem Affecte zugänglich, durchdrungen von der Gerechtigkeit ihrer wildesten Begierden und Leidenschaften. Mit solchen Materialien kann man ein altes, halb unbrauchbar gewordenes Haus in die Luft sprengen, aber nimmermehr einen zweckmäßigen und dauerhaften Neubau auführen.

So weiß denn Laine aus den unmittelbar in und mit den Ereignissen er-

wachsenden Documenten im Einzelnen nach, wie schon vor der Eröffnung des Reichstages der Zustand an hundert Punkten aus den Fugen ging. Auflauf und Plünderung, Ungehorsam gegen die Behörden und Mißhandlung verhaßter Personen war an der Tagesordnung; die Beamten der öffentlichen Gewalt waren muthlos und wagten die ebenfalls murrenden Truppen nicht zur Herstellung der Ordnung aufzubieten. Die ersten Wochen des Reichstages brachten dann die heißen Verhandlungen über die Vereinigung der drei Stände, den Versuch des reactionären Staatsstreichs und den Bastillesturm. Die Aufregung war von Tag zu Tag gewachsen, die Spannung im ganzen Lande ungeheuer: mit der Pariser Katastrophe stürzte der alte Staat von einer Grenze zur andern in allen seinen Theilen zusammen; und nicht bloß die Privilegien und Herrenrechte, sondern auch sämtliche Staatsbehörden verschwanden auf einen Schlag, oder stellten doch auf die erste Drohung eines bewaffneten Volkshaufens ihre Wirksamkeit ein. Die französische Nation hatte thatsächlich keine Regierung, keine Gerichte, keine Polizei, keine Steuern mehr. Dafür hatte sie Zeitungen, Vereine, Versammlungen, Rassenmusiken und Synchjustiz; Sicherheit von Person und Eigenthum existirte nicht mehr, wol aber that Jeder was sein Herz begehrte, bis ein Stärkerer das Gegentheil beliebte und Jenen niederschlug. Dieser anarchische Zustand dauerte im Wesentlichen ungeändert bis zum Höhepunkte der Schreckenszeit fort; zeitweise beruhigte er sich hier und da, um dann am nächsten Tage oder an einem andern Punkte sich mit verdoppeltem Ungeßüm wieder zu erneuern. Inmitten dieses allgegenwärtigen meuterischen Wirrwarrs saß der König, ein ohnmächtiger Gefangener, in den Tuilerien. Die einzige Stelle, an der es eine Möglichkeit für die Herstellung des Staates gab, war die Nationalversammlung, deren Ansehen und Popularität bei dem Volke und bei der Nationalgarde groß genug war, um bei zweckmäßigem Vorgehen sich allmählig Gehorsam zu verschaffen. Aber zwei Gründe hinderten das Betreten eines solchen Weges. Der eine war die Befangenheit in der einmal herrschenden Theorie der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit. Da war das Recht des Aufstandes gegen Unterdrückung verkündet, und mithin durfte jeder Bürger in jedem Augenblick sich unterdrückt und zum Aufstande berechtigt fühlen. Es war diesen souveränen Bürgern eingeprägt, daß der Wille des souveränen Volkes höher stehe, als der seiner Repräsentanten, und daß das Volk jeden Augenblick befugt sei, in die unmittelbare Ausübung seiner Souveränität zurückzutreten. Es leuchtet ein, daß unter der Herrschaft solcher Grundsätze die Bändigug des Straßenunfugs und der localen Aufstände und Gewaltthaten eine schwere, wenn nicht hoffnungslose Aufgabe war. Nicht minder unthunlich war auf diesem Boden die Regelung der Pressfreiheit und des Vereinsrechtes, deren unbedingte Handhabung als der höchste Ausdruck und das kostbarste Kleinod der revolutionären Freiheit galt. Da nach der Theorie die Staatsbeamten nicht die Herren, sondern die Diener des souveränen Volkes sein sollten, so empfahl es sich, sie nicht durch die Centralregierung ernennen, sondern durch die Bürger, und zwar immer nur auf kurze Zeit, erwählen zu lassen. Für die Verwaltung übertrug man in gleichem Sinne die Geschäfte nicht einzelnen Beamten, sondern deliberirenden Collegien; in der Gesetzgebung machte der Grundsatz der Gleichheit die Bildung eines Oberhauses

und eine entscheidende Einwirkung des Königs unmöglich. So blieb die Regierung ohnmächtig, die Gesetzgebung hastig und schwankend, die niederen Classen des Volkes unbändig, und bei mannigfaltigen Anlässen zeigte sich, daß Clubredner und Zeitungsschreiber, welche den Begierden der Massen zu schmeicheln wußten, die Regierung und die Nationalversammlung zu blindem Gehorsam unter ihre Befehle beugten. Mehr als einmal wallte in der Versammlung der Zorn über ein so unwürdiges und unheilbrohendes Verhältniß auf: aber jedem Versuch, dasselbe mit einem kräftigen Griffe zu zerreißen, fiel dann die Furcht vor einer monarchischen oder aristokratischen Reaction, das zweite der vorher erwähnten Momente, in den Arm. Um die anarchische Willkür der Demagogen und Proletarier zu bändigen, gab es nur ein Mittel: Stärkung der Staatsregierung. Also Herstellung der Zucht im Heere, eine energische Organisation der Verwaltung, ausreichende Vollmacht für die Beamten der Sicherheitspolizei, scharfe Strafgesetze und rasche Justiz. Wie aber? wenn man auf diese Art der Regierung die Mittel zur Bändigung der Proletarier und Meuterer gab, wer sicherte dann die Freiheit und die Nationalversammlung gegen das Oberhaupt der gekräftigten Regierung, gegen den König, den man bisher durch die permanente Meuterei in wehrloser Unterwerfung gehalten? und weiter, wer schützte nach der Kräftigung der Monarchie gegen die Herstellung aller feudalen Privilegien und Mißbräuche, für deren Gönner und Beschützer man in unheilbarer Verblendung den König hielt? In diesem Zweifel siegte regelmäßig bei der Nationalversammlung die revolutionäre Stimmung. Die augenblickliche Furcht vor den Fäusten der die Sitzungen umgebenden Pöbelhaufen wirkte zusammen mit der Besorgniß vor einer künftigen königlichen Reaction. Als einige Jahre später bei der Organisation der republikanischen Regierung die Schwäche der Behörden wieder empfunden wurde, erklärte mehr als ein Redner sehr unbefangen, die Einrichtungen seien ohne Zweifel schlecht von Grund aus und so rasch wie möglich zu verbessern; man habe dies auch bei ihrer Schöpfung im Jahre 1790 sehr wohl gewußt, aber sie absichtlich so elend hergestellt, um im Interesse der Freiheit dem Könige jede Machtentwicklung unmöglich zu machen. Genug, die constituirende Versammlung that Nichts, um die persönliche Sicherheit und die politische Ordnung mit unantastbaren Schutzwehren zu umgeben; im Gegentheil, sie that sehr viel, um der leidenschaftlichen Willkür der Volksmassen die Thore weit zu öffnen. Man kann sagen, daß sie mit unbedachtsamer Hand den Samen zu allen Schrecken der Schreckenszeit ausgeworfen und die traurigen Anfänge dieser Entwicklung selbst noch ohne einen Versuch zur Abhilfe vor Augen gehabt hat. Vor Allem gilt dies auf dem ökonomischen Gebiete: die colossale Umwälzung der Vermögensverhältnisse in Frankreich, welche beinahe die Hälfte des Bodens in andere Hände gebracht und das Gemeinwesen untwiderstehlich in communistische Bahnen geworfen hat, ist durchaus das Werk der Constituante gewesen.

Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich in meiner „Geschichte der Revolutionszeit“ diese Verhältnisse nach authentischen Materialien dargestellt, und damit bei dem französischen Publicum vielfachen Anstoß gegeben. Um so größere Befriedigung darf ich jetzt empfinden, wenn ein so bedeutender Forscher wie Laine, nach Heranziehung zahlloser Documente der Pariser Archive, ganz und gar zu

demselben Ergebnisse gelangt. Was mir von Einwendungen gegen seine Erörterungen bekannt geworden, ist äußerst unerheblich. Da man die von ihm urkundlich nachgewiesenen Thatfachen nicht aus der Welt schaffen kann, so bemerkt man wol, daß seine Mittheilungen wahr aber einseitig seien, daß er neben der Schilderung der Revolten und Missethaten nicht satzsam hervorhebe, an wie vielen Orten die Bürgergarde wacker und tüchtig die bürgerliche Ordnung aufrecht erhalten habe. Laine wird weit entfernt sein, diese letzte Thatfache zu bestreiten; wäre sie nicht vorhanden gewesen, so würde es im 19. Jahrhundert kein Frankreich mehr gegeben haben. Aber er würde fragen dürfen, ob eine Versammlung Lob verdiene, die als Beherrscherin eines großen Staates bald ein Drittel, bald die Hälfte desselben drei Jahre lang einer blutigen Anarchie ohne alle wirksamen Gegenmaßregeln Preis gibt; ob man von schönen Tagen oder von einer humanen Revolution reden dürfe, wo in demselben kurzen Zeitraum sechs entseßliche Jacquesen das Land verwüsten, zahllose politische Morde straflos bleiben, militärische Meuterei und kirchlicher Haberd den Massen die Waffen zum Bürgerkrieg in die Hand drücken? Man weist uns auf die reine und ideale Begeisterung, welche damals noch Millionen freheitsdurftiger und patriotischer Seelen erfüllt habe; wol sei es eine schöne Zeit zu nennen, wo edle Ziele und unendliche Hoffnungen alle Pulse in höhern Schlag versetzt, und ein ganzes Volk mit jugendlich emporstrebender Frische und Energie erfüllt hätten. Ja, es gab Augenblicke so goldner Träume und Täuschungen. Aber hätten sie auch länger gedauert: nicht durch ihre Gefinnungen, Reden und Wünsche, sondern durch ihre Thaten nehmen die Völker ihre geschichtliche Stellung und empfangen ihr geschichtliches Urtheil. Laine schreibt das letztere mit scharfer Feder und oft mit grellen Farben, in dem wesentlichen Inhalt aber gibt er Nichts, was aus den Thaten der Revolution nicht in unaufhaltsamer Bändigkeit folgte.

An einzelnen Punkten seines Werkes kann man Lücken wahrnehmen oder Einwendungen erheben, die jedoch an dem Gesamtergebniß Nichts ändern. Der Raum verstattet mir nicht, in diesem Sinne alle Einzelheiten der reichen Darstellung durchzugehen; es muß mir genügen, einige wenige Beispiele anzuführen. Während in den ersten Monaten der Revolution die Bewegung der niedern Classen in Stadt und Land ganz identisch ist, und die gewaltthätige Anarchie überall bei Arbeitern und Bauern in gleicher Weise die gleichen Zwecke verfolgt: ist einer der hervorstechendsten Züge der spätern Schreckenszeit der allmählig auftretende Interessentkampf zwischen dem Volke der Städte und der Dörfer. Je mehr sich die Allmacht der Bergpartei und der Pariser Commune entwickelt, desto massiver wird die Ausbeutung der Revolution zu Gunsten des städtischen Proletariats auf Kosten nicht bloß der großen Grundbesitzer, sondern auch der kleinen Bauern. Bei dem Erscheinen dieses Gegensatzes denkt man zunächst an die Selbstsucht und Habgier der Pariser Demagogen: man überzeugt sich aber leicht, daß dieselbe nimmermehr eine so weitgreifende Wirksamkeit hätte gewinnen können, wenn nicht die gegebenen Verhältnisse die Möglichkeit des Classenkampfes geboten hätten. Eine Erörterung aber der hier in Betracht kommenden Punkte, eine Angabe der in den ersten Revolutionsjahren den Gegensatz vorbereitenden Momente sucht man bei Laine vergebens. Auch in der Darstellung des alten

Régime bleibt seine Aufmerksamkeit ganz vorwiegend den ländlichen Verhältnissen zugewandt: hätte er mit gleich umfassendem und detaillirtem Fleiße auch die Schichten, die Interessen und die Begierden der städtischen Bevölkerung studirt, so würde das eben angedeutete Problem ganz von selbst seine Lösung gefunden haben.

Mit bewundernswerthem Scharfblick und unwiderleglicher Bändigtheit weist Laine die logische Unhaltbarkeit und die praktische Verderblichkeit der egalitären Tendenzen sowol bei Rousseau's Lehren als bei dem Wirken der Constituante nach. Er zeigt, in welchem Widerspruch die Gleichheitstheorie mit der wirklichen Natur des Menschen steht, wie in Folge dessen die reine Demokratie die Verwirklichung der politischen Freiheit unmöglich macht. In vollem Einklange mit Tocqueville entwickelt er die Unentbehrlichkeit gewisser, den jedesmaligen Umständen angepaßter aristokratischer Einrichtungen für die Schöpfung und Erhaltung eines freien Gemeinwesens, und erörtert, wie tief dieselben in den Bedürfnissen und Forderungen der menschlichen Natur begründet sind. Diese Abschnitte seines Buches sind geradegu meisterhaft zu nennen, und je weiter auch heute noch der egalitäre Aberglaube bei den liberalen Parteien verbreitet ist, desto lebhafter wird man Laine's Darlegung eine starke und andauernde Wirksamkeit wünschen. Dagegen scheint es mir, daß durch diese Auffassung der politischen Institutionen der Autor sich mehr als billig in der Beurtheilung ihrer damaligen Vertreter, der Edelleute und Prälaten von 1789, hat beeinflussen lassen. Es ist dies eine der wenigen früher erwähnten Incongruenzen zwischen dem ersten und dem zweiten Bande des Werkes. Nachdem man in jenem die Schilderung der Genußsucht, der Unnatur, des Müßigganges der vornehmen Gesellschaft gelesen, nachdem man mit dem Autor die Ueberzeugung von den verhängnißvollen Folgen dieses Zustandes gerade für die Urheber desselben gewonnen hat: ist man überrascht, im zweiten Bande diese Privilegirten als den besten, einsichtigsten und patriotischsten Theil der Nation wieder zu finden, dessen Vernichtung oder Ausstoßung dem Lande einen ganz ähnlichen Schaden wie einst die Verfolgung der Hugenotten zugefügt hätte. Zur Erläuterung dieses Contrastes reicht offenbar die Thatsache nicht aus, daß in den letzten Jahren vor der Revolution vornehmlich durch Rousseau's Einfluß auch in die vornehmen Kreise der Ton einer sentimentalen Humanität gebrungen war, daß man auch hier es liebte, von der Rückkehr zu einem idyllischen Naturleben, von allgemeiner Menschenliebe, von Vinderung jeder Noth zu reden. Denn auch diese Anwandlungen blieben doch in der Hauptsache eine geistreiche Phrase des Salons. Als Ludwig XVI., Turgot und Calonne mit den menschenfreundlichen Reformen Ernst machen wollten, waren es, wie wir sahen, eben jene sentimentalen Edelleute, die ihnen in den Arm fielen, und durch die Vereitelung der Reform die Revolution heraufbeschworen. Als dann der Ausbruch erfolgte, hatten Manche unter ihnen allerdings so weit Einsicht in die neue Lage, daß sie sich beeilten, auf Vorrechte selbst zu verzichten, welche weit und breit im ganzen Lande von dem entfesselten Volke bereits mit Füßen getreten wurden. Die entsetzliche Verfolgung, welche darauf, unter Nichtachtung jedes bestehenden Rechtes und menschlichen Gefühles, mit blutdürstiger Grausamkeit und schamloser Habgier über sie verhängt wurde, wird den Opfern derselben das Mitleid und die Sympathie

jedes rechtschaffenen Beobachters sichern, und vollends zur Verschönerung der revolutionären Gesetze gegen die Emigranten wird man stets nur Sophismen und niemals Gründe beibringen können. Dies Alles aber trifft nicht die Frage, ob, wie es Laine annimmt, diese Verfolgten an politischer Tugend, an Geistesbildung und Thatkraft eine hervorragende Stellung in der Nation einnahmen. Die Nachbarvölker sämmtlich, so viel ich weiß ohne irgend eine Ausnahme, waren in jener Zeit darüber entgegengesetzter Ansicht. Gewiß, es gab unter den Emigranten zahlreiche Personen, welche sich in den Gegenden, wohin ihre Flucht sie führte, Achtung und Zuneigung gewannen. Die große Masse aber hat durchgängig in Folge ihres leichtsinnigen Hochmuthes, ihrer innern Zänkereien und ihrer schamlosen Fribolität, ein ebenso übles Andenken hinterlassen, wie sich hundert Jahre früher die geflüchteten Hugenotten durch Eintracht, Ernst und Thätigkeit aller Orten Verehrung und Dankbarkeit ihrer neuen Landsleute erworben haben.

Ueber Kunstinteressen und deren Förderung.

Von
Conrad Fiedler.

Unter dem in der Ueberschrift gewählten Ausdruck „Kunstinteressen“ sind nicht die mancherlei Beziehungen zu verstehen, die sich aus dem bloßen Vorhandensein der Kunstwerke und der künstlerischen Thätigkeit innerhalb der menschlichen Gesellschaft unwillkürlich ergeben; nicht etwas Allgemeines zu verschiedenen Zeiten, wenn auch dem Inhalt nach Verschiedenes, so doch dem Wesen nach immer Bestehendes ist mit jenem Ausdrucke gemeint, sondern etwas Besonderes, der Gegenwart Eigenthümliches; nicht eine thatsächliche Erscheinung, die aus dem Gegeneinanderwirken verschiedener Lebenselemente nothwendig entsteht, sondern etwas Willkürliches, Gewolltes, was den Inhalt von gewissen der Zeit aufgenöthigten Bestrebungen bildet.

Es gibt Menschen, die den Beruf des Lebens nicht darin finden, selbst etwas Nüchternes zu leisten, sondern darin, den anderen Menschen vorzuhalten, was sie leisten sollten; sie tragen sehr leicht an der Verantwortlichkeit, die sie für das Pfund haben, welches ihnen zugetheilt ist, maßen sich aber eine schwere Verantwortlichkeit für den Zustand ihrer Nation, ihrer Zeit an; sie meinen, daß sie die Verpflichtung hätten, für die Bildung, die geistige Höhe, den Glanz ihrer Zeit zu sorgen, aber anstatt durch ihr eigenes Dasein und ihre eigenen Leistungen auch nur ein Weniges dazu beizutragen, daß ihre Zeit, ihr Volk achtungsgebietend neben anderen dastehen könne, erschöpfen sie sich darin, Mittel und Wege anzugeben, damit Andere leisten können, wozu sie selbst sich außer Stande fühlen. Durch sie treten an die Stelle natürlich entstandener Thätigkeiten künstlich erzeugte Bewegungen und das Bild der Zeit setzt sich anstatt aus inhaltsreichen Thaten aus leeren Bestrebungen zusammen. In diese Kategorie der Bewegungen und Bestrebungen gehört das, was unter dem Namen der Kunstinteressen auf dem Programm aller der Dinge steht, deren Förderung der Zeit zur Pflicht gemacht wird. Es handelt sich hier also nicht um die Erforschung und Darstellung einer Erscheinung aus dem inneren geistigen Leben der Menschen, sondern um die Besprechung gewisser Angelegenheiten, die, von Wenigen ausgehend,

gleichsam von außen in das Leben der Menschen eingeführt werden. Das, was in dieser Hinsicht auf dem Gebiete der Kunst vorgeht, steht keineswegs vereinzelt da; andere Gebiete zeigen analoge Erscheinungen und wir haben hier nur ein Beispiel aus einer ganzen Reihe von Bestrebungen, die, ausgerüstet mit einem reichen Apparat vortrefflicher und unwiderleglich klingender Gründe, glänzender Aussichten und erhabener Ziele nur allzuviel Spielraum und allzu anerkannte Bedeutung in unserem gegenwärtigen Leben erlangt haben.

Bei der Neigung, die heutzutage so allgemein ist, Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des geistigen Lebens anzustellen, allgemeine Resultate zu ziehen, die Zeit mit anderen Zeiten zu vergleichen, hat die Erkenntniß nicht ausbleiben können, daß gegenüber dem bedeutenden Aufschwung, den gewisse geistige Gebiete genommen haben, das Gebiet der Kunst, sowol was Leistungsfähigkeit, als auch was Empfänglichkeit und künstlerisches Verständniß anlangt, einer gewissen Verkümmern anheimgefallen sei. Hier mußte sich nun Jenen ein willkommenes Feld der Thätigkeit eröffnen; es erwachte ein gewaltiges Kunstbedürfniß in ihnen und sie fühlten den Veruf in sich, der Zeit den mangelnden Segen eines blühenden Kunstlebens wiederzugeben. Sie bedachten nicht, daß der Schluß von dem Vorhandensein eines Mangels auf die Nothwendigkeit oder überhaupt Möglichkeit, diesem Mangel abzuhelpen, nur allzuhäufig ein voreiliger ist, und daß der Mensch da nur Afterbildungen hervorbringen kann, wo er mit Bewußtsein und Absicht etwas herzustellen unternimmt, was die Natur im Wechsel des geistigen Lebens immer nur freiwillig gewähren kann. Ihre Bemühungen haben alle Gebiete der Kunst übertroffen, nirgends aber sind sie zu so großer Steigerung und Ausbildung gelangt, wie auf dem Gebiete der bildenden Kunst, und wenn man sie hier in ihren einzelnen Zügen verfolgt, so ist es leicht, die analogen Zustände auf allen Gebieten der Kunst zu durchschauen. Es bewegen sich aber diese Bemühungen im Allgemeinen in zwei Richtungen; einerseits gilt es, der künstlerischen Production selbst Anregung und Richtung zu geben, andertheils handelt es sich darum, die Theilnahme an den Erzeugnissen der künstlerischen Thätigkeit zu beleben und über möglichst weite Kreise zu verbreiten. Es ist keine Frage, daß beide Aufgaben so dargestellt und so begründet werden können, daß nicht nur eine ziemliche Selbstständigkeit des Urtheils, sondern auch ein gewisser Grad von Muth dazu gehört, um nur überhaupt ihre Berechtigung in Frage zu ziehen und einer Prüfung zu unterwerfen. Es ist ein ebenso häufig als erfolgreich angewendetes Mittel, das, was man unternimmt und zu dessen Durchführung man nicht nur die eigene Ueberzeugung, sondern auch die Anerkennung und Mitwirkung Anderer nöthig hat, für sich und für jene Anderen mit der Autorität einer zu erfüllenden Pflicht auszustatten. Auch auf dem Gebiete der Förderung der sogenannten Kunstinteressen wird ausgiebiger Gebrauch von dieser Art der Argumentation gemacht, um den skeptischen Verstand, der an der Berechtigung dieser Bestrebungen zweifeln und die Sicherheit, mit der dieselben betrieben werden, erschüttern könnte, mit allerhand Schreckbildern einzuschüchtern. Mangel an Sinn für Kunst im Allgemeinen dürfte noch der leichteste Vorwurf sein, der Denjenigen treffen würde, der sich den Anforderungen jener, die sich das Kunstleben unserer Zeit so angelegen sein lassen,

zu entziehen oder gar denselben entgegenzutreten unternähme; er würde der Barbarei, des Mangels an geistiger Erhebung, an idealem Sinn beschuldigt werden, bis er schließlich auch moralisch gebrandmarkt werden würde als Einer, der dem materiellen, geistigen und sittlichen Wohle des Volkes widerstrebte. Und doch wird uns schon eine flüchtige Betrachtung jener Bemühungen und ihrer Resultate hinlänglich davon überzeugen, daß dieselben auf nichts Anderes hinauslaufen, als die Welt in einer großen Täuschung zu erhalten und ihr allerhand Surrogate zu bieten, wo sie die echten Bestandtheile eines wahrhaften Kunstlebens sich anzueignen meint.

I.

Was zunächst das auf die künstlerische Production selbst gerichtete Bemühen anlangt, so hat sich hier, auf der sonderbarsten Voraussetzung beruhend, ein Zustand herausgebildet, der auf jedem anderen Gebiete als vollständig unregelmäßig sofort erkannt werden würde und der überhaupt in der Geschichte des geistigen Lebens nur sehr selten seines Gleichen haben dürfte. Während es nur die künstlerische Kraft sein kann, aus deren Thätigkeit sich der künstlerische Inhalt des Lebens entwickelt und während es nur die künstlerischen Leistungen sind, durch welche die Menschen über Wesen und Ziele der Kunst belehrt werden, erscheint gegenwärtig das Verhältniß umgekehrt. Gerade diejenigen, die selbst der künstlerischen Kraft ermangeln, erheben den Anspruch, der Welt den künstlerischen Inhalt, dessen sie bedarf, vorzuschreiben, und erkennen nicht, daß dies kein künstlerischer Inhalt sein kann, weil er nicht aus einer künstlerischen Thätigkeit entspringt. Während sie die Kunst nicht aus innerer Erfahrung als ein productives Bedürfniß, sondern gleichsam nur von Außen aus ihren Erzeugnissen kennen, gehen sie doch von der Ueberzeugung aus, daß ihnen vor allen bekannt ist, was der Welt künstlerisch frommt, und daß die Künstler nur auszuführen haben, was ihnen eine höhere Einsicht vorschreibt; sie haben sich in ihrem Geiste ein Reich der Kunst gebildet, und wenn sie die künstlerische Thätigkeit fördern, so thun sie dies nur, sofern dieselbe das Mittel zur Verwirklichung ihrer Forderungen ist. Es leuchtet ein, daß das, was der Welt als die wahre, wiederbelebte, wiedererstandene Kunst in Aussicht gestellt wird, nichts anderes ist als eine Verfälschung der Kunst; denn es entspringt nicht aus der einzigen Quelle, aus der überhaupt die Kunst hergeleitet werden kann. Auf ganz anderen als künstlerischen Wegen gelangen jene zu den idealen Forderungen, zu deren Ausführung sie die künstlerische Kraft zu verwenden suchen, und die Bestandtheile, aus denen sich ihr geplantes Reich der Kunst zusammensetzt, stammen entweder von den Höhen philosophisch-ästhetischer Theorien oder aus den entlegenen Fernen historischer Betrachtung; denn wenn auch die allgemeinen Forderungen für die Gestaltung der künstlerischen Seite des Lebens aus philosophisch-ästhetischen Gesichtspunkten abgeleitet werden, so findet sich doch die Phantasie jener Erneuerer der Kunst, sofern es sich um die positive Verwirklichung handelt, auf die Entlehnung aus dem großen Vorrathe der vorhandenen Kunstformen früherer Zeiten angewiesen.

So sehr nun die Ansichten über das, was die Kunst zu leisten hat, auseinandergehen mögen, so steht doch eine Forderung obenan, in der sich alle vereinigen, die einen Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit zu erlangen suchen; es ist die Forderung einer quantitativen Steigerung der Production überhaupt. Ohne Rücksicht auf das Maß der vorhandenen künstlerischen Befähigung tritt diese Forderung als eine absolute auf und erstreckt sich über alle nur erdenklichen Gebiete der künstlerischen Thätigkeit. Und dieser Forderung wird mit erstaunlicher Betriebsamkeit praktisch Folge gegeben. Seitdem es gelungen ist, die öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß es eine höhere Nothwendigkeit sei, welche eine Bereicherung des Lebens durch eine vervielfältigte Entstehung von Kunstwerken fordere, ist die Anzahl der Unternehmungen, zu deren Ausführung die künstlerische Fähigkeit in Dienst genommen wird, in's Maßlose gestiegen.

Um bei der Baukunst zu beginnen, so dürfte es kaum eine Zeit gegeben haben, die fruchtbarer an Aufgaben für dieselbe gewesen wäre, als die heutige. Der materielle Aufschwung, die veränderten Lebensverhältnisse, das durch eine Reihe von Erfindungen herbeigeführte Auftreten ganz neuer Bedürfnisse und Anforderungen hat die bauliche Thätigkeit in ungeahnter Weise gesteigert; das öffentliche Leben, die Entwicklung des Verkehrswezens fordern Bauten im großartigsten Maßstabe, Privatanlagen entstehen in immer größerer Anzahl, je mehr der Wohlstand der einzelnen zunimmt; neue Lebensinteressen drängen sich zu bedeutender äußerer Erscheinung in den Sammelpunkten des Lebens hervor, die alten Lebensinteressen bestehen fort und sehen sich genöthigt, die früheren Stätten durch neue zu ersetzen. Die gesteigerte bauliche Thätigkeit geht Hand in Hand mit einer gesteigerten Production auf allen Gebieten des Handwerks und des Gewerbes; auch hier sind die Anforderungen verändert, die Bedürfnisse vervielfältigt, und mit den steigenden Ansprüchen auf der einen Seite verbindet sich auf der anderen Seite ein reger speculativer Sinn und eine unerschöpfliche praktische Erfindungsgabe, um eine immer wachsende Thätigkeit auf diesen Gebieten in's Leben zu rufen. Hier fand jenes Bestreben, das künstlerische Interesse wahrzunehmen, ein reiches Feld der Thätigkeit vor; im Namen der Kunst bemächtigte man sich dessen, was durch die Nothwendigkeit des Lebens, durch die Bedürfnisse, durch die Verhältnisse bedingt war; man forderte und erlangte, daß bei allen diesen Unternehmungen der künstlerischen Thätigkeit ein hervorragender Antheil an der Herstellung eingeräumt werde. Man begnügte sich aber nicht, der baulichen und gewerblichen Thätigkeit ein künstlerisches Element beizufügen; die Forderung, daß das gesammte Dasein wieder von künstlerischer Thätigkeit durchzogen sein müsse, ging viel weiter und regte auch die Bildhauerei und Malerei mit dem ganzen Gefolge der vervielfältigenden Künste zu immer steigender Production auf. Man blickte zurück auf die Zeiten, denen eine bedeutende Entwicklung der Kunst beschieden gewesen war; man begeisterte sich an der reichen vielfältigen Thätigkeit, von der die erhaltenen Werke Zeugniß ablegen; man wendete seine Aufmerksamkeit den Ueberresten jener Thätigkeit zu und suchte sich, wo die Zeit ihre verwüstende Macht geltend gemacht hatte, das Bild des einst vorhandenen wieder herzustellen. Nun schien keine Aufgabe zu

groß, als daß sie nicht auch heute gelöst werden könnte; von keiner künstlerischen Unternehmung früherer Zeiten belehrt der Augenschein oder die Ueberlieferung, ohne daß man nicht zu dem Versuche einer Nachahmung angeregt worden wäre. Auf alle Weise soll die Kunst in das Leben eingeführt und dem äußeren Dasein der Anschein einer künstlerischen Gestaltung verliehen werden. Unter dem drängenden Eifer derer, welche die Pflege der Kunst über sich genommen haben, füllen sich die öffentlichen Plätze mit Bildsäulen, zur Zierde der Städte werden Monumente errichtet, Brunnen angelegt; öffentliche und Privatgebäude schmücken sich äußerlich und innerlich mit Sculpturen; auch der malerische Schmuck wird allenthalben gefordert; die Errichtung neuer Gebäude, die Wiederherstellung alter gibt reichlich Gelegenheit, Wandmalereien aller Art anzuordnen; die verschiedensten Verfahrungsweisen, die in früheren Zeiten üblich waren, werden neu zu beleben gesucht; auf dem Gebiete der vervielfältigenden Kunst tritt zu dem Bestreben, die alten Arten der Vervielfältigung zu neuer Blüthe zu bringen, die Förderung aller der auf neuen Erfindungen beruhenden Arten der Reproduction; der Reichthigkeit und Verschiedenartigkeit der Reproduction hat sich der industrielle Unternehmungsgeist bemächtigt und eine Massenproduction hervorgerufen, wie sie früher nicht einmal geahnt werden konnte.

Man möchte sich in ein neues Zeitalter der Renaissance versetzt meinen, und allerdings fehlt es weder an solchen, denen unsere Zeit auch in dieser Beziehung allen früheren Zeiten überlegen oder doch wenigstens den größten Zeiten ebenbürtig erscheint, noch auch an solchen, die, bescheidenen Sinnes, zwar ein Zurückstehen unserer Zeit hinter anderen zugeben, aber der Ueberzeugung sind, daß es nur einer noch größeren Steigerung und Verbreitung aller jener Bemühungen bedürfe, um die Kunst einer neuen Blütheperiode zuzuführen. Und dennoch, so paradox die Behauptung scheinen mag, das Kunstleben, welches als das Resultat jener Bestrebungen einen so breiten Raum im öffentlichen Leben und im Leben der Einzelnen einnimmt, hat nicht nur keinerlei innere Aehnlichkeit mit dem Kunstleben jener Zeiten, denen man nachzueifern vorgibt, sondern es ist auch geeignet, die Keime zu der Entwicklung einer gesunden künstlerischen Production, die unsere Zeit vielleicht birgt, zu vernichten.

Es gibt zu allen Zeiten mittelmäßige künstlerische Begabung genug, die, einer selbständigen Entwicklungsfähigkeit und eines eigenen Zieles entbehrend, nur darauf harret, in den Dienst irgend welcher fremden Absichten genommen zu werden. Erhalten diese geringeren Kräfte, wie dies in den großen Zeiten der Kunst der Fall war, die Richtung ihrer Wirksamkeit von ihren selbständigen und überlegenen Berufsgenossen, so entsteht jener Reichthum der Production, wie er uns in den Ueberresten der guten Zeit oft so überraschend nahe tritt. Werden aber diese Kräfte zu Mitteln, um die Pläne und Absichten derer auszuführen, die eine Kunst hervorrufen möchten, ohne sie doch selbst hervorbringen zu können, so treten Zustände ein, wie wir sie heutzutage genügend beobachten können.

Was zunächst die Baukunst und das sogenannte Kunstgewerbe und Kunsthandwerk anlangt, so erscheinen diese als vollständig der Notmässigkeit jener theils theoretischen, theils historischen Kunsterneuerung unterworfen. Die Kennt-

niß der unendlich mannigfaltigen Formen, welche die Baukunst, das Gewerbe und das Handwerk zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern hervorgebracht haben, ist, Dank der diesen Gegenständen zugewendeten Forschung, eine ungemein umfassende und eingehende geworden. Diese Kenntniß liefert den unerschöpflichen Vorrath, zu dem alle diejenigen ihre Zuflucht nehmen, die von irgend einem Standpunkte aus ein Programm für die künstlerische Wiederbelebung dieser Gebiete der gestaltenden Thätigkeit aufstellen. Der Standpunkte selbst sind sehr viele und sehr verschiedenartige. Bei den einen hat die neuerworbene Kenntniß so vieler zeitlich und örtlich entlegener architektonischer Formen und kunstgewerblicher Erzeugnisse, die gerechte Bewunderung, ja Leidenschaft, die sie für diese unendliche Mannigfaltigkeit an Erfindung, an Behandlung des Stoffes, an Formgebung, an Verzierung, an Färbung empfinden, sehr sonderbarerweise die höchst ungerechtfertigte Forderung hervorgerufen, daß alles das, zu dessen Hervorbringung lange Zeiträume und durchaus verschiedene auf der Beschaffenheit der Länder und den Charakteren der Völker beruhende Bedingungen nothwendig waren, nun ganz plötzlich innerhalb eines beschränkten Zeitraumes und eines umgrenzten Culturgebietes von neuem geleistet werden solle. Andere, einer gewissen feineren Genußsucht folgend, die von der Kunst im Grunde nichts Anderes verlangt, als eine Vermehrung des Wohlbehagens, begnügen sich, nach wechselnder Laune und Neigung aus dem großen Vorrathe überkommener Formen das zusammenzujuchen, was ihnen gerade genehm ist, und es der künstlerischen Thätigkeit als Vorbild aufzustellen. Sind diese Gesichtspunkte nur aus Mangel an Ueberlegung und an Ernst erklärbar, so gibt es andere, zu deren Begründung nicht nur die wichtigsten Lebensinteressen, sondern auch die verschiedensten ästhetischen Theorien herbeigezogen werden. Es gibt wenige Stilgattungen, die nicht ihre Propheten hätten. Es fehlt nicht an solchen, welche die Rückkehr zu den griechischen Formen als den höchsten, für alle Zeiten absolut gültigen Vorbildern fordern; Andere predigen die Erneuerung der mittelalterlichen Formenwelt, als derjenigen, die auf dem Boden des Christenthums und der christlichen Weltanschauung sich entwickelt hat; noch Andere begeistern sich für die Kühnheit und Großartigkeit, mit der das römische Weltreich seine architektonischen Aufgaben gelöst hat, und erwarten von der Befolgung dieses Beispiels die Errettung der heutigen Baukunst aus allen Zweifeln und aus aller Rathlosigkeit; noch Andere versenken sich wiederum in die bunte Formwelt, die dem erfindungsreichen Sinne des 15. und 16. Jahrhunderts ihre Entstehung verdankt, und meinen hier die große Fundgrube aufgedeckt zu haben, aus der der Mensch für alle Zeiten das Bedürfniß nach künstlerischer Gestaltung seiner Umgebung befriedigen müsse; und nicht nur zu jenen großen Vorbildern sucht man die künstlerische Thätigkeit zurückzuwenden; aus den entlegensten Gebieten der Kunstgeschichte werden die Beispiele herbeigeholt, die man der modernen Production zur Nachahmung aufnöthigen möchte. Und man bleibt nicht bei Rathschlägen stehen; wer nur immer sich eine Ueberzeugung von dem gebildet hat, was diesen Gebieten der künstlerischen Production noth thue, der setzt auch seine ganze Thätigkeit daran, die Production von seiner Ueberzeugung abhängig zu machen. Es haben sich diese Bestrebungen zu einer Art von Beruf organisiert und sich mit der Bedeutung öffentlicher Angelegen-

heiten ausgestattet; sie haben nicht nur das Interesse und die Mittel des Privatpublicums sich zugewendet, sie haben sich auch einen Anspruch auf Förderung und Unterstützung von Seiten des Staates und der Gemeinden gesichert. Es kann nicht Alles aufgezählt werden, was nach dieser Richtung hin geschieht und noch beabsichtigt wird; es gehören hierher ebensowohl die Einrichtungen, die zum Behuf der Bildung und Erziehung der Architekten, der Gewerbtreibenden, der Handwerker getroffen werden, die Art des Unterrichts und die Anhäufung eines enormen Materials an Vorbildern, als auch die Veranstaltungen, die es unmittelbar mit der Production, mit der Förderung, Leitung, Ueberwachung derselben zu thun haben.

Was aber tritt uns als das Resultat dieses Aufwands an Kräften und Mitteln entgegen? Ein maßloser Ekticismus, wie er nothwendig entstehen muß, wenn die Production, anstatt aus einem inneren Bedürfnisse hervorzugehen, den Anregungen derer folgt, die sich das Resultat einer künstlerischen Thätigkeit immer nur nach den Reminiscenzen früherer, schon vorhandener künstlerischer Erzeugnisse vorzustellen vermögen. Man glaubt dadurch, daß man Alles herbeischafft, was nur zu irgend einer Zeit und an irgend einem Orte der künstlerischen Thätigkeit entsprungen ist, die künstlerische Kraft zu befruchten und einer neuen Entwicklung zuzuführen: man zieht aber nur jene halbgelehrte, halb handwerksmäßige Geschicklichkeit groß, die keiner Aufgabe gegenüber in Verlegenheit ist, weil sie sich damit begnügt, ihre künstlerischen Bedürfnisse aus dem bereitgehaltenen Vorrathe fertiger, überlieferter Formen zu decken. Eine kommende Zeit, die von dem gegenwärtigen Laumel erpüchtert sein wird, wird darüber verwundert sein, unter einer so gewaltigen, verschiedenartigen, reichen Menge an Werken der architektonischen und an Erzeugnissen der kunstgewerblichen Thätigkeit auch nicht einem Ansatze zu selbständiger künstlerischer Gestaltung zu begegnen. Und es ist nicht genug, daß man von einer künstlerischen Thätigkeit spricht, wo es sich doch nur um ein Nachahmen, Verwenden, Combiniren handelt, man läuft auch Gefahr, alle wirkliche künstlerische Regsamkeit von vorn herein zu unterdrücken. Denn jenen Bestrebungen ist es zu verdanken, daß alle diejenigen, die sich zu einer künstlerisch gestaltenden Thätigkeit auf diesen Gebieten getrieben fühlen, sich einer erdrückenden und verwirrenden Menge von Vorbildern gegenübergestellt finden; alle Selbständigkeit muß darunter erlahmen, alle Erfindungskraft darin ersticken.

Wenn die Baukunst mit ihren Nebengebieten besonders geeignet ist, in Abhängigkeit von jenen der Förderung der Kunstinteressen gewidmeten Bestrebungen zu gerathen, so bieten Bildhauerei und Malerei in dieser Beziehung größere Schwierigkeiten dar; denn erstens gehören diese viel mehr, als die Baukunst, der individuellen Einzelthätigkeit an, zweitens ist es bei ihnen nicht möglich, durch bloße Nachahmung, neue Verwendung und Combination vorhandener Formen schon etwas zu leisten, was man für Kunstleistungen ausgeben kann. In Folge dessen wird es am Resultat nicht so unmittelbar sichtbar, daß es das künstlerische Uvermögen ist, welches der Kunst ein neues Leben einflößen zu können meint. Gleichwol haben sich auch auf diesen Gebieten jene Bestrebungen mächtig ausgebreitet und die verhängnißvollsten Zustände herbeigeführt. Ohne

auf Einzelnes einzugehen, sei hier nur im Allgemeinen auf den bedenklichsten Mißstand aufmerksam gemacht, der sich in Folge jener Bestrebungen hat entwickeln müssen.

In Zeiten, in denen das gesammte geistige Leben der Menschen von einem starken Emporstreben der künstlerischen Kraft erfüllt war, da fand dieses innere schaffende Leben in selbständigen Formen seinen Ausdruck. Jetzt soll der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Man meint, eine vergangene Kunstherrlichkeit wieder herstellen zu können, indem man ein Abbild ihres äußeren Anscheins hervorzurufen sucht. Man nimmt die vorhandenen Formen zum Ausgangspunkt und möchte sie künstlerisch neu beleben, und so erscheint auch hier wieder die künstlerische Kraft in den Dienst eines fremden Willens gestellt, zur Ausführung einer fremden Absicht berufen. An die Stelle künstlerischer Thaten treten sogenannte künstlerische Unternehmungen, und zu dem Umstande, daß bei diesen Unternehmungen die künstlerische Befähigung nur zur Ausführung einer Aufgabe berufen erscheint, die ihr gestellt wird, kommt ganz folgerecht der andere Umstand, daß die künstlerische Arbeit unter die Aufsicht und Ueberwachung derer gestellt wird, die sie in ihren Dienst genommen haben. Die Folge davon ist, daß man sich bei allen diesen künstlerischen Unternehmungen, so glänzend sie in der Absicht erscheinen mögen, sobald es sich um die Ausführung handelt, auf die mittelmäßigen Kräfte angewiesen sieht; denn es muß nothwendig weniger auf die Tüchtigkeit, als auf die Brauchbarkeit der Künstler ankommen, und gerade die tüchtigsten werden die am wenigsten brauchbaren sein, weil sie am wenigsten, in fremde Absichten einzugehen, fremden Forderungen sich zu unterwerfen geneigt sein werden. Wenn dies keine andere Folge hätte, als die Entstehung einer Anzahl mittelmäßiger Kunstwerke, so wäre der Schaden nicht groß; aber die Mittelmäßigkeit, an sich unschuldig und unschädlich, wird gefährlich, wenn es ihr gelingt, sich in Geltung zu setzen und das Bedeutende zu unterdrücken. Und diese Gefahr ist gerade von denjenigen heraufbeschworen worden, die die Interessen der Kunst wahrzunehmen vermeinen; denn diese sind es, die sich für ihre Unternehmungen die Mittelmäßigkeit groß gezogen und dieselbe nach und nach mit einer Art officieller Geltung ausgestattet haben; den seltenen selbständigen Begabungen aber, die keinen anderen, als ihren eigenen Weg gehen konnten, und sich zu einer Verwendung im Sinne Jener nicht eigneten, mußten sie mit Voreingenommenheit begegnen und sie von der Theilnahme an dem von ihnen beherrschten öffentlichen Kunstleben ausschließen. So ist es wesentlich jenen der Förderung der Kunst gewidmeten Bestrebungen zu verdanken, wenn nahezu das ganze Gebiet des Kunstlebens unter die Herrschaft der Mittelmäßigkeit gerathen ist, während die wenigen, die vermöge ihrer eigenthümlichen und hervorragenden Bedeutung zu einer herrschenden Stellung berufen wären, sich gleichsam ausgeschlossen sehen, und als außergewöhnlich allenfalls geduldet, aber darauf hingewiesen werden, daß sie, wenn sie ihre eigenen Wege gehen wollen, auch für sich selbst sorgen mögen. Und ist es zu verwundern, wenn diesen, denen es nur um den Ernst und die Sachlichkeit ihres Strebens zu thun ist, die Freude an ihrer Thätigkeit verleidet, die Zuversicht zu ihrer Kraft erschüttelt erscheint, da sie das Gebiet des Lebens, auf das sie angewiesen sind,

von dilettantischen Unternehmungen und untergeordneten Leistungen angefüllt sehen?

Der Versuch, ein Kunstleben in einer Zeit zu erzeugen, in der die inneren Bedingungen zu einem solchen nicht vorhanden sind, muß aber nicht nur da mißlingen, wo es sich um die künstlerische Production selbst handelt, sondern auch da, wo es gilt, die Menschen aus ihrer Gleichgültigkeit für künstlerische Interessen zu erneuter und erhöhter Theilnahme an denselben zu erwecken. Es ist dies das zweite sehr ausgedehnte Gebiet der Thätigkeit für diejenigen, die es zu ihrem Beruf machen, dem Interesse der Kunst zu dienen. Auch hier krankt Alles, was geschieht, an der Zweideutigkeit seines Ursprunges; es ist kein natürliches Entstehen, sondern ein künstliches Hervorrufen, ein willkürliches Aufnöthigen; nicht an der künstlerischen That entzündet sich die künstlerische Theilnahme, nicht mit der künstlerischen Leistung wächst die künstlerische Bildung. Gleichsam von außen her, von höheren Standpunkten aus soll der Sinn der Menschen künstlerisch disponirt werden, damit die Kunst im Leben eine Stätte habe und damit ihr die Lebenslust nicht fehle, in der sie sich entwickeln und gedeihen könne. Auch das klingt vortrefflich und erscheint als eine Aufgabe, an der die besten Kräfte und die bedeutendsten Mittel nicht verschwendet sind; und doch täuscht man sich auch hier über die Zweckmäßigkeit dessen, was gethan, über den Werth dessen, was erreicht wird.

Daß diese Bestrebungen überhaupt zu einer so bedeutenden Entwicklung haben gelangen können, dafür liegt der Grund in einem Umstand, dessen Folgen sich nicht nur auf diesem, sondern fast auf allen Gebieten des geistigen Lebens fühlbar machen. Man überträgt die Berechtigung, ja Verpflichtung zu bewußter Wirksamkeit nach außen, die der Mensch in den praktischen Angelegenheiten des Lebens hat, gar zu leicht auf die Fragen eines rein geistigen Interesses. Es ist offenbar, daß derjenige, der den ganzen Ernst seines Strebens, die ganze Kraft seines Geistes daran setzt, nach irgend einer Seite hin zu immer reiferer Einsicht, immer klarerer Erkenntniß sich auszubilden, nur sehr entfernt daran denken wird, aus den Resultaten seiner geistigen Arbeit Mittel zu einer praktischen Wirksamkeit zu machen; denn er wird sich bewußt bleiben, daß keine Erkenntniß, keine Ueberzeugung so sicher und unumstößlich ist, daß sie nicht im Fortschritt der Entwicklung einer neuen Erkenntniß, einer reiferen Ueberzeugung Platz machen könne; er wird sich damit begnügen, an seiner eigenen Ausbildung zu thun, was in seinen Kräften steht und, während er gerade durch die Höhe seiner Einsicht vor der Anmaßung bewahrt bleiben wird, das Leben nach seinen Ansichten gestalten zu wollen, wird er es jener höheren, der Willkür der Einzelnen entzogenen Nothwendigkeit überlassen, wie weit das, was er zunächst nur an sich selbst und für sich selbst thun konnte, durch die anregenden und fördernden Wirkungen, die es auf Andere ausübt, zu der Bedeutung einer geistigen Macht sich erheben kann. Man rechnet aber heutzutage zu wenig mit der weittragenden Bedeutung jener unwillkürlichen und unberechenbaren Wirkungen. Man meint nur da von Wirksamkeit reden zu können, wo dieselbe in einer auf unmittelbare, bewußte und beabsichtigte Wirkung abzielenden Thätigkeit ihren Ausdruck findet. Man legt weniger Werth darauf, daß der Einzelne etwas sei,

als darauf, daß er sich nach außen geltend zu machen suche. Das geistige Leben hat dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter erhalten; der Schwerpunkt liegt nicht mehr in denen, die jede Stufe der Entwicklung, die sie erreicht haben, nur als eine Vorbereitung zu höherer Ausbildung betrachten, sondern in denen, die von jeder Stufe der Entwicklung aus, auf der sie stehen, unbedenklich in's Allgemeine zu wirken bereit und begierig sind.

Hätten wir es in Hinsicht des Antheils, den die Kunst an dem geistigen Zustand und am Leben der Menschen hat, mit einem normalen Zustand zu thun, was würden wir Anderes beobachten, als die redliche Bemühung der Einzelnen, sich je nach dem Grade ihrer Bildung und der Eigenthümlichkeit ihrer Begabung die Erzeugnisse der künstlerischen Thätigkeit anzueignen und dieselben zu einem Elemente in ihrer eigenen geistigen Verfassung und Entwicklung zu machen? Diese Bemühung könnte sehr verschiedenartig sein; sie könnte bei den Einen neben anderen Interessen nahezu verschwinden, bei den Anderen den vornehmsten Platz in der Gesamtheit der Bildungselemente einnehmen; sie könnte auf die sonderbarsten Abwege gerathen und sich in die Form nichtsagender Diebstahlsereien verlieren, hinwiederum aber auch zu der eindringendsten Erkenntniß des Wesens aller künstlerischen Production führen; sie könnte sich auf den engsten Umkreis individuellen Daseins beschränkt zeigen oder aber durch die geistige Kraft, die ihr zu Grunde liegt, sich zu einer herrschenden Ueberzeugung für ganze Zeiten und Generationen aufschwingen. Immer aber würde der natürliche Zustand, die natürliche Entwicklung bewahrt sein und ein Gebiet rein geistigen Strebens würde nicht in ein Feld von praktischen Thätigkeiten umgewandelt erscheinen.

Was aber bietet sich jetzt der Beobachtung dar? Jede nebensächliche Beziehung zur Kunst sucht sich zu einem allgemeinen Interesse zu erweitern, jeder unreife Standpunkt wird zum Ausgangspunkte einer Thätigkeit. Nur wenig sei hier erwähnt. Diejenigen, denen die Geschäfte des Tages einige Muße übrig lassen und die auch nur ein entferntes Verhältniß zur Kunst gewonnen haben, nehmen es über sich, so wenig sie auch von den Bedürfnissen der Kunst wissen mögen, für die Interessen derselben unter ihren Mitbürgern zu sorgen; Vereine werden gebildet, Sammlungen gegründet und auf alle Weise wird für Anschauung der Kunstwerke und für Belehrung über dieselben Sorge getragen. Was für Verlehrtheiten und für dilettantische Bestrebungen, die harmlos waren, so lange sie im Privatleben verborgen blieben, dadurch zu einer Art von öffentlicher Wirksamkeit berufen werden, dafür liefern die Chroniken so vieler Kunstvereine hinlängliche Beweise. Diejenigen, denen eine günstige Lebenslage die Erwerbung von Kunstwerken gestattet, trachten nach dem Besitze derselben nicht mehr aus der inneren Ueberzeugung, daß nur ein dauernder intimer Verkehr mit den Kunstwerken das Verständniß derselben allmählig erschließen kann, ja nicht einmal mehr aus einem, wenn auch oberflächlichen, so doch erfreulichen Bestreben nach einer gewissen Verschönerung der Umgebung; vielmehr hat sich die Freude am Besitze von Kunstwerken zu einer Manie des Sammelns ausgebildet, für die der Werth des Kunstwerkes hinter der eingebildeten Wichtigkeit der Bemühung um die Erlangung desselben verschwindet; es ist eine ganze Welt von

Thätigkeiten um dieses eine Interesse entstanden und es ist nicht mehr der Antheil an der Kunst, der den Einzelnen in diese Welt hineinzieht, sondern die Genugthuung, sich in den Zusammenhang eines weiten Gebietes von Bestrebungen versetzt zu sehen, für die die Kunst selbst nur noch den Vorwand bildet.

Aus den Kreisen des Privatlebens erhebt sich aber jenes eigenthümliche Bedürfniß nach Thätigkeit und Wirksamkeit nach Außen in höhere Regionen des geistigen Lebens und erhält hier eine verhängnißvollere Bedeutung. Der wissenschaftliche Forscher, der, nachdem er in so manchen Zusammenhang der menschlichen Dinge Einblicke gethan hat, nun auch den historischen Zusammenhang, die historische Folge und Abhängigkeit der künstlerischen Erscheinungen zu ergründen strebt, erhebt den Anspruch, den theoretisch vollkommen berechtigten historischen Gesichtspunkt zu einem praktisch maßgebenden für die Behandlung der vorhandenen Kunstwerke gemacht zu sehen. Und diesem Anspruch, der doch nur im Namen eines besonderen, mit der künstlerischen Bedeutung der Kunstwerke nur mittelbar zusammenhängenden Interesses erhoben werden kann, wird so sehr Folge gegeben, daß ihm gegenüber sogar der Anspruch, den ein reines künstlerisches Interesse an die vorhandenen Kunstwerke zu machen hat, nahezu vergessen oder wenigstens gänzlich außer Berücksichtigung gesetzt ist; hat man es doch zur Aufgabe eines Berufes gemacht, den großen Schatz an Erzeugnissen künstlerischer Kraft, den Jahrhunderte, Jahrtausende der Welt geschenkt haben, für die Zwecke eines einseitigen Bedürfnisses gleichsam in eine Beispielsammlung zur Kunstgeschichte umzuwandeln; ja die ehrwürdigen, architektonischen Monumente, die Zeugniß ablegen von der zerstörenden und verändernden Macht der Zeit, müssen den Eifer der neuen Weisheit an sich erfahren und eine epigonenhafte Bemühung sucht wiederherzustellen, wo andere Zeiten, selbst auf Kosten des Vorhandenen, schufen. Aber während dies nur ein vereinzelt Beispiel für eine mißverständliche Einführung eines berechtigten wissenschaftlichen Standpunktes in praktische Verhältnisse ist, so hat dagegen der Uebereifer einer unreifen Kunstbegeisterung ein Stichwort gefunden, durch welches sich sehr allgemeine Forderungen und sehr weitgehende Ansprüche begründen lassen. „Die Kunst soll Gemeingut Aller werden“ ist das Feldgeschrei derer, die gewaltsam der Kunst ihre Stellung im Leben zurückerobern wollen. Hier ist nicht mehr von Liebhabereien, sondern von Pflichten, nicht mehr von wünschenswerthen Veranstaltungen, sondern von nothwendigen Einrichtungen die Rede und die Erfüllung jener Forderung ist zur Aufgabe weitverzweigter, wohlorganisirter, berufsmäßiger Thätigkeiten geworden. Hier wetteifern geschäftliche Unternehmungen, schriftstellerische Thätigkeit, die auf die Erziehung der Jugend, auf die Bildung des Volkes gerichteten Bemühungen miteinander, um die Kunst, die nahezu aus dem Leben verschwunden war, wieder in dasselbe einzuführen. Aber so wahr es sein mag, daß die Kunst nur da einen wahren Boden hat, wo sie, anstatt ausschließlich den höchsten Bildungssphären anzugehören, ein wesentliches Element des Gemeinlebens des ganzen Volkes ist, so täuscht man sich doch auch hier wieder mit einer bestechenden Phrase über die Unmöglichkeit, willkürlich etwas herbeizuführen, was nur aus Ursachen entstehen kann, die außerhalb menschlicher Willkür liegen. Denn, wo weder auf Seiten derer, denen die Kunst zugeführt

werden soll, nach auf Seiten derer, die es über sich genommen haben, den Antheil an der Kunst neu zu beleben, ein natürlicher künstlerischer Sinn vorhanden ist, da werden alle Bemühungen darauf hinauslaufen müssen, die Zahl der Mißverständnisse und Mißbräuche, denen Kunst und Kunstwerke ausgesetzt sind, zu vergrößern. Unterschiedslos wird Alles, was nur den Namen der Kunst trägt, den weitesten Kreisen zugänglich gemacht, ja denselben aufgedrungen, unterschiedslos wird zu jeder Beschäftigung, deren Gegenstand die Kunst ist, angeregt, ja angetrieben. So kommt es, daß die Kunst nur in dem Sinne zum Gemeingut Aller wird, daß sie jedem Geschmack, auch dem verderbtesten, jeder Ansicht, auch der verkehrtesten, jeder Beschäftigung, auch der unvernünftigsten preisgegeben erscheint. Wenn früher die Interessen der Kunst unter Mangel an Antheil litten, so sind sie jetzt durch den unüberlegten Eifer ihrer Förderer grenzenloser Oberflächlichkeit und Verwirrung anheimgegeben. Hätte man die Aufgabe, die denen gestellt ist, welche ihren Zeitgenossen an Verständniß der Kunst und an Liebe zu derselben voranzutreten, richtig verstanden, so hätte man, anstatt Alle ohne Unterschied zur Beschäftigung mit der Kunst aufzurufen, vielmehr dieses ganze Gebiet säubern müssen von allen unberufenen, allen dilettantischen Bestrebungen und jedenfalls, wenn jemals wieder ein reines sachliches Interesse an der Kunst herrschend werden soll, müssen zuerst alle jene Nebeninteressen schwinden, die heutzutage künstlich hervorgerufen und genährt werden. Dann auch wird erst der künstlerischen Thätigkeit selbst der Boden bereitet sein, auf dem sie gedeihen kann; jetzt wird ihr die Entwicklung erschwert, denn sie befindet sich Dank den Bemühungen ihrer vorgeblichen Freunde, der breiten Masse der Ungebildeten gegenüber, von denen Jeder ein Recht an sie, ein Urtheil über sie zu haben sich anmaßt.

II.

Es kann sehr vermessen erscheinen, eine ganze Seite des Lebens, wie sie sich in Anschauungen, Bestrebungen, Thätigkeiten, Hervorbringungen darstellt, durchaus zu verurtheilen und die Meinung zu vertreten, daß Alles, was nach dieser einen Richtung hin geschehe, auf einem Irrthum beruhe und besser gänzlich aus dem menschlichen Dasein verschwinde. Man muß aber bedenken, wie aus unscheinbaren Anfängen nach und nach diese ganze Bewegung emporgewachsen ist, wie sich Mangel an Einsicht und ein gewisses unklares, von Illusionen und Phrasen leicht bestimmbares, ideales Streben mit oberflächlichem Gang zur Geschäftigkeit und mit berechnender, auf persönlichen Vortheil bedachter Klugheit verbunden haben, um dieses künstlich erzeugte Scheinleben der Kunst und der künstlerischen Interessen nach und nach zu der Entfaltung zu bringen, in der wir es heute wahrnehmen; man muß bedenken, mit welchem Hülfzeug von allerhand auf den Mangel an Nachdenken und auf die Eitelkeit der Menschen berechneten Gründen es gestützt und vertheidigt wird, mit welcher Prätenfion und Aufbringlichkeit seine Vertreter es der Welt aufnöthigen und wie es nach und nach zu solcher Herrschaft und zu solcher Ausdehnung gelangt ist, daß es Raum, Mittel und Kräfte im ausgebehntesten Maße in Anspruch nimmt und in seiner wuchernden Entwicklung die edlen Reime wahrhaft künstlerischer Kraft und

wahrhaft künstlerischer Sinnesart zu ersticken droht; man muß das Alles bedenken, um zu begreifen, daß es sich heutzutage weniger darum handelt, über den Werth einzelner Leistungen, über die Nützlichkeit einzelner Maßregeln zu streiten, als vielmehr darum, gegen die Richtung im allgemeinen Einspruch zu erheben, in die das gesammte Kunstleben hineingetrieben worden ist.

Man könnte aber einwenden, daß diese Bestrebungen, sofern sie wirklich so irrtümlich und so werthlos wären, doch unmöglich zu einer solchen Herrschaft hätten gelangen können; und allerdings muß man sich über die tieferen Gründe dieser Erscheinung klar sein, um sich durch die Autorität des thatsächlich Bestehenden und Anerkannten an der Richtigkeit des eigenen Urtheils nicht irre machen zu lassen. Vielfach freilich ist diese Erscheinung sehr einfach zu erklären. Das große Publicum verlangt keine sehr gewichtigen Gründe, um sich für irgend eine Angelegenheit gewinnen zu lassen. Selbständigkeit des Urtheils ist selten und die Menschen sind im allgemeinen darauf angewiesen, vieles auf Treu und Glauben anzunehmen; wie sollte nicht leicht ihr Interesse einer Sache zugewendet werden, die ihnen als so nothwendig und als so vortheilhaft dargestellt wird? Und ihr Interesse wird sich um so eher bis zu materieller Unterstützung und persönlicher Mitwirkung steigern, als es sich um Bestrebungen handelt, die ihnen, indem sie ihrer Eitelkeit schmeicheln, zugleich die Genugthuung der Erfüllung scheinbar wichtiger Pflichten gewähren. Die Aufgeklärteren aber, die sich über die Werthlosigkeit dieses ganzen Treibens, sofern es sich den Namen einer Förderung der Kunst beilegt, keiner Täuschung hingeben, mögen es doch in seiner unleugbaren ökonomischen Bedeutung gelten lassen und mögen der Ansicht sein, daß man die wirkliche Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses mit einer Selbsttäuschung über die vermeintliche Befriedigung eines geistigen Bedürfnisses nicht zu theuer erkaufte. Auffallender muß es erscheinen, daß es diesen Bestrebungen hat gelingen können, sich zu dem Range öffentlicher Angelegenheiten zu erheben und einen Anspruch auf Förderung durch die Regierungen und Gemeindeverwaltungen zu erwerben. Aber entweder befinden sich die öffentlichen Autoritäten allgemeinen Forderungen gegenüber, denen sie Rechnung tragen müssen, auch wenn sie von der Berechtigung dieser Forderungen nicht ganz überzeugt sind; oder aber sie zählen unter ihren Vertretern gerade solche, die die Förderung jener Bestrebungen, sei es aus Ueberzeugung von deren Vortrefflichkeit, sei es aus anderen Gründen, zu ihrem Berufe gemacht haben; und dann ist es nicht zu verwundern, wenn es als eine Pflicht der öffentlichen Gewalt bezeichnet wird, jene Interessen durch ihr Ansehen, ihre Macht und ihre Mittel zu unterstützen. Was endlich die Künstler anlangt, von denen man noch am ehesten erwarten sollte, daß sie sich gegen diejenigen auflehnen würden, die sich zu Beherrschern und Vorkämpfern ihres Reiches aufgeworfen haben, so ist freilich nicht zu leugnen, daß die besten unter ihnen sich in entschiedenem Gegensatz zu jenen Förderern der Kunst und ihren Bestrebungen befinden; aber einestheils werden sie sich, je mehr sie Künstler sind, um so mehr auf ein lediglich passives Verhalten jenen Bestrebungen gegenüber beschränken, anderentheils treten sie in den Hintergrund gegen die große Schar derer, die gerade jenen Bestrebungen, zu deren brauchbaren und gehorsamen Werkzeugen sie sich machen, ihre Existenz

und ihre Geltung verdanken. Es kann uns also gar nicht wunder nehmen, diese im Grunde doch nur von einer geringen Anzahl Menschen ausgehende Bewegung sowol über die Gunst der öffentlichen Meinung, als über die Hilfsmittel der öffentlichen Gewalten, als endlich über die Thätigkeit der ausübenden Künstler selbst verfügen zu sehen.

Indessen würden gleichwol diese Bestrebungen keineswegs eine solche Bedeutung sich haben erwerben und bewahren können, wenn sie nicht noch einen anderen Rückhalt hätten. Denn wenn es auch im Allgemeinen leicht gelingen mag, gewissen Anschauungen und Bestrebungen in der Welt Geltung und Erfolg zu verschaffen, so vermag doch diese Geltung und dieser Erfolg nur dann einen tiefen Halt in dem gesammten Culturzustand einer Zeit, eines Volkes zu erlangen, wenn jene Anschauungen und Bestrebungen von der herrschenden philosophischen Weltanschauung getragen werden. Gegenüber dem großen urtheilslosen Publicum, gegenüber den lenkenden Organen des öffentlichen Lebens, gegenüber dem Kreis der unmittelbar Betheiligten steht eine Macht, in deren Händen die endgültige Bestimmung liegt über Alles, was auf geistigem Gebiete geschieht. Durch keine äußere Organisation verbunden, mit keiner äußeren Macht ausgestattet, sind es die an Kraft des Geistes, Reife der Bildung, Höhe des Standpunktes vor ihren Zeitgenossen Hervorragenden, die dem geistigen Leben den Inhalt und die Richtung geben. Jede Zeit hat innerhalb der geistigen Bewegung, von der sie sich erfüllt zeigt, Nachzügler zu verzeichnen, die, gleichsam einer früheren Zeit angehörnd, sich auf geistigen Standpunkten isolirt finden, die längst in dem Fortgang der Entwicklung aufgegeben und verlassen worden sind; jede Zeit hat aber auch eine Anzahl Männer, die, wenn auch im einzelnen unter sich verschieden, doch auf dem gemeinsamen Boden einer und derselben Weltanschauung stehend, das eigentliche hoffnungs- und zukunftsvolle Vorwärtstreben des Geistes darstellen und Alles auf ihrer Bahn mit fortreißen, was thätigen Antheil an der geistigen Entwicklung nehmen will. Hier liegt der geistige Ernst, die geistige Kraft und die geistige Größe einer Zeit und hier liegt auch das unsichtbare Tribunal, vor dem alle Bestrebungen zur Bedeutungslosigkeit und zum Untergange verurtheilt werden, die sich nicht aus einer Mitwirkung an den ernstesten Aufgaben der Zeit rechtfertigen lassen. Unsere Zeit bietet so gut wie manche vorhergehende das Schauspiel dar, daß eine bestimmte Auffassung der geistigen Bestimmung, eine bestimmte Richtung des geistigen Strebens die besten Kräfte um sich vereinigt und diejenigen zu einer großen Gesamtheit verbindet, die gerade ihrer Zeit die eigenthümliche Bedeutung in der ununterbrochenen Kette von Entwicklungsphasen des geistigen Lebens der Menschheit verleihen. Wenn wir es leicht erklärlich fanden, daß ein nur scheinbares Kunstleben die große Menge blenden, die praktischen Mächte des Lebens verführen, die künstlerische Thätigkeit selbst verfälschen konnte, so ist es dagegen schwer erklärlich, daß diese große Fiction diejenigen in einer Täuschung zu erhalten vermag, die den Ernst und die Kraft der geistigen Arbeit in unserer Zeit repräsentiren. Und diese Erscheinung läßt sich nicht dadurch erklären, daß dem ganzen Gebiete der künstlerischen Interessen, da es etwas abseits liegt von dem, was das Denken und Forschen in erster Linie beschäftigt, überhaupt keine Auf-

merksamkeit von Seiten derer geschenkt würde, die ihre Competenz zur Beurtheilung des Werthes geistiger Leistungen auf anderen Gebieten hinlänglich beweisen; es ist keine Frage, daß jene sonderbaren Bestrebungen zur Wiederverweckung der künstlerischen Production, zur Wiederbelebung des künstlerischen Sinnes zu der Bedeutung und Ausdehnung, die sie thatsächlich erlangt haben, nicht hätten gelangen können, wenn es nicht etwas anderes, als bloße Gleichgültigkeit wäre, was ihnen Duldung von Seiten des ernststen Theiles der Zeitgenossen gewährt. Diese Gleichgültigkeit ist auf die Dauer nicht haltbar und sobald irgend eine Erscheinung des geistigen Lebens soweit herangewachsen ist, daß sie ein einflußreiches Element in dem gesammten geistigen Zustand der Zeit zu werden beginnt, muß sie sich mit den Mächten auseinandersetzen, die diesen geistigen Zustand beherrschen. Es muß vielmehr in der geistigen Richtung selbst, von der unsere Zeit beherrscht ist, und in der ihre bedeutendsten geistigen Erfolge liegen, der Grund verborgen sein, aus dem den eigentlich maßgebenden geistigen Potenzen das Verständniß für die wahren Bedürfnisse der Kunst verschlossen ist; nur so ist es zu erklären, daß diese Potenzen die immer steigende Entwicklung von Bestrebungen ertragen, die eine ganze Seite der geistigen Natur des Menschen in eine beispiellose Verwirrung zu stürzen drohen.

In der That ist durch die Entwicklung, welche die Weltanschauung in neuerer Zeit genommen hat, die Kunst, die künstlerische Thätigkeit als ein Bestandtheil der Welt, des menschlichen Lebens in eine eigenthümliche Stellung gedrängt worden. Indem man sich, der Macht der exacten Erkenntniß unterliegend, gewöhnt hat, die Welt auf ihren positiven Bestand zu prüfen, ist man einigermassen in Verlegenheit gekommen, was man mit der Kunst und mit dem Künstler nun noch in dieser Welt beginnen solle. Schillers Gedicht von der Theilung der Erde, wenn wir dasselbe nicht nur vom Poeten, sondern vom Künstler überhaupt gelten lassen, ist in einem höchsten Sinne zur Wahrheit geworden: nicht das ist mehr für den Künstler der größte Grund zur Klage, daß er ausgeschlossen sei von den Thätigkeiten und Vortheilen des irdischen Lebens; vielmehr sieht er sich überwiesen, daß er überhaupt der Wirklichkeit gar nicht mehr angehöre, und wie soll er sich noch mit dem Hinweis auf seine himmlische Heimath trösten können, wenn diese selbst zu einem bloßen Fabelreich herabgesunken ist.

Die geistige Kraft unserer Zeit findet in dem männlichen Streben ihren Ausdruck, allem Trug und aller Illusion zu entsagen, die Gebiete des Wissens und Forschens von allen Irrthümern und Hirngespinnsten unerschrocken zu befreien, die Grundlagen, auf denen alle Erkenntnisse ruhen, bis in ihre letzten Tiefen zu untersuchen, den geistigen Besitz auf sichere, der Erfahrung entnommene Werthe zurückzuführen. Dieses Streben, aus der Auflehnung gegen die Willkürherrschaft so mancher Scheint Wahrheiten entsprungen und namentlich auf dem Gebiete der Naturerkenntniß großgezogen, hat nach und nach alle Zweige des Wissens ergriffen, und wenn dasselbe auch an sich noch nicht den Erfolg verbürgt, daß Vorurtheil und Irrthum wirklich allenthalben in Aufklärung und Wahrheit verwandelt werde, so liegt doch schon in der Tendenz selbst das die geistige Arbeit der Zeit auszeichnende. Erblickt man aber in der immer tiefer

eindringenden und immer weiter fortschreitenden Erforschung erfahrungsmäßiger Wahrheit die höchste dem menschlichen Geiste gestellte Aufgabe, so muß dies nothwendig zu einer Verminderung des Ansehens aller derjenigen geistigen Thätigkeiten führen, die sich einer Mitarbeit an der allmäligen Lösung jener Aufgabe nicht rühmen können. Und allerdings stellt sich die Wissenschaft, die dem allein sicheren Boden der Erfahrung die allein gültige Wahrheit zu entringen sucht, mit immer größerer Entschiedenheit allen denjenigen Bestrebungen gegenüber, die, sei es, wie die Religion, an der Hand der Offenbarung, sei es, wie eine gewisse Art der Philosophie, mit Hilfe metaphysischer Speculationen, sei es endlich, wie die Kunst, auf den Schwingen des Genius, den Boden der Erfahrung zu verlassen suchen, um selbständig Welten zu schaffen, die auf mancherlei Eigenschaften Anspruch machen können, nur nicht auf die Eigenschaft positiver Wahrheit. Mag man auch die ganze Sphäre des Lebens, die von diesen Bestrebungen gebildet wird, das Reich des Ideals nennen, so ist dies doch im Grunde nur ein Nothbehelf, um die Entwerthung zu beschönigen, welcher alle jene Gebiete geistiger Thätigkeit verfallen sind, die früher als die höchsten menschlichen Güter geachtet wurden. Denn alle Versuche derjenigen, die in der exacten Erforschung der Wirklichkeit die wesentliche Aufgabe, ja eigentlich das einzige der Bemühung werthe Ziel des menschlichen Erkenntnißvermögens erblicken, jenen Gebieten eine gewisse Daseinsberechtigung gegenüber dem eigentlich ernsthaften und sachlichen Geschäfte des menschlichen Geistes zuzugestehen, laufen zuletzt auf die mehr oder minder unumwunden ausgesprochene Formel hinaus, daß sich für den Menschen um das nach immer neuer und immer größerer Befriedigung ringende Wahrheitsbedürfniß herum noch einige andere Bedürfnisse gruppiren, deren Befriedigung, wenn sich der Mensch ihrer auch nicht entschlagen kann, doch auf keinen andern Werth Anspruch hat, als auf den, dem Menschen in den Mühen und Nöthen des Lebens und Arbeitens Trost- Erhebung, Genuß zu gewähren.

Dieses Ergebnis der modernen geistigen Entwicklung hat nicht ohne die wichtigsten Folgen bleiben können. Hier haben wir es mit diesen Folgen nur insoweit zu thun, als dieselben sich auf die künstlerische Seite des Lebens beziehen. Gerade der Umstand, daß man sich entwöhnt hat, in der künstlerischen Thätigkeit, als einem Luxus des Geistes, überhaupt noch eine geistige Arbeit im höchsten Sinne des Wortes zu erblicken, verhindert diejenigen, die in unserer Zeit die Würde und den Werth der geistigen Arbeit vertreten, der künstlerischen Thätigkeit innerlich nahe zu treten. Diese, wenn sie nicht überhaupt der Ansicht sind, daß die Kunst einem überwundenen Entwicklungsstadium des geistigen Lebens angehöre und zu einem allmäligen Verschwinden aus der Welt bestimmt sei, haben doch keinen Maßstab, um den Werth dessen zu messen, was im Namen und im Interesse der Kunst geschieht; sie vermögen keinerlei Analogie zwischen dem Vorgang, der sich in ihrem eigenen geistigen Thun vollzieht, und demjenigen zu erkennen, der dem Bemühen des Künstlers zu Grunde liegt; sie begeben sich ihres kritischen Sinnes, sobald sie in Verührung mit einem Gebiete kommen, welches ihnen so durchaus verschieden von dem ihrigen scheint, und unterliegen so gut, wie die Urtheilslosen, allen den alten und neuen Irr-

thümern, von denen dieses ganze Gebiet umgeben ist. Dazu kommt, daß sie jenen Bestrebungen und Thätigkeiten, welche die Interessen der Kunst zum Vorwand nehmen, weil ihnen dieselben verständlich sind, weit eher Ernst und Wichtigkeit beizumessen geneigt sind, als der Kunst selbst, deren Wesen ihnen unzugänglich bleibt. Man wird also vergeblich erwarten, daß diejenigen, die das Gebiet wissenschaftlicher Erkenntniß mit rücksichtsloser Energie und Klarheit vor fremden Einwirkungen und falschen Tendenzen zu bewahren suchen, eine wirksame Controle über das ausüben könnten, was auf dem Gebiete des Kunstlebens geschieht; vielmehr ist gerade der geistige Fortschritt, durch den sich unsere Zeit auszeichnet, den abenteuerlichen Zuständen förderlich geworden, die sich in dem Bereich des modernen Kunstlebens entwickelt haben.

So erscheint in der That der Anspruch der Kunst auf eine Stellung unter den höchsten geistigen Angelegenheiten und auf die mit einer solchen Stellung verbundenen Rechte auf immer hinfällig geworden zu sein. Und doch liegt hier ein großer Irrthum verborgen. Denn was ist es, wovon man spricht, indem man jene Thatsache constatirt? ist es die Kunst selbst, oder ist es nicht vielmehr nur der überlieferte Begriff der Kunst? Läuft das Wesen der künstlerischen Thätigkeit wirklich darauf hinaus, daß sich in ihr, um irgend eines Zweckes willen, eine Umbildung oder Verfälschung der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit vollzieht, so müssen freilich alle Konsequenzen hingenommen werden, die man auf Grund der modernen geistigen Entwicklung aus einer solchen Auffassung ziehen kann. Aber darin, daß sich dem Menschen bis auf den heutigen Tag das Wesen und die Bedeutung der Kunst so dargestellt hat, liegt kein Grund dafür, daß sie sich ihm auch für alle Zukunft so darstellen müsse. Nicht in der Kunst selbst braucht die Schuld zu liegen, daß sie vom Fortschritt der Erkenntniß gleichsam zur Seite geschoben erscheint; die Schuld daran liegt vielmehr nur in der Ansicht, die die Menschen von dem Wesen der Kunst haben. Und hier muß man auf das Auffallende einer Thatsache aufmerksam machen: während das ganze Gebiet des menschlichen Denkens allmählig eine fundamentale Umwandlung und Erneuerung erfahren hat, beharrt die Auffassung von dem Wesen der Kunst im Großen und Ganzen noch immer auf demselben Standpunkt, den sie in einem Zusammenhange der Weltanschauung einnahm, der schon seit geraumer Zeit gänzlich durchbrochen ist. Es ist aber eine der Voreiligkeiten, zu denen der Mensch gern geneigt ist, die Sache für das verantwortlich zu machen, woran doch nur der unzulängliche Begriff die Schuld trägt, den der Mensch sich von der Sache bildet. In dem Umstand, daß die Kunst, so wie wir ihr Wesen zu verstehen pflegen, in dem Zusammenhang der Welt, wie wir denselben jetzt auffassen, keinen rechten Platz hat, liegt weniger die Nöthigung, die Kunst nun überhaupt aus der Wirklichkeit in eine Art von Nebenreich, mag man dasselbe nun als das Reich der geistigen Liebhabereien oder als das Reich des Ideals bezeichnen, zu verweisen, als vielmehr die Anforderung, den überlieferten Begriff der Kunst einer erneuten Prüfung zu unterwerfen und zuzusehen, ob nicht eine neue Einsicht in das Wesen der Kunst derselben eine ganz andere Stellung in der Welt und im Leben anweise. Es kann natürlich hier nicht der Ort sein, auf diese Frage ausführlich einzugehen; es kann nur angedeutet werden, welchen

Weg man einzuschlagen hat, um, ausgehend von dem Mittelpunkt moderner Denkweise, zu einem Reiche der Kunst zu gelangen, welches keinesweges außerhalb der Grenzen der positiven Welt liegt. Hat man die Kunst dann nur überhaupt wiedergefunden, so ergeben sich ihre natürlichen Lebensbedingungen von selbst, während das willkürliche Scheinleben, in dem sie erhalten wird, Niemand mehr täuschen kann.

Das Bestreben, den gesammten geistigen Besitz auf seine Bestandtheile hin zu prüfen und sich genaue Rechenschaft darüber abzulegen, was auf dem Grunde der Erfahrung ruhe, was hingegen willkürliche That und willkürliches Gebilde des menschlichen Geistes sei, hat nothwendig dahin führen müssen, einestheils bis zu den ersten Elementen hinabzusteigen, aus denen sich alle Realität emporbildet, anderntheils den Vorgang zu prüfen, durch den aus jenen Elementen eine Realität entsteht. Bei jener ersten Untersuchung hat man in der Sinnesempfindung den Punkt gefunden, in den man den Ursprung aller geistigen Thätigkeit, alles Bewußtseinsinhaltes verlegen muß. Wie wir auch das unbekannte Reich bezeichnen mögen, welches wir als hinter der Welt der Erscheinung, in der wir leben, liegend voraussetzen müssen, so hängen wir doch mit jenem unbekannten Reiche schlechterdings nur durch die Sinnesempfindungen zusammen; Alles was jenseits der Sinnesempfindung vorausgesetzt werden mag, kann nicht anders, als unzugänglich gedacht werden, Alles was diesseits der Sinnesempfindung wahrgenommen wird, ist bereits ein Product der menschlichen Natur. So sind es allein die Thatfachen der Sinnesempfindung, bei denen sich mit dem Bewußtsein, daß sie in Abhängigkeit von der menschlichen Natur stehen, zugleich das andere Bewußtsein verbindet, daß in ihnen dem Menschen Etwas zugeführt wird, was nicht von seiner Natur abhängig ist. Was aber zweitens den Vorgang anlangt, vermitteltst dessen sich jene ursprünglichen Elemente zu dem unendlichen Reichthum entwickeln, der unser Bewußtsein erfüllt, so sehen wir denselben, gemäß der menschlichen Natur, in einem psycho-physischen Prozesse sich abspielen, der, bei der Sinnesempfindung anhebend, in den sich immer steigern den Formen, die den Inhalt unseres Bewußtseins bilden, zu Tage tritt. Die geistig-körperliche Organisation des Menschen ist das Werkzeug, durch welches aus dem in der Sinnesempfindung empfangenen Stoff das gebildet wird, was für den Menschen die Wirklichkeit ist. Es genügt also nicht, der naiven Anschauung von der Realität der Außenwelt gegenüber, die Dinge gleichsam nur mit dem Hintergedanken zu betrachten, daß sie Erscheinungen und von unserem Vorstellungsvermögen durchaus abhängig seien; vielmehr erscheint die gesammte Wirklichkeit in einen subjectiven Vorgang aufgelöst, der mit einem vorausgesetzten Gebiet des objectiv Seienden nur in seinem Ausgangspunkt, in der Thatfache der Sinnesempfindung zusammenhängt.

Diese Auffassung führt zu mancherlei Consequenzen, von denen hier nur einige von Wichtigkeit sind. Es ist klar, daß, wenn wir die Wirklichkeit nur in einem jeweiligen, in uns sich abspielenden Vorgang besitzen, wir von einer außer uns befindlichen Wirklichkeit, die für uns zum Gegenstand verschiedenartiger geistiger Thätigkeiten werden könnte, überhaupt nicht mehr reden können; somit wird jener althergebrachte Unterschied von einer erkennenden und verschie-

denen umgestaltenden Thätigkeiten, denen der menschliche Geist die Wirklichkeit unterwerfen könne, hinfällig. Die sogenannte erkennende Thätigkeit, fogut wie die sogenannten umgestaltenden Thätigkeiten müssen, wenn auch nicht ihren Resultaten, so doch ihrem Wesen nach insofern gleich sein, als sie in nichts Anderem bestehen können, als in Formungen des gemeinsamen, in den Sinnesempfindungen gegebenen Stoffes. Ferner sind wir nicht berechtigt, die Wirklichkeit als auf einen bestimmten Vorgang, eine bestimmte Form beschränkt aufzufassen; wenn in der geistig-körperlichen Organisation des Menschen die Möglichkeit liegt, von der Sinnesempfindung aus zu Bildungen fortzuschreiten, die entweder der Stufe ihrer Entwicklung oder ihrem Wesen nach unter sich verschieden sind, so hat keine dieser verschiedenen Arten der Bildungen vor der anderen einen bevorzugten Anspruch darauf, als Wirklichkeit bezeichnet zu werden; sobald überhaupt in der menschlichen Natur von der in der Sinnesempfindung gegebenen Anregung aus sich ein Vorgang entwickelt, so entsteht Wirklichkeit, wo dieser Vorgang auch stehen bleibe und in welcher Form er auch zum Ausdruck gelange.

Bedenken wir nun, daß die eigenthümliche Organisation des Menschen sehr verschiedene Möglichkeiten aufweist, von den Sinnesempfindungen aus Vorgänge zu entwickeln, so werden wir den richtigen Standpunkt gewinnen, um beurtheilen zu können, welche Stellung innerhalb der geistigen Lebensäußerungen des Menschen diejenige Thätigkeit einnimmt, die es, mit Ausschluß aller anderen, allein mit der Wirklichkeit als solcher zu thun zu haben behauptet. Was wir die erkennende Thätigkeit des Geistes zu nennen gewohnt sind, der es gegeben sei, allmählig den positiven Bestand und Zusammenhang der Welt festzustellen, so erweist sich diese auf Grund jener oben berührten Einsicht in die Art und Weise, in der Wirklichkeit überhaupt für uns zum Dasein gelangen kann, als ein auf der menschlichen Organisation beruhender und durch dieselbe sich vollziehender Vorgang, in welchem das in der Sinnesempfindung gegebene Material in einer Reihe von Entwicklungsstufen bis zu dem System von Begriffen bearbeitet wird, welches, an den sprachlichen Ausdruck gebunden, den Namen der wissenschaftlichen Erkenntniß erhalten hat. Es leuchtet ein, erstens, daß von einer Erkenntniß von etwas, was auch abgesehen von dieser Erkenntniß vorhanden sei, nicht die Rede sein könne; denn was wir erkannte Wirklichkeit nennen, ist ja nur eine Form, an die die Entstehung der Wirklichkeit für uns gebunden ist; zweitens, daß der sprachliche Ausdruck, in dem alle wissenschaftliche Erkenntniß gipfelt, nicht etwas bezeichnet, was auch außerhalb dieser Bezeichnung ein Dasein hätte, sondern daß er die Wirklichkeit selbst sei, welche die Form des Wortes angenommen habe; denn wo sollte dasjenige zu suchen sein, was durch den sprachlichen Ausdruck bezeichnet würde, da ja der sprachliche Ausdruck nur ein bestimmtes Stadium des Processes ist, in dem sich von der Sinnesempfindung ausgehend eine Wirklichkeit bildet, wir aber von der Existenz von irgend etwas Anderem außer der Sinnesempfindung und diesem Vorgang schlechterdings nicht reden können. In der Wissenschaft wird also die Wirklichkeit nicht erkannt, da sie als ein der Erkenntniß zu unterwerfendes Object gar nicht existirt, vielmehr wird sie hervorgebracht und die Form, in der sie entsteht, ist die Sprache, indem der psycho-physische Vorgang, an den ihre Entstehung

gebunden ist, sich in der Ausdrucksbewegung der Sprache vollendet. Läge in dem menschlichen Organismus, wie dies ja als möglich vorausgesetzt werden könnte, die Nothigung, jede erlittene Sinnesempfindung auf Grund dieses Vorgangs ausschließlich zu dieser Form der Wirklichkeit auszubilden, so wäre allerdings die Wirklichkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß die einzige, welche überhaupt für den Menschen vorhanden wäre; aber der menschliche Organismus ist thatsächlich mit viel reicheren Fähigkeiten ausgestattet. Die Sprache der Begriffe ist nicht die einzige Form, sondern nur eine unter mehreren Formen, in denen eine Wirklichkeit durch die Organisation der menschlichen Natur zum Dasein gelangen kann oder vielmehr gelangen muß. Wenn der in der Sinnesempfindung gegebene Ausgangspunkt aller geistigen Thätigkeit auch ein gemeinsamer ist, so endigen doch die Vorgänge, die in jenem Ausgangspunkte entspringen, keineswegs in einem gemeinsamen Ausdrucksmittel; und, da die menschliche Natur neben der Sprache noch eine Reihe anderer Ausdrucksbewegungen aufweist, die nicht weniger reich und wunderbar in ihrer Vollkommenheit ausschließlich dem Menschen eigenthümlich sind, wie die Sprache, so erkennen wir, daß in jeder Gattung dieser Ausdrucksbewegungen eine Form vorliegt, in der durch den Menschen die Wirklichkeit hervorgebracht wird.

Die Sprache ist schon seit geraumer Zeit unter dem Gesichtspunkte betrachtet worden, daß in ihr ein innerer Vorgang sich bis zu einer äußerlich wahrnehmbaren Bewegung steigert, die zur Ausdrucksbewegung dadurch wird, daß sie in anderen intelligenten Wesen Verständniß hervorruft. Betrachtet man andere Aeußerungsformen der Menschen, wie uns dieselben in einem entwickelten Stadium in den mimischen Geberden, den Tönen, den bildnerischen und malerischen Gestaltungen als die sogenannten Mittel der Kunst vorliegen, unter demselben Gesichtspunkte, so ist es nicht schwer einzusehen, daß in diesen Mitteln der Kunst, so gut wie in der Sprache der Wissenschaft die Wirklichkeit eine Form findet, in der sie sich gleichsam der Welt der inneren Vorgänge der Menschen entringt. Und auch die Sprache selbst ist keineswegs darauf beschränkt, die begriffliche Form der Wirklichkeit darzustellen; als eins der hervorragenden Mittel künstlerischer Gestaltung ist sie eins der reichsten Ausdrucksmittel, in denen die menschliche Natur den ununterbrochenen Proceß, der von der Sinnesempfindung zu den höheren Formen des Seienden führt, beständig zu vollenden strebt. Es ist somit keinerlei Grund vorhanden, das Reich der Wissenschaft, als das Reich der Wirklichkeit den verschiedenen Reichen der Kunst, als Reichen der Einbildung, gegenüberzustellen; vielmehr gebührt den Reichen der Kunst der Platz neben dem Reiche der Wissenschaft. Aus der unendlich complicirten Werkstatte der geistig-körperlichen Organisation des Menschen geht das unaufhörlich zufließende Material der Sinnesempfindungen fortdauernd in mannigfachen Formen wieder hervor und wenn die Wirklichkeit, die uns die Wissenschaft kennen lehrt, eine von diesen Formen ist, so tritt uns in den Werken, die von der Kunst hervorgebracht werden, nichts Anderes entgegen, als andere demselben Boden entsprungene Formen der Wirklichkeit.

Findet man so den Unterschied zwischen einer dem Menschen zugeschriebenen Fähigkeit, die Wirklichkeit zu erkennen und anderen ihm beigelegten Fähigkeiten,

vermöge deren er Welten, die nicht wirklich seien, gleichsam aus Nichts hervorbringen könne, aufgehoben, so scheint damit überhaupt jeder Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Wirklichkeit und Einbildung unhaltbar geworden und man sieht sich zu der Consequenz gedrängt, daß Alles gleichmäßig berechtigt sei, was nur überhaupt im Menschen seine Entstehung finde. Und doch ist jene Unterscheidung keineswegs bedeutungslos geworden, wenn sie auch nicht mehr so wird gefaßt werden können, daß Allem, was der menschliche Geist hervorbringt, eine von diesen Hervorbringungen unabhängige Wirklichkeit als Richterin gegenüberstehe, die Alles, was mit ihr übereinstimme, in das Reich der Wahrheit, Alles, was nicht mit ihr übereinstimme, in das Reich des Irrthums verweise. Der Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Erkenntniß und Erdichtung beruht vielmehr, sobald man die Entstehung aller Wirklichkeit in eine Thätigkeit des menschlichen Geistes verlegt, einestheils auf Verschiedenheiten in der Art und Weise, wie sich diese Thätigkeit vollzieht, anderentheils darauf, wie sehr der Einzelne fähig ist, sich bei seinem geistigen Thun beständig die sinnliche Empfänglichkeit zu bewahren, anstatt sich, bei gleichsam geschlossenen Thoren der Sinne, in inhaltslose geistige Operationen zu verlieren. In beiden Beziehungen stehen sich aber Kunst und Wissenschaft gleich. Das Verhältniß ist nicht so, daß die Kunst ihrem Wesen nach Erdichtung, die Wissenschaft ihrem Wesen nach Wahrheit liefern müsse; vielmehr so, daß Kunst und Wissenschaft ihrem Wesen nach Wahrheit schaffen und daß beiden in ganz gleichem Maße die Gefahr jederzeit nahe liegt, in Einbildung und Erdichtung zu verfallen. In ganz übereinstimmender Weise lehrt die Geschichte beider, daß die große Schar der Schwachen dieser Gefahr beständig unterliegt, während es nur den seltenen Starken gelingt, ihr zu entgehen. Doch es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage ausführlicher einzugehen.

Alle diese Bemerkungen über die Stellung, welche der Kunst in der modernen Weltanschauung gebührt, können natürlich nicht den Anspruch erheben, eine Angelegenheit von so weittragender Bedeutung auch nur in ihren allgemeinsten Umrissen irgendwie vollständig dem Leser nahe zu bringen. Indessen ist das Wenige, was hier darüber gesagt werden konnte, hinreichend, um begreiflich zu machen, daß, wenn die angedeutete Auffassung des Wesens der Kunst Eingang bei den Menschen und namentlich bei denen fände, die das geistige Leben beherrschen, jenen oben geschilderten auf Förderung der Kunst und des Kunstlebens gerichteten Bestrebungen aller Boden entzogen wäre. Denn jene Bestrebungen beruhen gerade auf der Annahme, daß es ein Reich der Kunst gebe, welches dem Reiche der Wirklichkeit gegenüberstehe. Auf Grund dieser Annahme meint man, dieses Reich sei schon da vorhanden, wo überhaupt Kunstwerke seien und man erhebe sich in dieses Reich, indem man in irgend einer Weise sich mit den Kunstwerken beschäftige. Und daraus zieht man dann die weitere Folgerung, daß man den Interessen der Kunst diene, indem man einer der Kunst ermangelnden Zeit einen aus Bruchstücken und Reminiscenzen früherer Kunstthätigkeit zusammengeborgten Anschein künstlerischer Gestaltung verleihe, und daß man den Antheil an der Kunst fördere, indem man die mannigfachsten Arten der Beschäftigung mit den Kunstwerken in's Leben zu rufen und zu

unterstützen suche. Faßt man hingegen die Kunst als eine der geistigen Thätigkeiten auf, bis zu denen die menschliche Natur Vorgänge zu steigern vermag, in denen sich in ihr und durch sie die ursprünglichen Thatfachen der Sinnesempfindung zu der Welt der Wirklichkeit gestalten, so leuchtet ein, daß Kunst nur da vorhanden ist, wo dieser Vorgang in entstehenden Kunstwerken wirklich diese Steigerung erfährt, und ferner, daß von einem allgemeinen Antheil an der Kunst nur da die Rede sein kann, wo die allgemeine Geistesrichtung nach der Seite dieses Vorgangs hinneigt und wo das Kunstwerk Verständniß findet, weil es aus einem geistigen Prozesse hervorgeht, den alle, wenn auch in geringerem Maße und mit geringerem Erfolge, an sich selbst erleben.

Wenn nun die Kunst auf Grund dieser Auffassung aus ihrer geistigen Sonderstellung befreit würde und den ihr gebührenden Platz unter den ebenso positiven als ernststen Aufgaben des menschlichen Geistes erhielte, so würde es ganz selbstverständlich erscheinen, daß sie in Bezug auf ihre Unantastbarkeit und Unabhängigkeit dieselben Vortheile genösse, wie die Wissenschaft. Gleichwie es auf dem Gebiete der Wissenschaft als eine ganz ungeheuerliche Annahme zurückgewiesen werden würde, wenn Leute, die selbst zu wissenschaftlicher Thätigkeit unfähig wären, es unternähmen, fordernd und bestimmend auf die Leistungen der Wissenschaft einzuwirken, so würde auch auf dem Gebiete der Kunst das Einbringen aller jener unberufenen Bestrebungen, die gegenwärtig mit dem Schein der Berechtigung auftreten, von vornherein unmöglich sein. Wenn man aber zu der Einsicht gelangt wäre, daß eine Förderung, die es als ihre Aufgabe betrachtete, für das Vorhandensein und für die Beschaffenheit der Kunst zu sorgen, nur von denen ausgehen könnte, die selbst productiv thätig wären, so würde man mit Recht zu der Frage gelangen: Ob denn überhaupt noch von einer Förderung der Kunst durch die Nichtkünstler die Rede sein könnte? In der That beschränkt sich das, was als die Aufgabe wirklicher Förderung der Kunst für den Nichtkünstler übrig bleibt, auf eine sehr bescheidene und einfache Thätigkeit. Dieselbe hat zur Voraussetzung das feine und vorurtheilsfreie Verständniß der künstlerischen Kraft, wo dieselbe auftritt, und den Willen, sich dieser Kraft unterzuordnen und ihr zu dienen, damit sie in ihrer Entwicklung weder durch die Ungunst der äußeren Bedingungen, noch durch den Mangel an entgegenkommender Theilnahme gehindert werde. Es ist schlimm, daß es heutzutage, wo es an Eifer für die Interessen und an Aufwand von Mitteln für die Kunst nicht fehlt, gerade an jenem Verständniß und an jenem Willen mangelt, durch die allein der Kunst wahrhaft genügt werden könnte. Denn da in einer Zeit, deren Kräfte sich nach ganz anderen Seiten hin entwickelt haben, die Zahl derer gering ist, die die künstlerische Kraft der menschlichen Natur in hervorragender Weise vertreten, so würde man der Zeit schon mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand an Mitteln und Kräften das Maß an wirklicher künstlerischer Bethätigung, dessen sie fähig ist, sichern können, während man so mit einem verschwenderischen Aufwand nur ein Zerrbild der Kunst herzustellen vermag.

Die deutsche Arbeit in fremden Erdtheilen.

~~~~~  
Von

Dr. Karl von Scherzer.  
~~~~~

In den nachfolgenden Blättern habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, den Einfluß des deutschen Volkes auf die Culturentwicklung in den verschiedensten Ländern der Erde zu zeigen; nachzuweisen, wie nicht bloß in den meisten Staaten der nordamerikanischen Union und Südamerika's bis hinab zur Magellanstraße, sondern auch im Caplande und in Britisch-Indien, in dem mohamedanischen Asien und auf den Inseln des malayischen Archipels, in Siam, China und Japan, in Australien, Neuseeland und Tasmanien, sowie auf den lieblichen Inseln der ewig blauen Südsee Spuren deutscher Arbeit und deutschen Fleißes zu Tage treten. Möge deutscher Nationalstolz an jenen Großthaten sich erfreuen, welche arme, verlassene Emigranten ohne jegliche Hilfe, am allertwenigsten von Staatswegen, bloß durch eigene Kraft, Emsigkeit und Ausdauer in den verschiedensten Ländern der Erde zum Ruhme des deutschen Namens vollbracht haben und noch vollbringen! —

I.

Den größten Einfluß hat das deutsche Element auf den amerikanischen Erdtheil geäußert, und wenn trotz der beinahe 4 Millionen Deutschen, welche dort leben, jenseits des atlantischen Oceans ein neues Deutschland noch nicht entstanden ist, so liegt der Grund davon wol hauptsächlich in der Gleichgültigkeit, mit welcher von Anfang dieses Jahrhunderts bis heute die deutsche Auswanderung von Seiten der deutschen Regierungen aufgefaßt und behandelt wurde.

Daß die großen, unvergänglichen Verdienste der Deutschen um die physische und geistige Cultur der nordamerikanischen Freistaaten nicht in Vergessenheit gerathen sind, dafür gebührt die Ehre einem deutschen Forscher, dem Professor Franz Böher, welcher seinen mehrjährigen Aufenthalt in Nordamerika zu eingehenden gründlichen Studien über die Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika benützte und die Resultate derselben in einem höchst lehrreichen Werke veröffentlicht hat¹⁾.

¹⁾ Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, von Franz Böher. Cincinnati, 1847. Auch wir folgen in unseren historischen Mittheilungen über die Deutschen in Nordamerika hauptsächlich den Böher'schen Angaben.

Es ist dies ein wahres Ehrenbuch für die deutsche Nation, der weitesten Verbreitung werth, welches in keiner Schule und in keiner Volksbibliothek fehlen sollte, um das nationale Bewußtsein der heranreifenden Generation zu fördern und zu stählen.

Die furchtbaren Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, die geistige Noth und das leibliche Elend, welche derselbe über ganz Deutschland brachte, hatten die erste bedeutende Wanderung der Deutschen nach Nordamerika zur Folge. Einen noch größeren Umfang nahm diese an, als es in den deutschen Gauen bekannt wurde, daß Königin Anna von England jedem Emigranten freie Uebersahrt nach Amerika und gutes Land zur Niederlassung umsonst zusicherte. Da strömten die Deutschen so massenhaft nach London, daß zuletzt zum großen Schrecken der Engländer über 32,000 Deutsche auf der sogenannten schwarzen Heide (black heath) in Lagerhütten versammelt waren. Die Regierung hatte nur auf wenige Schiffsadungen Deutscher gerechnet; diese ungeheuren Scharen machte sie für ihre eigene Herrschaft jenseits des atlantischen Oceans besorgt; auch gab es nicht genug Schiffe, um die Massen, die sich gemeldet hatten, zu transportiren. Es konnten nur circa 12,000 der Auswanderungslustigen nach Amerika geschafft werden, während die übrigen in Elend und Verzweiflung untergingen.

Jene Deutschen aber, denen die Ansiedelung in Nordamerika ermöglicht wurde, zeichneten sich bald nicht nur durch ihre landwirthschaftliche Thätigkeit aus, sondern sie wirkten auch redlich mit am Ausbaue eines freisinnigen Gemeinbewesens. Männer, wie Jacob Leister (gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der reichste Mann in New-York) und Johann Peter Zenger, der um das Jahr 1730 in New-York eine Wochenschrift herausgab, waren schon zu jener Zeit für geistige und religiöse Freiheit thätig. Zenger legte in seinem Blatte freimüthig die Krebsgeschäden der englischen Verwaltung bloß, und scheute sich nicht, verschiedene ihrer Maßnahmen in heißenden Spottgedichten anzugreifen. Obwol derselbe wegen angeblich fälschlicher, boshafter und aufrührerischer Schmähschriften angeklagt und in's Gefängniß geworfen wurde, so endete doch sein Proceß, welcher die ganze Stadt in Aufregung versetzt hatte, mit seiner Freisprechung, und selbst ein Engländer, der damalige Statthalter Morris, konnte nicht umhin zu bekennen: „Zenger's Proceß sei der Keim der amerikanischen Unabhängigkeit gewesen, der Morgenstern jener Freiheit, welche später Amerika von England losgerissen habe.“

Aber nicht nur für die Freiheit des Bürgers, auch für die Freiheit des Menschen im Allgemeinen kämpften die Deutschen in Amerika. Sie waren es, die (vielleicht eingedenk der Behandlung, die sie wiederholt selbst im Vaterlande erdulden mußten) zuerst ihre Stimmen zu Gunsten der armen, verachteten Neger-Sklaven erhoben. In einem Memoire, welches bereits im Jahre 1688 an die gesetzgebende Versammlung gelangte, forderten die Deutschen mit klaren, entschiedenen Worten die Abschaffung der Sklaverei für alle Zeiten. Und als ihr Vorschlag abgelehnt wurde, kauften die Deutschen selbst Sklaven auf und ließen sie frei.

Da die ersten Deutschen, welche nach Amerika wanderten, hauptsächlich aus

Landwirthen bestanden, so war es auch vor allem Ackerbau und Viehzucht, denen die Emigranten ihre besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwendeten. Durch ihrer Hände Fleiß, durch Ordnung und Thätigkeit machten sie namentlich aus Pennsylvanien einen landwirthschaftlichen Musterstaat. Nicht nur die meisten Arten von Bodenfrüchten sind lebiglich durch die Deutschen nach Amerika gekommen, sondern auch die verbesserte Art der Bodenbebauung durch Düngung und Felderwechsel. Schon im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts konnte Pennsylvanien reiche Kornladungen nach Westindien und Spanien versenden. Von den deutschen Bauernhöfen mußte sich das übrige Land mit Pferden, Rindern und Schafen versehen. Ein Deutscher, Namens Rurz, gründete im Jahre 1721 in Lancaster die ersten Eisentwerke; Deutsche führten Papierfabriken, Leinen- und Tuchwebereien ein. Friedrich Wilhelm von Stiegel aus Mannheim war der Erste, welcher Glasblüthen und Eisengußwerke im Großen anlegte. Raum Ein Blatt der volkswirthschaftlichen Geschichte Nordamerika's kann man aufschlagen, ohne einem deutschen Namen zu begegnen.

Ganz besonders wohlthätig für den gewerblichen Aufschwung des Landes wirkten die zahlreichen religiösen Gesellschaften, welche aus Deutschland nach Amerika gekommen waren. Die Druckerpressen der Euphratenser und Herrnhuter gehörten zu den ersten und thätigsten im Lande. Die Wasserwerke der Herrnhuter waren schon vor mehr als hundert Jahren in Thätigkeit und gaben das Vorbild ab für die späteren so berühmten Wasserleitungen in Philadelphia und New-York.

Als der Unabhängigkeitskrieg hereinbrach, da standen die deutschen Amerikaner ihren amerikanischen Mitbürgern treu zur Seite. Mit Recht hebt Böher hervor, daß die deutschen Landsleute durch den Freimuth, mit welchem sie in Amerika sich zuerst für die volle Freiheit erklärten, durch die ausdauernde Tapferkeit, mit der sie für die Unabhängigkeit fochten, durch die Beharrlichkeit, mit welcher sie später an der einfachen, reinen Volksfreiheit festhielten, sich die höchsten Verdienste um Gründung, Bestand und Fortentwicklung des nordamerikanischen Freistaates erworben haben.

Wie anfangs im Musterstaate Pennsylvanien, so bildeten sich allmählig auch in den Mittelstaaten Virginien und Kentucky, später in Wisconsin und Ohio, sowie im Westen des Mississippi deutsche Gemeinden und gaben erst Gehöften, dann ganzen Dörfern und Städten ein völlig deutsches Gepräge. Ein Deutscher, der alte Witmer, war der Erste, welcher im Jahre 1792 in einem großen Boote von Pittsburg zu Wasser den Ohio und Mississippi hinab nach New-Orleans fuhr. Die jetzt so belebten Ufer des „Vaters der Gewässer“ boten damals das Bild trostloser Waldwästen und unheimlicher Sümpfe. Als die Schiffsleute in New-Orleans ankamen und dem Zollbeamten ihre Papiere vorlegten, hielt dieser sie für Betrüger und Schmuggler und schrie erzürnt: „Es gibt keinen Hafen Pittsburg, von dem Ihr vorgebt, zu kommen!“ Jetzt zog der Schiffshauptmann, Jacob Zober, eine Landkarte hervor und fuhr mit seinem Finger von der Mündung des Mississippi diesen hinauf, und in den Ohio hinein, und zeigte dem Beamten zu dessen größtem Erstaunen, wo

Pittsburg liegt. Schiff und Ladung wurden gut verkauft, und die Rückreise durch das unwirthbare Land zu Fuß angetreten. Als die deutschen Bootsleute nach vielen Abenteuern und Entbehrungen endlich wieder in Pittsburg ankamen, da wollten es die Leute kaum glauben, daß sie auf dem Wasser nach New-Orleans gefahren und zu Land zurückgekommen seien. Gegenwärtig werden der Mississippi und seine Nebenflüsse von mehr als tausend Dampfern, wahren schwimmenden Palästen, befahren, und die Entfernung von New-Orleans nach Pittsburg kann in wenigen Tagen und für wenige Dollars in einem bequemen Eisenbahnwaggon zurückgelegt werden. Wie Joder in einem Ruderboote, so fuhrten ungefähr zwanzig Jahre später (im October 1811) drei unternehmende Deutsche (Rosenwelt, Becker und Heinrich) im ersten Dampfboot den Ohio, und später den Mississippi hinab.

Seit den zwanziger Jahren hat die Auswanderung mit jedem Jahre größere Dimensionen angenommen und namentlich, als die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1848 einen so trostlosen Ausgang nahm, zogen ganze Scharen in ihren politischen Hoffnungen und Erwartungen Getäuschter freiwillig oder gezwungen nach dem Westlande, um sich dort als freie Bürger eine neue Heimath zu gründen. Und es gereicht den politischen Flüchtlingen aus Deutschland zu nicht geringem Ruhme, daß sie, mit sehr wenigen Ausnahmen, sich niemals in politischen Dingen unehrenhaft bewiesen, oder den Grundsätzen, für die sie in Deutschland kämpften, in Amerika untreu geworden sind. Dabei übten sie, welche zum großen Theile der Intelligenz des deutschen Volkes angehörten, auf Wissenschaft und Kunst, ja selbst auf Religion und Sitte einen weit wichtigeren Einfluß, als dies bei den früheren Emigranten der Fall war, welche meistens theils dem Bauern- oder Arbeiterstande angehört hatten.

Im ersten Jahrzehnt der Unabhängigkeit betrug die jährliche Einwanderung nach Amerika kaum mehr als 4000 Individuen. Im Jahre 1817, wo in Folge der in Europa herrschenden Hungersnoth 22,240 Menschen nach Amerika auswanderten, galt diese Zahl als etwas Unerhörtes. Im Decennium 1850—1860 betrug die Zahl der Einwanderer durchschnittlich über 300,000 jährlich; im Jahre 1854 sogar 460,474 Seelen, wovon auf Deutschland allein die in volkswirtschaftlicher Beziehung grauenenerregende Zahl von 206,054 Individuen kommt!

Man kann annehmen, daß in den letzten fünf und zwanzig Jahren durchschnittlich an 100,000 Deutsche jährlich nach Amerika wanderten, und dadurch nicht nur den Nutzen ihrer Arbeitskraft und ihrer geistigen Thätigkeit, sondern auch sehr bedeutende Geldsummen dem Mutterlande entzogen und der neuen Heimath zuwenden.

Wenn man auf Grund des neuesten Censuz vom Jahre 1870 die Gesamtbevölkerung der nordamerikanischen Staaten, welche sich über einen Flächenraum von 129,000 deutschen Quadratmeilen ausbreitet, auf 38,925,000 Seelen und die Zahl der eingewanderten Deutschen und ihrer Nachkommen auf vier Millionen annimmt, so ergibt sich die bemerkenswerthe Thatsache, daß das deutsche Element in den nordamerikanischen Freistaaten fast den zehnten Theil der Gesamtbevölkerung ausmacht, und daher nicht unwesentlich im Weltverkehr der Union mit eingreift, welcher jährlich einen Werth von nahezu 5000 Mill. Mark repräsentirt.

Es gibt kaum Einen Zweig der menschlichen Thätigkeit, welcher nicht auch in der neuen Welt unter den Deutschen seinen Vertreter fände. Man trifft Deutsche als Matrosen und Soldaten, als Handwerker und Fabrikanten, als Kaufleute und Schiffsrheber, als Ingenieure und Chemiker, als Aerzte und Apotheker, als Professoren, Naturforscher, Maler, Zeichner, Musik- und Sprachlehrer; wenngleich die Hauptbeschäftigung der deutschen Masseneinwanderung, wie es schon die natürliche Beschaffenheit des Landes mit sich bringt, in der Bewirthschaftung des Bodens besteht.

Was den Arbeiterstand in Nordamerika besonders charakterisirt, das ist dessen unabhängigere Stellung, dessen gesichrtere Existenz. Dazu aber tragen nicht minder als die freien politischen und socialen Institutionen, die Bemühungen des Arbeiters selbst bei. Es gibt im Norden und Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika wenige Städte, in welchen nicht Arbeiterbildungsvereine, Sparvereine, sowie Unterstützungsvereine für kranke, arbeitsunfähige oder ertwerbslose Arbeiter und ihre Familien bestehen. Zugleich wird das Wohl der arbeitenden Classen durch den Gemeisinn reicher Mitbürger in großartiger Weise gefördert. Einwanderer und Einheimische, welche sich durch Fleiß, Energie oder glückliche Unternehmungen zuweilen bedeutendes Vermögen erworben, widmen häufig sehr namhafte Summen zur Gründung von gemeinnützigen und humanen Instituten. Auf diese Weise entstand die Astor-Bibliothek in New-York, deren Gründer, Johann Jacob Astor, in Wallberg bei Heidelberg geboren, als armer Einwanderer in's Land kam und durch seinen weitblickenden Sinn und kühnen Unternehmungsgeist als der reichste Mann der Union mit einem Vermögen von mehr als achtzig Millionen Mark starb. Dem gleichen Gemeisinn verdanken die Peabody-Arbeiterwohnungen, sowie Girard's-College in Philadelphia (wol das prachtvollste Waisenhaus der Welt, für 500 Waisenkinder eingerichtet) ihre Entstehung. Auch Cooper's Institut zur unentgeltlichen weiteren Ausbildung von armen Technikern in New-York ist solchen humanen Intentionen entsprossen. Der Gründer derselben, Peter Cooper, erzählte mir selbst, wie er sich als armer Junge sein Brod damit verdiente, daß er in den Straßen von New-York Eisen, Kupfer und andere Abfälle auffammelte, und diese dann in größeren Quantitäten verkaufte. Durch Emüigkeit und Ausdauer brachte er es allmählig zu einer besseren Existenz. Er errichtete nun eine Nagelschmiede, später ein Kupferwalzwerk, und dehnte sein Geschäft immer mehr aus. Aber im Verhältniß als dasselbe an Bedeutung zunahm, fühlte er auch, wie hindernd und hemmend der Mangel an Kenntnissen, die Lückenhaftigkeit seiner Schulbildung ihm überall in den Weg traten. Nach einem Leben voll Mühe und Arbeit reich geworden, widmete Cooper, obñhon Familienvater, eine Summe von mehr als zwei Millionen Mark der Gründung einer Anstalt, in welcher mittellose Techniker und Industrielle bis zu ihrer vollständigen Ausbildung unentgeltlich Unterricht erhalten und zugleich den Vortheil der freien Benutzung von Instrumenten und einer reichhaltigen Bibliothek genießen. — Auch der Gründer des reich dotirten Smithsonian-Institut in Washington hat nicht allein den Gelehrtenstand, sondern die Verbreitung nützlicher Kenntnisse im Allgemeinen im Auge gehabt; dies beweist die merkwürdige Widmungsurkunde, welche den Zweck der Anstalt mit

den wenigen schlichten, und doch so viel sagenden fünf Worten bezeichnet: „To diffuse knowledge amongst men“.

Die zahlreichen derartigen Vereine und Anstalten, von denen ich nur einige wenige hervorgehoben habe, tragen dazu bei, dem Arbeiter in Amerika die Ausbildung zu erleichtern. Seine größere Tüchtigkeit, seine umfassenderen Kenntnisse sind es hauptsächlich, welche demselben mehr Ansehen als in Europa, und sogar politischen Einfluß verschaffen, auch wenn er nicht zu einer völlig selbstständigen Existenz oder gar zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangt. Denn trotz der bedeutend höheren Arbeitslöhne vermag der Handwerker auch in Nordamerika nur durch ein Zusammentreffen besonders günstiger Umstände eine beträchtlichere Summe bei Seite zu legen, weil dort auch die Bedürfnisse größer und deren Befriedigung kostspieliger ist, als in den meisten Theilen von Europa. Wenn man z. B. hört oder liest, daß ein Arbeiter in New-Orleans, in Galveston u. s. w. täglich 12 bis 16 Mark und sogar mehr verdient, so wäre es ein Irrthum daraus zu schließen, daß derselbe rasch wohlhabend werden müsse; denn die Arbeit in den genannten Häfen ist gemeinlich sehr mühsam, erschöpfend und gesundheitsfeindlich, und nicht selten geht durch monatelangen Aufenthalt im Spital wieder verloren, was der Handwerker oder Tagelöhner in einem gefährlichen Klima mit Aufopferung seiner besten Arbeitskraft gewonnen hat. Mit Einem Wort, der höhere Arbeitslohn trägt weit weniger zur besseren Stellung des Arbeiters in fremden Erdtheilen bei, als dessen größere Geschicklichkeit, Intelligenz und praktischere Schulung, sowie manche andere Umstände, die sich eben einem unternehmenden Menschen in noch wenig bevölkerten, fruchtbaren, an Naturschätzen reichen Ländern weit häufiger darbieten, als bei uns im alten Europa.

Aber gerade diese Wahrnehmungen und Thatsachen sollten den deutschen Arbeiter ermutigen und aneifern, um durch Fleiß, durch die Erweiterung seiner Kenntnisse nicht nur die Achtung, die er dormalen schon genießt, sich zu bewahren, sondern dadurch auch allmählig jenen socialen und politischen Einfluß in der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, nach welchem er unter dem Drange des nivellirenden Zeitgeistes so sehnlich ringt und den er gleichwol weit weniger durch ein gewaltsames Eingreifen in die Zeitbewegung, als durch ein ernstes, erfolgreiches Streben nach höherer Geistesbildung und technischer Vollkommenheit erreichen wird. —

Die deutsche Arbeit hat indessen, wie schon bemerkt, das Gebiet ihrer Thätigkeit nicht bloß auf den nordamerikanischen Continent beschränkt. Wir begegnen, indem wir uns vom Golfe von Mexiko südlich wenden, bereits zahlreichen deutschen Ansiedlern in den verschiedenen Staaten Central-Amerika's. Dieses wundervolle, von der Natur mit einem überaus lieblichen Klima und einem Boden von unermeßlicher Fruchtbarkeit bevorzugte Land, welches eine Ausdehnung von 8250 Quadratmeilen hat, zählt unter einer Gesamtbevölkerung von ungefähr 2,480,000 Seelen nur 160,000 Weiße, und darunter an 2000 Deutsche. Wenn deutsche Landsleute, trotzdem daß in diesem, durch die Höhenverhältnisse bedingten milden Klima die kostbarsten Pflanzen der Tropenzone ohne Gefahr für die Gesundheit durch weiße Arbeiter gebaut werden können, bisher nicht zahlreicher ihren Weg nach Mittel-Amerika nahmen, so liegt der Grund davon hauptsächlich in religiösen

Bedenken, in gewissen Schwierigkeiten, welche man, wenigstens bis in die neueste Zeit, in diesem katholischen Lande protestantischen Ansiedlern in der freien Ausübung ihres Cultus in den Weg legte. Es bewahrheitet sich hier von Neuem das Wort Montesquieu's, daß die Länder nicht im Verhältniß ihrer Fruchtbarkeit, sondern im Verhältniß zu ihren freien Institutionen Auswanderer anziehen und cultivirt werden. — Uebrigens fand ich während meiner 1½-jährigen Wanderungen durch Centralamerika, besonders in den Staaten Costa Rica und Guatemala bereits vielfache Spuren deutschen Einflusses. Nicht nur zahlreiche Landwirthe und Handwerker, sondern auch Ingenieure, Aerzte, Apotheker und Kaufleute, welche den Verkehr der Landesproducte mit Europa vermitteln, sind Deutsche, gleichwie es ein deutscher Rechtsgelehrter in Cartago war, welcher im Auftrage der dortigen Regierung ein neues Strafgesetzbuch für Costa Rica ausarbeitete und in's Spanische übertrug.

Die Kaffeecultur, welcher dieser Staat hauptsächlich seinen gegenwärtigen gedeihlichen Zustand verdankt, indem die Kaffeebohne den Haupthandelsartikel des Landes bildet, wurde im Jahre 1832 von einem Deutschen, Namens Eduard Wallerstein, eingeführt, der zuerst auf die hohe Wichtigkeit des Kaffeestrauches für das Land hinwies, und mit allen möglichen Mitteln zur Ausdehnung dieser Cultur anseuerte.

Unstreitig steht der rührigen, ausdauernden germanischen Race in diesen Gebieten noch eine große Zukunft bevor. Denn Central-Amerika ist nicht blos als ein oceanischer Isthmus mit geräumigen und sicheren Naturhäfen nebst Suez das wichtigste Passageland der Welt, es hat auch eine große commercielle Bedeutung und erscheint durch die plastische Mannigfaltigkeit seiner Oberfläche, mit der klimatischen Verschiedenheit seiner Höhenregionen und einer unermesslichen Fruchtbarkeit als ein wahres Paradies für den Landwirth.

Südlich von den centralamerikanischen Staaten trifft man Deutsche und deutsche Gehöfte bis hinab zum Cap der ewigen Stürme. Besonders in Peru und Chile erscheint das deutsche Element durch Landwirthe, Kaufleute, Aerzte, Ingenieure, Professoren u. s. w. sehr zahlreich vertreten; ja, in der letzteren Republik ist die vielseitige Thätigkeit, Befähigung und gebiegene Bildung der dortigen deutschen Bevölkerung sogar nicht ohne Einfluß auf die materielle und geistige Entwicklung des ganzen Freistaates geblieben und hat bereits manchen Einrichtungen den Stempel germanischen Ursprunges aufgedrückt.

Die Colonie Valdivia verdankt einem Deutschen, Namens Philippi, ihre Gründung und der Ausdauer und dem Fleiß der dortigen deutschen Ansiedler ihren Fortbestand.

Selbst am Eingange der Magellanstraße, unter den Patagoniern, sind noch Deutsche angesiedelt, welche sich, ungefähr 150 an der Zahl, im Jahre 1853 in Punta Arenas niederließen.

Diese einsame Colonie, ausschließlich auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen, gibt die erfreulichsten Beweise von Lebensfähigkeit und verspricht zugleich für den chilenischen Freistaat, sowie für die regelmäßige Beschiffung der patagonischen Straße von Bedeutung zu werden.

An der Ostküste Südamerika's, in den La Plata-Staaten und in Uruguay,

sind bereits deutsche Ansiedler und deutsche Kaufleute in Menge zu finden, und dieses letztere Gebiet ist es namentlich, welches durch seine geographische Lage und seine äußerst günstigen physischen Verhältnisse sich ganz besonders zu Niederlassungen von deutschen Emigranten eignen dürfte.

Wunder vorthellhaft als Ansiedelungspunkt für Deutsche hat sich bisher das Kaiserreich Brasilien erwiesen. Es ist überhaupt eine interessante Wahrnehmung, daß deutsche Ansiedler in keinem Lande gedeihen, wo Sklaverei besteht, wo die Arbeit nicht wie in freien Staaten, eine Ehre ist, sondern als eine Schande gilt.

In neuester Zeit haben die Sübprovinzen Brasiliens Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul die Aufmerksamkeit deutscher Colonisten auf sich gezogen und wenn eine Ansiedelung des südamerikanischen Kaiserreiches durch Deutsche überhaupt geschehen soll, so kann der Zug nur nach dessen Süden gerichtet sein, wo allein der europäische Ansiedler — unter gewissen Vorbedingungen, die leider noch fehlen! — zu gedeihen im Stande ist.

II.

Wenden wir uns nach dem afrikanischen Continent, so ergreift uns ein Gefühl der Bewunderung und Verehrung für jene zahlreichen deutschen Männer, welche der wissenschaftlichen Durchforschung dieses Erdtheiles ihr Leben geweiht und leider zumeist auch geopfert haben. Mit Stolz können wir, neben den englischen und französischen Entdeckernamen, auf Barth, Vogel, von der Decken, Roscher, Rotsch, Schweinfurth, Nachtigal, Heuglin, Weuermann, Hansal, Kohlfs, Marno, Lenz, Gießfeldt, als auf die Unseren weisen, welche sich der Einen gewaltigen Aufgabe unerschrocken und unverdrossen theils gewidmet haben, theils noch widmen: den „schwarzen Continent“ der Wissenschaft, dem Handel und dem Völkerverkehr zu erschließen.

In compacterer Masse treten die Deutschen in Afrika erst an seiner Südspitze auf und zwar erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Holländer in Deutsch- und Süd-Indien Truppen zur Vertheidigung ihrer afrikanischen und indischen Besitzungen warben. Doch finden wir bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts einige Deutsche am Cap der guten Hoffnung thätig, wie z. B. den Braunschweiger Georg Friedrich Wrede, welcher schon im Jahre 1659 dort die Hottentottensprache studirte und ein Compendium über dieses wunderliche Idiom herausgab.

Im Jahre 1795 spielte ein Deutscher, Namens von Hügel, als Officier in holländischen Diensten eine hervorragende Rolle bei der ersten Landung der Engländer am Cap der guten Hoffnung. Ein anderer Deutscher, Joh. Christian Ludwig Alberti aus Corbach im Waldeck'schen, welcher im Jahre 1802 mit dem General Janssen nach dem Cap kam, veröffentlichte die erste ausführliche Schilderung der Rassenstämme. Deutsche Missionäre von den Secten der Marowinger und Herrnhuter trugen schon frühzeitig den Segen christlicher Civilisation unter die Eingebornen und gründeten zahlreiche Missionen, sowie gewerbliche und landwirthschaftliche Ansiedlungen unter den Hottentotten. Noch in neuester Zeit haben Dr. Roelbling, Dr. Esselin, Dr. Roser u. s. w. in dieser Richtung eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Deutsche Gelehrte, wie der Zoologe Martin Carl

Sichtenstein, der Astronom Sir William Herschel (der Sohn eines Hannoveraners), der Botaniker Pappe (der berühmte Herausgeber der Cap-Flora), der Geolog Griesbach, der Philolog Dr. Bleek und viele Andere haben sich um die Förderung der Wissenschaft im Caplande unvergängliche Verdienste erworben.

Die Brüder Mosenthal aus Rassel in Rurheffen waren die Ersten, welche vom Cap Schafwolle ausführten und zur Verbesserung der Schafzucht mit großen Opfern aus Kleinasien Angora-Ziegen kommen ließen. Ein Frankfurter, Nathan Adler, war einer der Hauptförderer der Straußenzucht in der östlichen Provinz, in welcher es heute über 60,000 zahme Strauße gibt. Ein einziger Dampfer brachte (Februar 1879) 1200 Pfund Straußfedern im Werthe von 400,000 Mark nach Europa.

Noch vor wenigen Jahren waren es Deutsche, die Brüder Silienfeld in Bultfontein, welche eine Gesellschaft zur Ausbeute der entdeckten Diamantfelder gründeten.

Die Mehrzahl der dormalen am Cap lebenden Deutschen sind theils die Reste der Fremdenlegion, theils Einwanderer mit Staatsunterstützung, welche namentlich in Britisch Caffraria zahlreiche Dörfer mit deutschen Namen, wie Wiesbaden, Frankfurt, Berlin u. s. w. gründeten, die Landwirtschaft entwickelten und aus bisher öden Stätten blühende Niederlassungen schufen. In Port Elisabeth ist der Einfluß der Deutschen bereits so groß, daß der Vorstand der dortigen öffentlichen Bibliothek, um dem deutschen Elemente gebührend Rechnung zu tragen, den Beschluß faßte, sämtliche deutsche Klassiker anzuschaffen.

Indeß darf es bei den vielfachen Vorzügen dieser britischen Colonie nicht Wunder nehmen, wenn dormalen deutsche Emigranten mit Vorliebe die Südspitze Afrika's als ihr Wanderziel wählen. Denn das Capland bietet durch sein mildes Klima, seine werthvollen Naturproducte und seine freisinnigen Institutionen die Gewähr eines sicheren gedeihlichen Fortschrittes. Eine Colonie, welche sich gegenwärtig jährlich mit mehr als 1000 Schiffen und einem Geldwerthe von mehr als 160 Millionen Mark am Weltverkehr theiligt; welche in nicht allzulanger Zeit im Stande sein dürfte, jährlich 40 Millionen Pfund Schafwolle und viele tausend Hectoliter vorzüglichen Weines zu erzeugen; deren Boden von den wichtigsten Culturpflanzen hundertfach die Aussaat wiedergibt und zugleich Kupfer genug besitzt, um den immensen Bedarf an diesem Metall mit Vortheil decken zu helfen — eine solche Colonie birgt wol die kräftigsten Reime einer glücklichen Zukunft.

III.

Im muhamedanischen Asien begegnen wir den Deutschen nur als sporadischen Erscheinungen. Doch haben sie auch dort, wie z. B. die Aerzte Dr. Pollak und Tietze in Persien, wie Dr. Schliemann, Prof. Fraas und die Palästinaforscher in der asiatischen Türkei, oder wie der Ingenieur Wilhelm Bressler, welcher zuerst die asiatischen Eisenbahnen tracirte, durch wichtige oder nützliche Leistungen auf das Ruhmlichste sich hervorgethan.

Ebenso gibt es auf Ceylon, in Britisch Indien und auf der malayischen

Halbinsel, im Sunda-Archipel und auf den Philippinen, auf den Molukken und in Cochinchina, in Siam und China, in Japan und auf Formosa kaum Einen Handelsplatz, wo nicht Deutsche als Kaufleute oder in einem wissenschaftlichen Beruf thätig sind und häufig sogar eine hervorragende Stelle in der dortigen Gesellschaft einnehmen. So z. B. steht in Calcutta Dr. Brandis an der Spitze des so wichtigen Forstdepartements, während ein anderer Deutscher, Namens Schwenter, mit der Leitung des indischen Telegraphenwesens betraut ist. Und ich brauche wol nur auf die Namen von Männern wie Hügel, Schlagintweit, Schomburgk, Stoliczka, Semper, Haug, Kielhorn, A. B. Meyer u. s. w. hinzuweisen, um deren wichtige Dienste bei der wissenschaftlichen Erforschung von Britisch-Indien und den Inseln des malayischen Archipels in Erinnerung zu rufen.

Auf Java war es der berühmte deutsche Naturforscher Dr. Franz Junghuhn, dessen unermüdlichem Eifer und Studien die erfolgreiche Verpflanzung des Fiebertindenbaumes auf jener Insel zu verdanken ist. Als Junghuhn im Jahre 1856 zum Inspector der Chinapflanzungen auf Java ernannt und ihm von der holländischen Regierung die Durchführung dieses wichtigen Experimentes übertragen wurde, befanden sich erst einige hundert Chinabäumchen in den verschiedenen, versuchsweise angelegten Pflanzungen; gegenwärtig ist nicht nur das Fortkommen und Gedeihen der aus Bolivien in Peru eingeführten Chinapflanzen vollkommen gesichert, sondern deren Cultur hat durch Junghuhn's Umsicht und Energie einen derartigen Aufschwung genommen, daß die verschiedenen Pflanzungen auf Java bereits weit über eine Million Fiebertindenbäumchen zählen, und sogar Samen und Stöcklinge an die ostindische Regierung abgegeben werden konnten, um mit diesem, durch die Heilkraft seiner Rinde für die leidende Menschheit so höchwichtigen und kostbaren Baume auch in den Bergen Ostindiens Anbauversuche anstellen zu können.

Begeben wir uns weiter nach Japan und China, so begegnen wir auch dort überall der deutschen Arbeit und dem deutschen Geiste. Bei den Vertragsverhandlungen von Großbritannien und Oesterreich-Ungarn mit der chinesischen und der japanischen Regierung waren ein deutscher Missionär, Wilhelm Kobseid, und der Sohn eines deutschen Naturforschers, Alexander von Siebold, mit dem schwierigen Amte der Dolmetscher betraut. Die Namen von Männern, wie Adam Schaal, Kilian, Stump, Ignatius, Regler, Raempfer, Alaproth, Gühlaß, Endlicher, Pfikmaier, Riehtosen, Möllendorf, Arndt, Lübing, Ertl, Faber u. s. w. erinnern uns zugleich, was auch die Wissenschaft in China seit Jahrhunderten bis heute deutschen Gelehrten verdankt. Und wie auf dem Felde der Forschung, so waren es auch auf wirtschaftlichem Gebiete deutsche Pioniere, welche wie Siemssen, Pustau, Hartort, Melchers, Carlowitz u. s. w. das unermessliche Reich der Mitte deutscher Schifffahrt und deutschem Handel erschlossen. Sogar im Dienste der chinesischen Zollbehörde stehen mehrere Deutsche, welche nicht unwesentlich zu der für den Staatsschatz so wohlthätigen Reform des chinesischen Finanzwesens beitrugen. — In Japan haben deutsche Stammgenossen nicht bloß im Ansehen, sondern auch in commercieller Beziehung alle übrigen seefahrenden Nationen eingeholt. Sie stellen bereits ein sehr er-

hehliches Contingent in den verschiedensten Zweigen menschlicher Thätigkeit. Dr. Wagner ist der Gründer und Leiter der polytechnischen Schulen in Kioto und Tokio; Dr. Morez ist Director des großen Hospitals zu Fongoya; deutsche Officiere und Unterofficiere sind mit dem Einexercieren japanischer Truppen beschäftigt und deutsche Schiffscapitaine gelten wegen ihrer Tüchtigkeit, Verlässlichkeit und Rechtchaffenheit als die gesuchtesten Führer durch die vielfach so gefährlichen chinesischen und japanischen Gewässer.

IV.

Im fünften Erdtheile leben gegenwärtig an 120,000 Deutsche, und zwar ist der Hauptsitz des Deutschthums Südastralien, wo zwei Deutsche bereits im Parlament sitzen; ein Deutscher, Namens Treuer, ist Mitglied der obersten Schulbehörde und Dr. Schomburgk, Director des botanischen Gartens in Adelaide. In dieser Stadt hat es der Einfluß der Deutschen bereits dahin gebracht, daß ein Theil der zur Unterstützung fremder Emigranten bestimmten Gelder auf die directe deutsche Einwanderung über Hamburg verwendet wurde. In den Colonien von Neu-Süd-Wales und Victoria fand ich viele süddeutsche Bauern mit Weincultur, Feldbau und Schafzucht beschäftigt. In Neu-Süd-Wales leben über 8000 deutsche Landwirthe, welche meistens an größeren schiffbaren Flüssen, wie z. B. am Hunter-, Clarence- und Brisbane River angesiedelt sind und durch Fleiß und Sparsamkeit es rasch zu einer behäbigen Existenz gebracht haben. In der Hauptstadt Sidney gibt es mehrere tausend Deutsche, welche ihre Interessen sogar in einer eigenen in deutscher Sprache erscheinenden Zeitung vertreten.

In Melbourne sind über 9000 Deutsche angesiedelt. Der Director des botanischen Gartens, Dr. Ferdinand von Müller, hat sehr Verdienstliches in Bezug auf die Verbreitung der Naturwissenschaften geleistet, und der gegenwärtige Director der Seewarte in Hamburg, Prof. Dr. Neumeyer, früher Vorstand der Sternwarte in Melbourne, ist an der Errichtung von meteorologischen Stationen in Australien in hervorragender Weise theilhaftig gewesen. Ebenso ist die General-Inspection über die sämmtlichen öffentlichen Schulen der Colonie einem Deutschen übertragen, ähnlich wie dies früher auch in Port Adelaide der Fall war, wo Dr. Emil Jung dieses ehrenvolle Amt längere Zeit bekleidete; derselbe, welcher jüngst in Leipzig und Berlin mit ebensoviel Gewandtheit als Erfolg für die Beschickung der Ausstellung in Sidney durch Deutschland thätig gewesen ist.

Auch in Bezug auf die so schwierige Durchforschung des fünften Erdtheiles steht an der Spitze der wissenschaftlichen Untersuchungsreisen gleichfalls ein Deutscher, Dr. Ludwig Reichardt aus Beeskow in der Mark Brandenburg. Sein Plan, eine Reise von Moreton Bay über Land, durch Wildnisse und wasserlose Sandwüsten nach Port Essington anzutreten, wurde in Sidney, der großen Gefahren und scheinbaren Unausführbarkeit wegen, als tollkühn, als absichtlicher Mord bezeichnet, und es wurden sogar in öffentlichen Blättern förmliche Warnungen gegen eine Unterstützung eines derartigen Wagnisses erlassen, welches unabweislich den Tod aller dabei Theilhaftigen zur Folge haben mußte. Reichardt's Entschluß blieb aber von solchen Abmahnungen unberührt. Er ver-

ließ Sidney mit sechs Begleitern und segelte nach Moreton Bay; in Brisbane gesellten sich noch vier Gefährten zu ihm und mit Allem nur auf's Dürftigste ausgerüstet, betrat er die unbekannte Wildniß. Die einzigen Instrumente, welche Leichardt mit sich führte, waren ein Sextant, ein Chronometer, ein Handcompaß, ein kleines Thermometer sowie eine Karte von Australien. Nur mit diesen wenigen wissenschaftlichen Werkzeugen ausgestattet, legte er die größte und denkwürdigste aller australischen Reisen, eine Strecke von 3000 englischen Meilen in ungefähr sieben Monaten zurück und langte am 29. März 1845 wieder in Sidney an, wo der längst Todtgeglaubte mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde.

Die wissenschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Resultate dieser Entdeckungsreise waren von solcher Tragweite, daß aus allen Theilen der Colonie Geldbeiträge zuströmten und Personen jeden Standes beisteuerten, um dem ruhmgekrönten Heimgekehrten auch durch ein sichtbares Merkmal die Anerkennung des Landes auszusprechen. Ueber 30,000 Mark waren durch Privatsubscription eingegangen, während außerdem die Colonialregierung 20,000 Mark aus den Kron-einkünften bewilligte. Aufgemuntert durch diesen glänzenden Erfolg, unternahm der kühne deutsche Forscher einige Jahre später eine zweite Entdeckungsreise, während welcher er die Nordwest- und Westküste zu erforschen hoffte. Leider ist seither jede Spur des Reisenden verschwunden und selbst die wiederholt von der Regierung zur Auffindung Leichardt's ausgesendeten Expeditionen brachten nach monatelangen, höchst mühevollen und entbehrungsreichen Wanderungen nur die, allerdings wenig Trost gewährende Vermuthung zurück, daß Leichardt und dessen Gefährten nicht der mörderischen Hand der Eingeborenen, sondern der Unwirthbarkeit der durchforschten Gegenden zum Opfer gefallen, und höchst wahrscheinlich aus Mangel an Wasser und Nahrung zu Grunde gegangen sind.

Auf der nur sechshundert Seemeilen von Sidney entfernten Insel Neuseeland leben ebenfalls zahlreiche Deutsche als Landwirthe, Handwerker, Kaufleute, Aerzte, Geistliche, Photographen und Naturforscher. Ein Deutscher, Namens Vogel, war lange Jahre hindurch Premier-Minister in Wellington. Die genauen geologischen Untersuchungen der Provinz Auckland sowie der Provinz Nelson blieben deutschen Kräften vorbehalten. Die erste geologische Karte der beiden genannten Provinzen wurde durch meinen Reisegefährten Dr. Ferdinand Hochstetter und Julius Haast entworfen, und ich kann es mir nicht versagen, die befriedigende Bemerkung beizufügen, daß es ersterem zugleich beschieden war, den Bewohnern von Neuseeland das Vorhandensein von Kohle und Gold zuerst wissenschaftlich nachzuweisen und sie mit den geeignetsten Mitteln zur Hebung und systematischen Ausbeute dieser reichlich aufgefundenen edlen Naturschätze bekannt zu machen.

In der Südsee, wie überhaupt unter den Tropen, wo schon das Klima dem nordischen Ansiedler jegliche landwirthschaftliche Thätigkeit verbietet, treten die Deutschen nur vereinzelt auf. Aber ganz verschwinden sie nirgends und werden nur um so nützlicher, je mehr die physischen Verhältnisse zur Erreichung irgend eines Zweckes Energie und Ausdauer erheischen. Selbst auf Neucaledonien, in Port de France, lebt eine Anzahl von Deutschen, welche man mir als

die tüchtigsten und fleißigsten Arbeiter schilderte, so daß man dort nichts sehnlicher wünschte, als die Zahl der Colonisten durch viele hundert Leute dieses Schlags vermehrt zu sehen. Bereits im Jahre 1848 hatte ein englischer Pfarrer in Sidney, Namens Lang, den ich zehn Jahre später während meines Aufenthaltes in Australien persönlich kennen lernte, an die Mitglieder des damaligen deutschen Parlamentes in Frankfurt a. M. eine Adresse gerichtet und denselben eine Denkschrift vorgelegt, in welcher derselbe die Colonisation von Neu-Caledonien wärmstens empfahl. Er wollte eine deutsche Colonie im stillen Ocean gründen; aber die beredten Worte des hochherzigen, für Deutschland begeisterten Mannes fanden kein Echo in der Paulskirche und verhallten ebenso erfolglos wie gar manches andere darin gesprochene Wort!

In Papeete, dem bedeutendsten Ansiedelungspunkt auf der Insel Tahiti, traf ich mehrere Deutsche, darunter einen Chemiker, Namens Nollenberger, welcher sich mit der chemischen Untersuchung von einheimischen Nutzpflanzen beschäftigte. Es war demselben gerade gelungen, aus der Wurzel der Katwappflanze (*piper mothyesticum*), aus deren Saft die Völker der Südsee einen berausenden Trank von ganz eigenthümlicher Wirkung bereiten, eine krystallinische Substanz darzustellen, die er Kawain nannte. Und vielleicht wird es die Wissenschaft dem schlichten deutschen Chemiker, welcher eine Insel des stillen Meeres zu seinem Aufenthalt und deren Flora zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählte, zu danken haben, wenn unsere Pharmacologie durch einen oder den anderen wichtigen Heilstoff bereichert wurde.

V.

Aus dem bisher Geschilderten erhellt, daß es kaum Einen Punkt der bewohnten Erde gibt, wo nicht bereits Deutsche angesiedelt sind, wo sie nicht zur Entwicklung der Cultur, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Förderung der Wissenschaft, zur Hebung des Gemeinwohl's ihr Scherflein beigetragen haben.

Der deutschen Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gebührt dieses Verdienst: dem Landwirth wie dem Handwerker, dem Kaufmann wie dem Techniker, dem Industriellen wie dem Manne der Wissenschaft; und ich würde eine Pflicht veräumen, wenn ich an dieser Stelle nicht auch jener großartigen Seeunternehmungen gedenken möchte, welche theils durch Patrioten wie Petermann und Wilczel, theils durch die Munificenz der österreichischen und preussischen Regierungen ausgerüstet wurden, um gleich der Novara-Expedition¹⁾, der preussischen Expedition nach Ostasien und verschiedenen Nordpol-Expeditionen wissenschaftliche Forschungsreisen nach den entferntesten Theilen unserer Erde zu

¹⁾ Bekanntlich war Dr. von Scherzer, gegenwärtig I. und I. österreichisch-ungarischer General-Consul in Leipzig, Mitglied der wissenschaftlichen Commission an Bord der Fregatte Novara (1857—1859), deren Weltfahrt er in einem interessanten Werke geschildert, sowie er auch (1869) die österreichische Expedition nach Ostasien begleitet und deren Ergebnisse in seinen „sachmännischen Berichten“ dargestellt hat. Seine ersten Reisen, in Nord- und Centralamerika, sowie in Westindien, unternahm er (1852—1855) in Gemeinschaft mit Dr. Rorij Wagner.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

unternehmen. Es gereichen diese denkwürdigen Fahrten Denen, welche sie anregten und förderten, ebenso zur Ehre, wie den Männern, welchen das Glück beschieden war, ihre Dienste demselben widmen zu dürfen. —

Da die Colonisationsfrage eben wieder von der öffentlichen Meinung auf die Tagesordnung gesetzt worden ist, so möchte ich mir zum Schlusse noch erlauben, auf einige weniger bekannte Punkte die öffentliche Aufmerksamkeit zu richten, welche ich im Laufe von drei Weltreisen zum großen Theil aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, und wohin die deutsche Emigration mit mannigfachem Vortheil für die Auswandernden wie für die Zurückbleibenden, für die wirthschaftlichen, wie für die politischen Verhältnisse des Mutterlandes gelenkt werden könnte.

Der Ruf nach Colonien, welcher dormalen in ganz Deutschland in Wort und Schrift wiederhallt, ist nach meiner Ansicht ein vollberechtigter. Es gibt keine Macht ersten Ranges, keine sogenannte Weltmacht ohne Colonien.

England besitzt solche wie allbekannt in vier Erdtheilen; Frankreich schickt seine überschüssige oder unbequem gewordene Bevölkerung nach Alger und dem Senegal, nach Cochinchina, Tahiti, Neucaledonien und den Marquesas-Inseln; Rußland colonisirt in Sibirien und Centralasien; Nordamerika findet die natürlichste Expansion in seinem eigenen unermesslichen, noch so wenig bevölkerten Westen: Deutschland allein, mit seiner unendlich fruchtbaren Bevölkerung, und keinen anderen Erwerb oder Einkommen als den mäßigen Ertrag seiner Felder und den oft so precären Gewinn seiner industriellen und commerciellen Thätigkeit, befindet sich ohne allen Länderbesitz in fremden Erdtheilen und läuft Gefahr einen solchen nie mehr erwerben zu können, wenn es sich nicht in der ersten Stunde noch zu einer energischen That aufrafft!

Was die Gründung von deutschen Ansiedlungen betrifft, so kommen vor Allem mehrere Staaten Central- und Südamerika's in Betracht, welche nicht nur durch die Gunst ihrer geographischen Lage, durch ein gesundes Klima, einen fruchtbaren Boden und liberale Institutionen eine wohlbegründete Aussicht auf ein gedeihliches Fortkommen der Ansiedler gewähren, sondern wo zugleich die Erhaltung und Erstarkung des deutschen Elementes mit Zuversicht erwartet werden kann. Die Völker romanischer Abstammung, wie z. B. die Spanier, Portugiesen, Italiener haben weder jenen Assimilationsdrang, noch jene gewerbliche Thätigkeit und Ausdauer, wie die anglosächsische und die anglo-amerikanische Rasse. Darum gehen auch die Deutschen, welche nach Nordamerika oder nach britischen Colonien auswandern, rasch in den dortigen Bevölkerungen auf, während sie sich in den von den sogenannten lateinischen Rassen bewohnten Ländern in Sprache, Sitte und Gebräuchen selbständig erhalten.

Die meisten Tafelländer und Hochthäler von Costa-Rica, Honduras und Guatemala genießen einer beständigen Frühlingstemperatur, welche die Vegetation nie ihres grünen Schmuckes entkleidet, die Bewohner niemals zu künstlichen Mitteln der Erwärmung zwingt und ihnen das ganze Jahr hindurch den unverkümmerten Gebrauch aller Kräfte des Körpers und Geistes zur Arbeit gestattet. Auf diesen herrlichen Hochplateaux kommen die Gewächse der Tropen noch neben den nordischen Pflanzenformen fort. Palmen, Pisangs, Mangos und

Anonen stehen neben Tannen, Weiden und Eichenarten; die köstlichsten Früchte der Aequatorialzone gedeihen hier neben den aus Europa eingeführten Cerealien, Obstbäumen und Gemüsearten. Ein überaus fruchtbarer Boden gibt schon jetzt bei höchst nachlässiger Bearbeitung und ohne gedüngt werden zu müssen von verschiedenen Nahrungspflanzen zwei- bis dreifache Jahresernten. Der Einwanderer aus dem Norden findet auf jenen Hochebenen die kräftige Luft seiner Heimath wieder, die ihm sogar noch mehr persönliche Thätigkeit wie dort gestattet, indem man in jener glücklichen Region, wo das Thermometer das ganze Jahr hindurch zwischen 10 und 18 Grad Celsius schwankt, weder die peinliche Hitze eines pennsylvanischen Sommers, noch den erstarrenden Frost eines nordischen Winters kennt.

Das ganze Gebiet der fünf centralamerikanischen Republiken nimmt einen Flächenraum von 9250 geographischen Quadratmeilen ein, hat also etwa die Größe von Frankreich und ist von kaum zwei Millionen Menschen bewohnt. Der Handel ist auf der Westseite nach Asien, Australien und Polynesien, auf der Ostseite nach Nordamerika, Westindien und Europa der großartigsten Ausdehnung fähig.

Der nördlichste der centralamerikanischen Freistaaten, das herrliche Guatemala besitzt eine Bodenfläche von 3060 geographischen Quadratmeilen, ist also ein Gebiet so groß wie Schottland und Irland zusammengekommen, auf dem 1,200,000 Einwohner oder ungefähr 400 auf der Quadratmeile leben. Wenn man noch in jüngster Zeit und selbst von offizieller Seite vor einer Auswanderung nach Guatemala warnte, so geschah dies wol nur aus dem Grunde, um ganz mittellose Emigranten, welche, durch trügerische Versprechungen von Agenten verlockt, von der Regierung von Guatemala eine ausreichende Unterstützung und Landgeschenke erwarteten, vor bitteren Enttäuschungen zu bewahren. Ich selbst habe acht Monate in Guatemala gelebt, dieses prachtvolle Land noch vor etwa neun Jahren ein zweites Mal besucht und bekenne aus reinsten Ueberzeugung, daß ich unter den vierundzwanzig Staaten der nordamerikanischen Union, welche ich von der Mündung des Sanct Lorenz-Stromes im Norden bis zum Ausflusse des Mississippi im Golfe von Mexico kennen gelernt, nicht Einen zu bezeichnen wüßte, welcher der deutschen Auswanderung größere Vortheile verspräche, als das wundervolle, fruchtbare und gesunde Tafelland von Guatemala. Das ganze Isthmusgebiet von Costa Rica bis Mexico ist bekanntlich in Bezug auf Agricultur, Industrie und Handel gegen Nordamerika noch weit, sehr weit zurück. Fast alle Gewerbe befinden sich gewissermaßen noch in der Kindheit. Für die Blüthe der Staaten erscheint dieser Umstand allerdings als ein bedenkliches Symptom, für den fremden Einwanderer hingegen ist dies gerade eine sehr verlockende Aussicht. Der nordische Landwirth oder Handwerker findet daselbst nicht jene erdrückende Concurrenz, welche ihm in Nordamerika das Leben bereits so schwer und sauer macht. Er wird sich rasch seiner Ueberlegenheit bewußt und bewahrt seine Sprache und Nationalität dauernder als im assimilirenden Contacte mit den Anglo-Amerikanern.

Im Staate Honduras leben auf einem Area von 930 geographischen Quadratmeilen circa 351,000 Einwohner, also auf einem Flächenraume wie jener von

Galizien und Böhmen zusammengenommen. Es gibt nicht Eine wichtige Culturpflanze in beiden Hemisphären, welche in Honduras nicht ihre Vertretung fände. Auf den Terrassen der Cordilleren gedeihen fast sämtliche Nahrungs- und Nutzpflanzen des Südens und des Nordens.

In der Republik Costa Rica leben auf einer Bodenfläche von 746 geographischen Quadratmeilen, also von der Größe wie Hannover und Sachsen-Meinungen, ungefähr 185,000 Einwohner. Getreide kommt unter diesem milden Himmel nicht mehr gut fort; dagegen gibt Mais zwei bis drei Jahresernten und auf einer Höhe von 4000 Fuß gelangt zugleich die vorzüglichste Kaffeebohne zur Reife.

Südlich vom Aequator ist es namentlich der Freistaat Chile, welcher zur Einwanderung einladet. Denn von allen ehemaligen spanischen Colonien ist die Republik Chile der einzige Staat Südamerika's, in welchem Friede und Ordnung eingezogen, wo unter dem Schutze freistimmiger Gesetze Handel und Ackerbau im raschen Aufschwunge begriffen sind und wo Zahl, Wohlstand und geistige Bildung der Bewohner in erfreulichster Weise sich vermehren. Chile dehnt sich von Norden nach Süden über 20 Breitengrade aus, während es von Osten nach Westen nirgend mehr als 40 deutsche Meilen breit ist, indem die, in dieser Entfernung parallel mit der Küste streichende Andeskette zugleich die östliche Grenze des Staates bildet. Die Gesamtoberfläche beträgt 6650 deutsche Quadrat-Meilen, ist also ungefähr so groß wie Ungarn und Siebenbürgen, Galizien und Böhmen zusammengenommen, und hat gleichwol nur eine Bevölkerung von 2,116,000 Seelen, darunter etwa 4600 Deutsche. Dem öffentlichen Unterrichte, der Erziehung des Volkes, der Pflege und Förderung der Wissenschaften wird von der chilenischen Regierung die regste Sorgfalt zugewendet. Gelehrte und Naturforscher der verschiedensten Nationen, Deutsche, Franzosen und Engländer vereinigen sich dort bereits im edlen Wettstreit zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und zur geistigen und sittlichen Hebung der Bewohner.

Auch das südliche Brasilien, sowie die La Plata-Staaten vereinigen, was Klima und Bodenbeschaffenheit betrifft, alle Anforderungen für eine vortheilhafte Entwicklung von deutschen Colonien. Nur müßte in Bezug auf die südlichen Provinzen Brasiliens allerding's vorerst noch die politische und religiöse Gleichberechtigung der deutschen Colonisten, mit einem Worte die vollständigste Emancipation der Nichtkatholiken erwirkt werden, ein Umstand, welcher in den La Plata-Staaten nicht mehr in Frage kommt.

Dabei erschließt das mächtige Flußsystem des La Plata das Land der Schifffahrt bis tief hinein in's Innere, bis in das südliche Brasilien und öffnet dadurch dem Handel die Region des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Palmens. Der Paraguayfluß führt mitten in das Gebiet des täglich mehr Absatz findenden Maté-Thee's, während dessen in westlicher Richtung entspringende Nebenflüsse in das Herz von Bolivien, in die Region des Fiebertindenbaums und der Silberminen von Potosi vordringen. Andere Flüsse führen nach Territorien, deren Hauptergiebigkeit auf einem reichen Thierleben beruht. Dort ist zugleich der Sitz der Conserven-Fabriken, sowie das Hauptdepot von Thierhäuten und Fellen aller Art, von Salzfleisch, Speisefett, Seife, Thierhörnern, Schaf-

und Alpaccatwolle, Pferdehaaren, Straußfedern, Klauen, Wachs, Del u. s. w. Brasilien und Cuba sind hauptsächlich auf das Salzfleisch, die nordamerikanische Union dagegen ist auf Häute, Hörner und Wolle aus dem La Plata-Gebiete angewiesen. Der Holzreichtum im Innern schafft einen wichtigen Handelsartikel, indem alle baumlosen Gegenden der Republik ihren Holzbedarf von dort beziehen müssen. Welche Menge nützlicher Beschäftigungen, welche zahlreichen Gewerbe können in den an Naturgaben so reich gesegneten La Plata-Staaten von betriebsamen und intelligenten Ansiedlern hervorgerufen und entwickelt werden! —

Wenden wir uns vom südamerikanischen Continent nach den verschiedenen Inselgruppen im stillen Ocean, so gewahren wir auch dort gar manche fruchtbare und werthvolle Gebiete, wo unter dem Schutze der deutschen Flagge deutsche Colonisten mit Vortheil sich ansiedeln und allmählig ein Neu-Deutschland gründen könnten. Von den Inseln, welche bisher von fremden Nationen in ganz ungreiflicher Weise völlig unbeachtet geblieben sind, obgleich dieselben durch ihre wichtige geographische Lage und den Reichtum ihrer Naturschätze zur Entfaltung einer bedeutenden wirtschaftlichen Thätigkeit berufen erscheinen, will ich nur die wichtigsten namhaft machen:

1) Die etwa 600 deutsche Meilen östlich vom australischen Continent in Centralpolynesien gelegene Gruppe der Samoa- oder Schiffer-Inseln¹⁾ mit einem Flächenraume von 500 deutschen Quadratmeilen oder ungefähr doppelt so groß wie das Königreich Sachsen.

2) Die zwischen dem 5. und 11. südlichen Breitengrade gelegenen Salomons-Inseln mit Bergen von 5000 bis 8000 Fuß Höhe und einem Flächeninhalt von 750 deutschen Quadrat-Meilen, oder von der Größe, wie Württemberg, Baden und Hessen. Die Gesamtbevölkerung dürfte dermalen, nach allerdings ganz oberflächlichen Schätzungen, kaum mehr als 4000 bis 6000 Seelen betragen.

3) Neu-Guinea von der Größe der österreichisch-ungarischen Monarchie, wo soeben mehrere tausend Italiener einen, wie es den Anschein hat, von der italienischen Regierung unterstützten Colonisationsversuch unternehmen. Endlich

4) der nördliche Theil von Borneo zwischen Rimanis und Simbuco, wo erst kürzlich der österreichisch-ungarische Generalconsul in Hongkong, Baron Gustav von Overbeck, von den Sultanen von Bruni und Sulu ein Territorium von mehreren tausend Quadratmeilen zu Colonisations- und Handelszwecken käuflich erworben hat, und gegenwärtig dort ähnliche Machtbefugnisse übt, wie der Engländer und Rajah Sir James Brooke in Sarawak.

Alle diese verschiedenen Inselgruppen besitzen schon dermalen solche Vorbedingungen oder gestatten wenigstens dieselben zu schaffen, welche für das Wohl einer massenhaften Niederlassung unerlässlich erscheinen: Sie haben der Mehrzahl nach in ihrem gebirgigen Theile ein gesundes, dem nordischen Einwanderer zusagendes Klima, liegen auf den besuchtesten Handelsstraßen der Welt, ermöglichen eine leichte Verbindung mit den bedeutendsten, von Europäern bereits be-

¹⁾ Mit diesen Inseln ist, wie man weiß, das Deutsche Reich ganz kürzlich in nähere Handelsbeziehungen getreten.

siebelten Handelsplätzen der südlichen Hemisphäre und haben endlich im Verhältniß zu ihrem Flächenraum eine geringe, einheimische Bevölkerung, welche durch humane Behandlung und möglichste Schonung ihrer Interessen ohne besondere Schwierigkeiten für die neue Gestaltung der Dinge gewonnen werden könnte.

Was in dieser Beziehung mit Energie, Geschick und Ausdauer geleistet zu werden vermag, haben noch in der allerneuesten Zeit die Engländer auf dem Mikobaren-Archipel, sowie auf den Fiji-Inseln bewiesen; wobei allerdings nicht unerwogen bleiben darf, daß die Briten gleich den Nordamerikanern, was Capitalien, Unternehmungsgeist und Kaltertwägenden, praktischen Sinn betrifft, den Deutschen weitaus überlegen sind.

Daß endlich einmal die deutsche Auswanderung organisiert, daß sie entweder von der Regierung oder von einer wohlfundirten Gesellschaft in die Hand genommen und colonisatorisch betrieben werden müsse, über diesen wichtigen Punkt sind wol die meisten Patrioten einig. Wer dies aber noch nicht ist, den werden vielleicht die folgenden statistischen Zahlen belehren.

Die Anzahl der deutschen Stammesgenossen, welche seit Beginn dieses Jahrhunderts, also seit etwa siebenzig Jahren aus Erwerbslosigkeit, Unfruchtbarkeit des Bodens, wegen Uebervölkerung oder aus politischem Unbehagen im besten Lebensalter das Vaterland verließen, um, über die weite Erde zerstreut, meist Knechte und Kärner fremder Nationen zu werden, beträgt nach einer annähernden Berechnung über vier Millionen Menschen. Alle diese gewaltigen Arbeitskräfte, welchen zahlreiche der gegenwärtigen Culturstaaten der nordamerikanischen Union ihre Entwicklung und ihren dormaligen Blüthezustand verdanken, gingen mit ihrer Arbeits- und Steuerkraft für die Heimath und dem Nationalwohlstand des Vaterlandes verloren. Die Erwerbskraft des Arbeiters im Durchschnitt nur zu 1000 Thaler und dessen mitgeführte Baarschaft zu 25 Thaler gerechnet, ergibt die ungeheuerliche Summe von 12,300,000,000 Mark an wirtschaftlichen Verlust.

Durch eine wohlorganisirte, mit Verständniß, Energie und hinreichenden Mitteln nach dem einen oder andern der aufgezählten Gebiete geleitete Auswanderung würde, wie an anderer Stelle ausführlicher nachzuweisen versucht werden soll, der dreifache Zweck erreicht werden: daß viele der wichtigsten Colonialpflanzen durch deutsche Ansiedler ohne Nachtheil für ihre Gesundheit gebaut, auf deutschen Schiffen nach deutschen Seehäfen geführt und dort für deutsche Waaren und Manufacte umgetauscht werden könnten. In solcher Weise entstehende Niederlassungen wären für Deutschland nicht länger mehr ein nationaler Verlust, sie wären vielmehr eine Erweiterung der Grenzen des deutschen Reiches, eine Vermehrung der Abzugsquellen für seine Fabrikate, neu erworbene Stapelplätze für seinen Handel. Und darum wünsche und hoffe ich, daß jener Segen, welchen bisher die deutsche Auswanderung durch ihre culturfördernden Wirkungen über fremde Länder und fremde Völker ausstrahlte, künftighin über das eigene Land heilbringend sich ergießen möge! —

Beiträge zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes.

~~~~~  
Von \* \* \*

~~~~~  
Die durch den polnisch-litthauischen Aufstand von 1863 eingeleitete Periode neurussischer Geschichte kann als geschlossen angesehen werden. Seit dem Ausgang des letzten Krieges ist der revolutionäre Geist, der zu Anfang der sechziger Jahre einen Theil der russischen Gesellschaft bewegt hatte, und der durch die Beforgniß vor einer gewaltsamen Ablösung Polen-Litthauens von dem Kaiserreiche indessen beschworen und in ausschließlich nationale Bahnen gelenkt worden war, auf's Neue erwacht; die centralistisch-russificatorischen Tendenzen Katkow's und der übrigen damaligen Träger der öffentlichen Meinung haben den Höhepunkt ihres Einflusses längst hinter sich — Russen wie Polen beginnen die folgenreichen Ereignisse der Jahre 1863 und 1864 nach veränderten Gesichtspunkten zu beurtheilen. Bei den Ersteren prävalirt das Streben nach erhöhter Theilnahme der Nation an der Staatsleitung vor allen übrigen Tendenzen, die Letzteren haben seit Aufrichtung des deutschen Reichs aufgehört, in dem Russenthum den gefährlichsten Gegner der polnischen Nationalität zu sehen. Ein nicht unerheblicher Theil ihrer Parteiführer ist zu der Doctrin zurückgekehrt, welche der Ablatus des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, der im Jahre 1877 verstorbene Marquis Alexander Wielopolski vergeblich zu verwirklichen versucht hatte, — zu der Doctrin von der Nothwendigkeit einer russisch-polnischen Ausöhnung zum Behuf gemeinsamer Bekämpfung des deutschen „Dranges nach Osten“. Damit hängt zusammen, daß beide Theile die Ereignisse, welche zwischen Polen und Russen eine unüberbrückbare Kluft beseitigt zu haben schienen, als historisch geworden zu behandeln und mit einer Nüchternheit zu erörtern anfangen, welche noch vor wenigen Jahren unmöglich gewesen wäre. — Bis zum Beginn des laufenden Jahres beschränkten sich die Quellen, aus welchen genauere Kunde über den Aufstand von 1863 geschöpft werden konnte, wesentlich auf die Aufzeichnungen polnischer Parteiführer; neuerdings hat ein Russe, der während des Aufstandes in Warschau gelebt und die dortigen Vorgänge mit außerordentlicher Unbefangenheit beobachtet hatte, seine bezüglichen Wahrnehmungen zu publiciren

angefangen, und in diesen höchst interessante Beiträge zur Geheimgeschichte des blutigen Kampfes geliefert, der für die russische Nationalentwicklung vielleicht noch wichtiger gewesen ist, als für die polnische. Dieser Mann führt einen deutschen Namen, R. W. Berg (wol zu unterscheiden von dem verstorbenen General-Gouverneur des Königreichs, Feldmarschall Grafen Rembert Berg) und hatte sich bereits im Jahre 1863 durch eine Reihe Aufsehen erregender Warschauer Feuilletons für die „Russ. Petersburger Zeitung“ bekannt gemacht, durch die Unbefangenheit und Unparteilichkeit seiner Darstellungen der damals leidenschaftlich erregten öffentlichen Meinung Rußlands indessen so empfindlichen Anstoß gegeben, daß er für viele Jahre verstummen mußte. Heute läßt man sich Berg's wahrheitsgetreue, aus genauer Kenntniß der in Betracht kommenden Personen und Zustände geschöpfte Berichte auch in Petersburg und Moskau gefallen. — Der große Umfang dieser (noch nicht abgeschlossenen) Publicationen schließt eine vollständige Wiedergabe aus, zumal dieselbe zahlreiche Einzelheiten enthalten mußte, die deutschen Lesern weder verständlich noch interessant sein würden. Einige, durch anderweitige Mittheilungen vervollständigte und die gleichzeitigen Ereignisse in Petersburg und Moskau mitberücksichtigende Auszüge aus der Berg'schen Schrift dürften den Lesern der „Rundschau“ dagegen nicht unwillkommen sein, zumal dieselben eine überraschende actenmäßige Bestätigung der an das Fabelhafte grenzenden Gerüchte bieten, die ihrer Zeit über die Organisation und den Einfluß der geheimen polnischen National-Regierung im Schwange waren. — Dem Leser wird überlassen werden können, aus den Dingen, welche in den Jahren 1863 und 1864 an der Weichsel und am Njemen möglich waren, Schlüsse zu ziehen auf Bedeutung und Tragweite der verwandten revolutionären Erscheinungen in dem Rußland von 1878 und 1879.

I.

Gegenstand allgemeiner und patriotischer Theilnahme der russischen Gesellschaft wurde der polnische Aufstand bekanntlich erst, als die Flammen desselben nach Litthauen und Weißrußland hinüberleckten und als die polnischen Bewohner dieser Landschaften Mienen machten, die griechisch-orthodoxe, dem großrussischen Stamme verwandte Landbevölkerung der General-Gouvernements Wilna und Miew gegen die Regierung aufzustacheln, welche eben mit Ausführung der auf die Aufhebung der Leibeigenschaft bezüglichen Gesetze von 1861 beschäftigt war. So lange es sich allein um das compact polnische Königreich handelte, sahen viele liberale und alle revolutionär denkenden Russen dem Aufstande gleichgültig und schadenfroh zu und war die Rechnung der Warschauer Führer auf Verwandlung der polnischen Revolution in eine russische, keineswegs ganz aussichtslos. Erst die Gefahr, Litthauen dem russischen Einflusse entrisen und vollständig polonisiert zu sehen, führte einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbei und machte die von der „Moskauer Zeitung“ ausgegebene Parole zu einem Vernichtungskampfe gegen Alles, was den polnischen Namen trug, zum Erkennungszeichen aller national und patriotisch denkenden Russen. Erst von diesem Zeitpunkte an (der mit demjenigen des Erlasses der bekannten, das russische Natio-

nal-Gefühl in aller Form herausfordernden westmächtliden Noten zusammenfiel) wurde ernstliche Miene gemacht, dem Aufstande zu Leibe zu gehen. Zunächst suchte man dem Ausbruch einer bewaffneten Revolte in den Gouvernements Wilna, Rowno, Grodno, Minsk und Witepsk durch ein erbarmungslos gehandhabtes Abschreckungssystem und durch Ausrottung der in diese Landschaften eingebrungenen Banden zuvorzukommen; erst unter dem Eindruck der hier errungenen Erfolge wurde der weitere Plan gefaßt, auch das Königreich zu rufficiren, und die Wielopolski'sche Verwaltung zu beseitigen und sodann der Herrschaft der Monate lang allmächtig gewesenen geheimen Nationalregierung gewaltsam ein Ende gemacht.

Der Eintritt dieser Wendung läßt sich nahezu auf Tag und Stunde bestimmen. Tags vor dem fünfundvierzigsten Geburtstage Kaiser Alexander's II., am Abend des 16. April 1863, waren in Petersburg die ersten genaueren Nachrichten über das Gesecht eingelaufen, das zwei in dem sogenannten polnischen Bivland (dem nordwestlichen, im Süden von Kurland, im Westen von Bivland begrenzten Theile des Gouvernements Witepsk) ansässige polnische Gutshesiger, die Grafen Plater und Mohl, einer russischen Truppenabtheilung bei dem Städtchen Kreslaw (nördlich von Dünaburg) geliefert hatten und das allein durch die Beihilfe aus der Umgegend herbeigeeilter altgläubiger russischer Bauern zu Gunsten der Truppen entschieden worden war. Das große Aufsehen, welches dieser Vorfall erregte, war aus mehreren Gründen begreiflich. Einmal, weil man nicht für möglich gehalten hatte, daß die Insurgenten wagen würden, sich in der Nähe einer starken, dicht an der großen nach Petersburg führenden Eisenbahn belegenden Festung in einem Theile des Gouvernements Witepsk zu zeigen, der von dem Herde des Aufstandes durch das dazwischen liegende Kurland getrennt war; zum Andern, weil über die Betheiligung der altgläubigen Russen an diesem Scharmügel höchst unsichere und einander widersprechende Nachrichten vorlagen. Der damalige General-Gouverneur von Wilna, General Rastomow, ein der polnischen Aristokratie günstiger Conservativer der alten Schule, der an die Möglichkeit einer aristokratisch-revolutionären Bewegung in seinem Verwaltungsbezirk nicht glauben wollte, hatte (in Uebereinstimmung mit dem Wilnaer Gensd'armie-Chef Generalmajor Hildebrandt) berichtet, nicht die polnischen Herren, sondern die in dem Gouvernement Witepsk angesiedelten altgläubigen russischen Bauern seien die Urheber des Vorgefallenen gewesen, — nicht eine polnisch-revolutionäre Erhebung, sondern eine Jacquerie nach Art des galizischen Ruthenenaufstandes von Tarnow (1846) sei im Anzuge und die Ergreifung von Maßregeln gegen die auffälligen Bauern und zum Schutze der Gutshesiger nothwendig geworden. — Von anderer Seite verlautete dagegen, die Sache liege gerade umgekehrt und die Wilnaer Behörden seien durch polnisch gesinnte Beamte hinter's Licht geführt worden. Wohlbekannt mit den hochverräterischen Absichten der polnischen Oelleute und katholischen Priester, hätten die loyalen russischen Bauern der Umgegend Dünaburgs und Kreslaw's sich angeschlossen, ihrer verbliebenen Regierung zu Hilfe zu kommen; Plater¹⁾ und Mohl seien von

¹⁾ Graf Plater wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und im Mai 1863 von einer Abtheilung des nach Dünaburg entsendeten Leibgarde-Mann-Regiments standrechtlich erschossen.

diesen guten Patrioten auf frischer That ertappt und ihre Schlösser allein aus loyalem Uebereifer für die russische Sache geplündert und angesteckt worden, — die Regierung müsse dieser patriotischen Bewegung zu Hilfe kommen, dieselbe organisiren u. s. w. — Um die durch diese widerspruchsvollen Nachrichten hervorgerufene Verwirrung zu einer vollendeten zu machen, war in Veranlassung derselben ein heftiger Conflict zwischen zweien der höchsten Beamten des Reiches ausgebrochen. Der Chef der dritten Abtheilung, Fürst Dolgorukow, verlangte die Absendung eines von Truppen begleiteten Gensd'armee-Officers, der mit der Pacificirung der Altgläubigen betraut werden sollte; der Domänen-Minister, A. A. Selenni, ein eifriger Rationaler, ergriff die Partei der Altgläubigen, berief sich darauf, daß diese Leute als Bewohner von Domänengütern seiner Verwaltung unterstellt seien und beantragte (im Gegensatz zu Dolgorukow) die Absendung eines Beamten des Domänen-Ministeriums, der die Sache zunächst untersuchen sollte. Beide Minister wandten sich direct an den Kaiser und nach langer Verhandlung hatte dieser zu Gunsten Selenni's entschieden und am Abend des 16. (28.) April einen diesem unterstellten höheren Militär, den General-Lieutenant Dlotowski, nach Dünaburg abgehen lassen.

Als der Hof am Vormittage des folgenden Tages in die Schloßkirche des Winterpalais zog, in welcher zu Ehren des Geburtstages Sr. Majestät ein feierlicher Gottesdienst abgehalten wurde, war an dem Eingang dieser Kirche eine Gruppe hochgestellter Generale postirt, welche die aus Wilna und Dünaburg eingegangenen Nachrichten eifrig discutirte. In dieser Gruppe war die plumpe „bullboggentartige“ Figur des ehemaligen Domänen-Ministers und General-Adjutanten Michael Nikolajewitsch Murawjew besonders bemerkbar. Mit lauter Stimme hatte der General erklärt, daß die Vorgänge in Polnisch-Litland (russisch: Inland) ihn nicht im Geringsten verwundert hätten und daß von den „nordwestlichen Gouvernements Derartiges zu erwarten gewesen sei“. Auf die Bemerkung eines Umstehenden, „daß ein Ulanen-Regiment nach Dünaburg abgesendet worden und daß die Sache damit wol zu Ende sein werde“, antwortete Murawjew, daß er das nicht glaube; er sei in den Jahren 1831 und 1832 zuerst in Grodno, später in Minsk Gouverneur gewesen, kenne die Verhältnisse dieser und der benachbarten Provinzen genauer als andere Leute und wolle nur bemerken, daß die beiden bei Kreslaw ergriffenen Insurgentenführer Familien angehörten, die bereits in die Umtriebe von 1830 und 1831 verwickelt gewesen seien.

Der Inhalt dieses Gesprächs drang in weitere Kreise. Einige Tage nachdem dasselbe bekannt geworden war, verlangte ein fulminanter Artikel der im Zenith ihres Ansehens und Einflusses stehenden Moskauer Zeitung, daß der den Schwierigkeiten der Lage nicht mehr gewachsene, in aristokratischen Vorurtheilen befangene General Rasimow sofort abberufen, das patriotische Vorgehen der Altgläubigen von Kreslaw unterstützt und daß Murawjew, der genaue Kenner der litthauischen Verhältnisse, der Patriot und Mann der energischen That, zum Nachfolger Rasimow's ernannt werde. Dieser Artikel, dem andere verwandten Inhalts folgten, erregte in ganz Rußland ein großes, bei allen human und liberal denkenden Leuten, ein höchst peinliches Aufsehen. Der

damals achtundsechzigjährige, halb blinde General und Ex-Minister Murawjew („Je Murawjew, qu'on ne pend pas, mais qui fait pendre“, wie er sich im Hinblick auf seine in den Aufstand von 1825 verwickelten Verwandten selbst genannt hatte), gehörte zu den verhasstesten und unpopulärsten vornehmen Russen seiner Zeit. Er galt für unredlich in Geldsachen, für brutal, grausam, ungerecht und despotisch und — er war als Domänen-Minister (April 1857 bis December 1861) ein entschiedener Gegner der liberalen Reformen, namentlich der Ablösung des im bäuerlichen Besitz befindlichen Grund und Bodens gewesen. Diesen Mann in den Spalten des angesehensten Organs der russischen Presse als Retter in der Noth und als Säule der nationalen Sache gepriesen und empfohlen zu sehen, erregte zunächst nur Aerger und Verstimmung. Herr Rattow aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr fort, den General als den Mann der Situation zu preisen und zu verherrlichen.

Gegenüber der allgemeinen Rathlosigkeit konnte die energische, rücksichtslose Sprache des von Sr. Majestät täglich gelesenen Rattow'schen Blattes eines gewissen Eindruckes nicht verfehlen. Acht Tage nach dem vor den Thüren der Palaiskirche geführten Gespräche, in der Woche des Eintreffens der westmächlichen Noten und der Abschiedsgefuche des größten Theils der Warschauer Staatsrathsmitglieder, am 25. April a. St., erhielt der ehemalige Domänenminister durch einen Feldjäger plötzlich den Befehl, sofort bei Sr. Majestät zu erscheinen. Während der General im Vorzimmer des kaiserlichen Cabinets harrend dastand (der Kaiser war eben in einer Unterredung mit M.'s Bruder, dem Grafen Nikolai Murawjew-Amurski, begriffen), erfuhr er durch den zufällig anwesenden Kanzler, Fürsten Gortschakow, man wünsche an höchster Stelle seine Meinung über den litthauischen Aufstand und die zur Niederwerfung desselben geeignetsten Mittel zu hören. Wenige Augenblicke später wurde Michael Nikolajewitsch durch seinen Bruder in das kaiserliche Cabinet gerufen und nach einer unter vier Augen gepflogenen längeren Unterredung zum Generalgouverneur und Obercommandirenden der „nordwestlichen Gouvernements“ (Wilna, Kowno, Grobno, Witepsk und Minsk, zu denen später noch zeitweise das zum Königreich gehörige Gouvernement Augustowo kam) designirt. Innerhalb des Ministercomités, dem Murawjew am 28. April seine Vorschläge und seine Anträge auf die Ertheilung außerordentlicher Vollmachten vorlegte, wagte Niemand dem plötzlich in das kaiserliche Vertrauen gezogenen, immerdar gefürchtet gewesenen alten Manne zu widersprechen, „obgleich einzelne Minister eine abweichende Gesinnung durch ihr Schweigen andeuteten“. Murawjew's Hauptpartisane waren (wie wir hinzufügen dürfen) der „nationale“ Domänenminister Selenni und der wegen der Entschiedenheit seines Liberalismus höchst populäre Kriegsminister Miljutin; seine Gegner die Minister des Innern und des Unterrichts Walujew und Golownin, denen sich in der Folge mehrere hochangesehene Generale und Diplomaten (Fürst Paslewitsch-Eriwanski, Fürst Alexander Suworow-Nimnitski, Fürst Orlow, — damals Gesandter in Brüssel) und die meisten „Konstantinowzen“ (Anhänger des Großfürsten-Statthalters von Polen) anschlossen. Am 1. Mai a. St. wurde Murawjew's Ernennung publicirt, am 12. desselben Monats reiste der neue Oberbefehlshaber der nordwestlichen Gou-

vernements, — nachdem er inzwischen fast täglich mit dem Kaiser conferirt und die Blüthe der nationalen Demokratie um sich gesammelt hatte, — nach Wilna ab, um (wie es hieß) „den historischen Charakter Weißrußlands wiederherzustellen“, d. h. aus einem 400 Jahre lang polonisiert und katholisirt gewesenen Lande gewaltsam ein russisches und griechisch-orthodoxes zu machen.

Unterdessen hatten die „Moskausche Zeitung“ und deren Freunde das Mögliche gethan, um den unpopulären neuen Machthaber in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. Die Sache wurde so energisch betrieben, die Bestimmbarkeit des großen Publikums so geschickt ausbeutet, daß Murawjew bereits während der ersten Wochen seiner Wilnaer „Arbeit“ mit Ovationen aller Art überschüttet und als Nationalheld gefeiert wurde: keine Adelsversammlung, keine Municipalverwaltung, schließlich kein officiellcs Diner, das nicht für Pflicht gehalten hätte, dem Manne eine Adresse oder ein Telegramm zu senden, der kurz zuvor unter allgemeinem Beifall von einer Brüsseler Publication des emigrirten Fürsten Peter Dolgorukow als Reactionär, Wätofschnit (Empfänger von Bestechungen) und brutaler Ramaschewütherich zerfleischt worden war und dem man jetzt als höchstes Verdienst zurechnete, daß er den polnischen Adel systematisch ruinirte, daß er den Polen den Gebrauch ihrer Muttersprache, den katholischen Sittbauern den Gebrauch lateinischer Lettern verbot, und daß er binnen Jahresfrist 240 auf den Strang lautende Todesurtheile unterschrieb. — Die erste zu Gunsten des neuen Generalgouverneurs abgegebene Rundgebung ging von dem Metropoliten von Moskau, Philaret, aus, der dem „Wiederhersteller der Rechtgläubigkeit in unsern nordwestlichen Provinzen“ (wie es hieß auf das Anstiften der Redacteurs der Moskauschen Zeitung) ein Heiligenbild seines Schutzpatrons, des heiligen Michael, und das nachfolgende Schreiben zusandte.

„Wie Jedermann bekannt war, hatte Ew. Excellenz vielseitige staatsmännische Thätigkeit schließlich der Erleichterung bedurft und war Ihnen einige Zeit lang durch Entlastung von einigen Ihrer Aemter Ruhe gegönnt gewesen. Sobald das Wort des Zaren Sie zur Vertheiligung und Pacificirung des Vaterlandes aufrief, haben Sie Ihres Ruhebedürfnisses vergessen, haben Sie ohne Zögern eine Last auf sich genommen, welche große Kräfte und unermüdlche Thätigkeit forderte, und haben Sie in der Liebe zum Zaren und zum Vaterlande neue Kräfte gefunden. Alle echten Söhne des Zaren und des Vaterlandes haben die Kunde davon mit Freude und Hoffnung aufgenommen. Ihre bloße Ernennung bedeutet eine Niederlage der Feinde des Vaterlandes, Ihr Name den Sieg. Der Herr verleihe Ihnen die Kraft, das Werk der Gerechtigkeit und des Friedens zu Ende zu führen. Der himmlische Erzlämpfer komme Ihnen zu Hilfe, er ziehe mit feurigem Schwerte vor Ihnen her und bedede Sie mit dem Schutze des Himmels. Mit diesen Wünschen und Hoffnungen sende ich Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen meinen Segen und das Bild des heiligen Erstreiters Michael.“

Einige Jahre später wurde eine den Namen desselben „Erstreiters“ tragende Capelle zur Erinnerung an die Murawjew'sche Verwaltung auf einem der öffentlichen Plätze Wilna's errichtet. Daß diese Verwaltung die härteste und willkürlichste gewesen, die jemals unter russischem Scepter geführt worden, — daß der Schutzbefohlene des heiligen Michael niedertrat, was ihm in den Weg kam, — daß er ohne Weiteres Jeden hängen ließ, der sein Mißfallen erregte, — daß die von ihm angeordnete Verraubung der polnischen Gutsbesitzer zu Gunsten ihrer „lokalen“ Bauern endlose Verwirrungen und Erschütterungen nach sich zog, und daß General Baklanow nur in dem Geiste dieses seines Vorgesetzten

handelte, als er zwei angeblich von den Aufständischen als Schlupfwinkel benutzte Dörfer verbrennen und ihre sämtlichen Bewohner als Bettler austreiben ließ, — das wird heute nicht mehr geleugnet. Die damals ungetheilte Meinung Rußlands darüber, ob dieses Vorgehen ein staatsmännisches und den wahren Interessen des Reichs entsprechendes gewesen, ist gegenwärtig bereits eine getheilte: in einiger Zeit wird sie voraussichtlich wieder ungetheilt sein!

II.

Die Uebernahme der Oberverwaltung des Wilnaer Generalgouvernements durch den General Murawjew traf zusammen mit dem Höhepunkt der Gewalt Herrschaft, welche die geheime polnische Nationalregierung, der „rzad narodowy“, über Warschau, das Königreich Polen und einen großen Theil der anstoßenden litthauischen und weißrussischen Provinzen etablirt hatte. Bis in's Kleinste war jetzt die Organisation beendet, welche die Herrschaft der aus einem halben Duzend beständig wechselnder Personen zusammengesetzten anonymen „Regierung“ über sechs Millionen Menschen, begründen und in Ausführung bringen sollte. — Die Organisation, welche das revolutionäre Polen sich gegeben und deren unsichtbares Gefüge Monate lang aller Nachspürungen der russischen Polizei spottete, zerfiel in sechs wohlgeordnete Departements, welche dem rzad (sprich rſchond) unterstellt waren und die vollständigste und bestorganisirte Revolutionsmaschinerie darstellten, von welcher die neuere Geschichte weiß. Alle Zweige der Verwaltung waren „nach den besten Mustern der Neuzeit“ eingerichtet, die „Departements“ besser organisiert als die Ministerien manches modernen Staates. Zu jedem Departement gehörten außer dem Director eine Anzahl vortragender Rätthe (Referenten) und zwei Secretäre, von denen der erste die Hauptarbeit besorgte und zugleich die Continuität der häufig wechselnden Verwaltung repräsentirte, während der zweite als Expedient und Beiläufer (galopen) seines Chefs fungirte. Alle laufenden Angelegenheiten wurden in täglich abgehaltenen Sitzungen berathen, die eingehenden und ausgehenden Papiere sorgfältig registrirt und numerirt, einfachere Dinge selbständig entschieden, wichtigere durch Vermittelung des Directors an die „Regierung“ gebracht, deren Mitglieder den „Beamten“ des Departements gewöhnlich völlig unbekannt blieben. „Im amtlichen Verkehr“ bedienten die Einen wie die Anderen sich angenommener Namen, deren Träger oft nur der „Regierung“ ihren richtigen Namen nach bekannt waren. Demselben Brauch folgten die meisten Bandenführer, über deren wahre Personen gewöhnlich ein undurchdringliches Geheimniß gebreitet war. Den Verkehr mit den übrigen Departements, den Unterbehörden und dem wichtigsten Beamten der Executive, dem sog. Warschauer Stadthauptmann, besorgte der erste Departements-Secretär. Die getroffenen Entscheidungen wurden — da eine Unterzeichnung derselben mit dem Princip der Anonymität nicht vereinbar gewesen wäre, — mit dem Siegel des Departements, welches der Director führte, unterfertigt, in besonders wichtigen Fällen neben das Departementsiegel auch noch dasjenige der „Regierung“ gesetzt, über welches ein eigner „Staatssecretär“ die Aufsicht und Verfügung hatte. — Das erste und wichtigste Departement

war dasjenige der inneren Angelegenheiten, an dessen Spitze vom April bis zum Juli 1863 ein ehemaliger Petersburger Universitätsprofessor Laguna stand, der öffentlich die Stellung eines Richters des Warschauer Civiltribunals bekleidete, mithin kaiserlicher Beamter war; unter diesem Director fungirten vier Referenten, von denen jeder die Angelegenheiten je zweier Provinzen (Wojetwodschaften) dirigierte. Unter dem Directorat Laguna's besorgte ein gewisser Bansemer die Secretärsgeschäfte, an dessen Stelle in der Folge ein Student der Warschauer Hochschule, Gustav Paprocki, trat; all' diese Beamten wurden direct von der „Regierung“ ernannt und wechselten sehr häufig mit dieser. Die militärische Leitung des Aufstandes lag in den Händen des Kriegsdepartements; dieses umfaßte außer dem Director, den Secretären und zwei Referenten eine medicinische Section, welche durch einen Professor der Warschauer medicinischen Facultät mit ebenso viel Eifer wie Sachkenntniß geleitet wurde und insbesondere für die Ueberweisung von Aerzten und Heilmitteln an die einzelnen Banden sorgte; eine Intendanturverwaltung, die unter der Aufsicht des Apothekers Stronski und des Kaufmanns Kremle die Beschaffung und Vertheilung von Waffen und Munition leitete, und einen Militäragenten, den Gutbesitzer Rogalinski, der die insurgirten Bezirke periodisch zu bereisen und zu überwachen hatte. Die Gehälter, welche diese vielfach auf Reisen begriffenen Beamten bezogen, variirten zwischen 50 und 75 Rubeln per Monat. — Die regelmäßige Auszahlung und die Bestreitung der übrigen Ausgaben verbürgte das wohlorganisirte, ebenso geschickt wie gewissenhaft verwaltete Finanzdepartement, an dessen Spitze der Gutbesitzer Starshinski stand. Den unermüdblichen Bemühungen dieses Mannes war es gelungen, für die Verwaltung der Hauptcasse des Aufstandes eine technische Autorität ersten Ranges, den als wunderlichen Pedanten in ganz Warschau bekannten Cassirer der polnischen Bank, Thomas Muzki, zu gewinnen, einen alten Herrn, der seit Menschengedenken Vormittags nie wo anders war als an seiner Casse, Nachmittags ebenso regelmäßig am Schachtisch der Conti'schen Conditorei zu finden gewesen war. Wochenlang hatte Starshinski mit diesem egoistischen alten Sonderling alltätiglich Schach gespielt und ihn schließlich so weit gebracht, die Revolutionscasse in seiner Wohnung unterzubringen und mit derselben Genauigkeit zu verwalten, mit welcher er seine officiellen Geschäfte versah. Ebenso gewissenhaft verfuhr der als „Controleur“ der revolutionären Finanzgebarung fungirende Buchhalter der kaiserlichen Chauffeeverwaltung Joseph Loszicki und der Leiter der Correspondenz des Finanzdepartements Carl Ruprecht; die Controle über die auf 21 Millionen polnische Gulden (ein polnischer Gulden = 50 Pfennige) fixirte, im Juli 1863 decretirte Nationalanleihe, zu welcher alle Leute von Vermögen und Stellung unterschiedslos herangezogen wurden, leitete der Secretär des Finanzdepartements Heinrich Wohl, im bürgerlichen Leben Buchhalter eines großen Warschauer Handlungshauses. Für die Allmacht der Nationalregierung kann kein redenderer Beleg angeführt werden, als die Pünktlichkeit, mit welcher die von derselben ausgeschriebenen, von dem Finanzdepartement erhobenen, Steuern und Zwangsanleihen eingingen. Weigerte sich Jemand zu zahlen, so erging an die Schuldner des Säumigen das Verbot, ihrerseits an

dem Betreffenden Zahlung zu leisten und wurde gleichzeitig sämmtlichen in Betracht kommenden Advocaten und Gerichten mittelst gedruckten Circulars bei Strafe untersagt, die Forderungen solcher „verbrecherischer Gläubiger“ einzunehmen. Die Folge davon war, daß selbst loyal denkende Leute ihre Verpflichtungen gegen die Revolutionscasse sehr viel pünktlicher erfüllten, als diejenigen gegen die officiële Regierung. Der Banquier Leopold Kronenberg mußte für 75 000 Rubel, einer der Jamoisty's für 150 000 Rubel „Nationalobligationen“ kaufen und keinem dieser Männer kam auch nur in den Sinn, Widerstand zu versuchen; selbst die Gemahlin des Oberhauptes der officiellen Civilverwaltung, die Marquise Wielopolski, wurde zur Beisteuer an die berühmte Anleihe vom Juli 1863 herangezogen. Als die betagte Dame eines Tages das in der Krakauer Vorstadt belegene Carmeliterkloster verließ, um in ihren Wagen zu steigen, wurde sie von zwei elegant gekleideten jungen Männern, die sich mit einer schriftlichen Vollmacht des rządu legitimierten, davon benachrichtigt, daß sie und ihr Herr Gemahl eine bestimmte Summe zu erlegen hätten und daß die pünktliche Einzahlung derselben für beide Herrschaften das einzige Mittel bilden werde „Unannehmlichkeiten zu entgehen“. Andernfalls werde der Marquis „keine ruhige Stunde mehr haben, seine Gemahlin sich nirgend mehr öffentlich zeigen dürfen“. Frau v. Wielopolska war gewizigt genug, genauere Angaben über Ort und Zeit der Zahlung zu erbitten und dieselbe (wie behauptet wird in eigener Person) ohne Weiteres zu leisten. — Sein Meisterstück hatte das Finanzdepartement übrigens schon früher gemacht: um einer momentanen Verlegenheit der Revolutionscasse abzuhelpen, hatte der ehemalige Student der Petersburger Universität, Alexander Waszkowski, sich unter Beihilfe zweier Beamter der Warschauer Staatsrentei, Janowski und Hebda, in den Besitz des Schlüssels zum Cassenhauptgewölbe gesetzt, als Finanzbeamter verkleidet dieses Gewölbe am hellen lichten Tage betreten, für 3½ Millionen Cassenscheine und Halbimperiale aus demselben entnommen und „wohin gehörig“ abgeführt (Juni 1863); zwei Monate früher war demselben Waghalse geglückt, in das officiële Hauptvermessungsbüreau zu schleichen und aus demselben 52 große Karten zu entwenden, welche an die verschiedenen Insurgentenbanden vertheilt und von diesen mit vielem Erfolge benutzt wurden.

Eine minder wichtige aber immerhin bedeutsame Stellung nahm das Departement der Presse ein. Der Director desselben bekleidete zugleich die (weiter unten zu erörternden) Aemter des Warschauer Stadthauptmanns und des Secretärs für Litthauen. Seines Zeichens war dieser revolutionäre Würdenträger (der den unaussprechbaren Namen Przejebilski führte) ein untergeordneter Ex-Mit-Redacteur des „Kurier Wilenski“, der sich als Berichterstatter über die officiellen Festlichkeiten und Bälle und als Dichter von Hymnen auf die Geburtstage des Kaisers, des Generals Nasimow u. s. w. in früherer Zeit der besondern Gunst des Wilnaer Generalgouverneurs und der höheren Beamten von Wilna erfreut hatte. Als Przejebilski's Referenten fungirten ein Beamter aus der diplomatischen Kanzlei des Großfürsten-Statthalters, Radominski, ein Redacteur der in Warschau erscheinenden, ziemlich zahmen „Gazeta Polska“, Wagner, und der Student Boguslawski. Die Hauptthätigkeit des Departe-

ments war auf die Leitung der zahlreichen Geheimdruckereien gerichtet, die von beeidigten, mit 30 Rubeln per Monat bezahlten Sehern und Druckern bedient wurden und in „sicheren“ Warschauer Häusern versteckt waren. Außer dem „officiellen Organ“ der Geheimregierung wurden auf solche Weise regelmäßig vier Zeitungen hergestellt und durch zuverlässige Agenten vertrieben. Die in dem „officiellen“ Journal „Niepoblegosc“ veröffentlichten „Regierungserlasse“ genossen eine schließlich kaum mehr bestrittene Autorität und wurden von Polen und Russen gleich eifrig gelesen. — Seine Absicht, das Erscheinen anderer als der von der Revolutionsregierung approbirten Zeitungen zu verhindern und die sämtlichen von der russischen Regierung geleiteten oder zugelassenen Blätter „zu verbieten“, vermochte das Preßdepartement nicht in Ausführung zu bringen; dafür gelang es ihm, auf diese Zeitungen und auf zahlreiche Journale des Auslandes erheblichen Einfluß zu gewinnen. Für den weitverbreiteten, in Krakau erscheinenden „Gaz“ schrieb ein vom rzad dazu bestellter Schriftsteller, Giller, die politischen Artikel und die Berichte über die von den Insurgentenbanden gelieferten Schlachten, — die Beeinflussung der französischen Presse besorgte der in Paris lebende Fürst Wladislaw Czartoriski für eigene Rechnung. — Przeszelski's Vorgänger in der Direction des Preßdepartements, Siwinski, rühmte sich, mit vielen deutschen Blättern, namentlich mit der Berliner „Nationalzeitung“ in Beziehung zu stehen, Czartoriski's Secretär, Kalinka, war Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“ u. s. w. — Auf den Inhalt der öffentlich in Warschau erscheinenden Blätter wußte man wenigstens so einzuwirken, daß gewisse Dinge nicht gedruckt wurden. Die Nationalregierung hatte u. A. ein Mal für unpassend erklärt, daß die in Warschau erscheinenden Zeitungen über die Theatervorstellungen berichteten, „welche die nationale Trauer störten und lediglich von Moskal's (Moskowitern, Russen) besucht würden“. Diesem Befehl wurde so pünktlich nachgekommen, daß unser Gewährsmann, Herr Berg, nicht im Stande war, einen Ende Juni von ihm in polnischer Sprache geschriebenen Bericht über die Leistungen der Warschauer Theater zum Abdruck zu bringen. Er wurde von den betreffenden Redactionen unter den verschiedensten Vorwänden abgewiesen, u. A. auch von dem Herausgeber des officiellen Organs der russischen Regierung des „Dziennik Powszechni“, der „einen schriftlichen Befehl des Marquis Wielopolski zum Abdruck des Artikels“ verlangte und als dieser nicht beigebracht werden konnte, die Achseln zuckte!

Die sog. auswärtigen Angelegenheiten des revolutionären Polen wurden während dieser Zeit von den Secretären des (officiellen) Warschauer Stadtrathes, Heinrich Krajewski, und von einem erst vor wenigen Jahren aus den Bergwerken Sibiriens zurückgekehrten alten Verschwörer Namens Gsowski wahrgenommen. Durch Vermittelung des in Paris lebenden „Hauptagenten der Nationalregierung“ Fürsten Czartoriski, verkehrten das „Departement“ und der „rzad“ selbst mit den Agenten, welche die polnischen Interessen in London (Zwerczakewicz), Wien (Graf Leon Storupka), Constantinopel (Wladislaw Jordan), Stockholm (Fürst Constantin Czartoriski), Bern (Graf Wladislaw Plater), Bukarest (Glad), Italien (Joseph Ordengo) und in Washington

(Ralurowski) vertreten sollten. Vorausgabt wurden für diesen Verwaltungszweig, dessen Thätigkeit dem Anscheine nach auf Stimmungsberichte, Preßbeeinflussungen und dergl. beschränkt gewesen ist, etwa 10 000 Francs monatlich. Dafür, daß die Nationalregierung über sie etwa interessirende auswärtige Vorgänge gut unterrichtet wurde, sorgte die Gefügigkeit der Telegraphenbeamten und die glückliche Auswahl, welche die „Agenten“ in Bezug auf die Personen trafen, denen sie ihre Neuigkeiten mitgaben. Am häufigsten bediente man sich zu diesem Behufe des Couriers des Warschauer französischen Consulats, der gegen Nachforschungen der russischen Behörden natürlich gesichert war. — Das Departement für die Provinzen hatte ausnahmsweise ein Mitglied des rzad, den auch als Schriftsteller bekannten Aweide zum Director und je zwei Secretäre für Litthauen und für Weißrußland; daß der Secretär für Litthauen zugleich Warschauer Stadthauptmann und Leiter des Preßwesens war ist bereits gesagt worden.

Alle diese vorstehend genannten Revolutionsbehörden hatten in Warschau ihren Sitz, waren der „Regierung“ unterstellt und verkehrten durch Vermittelung ihrer Directoren mit derselben. Außerdem fungirte als specielles Organ der Centralstelle das s. g. Secretariat, zu dessen Hauptpflichten die Beforgung der Correspondenz des rzad und die Vermittelung von directen Bottschaften desselben an die unteren Instanzen gehörte. In den Händen des Secretariats und seines Chefs, des s. g. Staatssecretärs, befanden sich das Siegel des rzad, die Siegelanfertigungsstelle (die Zahl der verschiedenen „amtlichen“ Revolutionsiegel stieg schließlich auf 700), die sämmtlichen Adressen, unter denen die geheime Correspondenz ging, die Auswahl der Boten, deren man sich bediente, die Ausstellung von Pässen (sowol solcher, die Namens des rzad erteilt wurden, als gefälschter Regierungspässe), endlich die Ueberwachung des gesammten Verkehrs wesens. Jeder der in Warschau residirenden Eisenbahnverwaltungen war nämlich in der Stille ein Revolutionscommissar beigegeben, der dieselbe zu überwachen und den Zwecken des Aufstandes dienlich zu machen hatte. Es gelang das so vollständig, daß zu Zeiten Züge, in welchen man dem rzad mißliebige Personen oder für diesen wichtige Sendungen vermuthete, ohne Weiteres in der Stille angehalten und von plötzlich auftauchenden „unbekannten Personen“ visitirt wurden. Im Juni 1863 mußten ein Mal sämmtliche mit Pelzmützen bekleidete Personen, welche von Warschau nach Bromberg fuhren, unweit Alexandrowo „ihre Papiere vorlegen“: das „Secretariat“ hatte erfahren, daß ein in diesem Zuge reisender, trotz des Sommers mit dieser auffallenden Kopfbedeckung versehener französischer Kaufmann Rose für die Cabinette von Berlin und Paris bestimmte Depeschen des Statthalters mit sich führe und diese einzusehen gewünscht, was ihm denn auch anstandslos gelang. Einige Monate früher war der Zug, in welchem der Warschauer Generalstabschef, Generalleutenant Mintkowi, aus dem Auslande nach Warschau zurückkehrte, zwischen den Stationen Sternewizi und Petrikau zu drei verschiedenen Malen angehalten worden; die in dieser Gegend liegenden Bandenchefs hatten nämlich Befehl erhalten, den General aufzuheben. Lediglich weil der mit Mieroslawski conspirirende „örtliche Befehlshaber“ Sehfried seinem Vorgesetzten, dem Commissar

für die Wojewodschaft Krakau, nicht gehörig Ordre parirte, mißlang dieser Streich. — Unter der Aufsicht des Secretariats stand ferner die Postverwaltung, die nach einem Reglement gehandhabt wurde, welches von einigen in das Interesse der Revolution gezogenen kaiserlichen Postbeamten auf das sorgfältigste ausgearbeitet worden war. — Das „Secretariat“ hielt seine Büreaustunden anfangs in dem Nebengebäude eines großen Weingeschäfts in der Vorstadt „Neue Welt“, siedelte „wegen Zunahme seiner Geschäfte“ in der Folge aber in eine geräumigere, aus zwei großen Stuben bestehende Wohnung an der „langen Gasse“ über. Die regelmäßige Correspondenz dieser und der übrigen Revolutionsbehörden wurde durch die sog. Annahmestellen besorgt; als solche dienten sechs große Warschauer Läden, welche die für jene Behörden bestimmten Briefe empfangen und deren Expedianda entgegennahmen. Die erforderlichen Botendienste leisteten die „Galopins“ des Staatssecretärs, die zwei Mal täglich in den Annahmestellen vorsprachen. Die ihnen anvertrauten Papiere wurden im Secretariat registrirt und sodann unter die einzelnen Ressorts vertheilt. Zum Behufe bequemerer Verkehrs des „Staatssecretärs“ mit den Beamten der Departements traf dieser täglich zu bestimmter Stunde mit sämmtlichen Secretären in einem Auditorium der Warschauer Hochschule zusammen. Eingerichtet war dasselbe für die Vorlesungen eines talentvollen jungen Physiologen, des Professors Benedict Dybowski, der in Dorpat unter den Auspicien Bidder's, in Berlin unter der Leitung Reichard's sehr erfolgreiche Studien getrieben hatte und kurz zuvor von Krakau nach Warschau übergesiedelt war; die Sache blieb Monate hindurch unentdeckt, endete aber schließlich damit, daß Herr Dybowski verhaftet und nach Sibirien geschickt wurde, wo er noch gegenwärtig als Arzt leben soll.

Bevor wir zu der Centralstelle, dem rzad übergehen, sei noch der Unterbehörden gedacht, welche die von diesem und den Departements erlassenen Befehle ausführten. Chef der Warschauer revolutionären Stadtverwaltung war der erwähnte Stadthauptmann, unter dem fünf Behörden für Verwaltung, militärische Organisation, Vormundschaftswesen (für die Angehörigen gefallener oder im „Kriegsdienst“ stehender Patrioten wurde gewissenhaft Sorge getragen), Steuererhebung und Polizei walteten. Als Leiter dieser Polizei fungirte der Polizeihauptmann, dem drei Inspectoren und dreizehn Stadttheils-Commissarien sammt der nöthigen Anzahl von Unter-Commissarien und Galopins beigegeben waren und für welche in Summa 1500 Rbl. monatlich verausgabt wurden. Das Budget für Befestungen russischer Beamten war auf 500 Rbl. monatlich beziffert, außerdem waren 200 Rbl. für „geheime“ Agenten und 45 Rbl. monatlich für Nachrichten aus dem Stabe der russischen Armee-Verwaltung ausgeworfen. Die eigentliche Stärke dieses Theils der revolutionären Administration lag in der großen Anzahl der ihr zur Verfügung stehenden Gen s s d' a r m e n. In Warschau zählte man 200 gewöhnliche Revolutions-Gen s s d' a r m e n, die nach Anweisung ihrer Zehnt- und Hundertmänner Spion- und Sicherheitsdienste versahen, außerdem aber seit dem Junimonate 250 Dolch- und Fänge-Gen s s d' a r m e n, die für 50 Kop. täglich (= 1 R. 50 Pf.) jeden ihnen von dem Revolutionstribunal zugehenden Blutbefehl in Ausführung brachten. Diese Leute standen unter dem „Kriegs-Departement“, wurden von einem gewissen Szandowski (der

„Majorrang“ hatte) commandirt und zählten (wie wir gleich hier bemerken) zahlreiche Collegen in den Provinzen und in Litthauen. Als Oberhaupt der Provinzial-Gensd'armie wurde der Begründer dieses Instituts und Verfasser des Reglements für dasselbe, Kaszkowski, angesehen, — in sehr zahlreichen Fällen kümmerten die Provinzial-Gensd'armen sich um diesen Mann aber nicht, sondern gehorchten sie allein den Anweisungen der „örtlichen Autoritäten“, d. h. der Bandenführer und der als Provinzial-Militärchefs fungirenden „Wojewoden“, die direct vom rzad ernannt worden waren und unter das Militär-Departement ressortirten. Diese „Wojewoden“ waren meist ehemalige russische Officiere; in der Wojewodschaft Krakau commandirte während der Monate Juni und Juli ein in der Petersburger Artillerieschule ausgebildeter ehemaliger Generalstabs-Officier, Sigismund Chmelinski, in Sandomir ein früherer Combattant der Kaukasusarmee, Graf Joseph Hauke (genannt Boffat), ein Neffe des letzten polnischen Kriegsministers und Vetter der Gemahlin des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, in Lublin Graf Waligurski, General a. D., in Poblachien Martin Berelowski, genannt Seletel; den Oberbefehl über die beiden zuletzt genannten Provinzen führte der ehemalige Dragonerrittmeister Michael Gehdenreich, genannt Krul (der Kabe). Die militärische Organisation Warschau's hatte um dieselbe Zeit der erste Gehilfe des Stadthauptmanns, Wladimir Kemple, in Händen, dessen Hauptthätigkeit darauf gerichtet war, in der Hauptstadt Recruten anzuwerben, diese den einzelnen Banden zuzutheilen und gemeinsam mit dem Intendanturchef und dem Dirigenten der geheimen Waffenfabriken, Fremke, für Gewehre, Säbel, Pulver und Blei zu sorgen. Im Auftrage Kemple's mußten dessen Agent Janczewski und die „außerordentlichen“ Agenten zu Thorn, Bromberg, Rattowitz und Breslau, in Deutschland, Oesterreich und Belgien Waffen aufkaufen und heimlich über die Grenze schaffen. Allein im Juli 1863 erhielten die Lütticher Gewehrfabriken für 75,000 Rbl. S. Bestellungen, deren vollständige Ausführung indessen an der Wachsamkeit der preussischen Grenzbehörden scheiterte.

Weitaus der größte Theil dieser Organe der vollständigsten und bewundernswürdigsten revolutionären Geheimorganisation, von welchen die neuere Geschichte weiß, fungirte mit der Regelmäßigkeit legaler Behörden und in unbedingtem Gehorsam gegen die Centralstelle. Diese Centralstelle selbst entbehrte dagegen aller Festigkeit und war beständigen Veränderungen unterworfen. Gerade wie in dem revolutionären Frankreich war der Mittelpunkt der Regierung ein Spielball der Parteien, die Namens der sog. öffentlichen Meinung fortwährende Ministerwechsel in Scene setzten und — ohne erheblichen Widerstand zu finden — in despotischster Weise ihren Willen den „Provinzen“ octroirten. Der regelmäßig aus fünf Personen bestehende rzad verfolgte ursprünglich gemäßigte Tendenzen, indem er zwischen „Weißen“ und „Rothen“, Aristokraten und Demokraten zu vermitteln suchte. Je weiter der Aufstand vorschritt, desto rascher wuchs aber der Einfluß der Rothen, die an Kühnheit, Entschlossenheit und revolutionärer Rücksichtslosigkeit ihren Rivalen überlegen waren, dafür aber alles politischen Urtheils entbehrten und einander an Wildheit und Gleichgültigkeit gegen alle moralischen Rücksichten überboten. Vom Februar bis zum Juni 1863

wechselte die Zusammensetzung der Geheimregierung dreimal, und zwar regelmäßig in Folge von „Staatsstreichen“, welche das Warschauer Demagogenthum mit vollendeter Frechheit in Scene setzte. Das Hauptquartier desselben befand sich in der „Ranglei des Stadthauptmanns“, der als Befehlshaber der „örtlichen bewaffneten Macht“ eines fast unbegrenzten Einflusses genoß und den Terrorismus, den er gegen die Bevölkerung übte, gelegentlich auch seinen Vorgesetzten zu fühlen gab. Als zu Ende des Maimonats der Ablatus des kaiserlichen Statthalters, Graf Berg, die eigentliche Regierung des Königreichs in die Hände zu bekommen und den Einfluß Wielopolski's zu verdrängen begann, traten die Hauptschreier der Warschauer Demagogie mit der Forderung hervor, „entschiedenere Maßregeln“ ergriffen, den Schrecken „verschärft“ und zu diesem Zwecke Revolutionstribunale errichtet zu sehen. Da der rzad sich nicht fügen wollte und von Rücksichten auf die öffentliche Meinung Europa's sprach, bildete sich eine zum Theil aus Angehörigen der hauptstädtischen (revolutionären) Polizei bestehende Verschwörung, die im Hause eines gewissen Joseph Narzhinski (an der „langen Gasse“) regelmäßige Versammlungen abhielt und als deren Theilnehmer der Advocat Kobilanski, der „Intendant“ Apotheker Stronski, der genannte Lemple, ein Priester Kottowski und der nach der Niederlage bei Mjeshowo vom rzad abgesetzte Krakauer Wojewode Kurowski, der Adjunct eines der Regierungsglieder, Wernizki, sowie verschiedene untergeordnete Personen genannt werden. Diesen Deuten gelang es, sich des Hauptfieglers der „Regierung“ zu bemächtigen, — des magischen Zeichens, mit welchem alle „Befehle“ unterfertigt wurden, dem alle revolutionären Organe unbedingten Gehorsam erwießen und ohne welches der rzad so zu sagen auf's Trockne gesetzt war. Im Besiz des Siegels und von einer Anzahl ergebener Dolchgensd'armen umgeben, überfiel Wernizki den rzad, forderte ihm all' seine Papiere ab, zwang ihn zur Abdankung und setzte eine neue Regierung ein, deren Mitglieder Kobilanski, ein Beamter der kaiserlichen Commission für das Unterrichtswesen, Bonkowski, ein kaiserlicher Justizbeamter, Malinowski, und der Kaufmann Kwatkowski waren; aus der alten Regierung in die neue wurde allein der Secretär des rzad, Aweide, hinübergenommen, der Mitglied beider früherer Regierungen gewesen war und wegen seiner Geschäftskenntniß unentbehrlich schien. Diese Regierung vermochte sich indessen nur kurze Zeit (vierzehn Tage lang) zu behaupten: die Warschauer Revolutionsbehörden klagten über eine unerträglich gewordene Dictatur der unteren Organe und bewirkten eine abermalige Veränderung, welche gemäßigte Elemente an das Rudel brachte; Aweide wußte sich auch dieses Mal im Amte zu behaupten, die übrigen neuen Machthaber hießen Majewski, Cholembewski, Janowski und Arzemiński.

Unter der Herrschaft dieser „vierten Regierung“, welche Mitte Juni die Geschäfte übernahm, hat der von der revolutionären Organisation über Warschau und das Königreich gelübte Terrorismus seinen Höhepunkt erreicht. Jetzt traten, auf Grund eines vom 2./14. Juni datirten Decrets, die „Revolutionstribunale“ in öffentliche Function, obgleich der rzad dieselben nur ungern zuließ. Eines ihrer ersten Opfer war der Secretär und Vertraute des kaiserlichen Civiloberverwalters Marquis Wielopolski, Miniczewski, gewesen, der noch

vor dem oben berichteten Staatsstreich und ohne Mitwissen des damaligen rzas als Spion zum Tode verurtheilt und am Morgen des 2./14. Mai auf einer an der Hofseite seines Hauses befindlichen Galerie von zwei Doldgensd'armen niedergestoßen wurde. So groß war der Schrecken, den diese Bluttthat verbreitete, daß Miniczewski's Wittwe die Annahme der ihr von der kaiserlichen Regierung angebotenen jährlichen Pension von 1000 Rubeln anfangs verweigerte¹⁾ und zur Entgegennahme derselben förmlich genöthigt werden mußte. Im Juni wurde dann ein Junker (adliger Unterofficier) Jerlicz ermordet, dem man Schuld gab, das Siegel des rzas nachgemacht und Namens desselben für die eigne Tasche Geld eingezogen zu haben; während der folgenden Wochen fielen sieben Agenten des kaiserlichen Gouverneurs von Warschau, General Roschnow, unter den Doldgen der Gensd'armen, — in vier Fällen wurden die bezüglichenden Todesurtheile in den Geheimzeitungen förmlich publicirt, — ein Mal die Gebeine eines ermordeten Beamten dem General Roschnow in einem Säckchen zugestellt, — den Mördern auf die Spur zu kommen erwies sich als unmöglich. — Der rzas selbst hätte diese Verbrechen (welche im Juli und August immer zahlreicher wurden) am Liebsten verhindert, dazu reichte seine sonst unumschränkte Macht aber nicht aus.

Was von dieser Macht berichtet wird, mußte für unglaublich gehalten werden, wenn es nicht verbürgt wäre. Der rzas verbot das Tragen von Cylinderhüten, und weder Russen noch Polen wagten dieselben zu tragen, zeitweise war kein einziger deraartiger Hut im gesamten ehemaligen Polen zu haben, und trug alle Welt Mütze oder Schlapphut. Ebenso war das Anlegen hellfarbiger Kleider zur Unmöglichkeit geworden; man fügte sich, weil man sich sonst Insulten und Mißhandlungen auf offener Straße aussetzte. Anfang Juni verbot ein im nationalen „Amtsblatt“ erschienenenes Decret die Bewerbung um Aemter, deren Inhaber aus politischen Gründen entlassen worden waren, und der Statthalter hatte die größte Mühe, die zahlreichen Vacanzen in seiner Verwaltung wieder zu besetzen, für welche es der Kenntniß der polnischen Sprache bedurfte. Am 21. Juni wurde die Benutzung der Warschau-Petersburger Eisenbahn von der National-Regierung für einige Tage untersagt; am 30. desselben Monats wurde die Annahme von Revolutionspässen als für alle Personen obligatorisch erklärt, welche unbehelligt im Königreiche reisen wollten; ein anderes Mal war vorgeschrieben, daß im Königreiche ansässige Gutsbesitzer sich nicht länger als

¹⁾ Der Brief, den die unglückliche Frau in dieser Angelegenheit an den Marquis Wielopolski richtete, lautet wörtlich wie folgt: „Ew. Erlaucht! Unter dem 2./14. d. Mts. habe ich von dem Herrn Grafen Sigismund Wielopolski (dem Sohne des Marquis) die Mittheilung erhalten, daß die Regierung mir eine Unterstützung von 1000 Rubeln und eine jährliche Pension von gleichem Betrage bewilligt hat. — Wegen der Kürze der Dienstzeit meines Mannes habe ich keinen gesetzlichen Anspruch auf diese Summe, sie erscheint darum als eine Art von Entschädigung für sein Leben (wörtlich: für seinen Kopf). Sie werden darum verstehen, daß ich unter solchen Umständen weder die Unterstützung noch die Pension annehmen kann und daß ich Sie um den Erlaß einer bezüglichenden Verfügung ersuche. Wegen schwerer Krankheit habe ich diese Erklärung nicht schon früher abgeben können. Sophie Miniczewska. Warschau, 15. Mai 1863.“ In der Folge wurde die Dame bewogen, diese Erklärung (welche natürlich das größte Aufsehen erregte), zurückzunehmen und sich die kaiserliche Unterstützung gefallen zu lassen.

vierzehn Tage in Warschau aufhalten sollten. Wer nicht gehorchte, konnte sicher sein, am fünfzehnten Tage eine schriftliche „Verwarnung“ zu erhalten, und weit- aus die meisten Leute fügten sich, oder erbaten „Dispense“, die nach Unter- suchung des betreffenden Falles gewöhnlich ertheilt wurden. Ein Gutsbesitzer, der eines solchen Dispenses bedurfte, äußerte einmal an der Table d'hôte des Warschauer Hôtel de l'Europe, er wisse nicht, an wen er sich zu wenden habe. Sofort rieth ihm ein Unbekannter, sich auf eine Bank in der Seufzer-Allee des „Sächsischen Gartens“ (eines öffentlichen Parks) zu setzen und einem der daselbst sitzenden jungen Leute sein Gesuch ohne Weiteres vorzutragen. Gesagt, gethan. Raum hatte der Gutsbesitzer seinen Wunsch verlautbart, als alle auf der Bank Dastehenden sich entfernten, ein „Unbekannter“ erschien und ihm aufgab, eine schriftliche, an den rzad gerichtete Eingabe aufzusetzen und an Ort, und Stelle zu bringen. Der Bittsteller begab sich in seinen Gasthof, schrieb das verlangte Papier, kehrte an die betrubene Bank zurück, fand seinen Rathgeber wieder, über- gab diesem sein Gesuch und kehrte auf dessen Anweisung abermals in seinen Gasthof zurück, den er zuvor namhaft gemacht hatte. Zwei Stunden später klopfte es an seine Thüre und die Hand eines unsichtbar gebliebenen Boten warf den ersuchten Dispens des rzad durch dieselbe in das Zimmer. — In Sandomir kam es vor, daß einem durchreisenden russischen Officier, dem sein Pferd gestohlen worden war, unter Androhung „weiterer Unannehmlichkeiten“ vorgeschrieben wurde, die bezügliche (übrigens völlig unberücksichtigt gelassene) Beschwerde wieder zurückzuziehen und dem Gerichte, an welches er sich gewendet hatte, darüber Anzeige zu machen. Der Officier begab sich zu dem Kaiserlichen Kreisrichter und klagte diesem seine Verlegenheit. Dieser, ein Pole, antwortete ruhig, der Herr habe einen „Formfehler“ begangen, indem er sich nicht an die polnische, sondern an eine russische Behörde gewendet habe. „Aber wo ist diese polnische Behörde denn?“ — „Eben hier,“ lautete die Antwort; „Sie brauchen nur die Aufschrift zu ändern.“ Der Officier folgte „aus Neugier“ diesem Rathe, und war noch Abends desselben Tages im Wiederbesitz seines vermißten Pferdes. — Graf Berg selbst erzählte von einem Falle, in welchem ein nicht gehörig zur Stelle gewesener Portier sich öffentlich damit entschuldigte, er sei Namens der „Regierung“ von einem Zehntmanne zur Entgegennahme eines Befehls auf den Krassinski-Platz beschieden worden und habe dieser Aufforderung „natürlich“ sofort Folge leisten müssen, da fast alle Warschauer Portiers das Nämlche gethan hätten!

Ähnliche Erlebnisse durchaus unbetheiligter und in keiner Weise an der Ausstreung übertriebener Gerüchte interessirter Personen werden zu Duzenden berichtet. Wer während der Sommermonate des Jahres 1863 auch nur einige Tage in Warschau zubrachte, wurde gewahr, daß er auf unterminirtem Boden stehe und daß Graf Berg nicht ganz Unrecht gehabt hatte, als er dem Groß- fürsten-Statthalter das berühmte gewordene Wort sagte: „Il me parait, quo hormis Votre Altesse Impériale et moi tout le monde fait partie du comité revolutionnaire.“ Unwidersprechlich bekundete schon das äußere Aussehen der Stadt, daß die moralische Herrschaft über dieselbe in die Hände des rzad übergegangen sei, dem die Einen aus Sympathie, die Andern aus Furcht, Dritte wiederum aus Indolenz und um der Mode willen gehorchten.

Welch' wunderliches Schauspiel bot allein der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens während der heißen Jahreszeit, der „Sächsischer Garten“ dar! Mittags zwischen 1 und 3 Uhr und Abends zwischen 5—6 Uhr bewegten sich an allen freien Tagen ungeheure Menschenfüllen in feierlich-langsamem Schritt die Alleen des Parks auf und nieder; man hätte glauben können, eine große Trauerprocession vor sich zu haben! Alle Frauen in schwarz und weiß eingekantete Gewänder gekleidet, mit schwarzen oder weißen Blumen geschmückt, schwarzgeränderte Taschentücher in den Händen, mit düster zu Boden gesenktem Blick, mährtyrerhaft dreinschauend, — gefolgt von ebenso dunkelgekleideten Männern, deren düstere Mienen eher auf Mönche, als auf aristokratische Stutzer hätten schließen lassen. Selbst die Kinder und deren Wärterinnen waren in Trauer gekleidet, — nirgend ein fröhliches Gelächter oder ein lauter Ausruf, denn der rzad hatte damals alle zu der schwierigen Lage des Vaterlandes nicht stimmenden Gefühlsäußerungen untersagt. Monate lang waren an keinem Schaufenster und in keiner Modehandlung andere als Trauerstoffe zu sehen, — dunkle Rosen und Asters oder schwarz geränderte weiße Lilien waren die einzigen künstlichen Blumen, die gebildet wurden und die die vornehme Welt zu hohen Preisen aus Pariser Fabriken bezog. Russischen Damen war „gestattet“, violette Stoffe von dunkler Schattirung zu tragen, andere Farben wurden unter keinen Umständen gebildet und die Trägerinnen der violetten Kleider mußten sich gefallen lassen, als „Kochanten“ (Maitressen) Zelinski's, — des gewöhnlich in eine violette Soutane gekleideten Erzbischofs von Warschau, verspottet zu werden. Dieser Kirchenfürst selbst galt für einen eifrigen Anhänger der Bewegung und machte aus seiner Gesinnung so wenig ein Geheim, daß die Regierung ihn nach Petersburg kommen und von hier nach Jaroslaw in's Exil senden ließ. Als Antwort darauf verhängte der Administrator der Diocese, der Suffraganbischof Kzewuski, über sämtliche Kirchen Warschau's Trauer, so daß wochenlang keine Glocke zu hören und kein Orgelton zu vernehmen war. „Gott ist so sehr Gott, daß man ihn auch in der Politik nicht vergessen darf“ hatte der patriotische Kirchenfürst dem Grafen Berg zur Antwort gegeben, als dieser ihn ersuchte, „Gott nicht in die Politik zu mischen.“

Während auf solche Weise die Parteinahme für die Sache des Aufstandes immer größere Verhältnisse annahm, wüthete im Innern der Regierung, welche denselben bändigen sollte, ein Parteikampf, dessen Leidenschaftlichkeit jedes nachdrückliche Vorgehen auszuschließen schien. Der Großfürst-Statthalter und der Marquis Wielopolski, die die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich nicht aufgaben und die dem Königreich gegebene Verfassung erhalten sehen wollten, wurden von der „Mosk. Zeit.“ und deren Anhängern als „Verräther“ behandelt und in heftigster Weise angegriffen; Warschauer Correspondenzen führten über jedes Wort und jede Bewegung des Statthalters Buch, conjecturirten über die Farben der Uniformröcke und Uniformmäntel, welche der Bruder des Kaisers anlegte und die eine verdächtige Vorliebe für die polnischen Nationalfarben verrathen sollten. Bei jeder Gelegenheit gaben die führenden Organe der Presse zu verstehen, daß der einzige Weg zur Rettung die Nachahmung der von Muratjew befolgten Politik sei, und daß der Großfürst abdanken müsse. In Petersburg

arbeiteten der Staatssecretär Miljutin und dessen Freunde den Plan zu einer Umgestaltung der Agrarverfassung des Königreichs aus, den die Warschauer Regierungsmänner als revolutionäre Ungeheuerlichkeit bekämpften. Von den zu Directoren der Warschauer Verwaltungen des Innern und der Finanzen designirten Slatowphilin Fürst Ischerasski und Koschelew wußte man, daß sie nicht nur dem Statthalter und dem Marquis, sondern auch dem strengen, aber nüttern Grafen Berg feindlich gesinnt seien und daß sie gegen die beabsichtigte Ernennung des Grafen zum Nachfolger des Großfürsten aus Leibeskraften intriguirten. Ebenso vollkundig war der zwischen den „nationalen“ Ministern Seleni und Miljutin und den Herrn Walujew und Solownin bestehende Gegensatz. Die Tendenzen der Ersteren wurden von der Prophetin Murawjew's, der „Mosk. Zeit.“ verfolgt, als publicistischer Wortführer des Großfürsten und Solownin's (des Unterrichtsministers) fungirte der der Brüsseler Gesandtschaft attachirte Baron Theodor Firds (Schebo-Ferroti), dessen Flugchrift „Que sera-t-on de la Pologne?“, nachdem sie amtlich allen Universitäten mitgetheilt worden, auf Betrieb Ratlow's durch den Rector der Moskauer Hochschule, Warschew, dem Ministerium als „unwürdig“ zurückgestellt wurde. — In den Salons J. M. der Kaiserin schwor man nicht höher als bei Murawjew, — der Minister des Innern und der General-Gouverneur von Petersburg lehnten dagegen jede Gemeinschaft mit dem Wilnaer Dictator ab, den um dieselbe Zeit die Dichter Tjuttschew und Nekrassow (derselbe Nekrassow, der kurz zuvor als Herausgeber des „Sowremennik“ an der Spitze der polenfreundlichen Radicalen gestanden hatte) in begeisterten Hymnen als „Retter des Vaterlandes“ feierten.

Die Geschichte der Ausgleichung, welche diese Gegensätze erfuhren, und der Maßregeln, die den Aufstand schließlich bewältigten, bildet ein besonderes Buch und gehört in ein anderes Capitel. Die passendste Vorrede zu demselben würde ein Wiederabdruck der Tabelle bilden, welche der Adjutant des 24. Simbirsk'schen Infanterie-Regiments, Lieutenant Sawadski, in amtlichem Auftrage über die im Gouvernement Plock während der Jahre 1863 bis 1865 ausgesprochenen Verhaftungen und Verurtheilungen aufgemacht hat und welche das neueste Heft der Zeitschrift „Russkaja Starina“ mittheilt. Verhaftet wurden in dieser einen Provinz (das Königreich Polen zerfällt in zehn Gouvernements, der nordwestliche Militärbezirk zählt deren fünf) bis zum 1. Januar 1865 in Summa 9746 Personen. Davon wurden

Zwangsweise in die Armee gesteckt	655
In das Gouvernement Pleslau verwiesen	762
Als Anstebler nach Sibirien gesendet	248
In die Bergwerke Sibiriens gesendet	355
In die Arrestanten-Compagnie gesteckt	406
Hingerichtet	58
In das Innere des Reichs verwiesen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt	66
Zeitweise im Innern internirt	36
Einfach unter polizeiliche Aufsicht gestellt	290
Körperlich geächtigt	48
Ueber die Grenze gewiesen	101
Entwichen und nicht wieder ermittelt	1295

Und so weiter und so weiter!

Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert.

~~~~~  
Von  
Friedrich Kapp.  
~~~~~

Die politische Tagespresse Europa's war während des ganzen vorigen Jahrhunderts überaus mager, inhaltlos und langweilig. Mit vielleicht einziger Ausnahme von Holland berichtete sie kaum mehr, als die Regierungen wollten und erlaubten. Ein regelmäßiges System der Berichterstattung gab es noch nicht; Zeitartikel brachten selbst die größeren Blätter in nur seltenen Fällen. Die inländische Politik mußte aus Furcht vor dem Zorn der Regierenden mit größter Vorsicht besprochen und jede auswärtige Regierung bei ihrer Empfindlichkeit gegen fremden Tadel mit ebenso großer Scheu behandelt werden. Ab und zu fand es ein Fürst für angemessen, eine Staatschrift in den Spalten einer Zeitung zu veröffentlichen; im Uebrigen blieb diese aber auf den gewöhnlichen politischen Klatsch, Meldung von merkwürdigen Naturereignissen, Mittheilung von Hof- und Staatsnachrichten beschränkt. Der Schriftsteller und „Zeitungs-schreiber“ war in den Augen der Regierenden und ihrer Beamten eine höchst untergeordnete, mit einer gewissen Geringschätzung betrachtete Persönlichkeit; der Beruf stand gewissermaßen außerhalb des bestehenden Rechts. Sogar gefürchtete und angesehene Redacteurs waren keinen Augenblick vor persönlicher Mißhandlung sicher. Bekannt ist aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges die Anekdote, wie Friedrich der Große dem Obersten Kleist bei seinem Streifzuge nach Franken Befehl gab, dem ihm verhassten Redacteur der preußenfeindlichen „Erlanger Zeitung“ fünf- und zwanzig aufzählen und sich den richtigen Empfang der Hiebe von dem also Mißhandelten quittiren zu lassen. Weniger bekannt, aber nicht weniger roh ist die Behandlung des Kölner Zeitungsredacteurs Roderique, des Herausgebers der einflußreichen, österreichisch gesinnten „Gazette de Cologne“. Friedrich befahl gleich im ersten Jahre seiner Regierung, den Menschen mit einer Tracht Prügel — so ist der actenmäßige Ausdruck — zur Reason zu bringen. Er wies zu dem Ende seinem Gesandten Rohb in Köln 100 Ducaten an. Ein biederer Kölner

beforgte das Geschäft für die Hälfte, auf welche Meldung hin der König dem Gesandten befahl, den Rest vorläufig zu behalten und zu demselben Zweck zu verwenden, sobald dem Roderique sein Bündel wieder jucken sollte (J. G. Droysen, in Zeitschrift für Preuß. Geschichte XIII, S. 11 und Kölner städtisches Archiv). Derartige Rohheiten konnten damals sogar sicher auf den Beifall der Menge rechnen. Noch ungemüthlicher trieben es die Russen in Deutschland. Als sie 1760 in Berlin eingerückt waren, wollten sie an den Redacturen der „Haude-Spener'schen“ und „Vossischen Zeitung“ dafür Rache nehmen, daß sie 1759 einen Artikel gegen den „Aventurier“ General Todtleben gebracht hatten. Die beiden Unglücklichen wurden am 12. October, 8 Uhr Morgens, auf den neuen Markt geführt, wo hundert russische Soldaten aufgestellt und vom Prosoß mit Ruthen versehen waren, als wenn sie zum Spießruthenlaufen commandirt wären. Der Haude'sche Redacteur Johann Victor Krause, ein Mann von 68 Jahren, wurde zunächst entkleidet und erst begnadigt, als er fußfällig bat und die Perrücke abgenommen hatte, um sein graues Haupt zu zeigen. Sein Schicksalsgefährte Kretschmer von der Vossischen kam auch mit dem Schreck davon, erhielt aber einige leichte Hiebe (Preuß. Leben Friedrichs des Großen II, 259).

Diese auf gut Glück aus Hunderten herausgerissenen Beispiele beweisen, daß die Zeitungspressen so gut wie vogelfrei war. So vermochte sie denn auch nur in außerordentlichen Fällen Talent und Capital genug für sich zu gewinnen, um eine angesehenen und gefürchteten Stellung einzunehmen. Meistens hielt sie sich nur nothdürftig über dem Wasser. Wie unbedeutend aber immerhin der Einfluß der täglichen und wöchentlichen Zeitungen sein mochte, am geringsten und unentwickeltesten war er in Deutschland. Wenn in einzelnen größeren Reichs- und Handelsstädten vermöge ihrer günstigen Lage und verhältnißmäßig größeren Freiheit, wie z. B. in Hamburg und Köln, in Frankfurt und Nürnberg, auch ein paar Blätter veröffentlicht werden konnten, welche wenigstens auf den Namen Zeitungen Anspruch erheben durften, so war die Tagespresse des damals jugendlich auftretenden preussischen Staates doch kaum besser bestellt, als die österreichische und über alle Maßen kläglich. Die beiden einzigen Berliner Zeitungen, die „Vossische“ und „Spener'sche“, boten in ihrem jämmerlichen Klein-Quart-Format und grauen Bispapier kaum halb so viel Inhalt und Anregung, wie heutzutage das Wochenblättchen einer kleinen Landstadt. Abhängig von der größeren oder geringeren Empfindlichkeit der Regierung, preisgegeben der Willkür oder Angst des Censors, konnte eine preussische Zeitung, so wenig sie sonst auch bedeuten mochte, namentlich unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm II., von Glück sagen, wenn sie, sobald sie das Mißfallen der Behörden erregt hatte, überhaupt zur Verantwortung gezogen und nicht ungehört unterdrückt wurde.

Rein Wunder daher, daß diejenigen Kreise, welche entweder ein tieferes Interesse an den politischen Angelegenheiten nahmen oder Neuigkeiten aus der Residenz zu hören verlangten, sich auf andere Weise regelmäßige Nachrichten zu verschaffen suchten. Diesem Bedürfnis entsprangen und entsprachen denn die geschriebenen Zeitungen, die sog. „Bulletins“, welche während fast des ganzen vorigen Jahrhunderts von der Regierung verfolgt und unterdrückt wurden,

aber immer wieder in neuer Form und in einem anderen Gewande ihren Weg in's Land fanden und, vom hochgestellten Beamten und Reichsadel an bis in die geschlossenen Gesellschaften der Provinzialstädte hinein, als verbotene Frucht einen ganz besonderen Genuß gewährten. Diese Erscheinung beschränkt sich nicht allein auf Preußen, sondern zeigt sich in ganz Deutschland und im westlichen Europa als die sehr natürliche Reaction gegen den auf der Tagespresse lastenden Druck und gegen die von den Regierungen ausgeübte Bemutterung der öffentlichen Meinung. Ihre letzte Spur verschwindet erst mit der Censur. Ueberall also, wo die Freiheit des gedruckten Wortes beschränkt oder unterdrückt war, treten schon in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts diese geschriebenen Zeitungen ganz oder theilweise an die Stelle der gedruckten. Selbst in Holland durften die politischen Blätter, aus Furcht vor den Beschwerden auswärtiger Mächte, nicht wagen, Alles, was sie wußten, aufzunehmen. Auch in England waren bis zur französischen Revolution namentlich die Preßbestimmungen noch so streng, daß z. B. ein sachlich gehaltener Bericht über Parlamentsverhandlungen gesetzlich verboten war, und daß auch dort die geschriebenen Zeitungen während des größeren Theils des vorigen Jahrhunderts in voller Blüthe standen. In dem absolutistisch regierten Frankreich Ludwigs XIV. und XV. verstand sich eine derartige Umgehung der Preßverbote von selbst. So wurden denn in den politischen Mittelpunkten, in London, Amsterdam und Paris die geschriebenen Correspondenzen förmlich gewerbsmäßig betrieben. Einzelne dieser Berichterstatter erhielten 100 Francs pro Monat für ihre Mittheilungen; natürlich bestimmten der Grad ihrer Zuverlässigkeit und der Werth ihrer Verbindungen die Höhe des Honorars. Die geschriebene Londoner Correspondenz, welche von 1725—1735 zwei Mal wöchentlich unter dem Namen der Mrs. Mary Pincau erschien, kostete 12 Pfund pro Jahr (Drohsen ib., S. 12). Der oben genannte Roderique gab neben seiner französisch geschriebenen Zeitung auch eine derartige Correspondenz heraus, die 24—30 Ducaten pro Jahr kostete, die sich Friedrich der Große aber für 12 Ducaten durch seinen Postmeister in Wesel verschaffte. Bekannt ist die der politischen verwandte handschriftliche „Correspondance littéraire“ von F. M. Grimm in Paris, welche fremde Höfe und hochstehende Regenten, wie Friedrich den Großen und Katharina II., von den bedeutendsten neuen literarischen Werken und Ereignissen in Kenntniß setzte, von 1747—1790 erschien und ihrem Verfasser außer Titeln und Würden ein unabhängiges Vermögen einbrachte. Bescheidener in ihren Zielen und ihrem Auftreten sind die geschriebenen deutschen Zeitungen. Am längsten hielten sie sich in Wien. Da hier bei der strengen Censur der Jesuiten die gedruckten Blätter zu charakterlos und zu parteiisch gefärbt waren, so erschienen die handschriftlichen Mittheilungen sogar in verschiedenen Sprachen. Unter ihnen hatte schon 1671 „Das Wiener Blattl“ die größte Verbreitung. Trotz aller Verfolgungen der Polizei und Censur wurde es in Kaffeehäusern und an anderen öffentlichen Orten ausgelegt. Mochten von Leopold I. an bis auf Franz II. noch so viel Verordnungen gegen die geschriebenen Zeitungen ergehen, diese saßen immer festeren Fuß im Volke und wurden sogar ungeschert in Briefform durch die Post in die Provinzen gesandt. Das letzte Verbot dagegen ist am 4. März 1794 erlassen, aber noch 1846 fand sich in einem Wiener Kaffee-

haus eine geschriebene Zeitung ausgelegt (A. Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur, S. 329).

In Preußen traten die „Bulletins“ zuerst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. auf und erregten dessen ungestümen Aerger und Zorn. Der Leser wird im Verlaufe dieser Darstellung sehen, mit welchen Gewaltmaßregeln dieser König sie unterdrückte. Friedrich der Große kümmerte sich wenig darum; unter seiner Regierung findet sich kein Verbot gegen diesen „Unfug“, obgleich er fortwucherte. Erst unter Friedrich Wilhelm II., unter der Herrschaft Wöllner's und des Religionsedicts, gelangten sie zu einer bisher nie geahnten Blüthe. Es verging kaum ein Jahr, daß nicht einige Bulletinschreiber zur Untersuchung gezogen wurden. Am meisten sahnnete man auf unzufriedene Steuer- und Postbeamte. Die nachstehend mitgetheilten Correspondenzen aus den Jahren 1786 und 1787 wurden zuerst in Frankfurt a. M. entdeckt und auf einen Steuerbeamten Namens Runze zurückgeführt. Zu Anfang 1792 ward ein Postbeamter in Stolzenberg als Bulletinschreiber cassirt und 1794 der Commissionsrath Woltersdorff wegen desselben Vergehens zur Untersuchung gezogen. Am 21. Februar 1792 erließ der König eine Cabinetsordre an das gesammte Staatsministerium, worin er diesem anbefahl, die Bulletins ohne Unterschied bei Festungsstrafe zu verbieten, sowie „die Unterbedienten in allen Dicasteriis, hauptsächlich im Kammergericht, bei Kassation zu verwarnen und anzuhalten, sich allen instruktionswidrigen Correspondirens zu enthalten und namentlich der Mittheilung und Verbreitung solcher Landes- und Dienstgeschäfte, welche nicht publici juris werden sollen.“ Das Staatsministerium verfügte dieser Weisung entsprechend am 5. März 1792 an die Präsidenten der höheren Collegien, „sowohl ihren Mitgliedern als besonders ihren Auscultatoribus, Referendariis und Subalternen derartige unzulässige Zeitungsschreiberei wiederholt und ausdrücklich zu untersagen, sie vor den, auf die gebrochene Amtsverschwiegenheit in den Gesetzen verordneten und namentlich im Allgemeinen Gesetzbuche, Theil II., Titel 20, §§ 357 ff. näher bestimmten Strafen zu warnen und gegen den Schuldigen mit gehöriger Untersuchung und Bestrafung ohne Nachsicht zu verfahren.“ Indessen blieb auch diese Verfügung ein todter Buchstabe; alle Unterdrückungsmaßregeln halfen Nichts, und selbst unter Friedrich Wilhelm III. hörten die Bulletins erst mit dem Jahre 1806 ganz auf.

Es mögen hier aus der reichen Fülle der ihrer Zeit mit Beschlag belegten und in dem Geh. Staatsarchiv aufbewahrten handschriftlichen Correspondenzen zwei folgen, welche zwar mehr als fünfzig Jahre aus einander liegen, indessen ein charakteristisches Licht auf die Zeit der beiden ersten Friedrich Wilhelme werfen und zugleich einen, wenn auch nicht schmeichelhaften, so doch lehrreichen Beitrag zur Kenntniß des Bildungsgrades des damaligen preussischen Volkes liefern.

Zunächst haben wir es mit der Ortgies'schen Correspondenz zu thun, die etwa um 1728 in Berlin zuerst herausgegeben sein muß und 1735 unterdrückt wurde. Franz Hermann Ortgies, 1668 in Osnabrück geboren, war der Sohn eines hannover'schen Kriegssecretärs und nach dem Tode seines Vaters von einem Onkel, dem Amtmann Consbruch zu Enger bei Bielefeld, erzogen worden, dem-

selben Conbruch, welcher mit dem General Eller für den großen Kurfürsten die äußerst rechtswidrige Besitzergreifung der bis dahin freien Reichsstadt Herford ausgeführt hatte. Ortgies trat zunächst in kurhannoversche Dienste und wurde Secretär bei der Regierung in Hannover, zog aber schon gegen Ende der Regierung Friedrich's I. nach Berlin und scheint kleineren deutschen Fürsten als regelmäßiger politischer Berichtersteller gebient zu haben. An diese Thätigkeit knüpfte gegen Ende der zwanziger Jahre seine regelmäßige Correspondenz an: 1734 ernannte ihn der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zu seinem Rath und Agenten in Berlin, als welcher er „Unsere allbassige Negotia mit gehörigem Fleiß und Vorsichtigkeit expediren und von allem Dem, was in publicis vorgefallen wird, allwöchentlich Relation zu erstatten hat“. In dieser halb diplomatischen Stellung hatte Ortgies vielfach Gelegenheit, politische Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten, sowie in Beziehungen zu treten, die ihm als Privatmann verschlossen geblieben wären. Indessen beutete er die Vortheile seiner Stellung auch nach anderen Seiten hin gehörig aus. So verschaffte er angesehenen Provinzialen, die nach äußeren Auszeichnungen schmachteten, gegen angemessene Belohnung die gewünschten Titel und erbot sich u. A., einem Kaufmann Riezen in Preuß. Minden für ein Honorar von 400—500 Thaler den Titel eines Commerz-Commissars (heutzutage Commerzienrath) zu besorgen. Zugleich aber scheint auch sein Blatt durch bessere und reichere Nachrichten aus Bureaux, aus gesandtschaftlichen und anderen Quellen seit seiner Ernennung zum Sondershausen'schen Rath, wenn nicht an Inhalt, so doch an Verbreitung bedeutend gewonnen zu haben. Bald gehörten auch höhere Beamte und Officiere, Präbidenten und Generale in der Provinz zu seinen regelmäßigen Abonnenten. In den ersten Tagen des Jahres 1735 kam jedoch die Regierung der Ortgies'schen Correspondenz auf die Spur; sie fand Anhaltspunkte für ihren Verdacht namentlich in Westfalen und ließ durch ihre Postmeister Nachforschungen anstellen. Ortgies wurde von seinen Freunden von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt, so daß er sich veranlaßt fand, einer der letzten Januar-Nummern seiner Correspondenz folgende Notiz beizulegen:

„Dem Könige soll aus dortigen Provinzen von den Herren Offiziers referirt sein, daß im kölnischen, paderbornischen, münsterschen und ösnabrückischen sehr viele (geschriebene) Zeitungen aus Berlin debitirt werden. Derowegen auf Seiner Majestät Befehl denen Herren Fiskalen in den königlichen Provinzen injungiret, darnach möglichsten Fleißes zu forschen, von wem solche Zeitungen in vorbenannte Dörter gelangen: Sapienti sat.“

Diese Vorsicht kam aber zu spät, denn die Postmeister hatten die Correspondenz schon Wochen lang in acht verschiedenen Exemplaren aufgefangen und dem Ministerium eingeschickt. Dieses (Borcke, Podewils und Thulemeier) öffnete sie und ermittelte — was den besondern Zorn des Königs erweckte —, daß Ortgies u. A. auch dem regierenden Herzog von Württemberg und dem Grafen Plettenberg in Westfalen seine regelmäßigen Briefe eingesandt hatte, und erstattete am 10. Februar 1735 folgenden Bericht an den König:

„Nachdem wir in Erfahrung gekommen, daß von hier aus allerhand falsche Zeitungen in die königlichen Provinzen, auch an fremde Orte geschrieben würden, wir auch dabey einen Argwohn auf den hier selbst sich befindenden hanover'schen Sekretarium und fürstlich schwarzburgischen Rath und Agenten Ortgies geworfen und beßhalb drei bis vier Posten hinter ein-

ander (es geschah acht Mal) seine Briefe intercipiret und erbrochen, So hat sich bei derselben Revision gefunden, daß dieser Ortgies mancherlei Fischmarkts-Zeitungen, größten Theils aber falsche Nouvelles und in Summa Alles, was er nur gehöret und gesehen, in die Welt hinein geschrieben.

„Weilen nun aber darunter auch solche Dinge mitbegriffen, welche Er hätte unberührt lassen können und sollen, so haben wir ihn heute vor uns gefordert und ihm seine unvorsichtige und unverantwortliche Correspondenz auf das Schärfste verwiesen, da Er dann seinen Anflug erkannt und depreciret, auch das Correspondiren hinsüro gänzlich bleiben zu lassen versprochen.

„Ob nun Ew. Königl. Majestät es dabey Allergnädigst bewenden lassen wollen, in Consideration, daß dieser Mensch Dero Unterthan nicht ist, auch in fremden Diensten steht und dem Reichshofrath und Reichsreferendar v. Glandorf nahe verwandt ist, und wenn etwas Strenges gegen ihn verhängt werden sollte, solches Verdruß machen, auch mit unsern an auswärtigen Höfen habenden geheimen Correspondenten es auf gleiche Art dort gehalten werden dürfte, solches stellen Ew. Königl. Majestät wir in tiefster Submission anheim. Wollten aber Ew. Königl. Majestät mehrere Schärffe wieder denselben gebraucht wissen, so untergeben wir Deroelben allergehorsamst. Auf's Höchste würde aber wider diesen Menschen wohl nicht weiter verfahren werden können, als daß ihm etwa angedeutet werden möchte, Berlin binnen 24 Stunden (höchstens 3 Tagen) und die königlichen Rande binnen 3 (höchstens 8) Tagen zu räumen.“

Der König war aber nicht gewillt, den Angeschuldigten so leichten Kaufes frei zu geben. „Weil der Ortgies — so lautete sein Cabinettsbefehl vom 13. Februar 1735 — sich durch unanständige Zeitungsschreiberei vergangen, Se. Majestät aber dergleichen unaccreditirte geheime Correspondenten an fremden Höfen nicht halten, so haben Se. Majestät den Ortgies arretiren und auf die Hauptwache setzen lassen.“

Vergebens suchte sich jetzt Ortgies durch die Entschuldigung frei zu machen, daß „seine Correspondenz stets eine sehr innocente gewesen sei, und daß sie nichts gegen das königliche Interesse, Respekt oder Befehl gethan, da Dero Generals und Ministers, so in den Provinzen lebten, der Sache halb ein Ende gemacht und seine Zeitung nicht weiter verlangt haben würden. Durch seine Correspondenz seien sogar der Rekruten-, Post- und andern Rassen viele Tausende zugeführt worden.“ „Meine unterthänigste Bitte ist, daß ich aus diesem Arrest kommen und solchen in meinem Hause halten möge, weilen hier sonst als ein bejahrter und kränklicher Mann, der wirklich mit zwei Affectibus behaftet ist, würde crepiren müssen.“ Dieselbe Bitte mit noch rührenderen Worten stellte der Sohn des Ortgies, ein armer verkrüppelter Mensch, der die Correspondenz für ihn mit abgeschrieben hatte und dafür jetzt zugleich mit ihm gefänglich eingezogen worden war; allein der König kannte keine Barmherzigkeit, keine Gnade. Beide mußten in engen und kalten Zöchern, ohne hinreichendes Licht und frische Luft, sowie bei schlechter Nahrung unter einer rohen Umgebung sitzen. Er antwortete einfach nicht auf ihre wiederholten Klagen. Am 20. Mai wagten endlich die Minister den König zu fragen, ob die Ortgies noch nicht losgelassen werden sollten; dieser aber ließ sie ohne Bescheid. Dagegen erwiderte er der Erbprinzessin von S., welche vor ihrer Abreise von Berlin ihre Fürbitte für Ortgies bei ihm einlegte, die Gefangenen sollten frei kommen; indessen mußten sie zu ihrer Strafe noch etwas im Arrest bleiben. Endlich nach mehr als fünfmonatlicher Haft wurde Ortgies unter der Bedingung freigegeben, daß er Berlin sofort verlasse und nie wieder ohne königliche Erlaubniß Preußen betrete. Der tiefgebeugte Mann zog nach der damals sächsischen Stadt Baruth, etwa 50 Kilo-

meter von Berlin. Am 14. Mai 1737 hat er die preußischen Minister in einem demüthigen Schreiben um die Erlaubniß, aus seinem Exil wieder nach Preußen kommen zu dürfen; er wolle in gräflich Lippe'sche Dienste treten und über Magdeburg nach Ravensburg reisen, um dort zunächst die mütterliche Erbschaft zu besorgen. Die Minister wagten es aber nicht, den König von Neuem mit einem Besuch des Ortgies zu beehelligen, denn sie beschieden ihn, sich direct an diesen zu wenden. Er scheint jedoch vor Friedrich Wilhelm eine noch größere Scheu gehabt und keine weiteren directen Schritte gethan zu haben; wenigstens verschwindet sein Name mit dem letzten vergeblichen Besuche vom 14. Mai 1737 aus den Acten.

Die nachfolgende Mittheilung enthält, um nicht durch den Abdruck von acht ähnlichen Berichten zu ermüden, in sich selbständige Theile aus diesen acht Correspondenzen und nimmt etwa denselben Raum wie ein ganzer Brief ein. Die gesperrt gedruckten Stellen sind als dem König besonders anstoßig im Original von den Ministern roth angestrichen. Uebrigens ist keine der angeführten Thatsachen an sich unwahrscheinlich; im Gegentheil stehen sie alle mit dem geschichtlich längst festgestellten Charakter des Königs im vollsten Einklang. So wenig wir hier freilich von dem bedeutenden Regenten erfahren, welcher durch seine vortreffliche Organisation und umsichtige, energische Verwaltung den Grund zu Preußens späterer Größe legte, um so mehr hören wir von Rekruten und langen Aerlen, Zwangsbauten und Zwangseinquartierung, Desertionen und Executionen, Prügeln und Ersparnissen, Hofklatzsch und ähnlichen Dingen, welche damals im Vordergrund des öffentlichen und auch bürgerlichen Interesses standen. Die Berichte bedürfen deshalb auch keines Commentars. Sie lauten:

Berlin 15. January 1735. Des Königs Zustand ist vor einigen Tagen so leidlich gewesen, daß Sr. Maj. einige neu angelommene Recruten vor Dero Regiment in einem Zimmer rangiret haben, und war jeden Mann eine bouteille Wein gesendet, so sie im Quartier auf ihres hohen Chefs Gesundheit austrinken sollten. Vorgestern aber erhielt man wiederumb die Nachricht, daß der Zustand abermahl gar schlecht wäre, so auch noch continuiret.

Des CronPrinzen Königliche Hoheit kamen am 12. von Potsdam wiederum an, befinden sich auch noch hieselbst, und sind am 13. bey dem General und EtatsMinister von Grumbkow auf der Assemblée erschienen, imgleichen der Marggraff Carl und dessen Bruder der Marggraff Wilhelm, welche beide Prinzen auch vor 3 Tagen hier aus ihren Quartieren ankommen. Gestern Mittag wurde der CronPrinz mit jetzt hochgedachten zweyen Marggraffen von dem FeldMarshall Graff von Finckenstein tractiret, wobei aber kein General, sondern nur der Russische Gesandte Graff Jagouzinsky und ein ander fremder Minister, imgleichen des Grafen von Finckenstein Schwieger Sohn, der EtatsMinister von Viereck zugegen gewesen. Der König hat gestern seinem Würtlichen EtatsMinister und CammerGerichts Praesidenten von Broich eine Wache von 24 Mann 2 UnterOfficiers und 1 OberOfficier ins Haus legen lassen, welches großes Aufsehen im Anfange machte; auf eingezogene genaue Erkundigung aber ist solches aus keiner andern Ursache geschehen, als weilten Er der Königlichen Ordre nach als Praesident vom CammerGericht nicht die anbefohlene Erste Session solches Gerichts im Neuen Collegien Hause auf der FriderichStadt halten lassen, dan soll Er auch wegen seines HausBaues am Thiergarten gewissen dorthin ergangenen Verordnungen nicht nachgelebet haben, besagter Minister hat diesen seinen Gästen gestern Mittag eine Taffel im besten Zimmer seines Hauses decken, und denenselben wohl auftragen auch Wein und Bier nach Verlangen reichen lassen.

Der Geheimte Rast Manitus, ein Membrum des General Directory hatt auch wegen seines Baues 6 Mann und einen UnterOfficier ins Haus bekommen. Es ist hiebey wegen der neuen Häuser auf der FriderichStadt zu gedenken, daß dieselbe mehrentheils ledig stehen, viele von

den Eigenthümern geben Leute die freie Wohnung, andere müssen noch Geld zu geben, damit sie jemand bekommen der ihre Häuser bewohnt, weil die Diebe solche besuchen, die Fenster und die Schlösser von den Thüren auch ander Eisenwerk aus solchen Häusern stehlen. Der König hat dieserhalben einen Geheimten Raht vom General Directorio befohlen in allen fremden Lande Rund zu machen, daß außer denen vorhin bekandten Freheiten und vielen Douceurs die hier sich zu etabliren gesonnene Handwerker auch 2 Jahre freie Wohnung genießen sollen.

Auch haben Sr. Maj. der König auf einmahl resolviret, daß Dero ganzer ReitStall den geringsten Klepper nicht ausgenommen versilbert werden soll. Die Pferde werden alle taxiret, und soll eine Auction, aber nur vor Generals und Ministri auch andere hohe Officiers angestellt werden, dieselbe auch gehalten sein nach der gemachten Taxe die Pferde an sich zu bringen die abwesende Generals, sollen andern Commission geben vor sie zu kaufen. Die Stallmeister und Piqueurs sind bereits alle cassiret, unter denen 3 Brüdern die Keyser genant, davon der Elteste dem General von Grumbkow geschenkt, die andere zwey aber unter die Cavallerie gegeben worden, der CronPrinz und der Marggraff von Schwed haben sich jeder einen davon ausgebeten; allein der König hat gesagt: Wohin sie einmahl gegeben, da sollen sie bleiben.

Es verlautet: der CronPrinz hätte einige Briefe, so von Potsdam an Generals geschrieben worden, bey der Post arretiren lassen, davon die Ursache nicht eigentlich bekannt ist.

Gestern Nachmittag ist ein Courir vom Kayserl. Hofe mit importanten depêchen hier angekommen welchem der Fürst von Lichtenstein nachster Tage dem Verlaute nach folgen würde.

Wegen der am 13. dieses bey dem General von Grumbkow gewesenene Assemblée ist noch beyhällig zu melden, daß daselbst stark getanzt worden welches bey dem FeldMarshall Graff von Finckenstein bewegen nachgeblieben, weil Er keinen großen Saal in seinem Hause hatt. Die Gräffin Würben hatt der Graf von Finckenstein auf expresse Königl. Ordre zu der Assemblée nöthigen lassen müssen, ist auch in einem schwarzen Sammeten Kleide mit einem auf der linken Brust gehefteten mit Brillanten besetzten, sehr hochgeschätzten Portrait, erschienen.

Zu Halle ist ein Studiosus unter das Gewehr gebracht, deswegen ein kleiner tumult zwischen den Studenten und der Garnison entstanden.

Ein bei der Pommerischen Cammer stehender Krieger und Domainen Raht Rahmens von Blumenthal ist zum Würfl. Geheimten StaatsMinister und als zweyter Praesident bey der Preussischen Cammer declariret worden.

Der jetzige Graff von der Lippe Detmold ist nunmehr in den ReichsfürstenStand getreten, wie versichert wird, hat dessen verstorbener Herr Vater darüber bereits vor einigen Jahren von Ihro Kayserl. Maj. das Diploma erhalten.

Berlin 18. January 1735. Sichere Nachrichten von Potsdam geben, daß es einen Tag wie den andern sehr veränderlich mit des Königs Krankheit wäre, folglich die Hoffnung zu Sr. Majestät Genesung auf ungewissen principiis der medicorum nur ruhet. Es soll auch einem medico der Abschied gegeben seyn mit den Worten: „Er solle nur nach Berlin gehen, denn wenn ich Dich Narren und Deinen Ruf gefolget hätte, würde ich schon längst kalt seyn.“ — Der Königl. EtatsMinister v. Broich hat seine jüngst gedachte Gaste noch und sind die ersten gestern Abend durch andere abgelöst worden; derselbe hat gar solide Vorstellungen nach Potsdam abgehen lassen, worin Er von anderen Ministris sonderlich von dem General v. Grumbkow sekundiret wird.

Der Hofbaumeister Gruel ist cassiret und in Potsdam unter's Gewehr gebracht. Dem Vernehmen nach suchet der Dänische Gesandte selbigen gegen Stellung 2 großer Mannschafft loß zu bitten, um ihn als Hofbaumeister nach Coppenhagen zu schicken.

Jüngst ist der Major v. Görne, des EtatsMinistri und General Post Directoris Sohn, mit 2 großen Mannschafften allhier angekommen, die Er an den König gesandt, dagegen ihm alle darauf gewandte Kosten, nebst dem GnadenKreuz, sonst der Orden de la Générosité genannt, überbracht worden.

Es sihet hier schon geraume Zeit ein Deserteur, welcher da er 3 Mal entlauffen, mit dem Stränge bedroht ward. Dieser Mensch redet 8 Sprachen und besiget dabey einige studia, soll auch an auswärtigen Höfen die Function eines Dolmetschers verrichtet haben, ist aber par malheur unter hiesige Werber in fremden Landen gerathen, die ihm seinem Vorgeben nach die Stelle eines Dolmetschers versprochen, aber solches Versprechen nicht gehalten hätten. Als ihm

nun dieses nichts helfen wollen, so hat er zu erkennen gegeben, daß er von reformirten Eltern geboren, aber zur catholischen Religion in seiner Jugend wäre verleitet worden. Wenn er nun sterben sollte, so wollte er in dem Glauben sterben, worin er geboren wäre, hat auch solcher halben den Oberhofprediger Jablonsky sich ausbeeten der ihn wieder zur reformirten Religion bringen und darin aufnehmen sollte. Der arme Mensch vermeinet durch das Changement der Religion sein Leben zu behalten, welches ihm auch vermuthlich gelingen wird, weil der König jezo sehr scrupuleux ist, wenn Er Todesurtheile unterschreiben soll.

Berlin, 22. January 1735. Der Etatsminister v. Broich ist am 18. d. M. von der ihm eingelegten Wache wieder befreiet worden, welchen Er 5 Tage Mittages und Abends stark aufstehen lassen müssen, maßen ihm durch eine vorgezeigte Ordre auferlegt, denen Unterofficiers bei jeder Mahlzeit 4 Essen und den Gemeinen 3 aufsetzen zu lassen, nebst einer Tonne Bier jedes Tages, auch Brandtwein und Taback. Wie versichert werden will, habe solcher Minister, da über dieses alles ihm noch vorgeschrieben, wie er sein Haus bauen lassen soll, zwar vorgestellt, daß Er dazu keine Mittel, auch viele Kinder hätte, um seine Dimission angefordert, so ihm das refusirt sey, da ihm dann angerathen, des Königs Willen zu thun, hat auch darauf demselben sich unterworfen: worauf der König einer seiner Töchter eine Stelle, in einem Stifft geschenkt haben soll. Der Geh. Rath Manitius hat sich ebenfalls wegen seines Baues zum Ziel gelegt, und ist ihm die Wache auch ab genommen worden.

Auf geschehene Vorstellungen des Magistrats ist demselben zur finalen Resolution worden, daß aus jedem Hause, worin 4 familien zur Mithie sthen, eine in die Friedrichs-Stadt zu wohnen sich begeben soll, welches bei vielen Handwerkern ziemliche Unruhe machet, weil sie besorgen, daß ihnen in dem Verdienst Vieles abgehen würde. Es ist auch die reiterte Ordre an einen gewissen Geheimten Rath ergangen, er solle Einwohner aus fremden Ländern schaffen und denenelben Alles, was sie zu ihrem Transporte und Diäten verlangten, auch nach Befinden mehrere Frey-Jahre und baaren Vorfuß versichern lassen.

Berlin, 25. January 1735. — Der König hat 4 reformirte und 4 lutherische Prediger benennet, von denen alle Sonntage 2 als von jeder Religion immer bei Hofe predigen sollen, obwohl es eine bekannte Sache, daß der König des Jahres keine 10 reformirte Predigten höret, hingegen alle übrige Zeit dem lutherischen Gottesdienst bei wohnet.

Gestern als am 24. haben Se. Maj. wieder der Parade beigewohnet und da solcher des Cronprinzen Geburtsstag war, haben Se. Königl. Hoheit beyde Königl. Majestäten und die Königl. familie in Tero Palais zu Mittage splendide tractirt, wohin der König in einer Portechaise sich hat tragen lassen.

Man referiret, daß des Cronprinzen Tafel gestern sehr wohl servirt gewesen, wozu des Hochst. Königs in Polen Maitre d'hôtel ein Franzose Namens Duval im geheim gebraucht worden, denn dieser Mann hatte am Beylager des Markgrafen v. Schwedt seine Probe ablegen müssen, so dem Könige war sehr gerühmet worden. Nachdem er aber mit demjenigen Tractament, so ihm der König offeriren lassen, sich nicht engagiren wollen, hat man weiter nicht nach ihm gefragt. Wie er aber darauf wieder wegreisen wollen, sagt der Cronprinz zu ihm, er sollte nach Rappin gehen und seiner da warten, soll auch allem Vernehmen nach bei Sr. Königl. Hoheit in Dienste getreten seyn. Bei diesem Prinzen hält sich auch ein französischer Obrist-Lieutenant auf, welcher bey der französischen Armee Jemand im Duell erlegt, von welchem viel Werth gemacht wird. (Chasot?) Und da auch das Cronprinzliche Regiment nach französischer Manire neue Monbur hat bekommen, so will daraus geschlossen werden, daß solcher Prinz gar stark vor selbige Nation portiret sey, zumahlen auch der französische Gesandte sich über alle Maßen bey demselben insinuirt hat.

— Die Königin laßt im Geheimen gar kostbares doppeltes Silberzeug machen, so vor das Kind destinirt, welches die Cronprinzess zur Welt bringen wird, daher man nunmehr an derselben Schwangerschaft nicht mehr zweifeln will.

Berlin 29. January 1735. Bey dem Stägigen Aufenthalt ist der König 3 Mal bei der Parade gewesen, dabei denn allezeit außer der Generalität, den Officiers und Fremden eine

große Menge Volkes sich eingefunden. Wegen der letzteren ihrem starken Zubringen ist der König übel zufrieden gewesen, aber nicht wohl hat verhindert werden können. Ein Zoll-Einnehmer vom Bande hatte sich jüngst sogar entfremdet, daß er sich durch die Generalität gedrungen und dem Könige eine supplic auf's Pferd gereicht, so höchst ungnädig aufgenommen, daher er auch ein paar Stockschläge empfangen hatte. Wie er nun nicht länger Fuß halten wollen, sondern mit aller Force durch die Generalität sich einen Weg genommen, hatten auf Hohe Ordre Unterofficiers ihm nachgehn und ihn mit einer starken bastonade vor seine effronterie regaliren müssen.

— — Wie der König am 21. von Potsdam kommen und den Thiergarten passiret, haben Se. Maj. den Bau in Augenschein genommen, welchen daselbst einige Ministri, hohe Offiziers und Hoff-Bediente in's Werk setzen lassen. Es ist zwischen denselben auch einem Juden ein Platz angewiesen, nicht daß er sein daselbst bauendes Haus selber bewohnen, sondern an Jemanden vermietthen oder damit wuchern will. Als nun die erwähnten daselbst Anbauenden dem Könige zu erkennen gegeben, wie sie den Juden gern aus ihrer Nachbarschaft haben möchten, ist ihnen darunter deseriret, die Stelle dem Juden genommen und dem Etats-Minister v. Broich gegeben worden. Solcher Jude hält seit geraumen Jahren eine banque vor die Officiers, denen er Geld vorschleht. Weil er aber öfters in beschwerliche Umstände mit denselben gerathen, so hat er ein Privilegium gesucht, worin u. A. begehrt worden, daß wenn ein Officier nicht zu gezehrter Zeit nach seinen ausgestellten Wechselfn Zahlung verfügt, der Commandant selbigen auf sein Ansuchen sofort in die Wache schicken soll; die übrigen Puncte sollen auch Christen und Juden etwas nachtheilig fallen. Da aber solcher Jude sich erbotten, ein Haus vor 12 bis 15 M. Thlr. zu bauen, so ist ihm das begehrte Privilegium ertheilt worden.

Berlin 1. February 1785. — — Die Polnische Palatina Wielopolska, so eine Lubomirsky sein soll, hat sich nahe an das Schloß einlogiret, daß Sie aus Ihren Gemmern in des Königs seine sehen kann. Dieselbe hat einen großen Heubuden mitgebracht, welchen Sie unter der Hand dem Könige offeriren lassen. Damit ihr künftig in Polen keine Affaire dieserwegen gemacht würde, weil es daselbst Capital ist, so ein Pole einen anderen zu Brandenburgischen Diensten besördert, ist der Heubude durch die Wache aufgegriffen, und ohngeachtet seiner Protestation nach Potsdam sofort abgeführt worden.

Ein Jude hat einen Bürger aus Prag unter anderen scheinbaren Prätext auch in solche Falle gebracht.

Wie aus Wesel hier verlauten will, hat man daselbst einen holländischen Unterofficier, welcher einen Deserteur, der dennoch wirklich preuß. Dienste genommen, zur Rückkehr verleitet, aber atrapiret worden, sans façon aufgetupet.

Der wirl. Herr Etatsminister und Kammergerichts-Präsident v. Broich ist vor einigen Tagen bei Sr. Maj. dem Könige gewesen und hat demselben den Abriß seines vorhabenden Hausbaus vorgelegt, wobei er zugleich um Verzeihung bat. Der König ist von ihm ganz attendiret worden, hat ihn seiner Gnade versichert, ihm das Gnadenkreuz geschenkt und 500 Thlr. zu seinem Tractament zugelegt, ingleichen die Anwartsung auf die erste vacant werdende Amtshauptmannschaft. Ueberdem sollen ihm alle nur benöthigte Baumaterialien gratis auf seine Hausbaustelle geliefert werden, dergleichen Gnade noch kein Neu-Bauender gehabt.

Berlin 8. February 1785. — — Der König hat resolviret, daß der Bau alhier bey angehendem Frühjahr noch unablässig fortgesetzt, auch zum 3. Mal auf Sr. Maj. Kosten der Thurmabau an der St. PetriKirche wieder vorgenommen werden soll. Es sind noch an 50 Bediente auf eine Liste gebracht, welche noch Häuser bauen sollen. Der Graf v. Wartensleben, ein Sohn des seel. General-Feldmarschalls, hat jezo beyhm König sich selbst gemeldet zum Hausbau, welches Se. Maj. gnädig aufgenommen und ihm die letzte Stelle in dem Quarrée am Thiergarten (gegenwärtig Pariser Platz) hat anweisen lassen.

Des Staatsministri v. Görne ältester Sohn ist Vice-Präsident beyhm Kammergericht worden, dafür derselbe auch ein Haus zu bauen sich offeriret hat.

Die Gründe, warum unter Friedrich dem Großen die Bulletinsschreiber nicht gedeihen konnten, sind unschwer zu finden. Einmal erhielten die verschiedenen großen Kriege Regierung und Volk viele traurige und doch glorreiche

Jahre lang in athemloser Spannung und sogar in der drückendsten Sorge um die bloße Existenz. Wo es sich aber um Sein oder Nichtsein handelt, da treten selbstredend Klatsch, Mißgunst und die kleineren Leidenschaften des menschlichen Lebens in den Hintergrund. Dann aber gibt es fast während der ganzen Regierungszeit Friedrich's kaum einen Hof. Die Minister waren gewohnt, ihre Befehle still und stumm vom König zu empfangen, der meistens einsam und verschlossen in Sanssouci thronte, wo er nur einen kleinen Kreis von Auserwählten empfing, deren Thun und Treiben in Europa mehr Aufmerksamkeit erregte als in Preußen und Deutschland. Die Staatsmaschine aber arbeitete regelmäßig und geräuschlos von Berlin aus weiter und flößte selbst den Berlinern mehr Furcht als Ehrfurcht ein. Endlich aber hatten die Klatsch- und Scandalblätter einen fast unbegrenzten Spielraum. Wurde einmal ausnahmsweise die Aufmerksamkeit des Königs auf sie gelenkt, so traf sie auch regelmäßig ein absolutes Verbot. Keine Annahme nämlich ist unbegründeter, als daß Friedrich ein Freund der Pressfreiheit und Feind der Censur gewesen sei. Die bekannte Geschichte von dem niedriger zu hängenden Bibell oder die gelegentliche Aeußerung, daß „Gazetten, um interessant zu sein, nicht geniret sein dürfen,“ haben offenbar als Grundlage für diesen sorgsam gepflegten Mythos gedient. Im Gegentheil, der König mißhandelte und verachtete die deutsche Presse, obwohl er sich ihrer bei Gelegenheiten für seine Zwecke bediente; sie schien ihm selten der Beachtung werth und deshalb ließ er sie schreiben, was sie wollte. Aber wehe ihr, wenn sie es wagte, nur eine von ihm nicht befohlene Thatfache, geschweige denn ein Urtheil über die auswärtige Politik, die Armee oder, in den letzten Jahren seiner Regierung, über die Accise zu bringen! Abgesehen von den beiden höchst unbedeutenden und mageren Berliner politischen Zeitungen, der Wossischen und Spener'schen, so kann man sich von den jämmerlichkeiten der preussischen Localpresse im ganzen 18. Jahrhundert heut zu Tage kaum einen Begriff mehr machen. Inhalt und Ton sind gleich fade und ekelerregend. Es war das gemeinste Lesefutter, das nur der verwilderten Phantasie geboten werden konnte. So veröffentlichte z. B. der Buchhändler Christian Friedrich Voß unter der Redaction von Mylius, dem Freunde Lessing's, eine Wochenschrift „Der Wahrsager“, ein mit den widerlichsten Anzüglichkeiten angefülltes Blatt. Das 9. und 11. Stück vom 13. resp. 27. Februar enthielten, jenes eine plumpe Verhöhnung der schulmeisterlichen Pedanterie, dieses eine witzig sein sollende, aber platte Charakteristik und Lob des „Hahnrei's als eines zwar großen, aber nothwendigen Uebels für die menschliche Gesellschaft.“ Der letztere Artikel, obwohl er nicht schlimmer als die übrigen war, wurde von einem einflußreichen Manne dem Könige denunciirt, der dann sofort, ohne nur den Verleger zu hören, dem Voß den Druck, Verlag und Debit, dem Mylius aber bei 25 Thlr. Strafe die „Verfassung“ des Blattes verbot. Aber auch den wissenschaftlichen Zeitschriften ging es nicht besser. Am 8. März 1762 denuncierte ein in seiner schriftstellerischen Eitelkeit getränkter Vergrath v. Justi den Buchhändler Nicolai, daß er, als Verleger der „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, die Censurgesetze umgehe und durch seine Mitarbeiter, die berühmtesten Gelehrten — Justi nennt in der Denunciation verschiedentlich sich und „den erhabenen Philosophen von Sanssouci“

— auf die unverantwortlichste Weise mißhandele und durch die abgeschmacktesten Spöttereien lächerlich und verächtlich zu machen suche. Diese Schrift sei, mit dem Jahre 1759 anfangend, bereits auf 12 Bände gediehen und werde von Nicolai und dessen Mitarbeiter, „dem Juden Moses“ (kein Geringerer als Moses Mendelssohn ist hier gemeint) in „gewinnsüchtiger und schwarzer Absicht“ herausgegeben, weshalb sich ihre Unterdrückung empfehle. Ohne nur den Verleger nach seiner angeblichen Umgehung der Censur zu fragen, verfügte der Minister Jariges am 13. März im Namen des Königs „den fernern Druck der neuesten Literaturbriefe zu inhibiren, zugleich auch einen fiscalischen Bedienten zu committiren, daß er gedachten Buchhändler seiner Contravention wegen beim Kammergerichte belangen solle“. Das geschah denn auch bereits am 18. März 1762. Nicolai rechtfertigte sich sofort, indem er die Druckerlaubnis des Censors Heinius für die letzten drei Jahre beibrachte und meinte, wer sich durch die Literaturbriefe verletzt fühle, solle ihn in foro ordinario verklagen. Das Verbot mußte natürlich gleich wieder aufgehoben werden, nachdem es übrigens wegen der bevorstehenden Ostermesse den Nicolai stark in seinem Geschäfte gehindert und beeinträchtigt hatte. Trotz alledem gönnte Friedrich der Große der Presse einen viel breiteren Spielraum als seine Vorgänger und Nachfolger. So fehlte denn unter ihm überall der natürliche Boden für das Gedeihen jener Art von geheimen Publicistik, welche besonders unter schwachen Regierungen, im Scandal des Hoflebens und in der Sticlust eines in seiner inneren Entwicklung zurückgehaltenen Staats- und Volkslebens blüht. Die Berliner und Preußen jener Zeit fühlten sich trotz der Unzufriedenheit mit einzelnen Maßregeln und Gesetzen des Königs der ganzen übrigen Welt gegenüber so stolz und prächtig, daß sie alle ihre kleinen häuslichen Schmerzen gern über ihrer vermeintlich hoch angesehenen Stellung in der großen politischen Welt vergaßen.

Anders wurde es dagegen unter der neuen Regierung Friedrich Wilhelm's II. Da herrschte kein Jupiter mehr, welcher von Sanssouci aus den unzufriedenen und gegen den Stachel ledenden Unterthanen sein quos ego! entgegen donnerte; da trat an die Stelle fast klösterlicher Abgeschlossenheit ein lustiger und leichtsinniger Hof mit schönen Frauen und lebenslustigen Fürsten, welcher den schlechtesten Leidenschaften nicht allein freien Lauf ließ, nein, ihnen die Wege zeigte und bald die vornehmen Classen der Bevölkerung in sein wüthes Treiben nach sich zog. Illuminaten und Geisterbeschwörer, frömmelnde Heilige und intrigante Weiber, speculirende Abenteurer und berechnende Politiker suchten den Mittelpunkt dieses glänzenden Kreises für sich zu gewinnen und auszubeuten. Und sie gewannen ihn, wenn auch nur theilweise; er gehörte ihnen Allen, aber keinem ganz und zuletzt ward er das Opfer Aller. Wie in diesem Sturm Laufe gegen die Staatsraison und in diesem Weltlauf der rücksichtslosen Selbst- und Genußsucht Jeder aus der bevorzugten Gesellschaft erwartete, daß ihm das große Loos in den Schoß fallen würde, so priesen auch Residenz und Volk die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II. als ein Zeitalter des Glückes und der Erlösung von alten Fesseln, zumal die verhaßtesten Lasten, wenn auch nur für kurze Zeit, abgeschafft wurden. Sie hielten Alles für möglich, weil die Willkür

in letzter Instanz entschied. So stürzten Hof und Volk von einem Extreme in's andere — und das schließliche Ergebniß war 1806!

In einem solchen Treibhausboden gedieh selbsttredend die Bulletinſchreiberei zur üppigſten Blüthe. Ein Gerücht jagte das andere, ein Anſpruch verdrängte den anderen, vom Prinzen Heinrich an bis auf den damals noch unbekannten Rittmeister v. Blücher ſuchten mißvergünstigte und ehrgeizige Geiſter wieder Verwendungs- und Bethätigung. Das luſtige Treiben des Hofes intereſſirte ſelbſt die ſonſt theilnahmsloſeſte Dame in der Provinz: die Riez oder Dönhofs nahmen die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch, als eine gewonnene Schlacht oder eine Eroberung des Geiſtes; die einander in faſt athemloſer Haſt verdrängenden politiſchen Pläne und Anſätze hielten Alt und Jung in beſtändiger Bewegung und erzeugten einen kaum zu befriedigenden Durſt nach neuem Stoff, nach neuer Aufregung. Dieſem in allen Claſſen gefühlten Bedürfniß ſuchten jezt die geſchriebenen Correſpondenzen abzuheſſen, welche wie Pilze aus dem Boden wuchſen und bis in die kleinen bürgerlichen Geſetzkreiſe der entlegenſten Provinzialſtadt drangen. Die Honoratioren, welche Abends ihren Club oder ihre Harmonie beſuchten, waren nicht wenig ſtolz darauf, die jüngſten Neuigkeiten aus der Reſidenz ihren neugierigen Mitbürgern mitzutheilen; die Poſtmeiſter, vielfach ehemalige Officiere, hatten ſtets die neueſten Nachrichten und machten ſich nicht wenig damit breit. Das nachſtehende „Berliner Bulletin“ enthält Auszüge aus neun verſchiedenen Briefen, welche zu den Anfängen der Regierung Friedrich Wilhelm's II. einige charakteriſtiſche Beiträge liefern. Es lautet:

Berlin, 7. November 1786. „Schlechterdings wollen Se. Majeſtät von keiner Erhöhung der Lebensmittel Etwas wiſſen. Der Proceß der Intereſſenten des Wittinſchen Bergamts mit dem verſtorbenen König, der ſo viele Jahre geſchwebt und den des jeztigen Königs Majeſtät dadurch beenbiget, daß ſie ſämmtlichen Intereſſenten eine Summe von 100,000 Thaler angeboten, gab Gelegenheit, die gnädige Geſinnung des jeztigen Regenten zu bemerken. Der Monarch wollte wiſſen, aus welcher Kaſſe dieſe 100,000 Thaler am Füglichſten genommen werden könnten. „Wenn Er. Majeſtät nur erlauben,“ ſagte einer der Herren, „daß jede Meße Salz zu 1 Pfennig erhöht wird, ſo braucht keine Kaſſe angegriffen zu werden.“ „Das ſoll nicht geſchehen, erwiderte der Monarch und beſahl, daß die General-Salz-Kaſſe dieſe 100,000 Thaler in vier Terminen abbezahlen ſolle.

Auch will der Monarch „daß alle Producte, ſo der gemeine Mann und der Soldat nicht entbehren kann, in geringeren Preis kommen ſollen. Ob im Uebrigen der Plan, der beliebt worden, nämlich daß der Soldat und der Arme, wenn er nur 2 Pfund Fleiſch kauft, ſolches wohlfeiler erhalten ſoll als die, welche zu 6 Pfund und mehr kaufen, ſtehet noch dahin; wenigſtens ſetzt die Polizei dieſer Einrichtung wichtige Hinderniſſe entgegen.

Der Polizei iſt zur Verbeſſerung der Straßen eine jährliche Einnahme von 6000 Thalern angewieſen. Bekanntlich hat der Hochſelige den Fond eingezogen. Der ehemalige Commandant, Graf Haake, ſammelte den Fond, ließ keine Straße beſſern und meldete dem König, er habe 5000 Thaler erſpart. Der Verſtorbene zog die Summe und den Fond ein, ohne dem Haake ein Präſent zu machen, und von dieſer Zeit herrſcht in Abſicht der Straßen ein Gräuſel der Verwüſtung.

Gegen die Bank und die Seehandlung ſind Sr. Majeſtät ſehr viele Beſchwerden vorgebracht, und es war auf dem Punkt, daß wider beide eine Unterſuchung veranſtaltet werden ſollte. Der würdige Miniſter Schulenburg, der Chef beider Departements iſt, hat dem Monarchen in einem Promomoria von ſechs Bogen eine richtige Kenntniß dieſer Departements verſchaft und gezeigt, wie werth beide Inſtitute dem Treſor ſind. Seitdem ſcheinen Se. Majeſtät einen milden Blick auf dieſe beide, den Kaufleuten ſo gehäſſigen Einrichtungen zu werfen.

12. November 1786. Se. Majestät wollen seinen deutschen Unterthanen den Rheinwein dadurch zu trinken gönnen, daß der Import auf dieses Produkt sehr vermindert, dagegen der auf Franzwein und Porter sehr erhöht werden wird.

In Absicht des rohen Caffees wird eine Veränderung ergehen. Die Seehandlung übernimmt den Einkauf. Hierdurch wird verhütet, daß solcher nicht zu so verschiedenen Preisen im Staate verkauft und dem sogenannten Schleudern der Kaufleute vorgebeugt wird.

Die bekannte Müller Arnold'sche Sache, die in dem preuß. Staate so viele Revolutionen hervorgebracht, wodurch ein Großkanzler, ein Präsident cassirt und Rätthe auf die Festung geschickt worden, die jedoch Alle unschuldig und die vortrefflichsten Männer waren, kommt noch einmal zum Vorschein. Der Graf von Findenstein, der in Küstrin Präsident war, und wegen des Müller Arnold vom Hochseligen cassirt wurde, hat bei Sr. Majestät immediate nachgesucht, daß das Gutachten des Kammergerichts in dieser Sache publicirt werden möchte. Der Monarch hat es befohlen und ein Jeder erwartet nun den Termin in dieser wichtigen Sache. Vielleicht kommen vom Gutachten Abschriften in's Publicum, und alsdann wird Referent nicht unterlassen, davon Gebrauch zu machen.

Der Geh. Rath Juarez hat sich die Erhebung in den Adelsstand verboten. Auch hat sich der König bei einem der ersten Präsidenten nach diesem würdigen Manne erkundigt.

Da hier jetzt ein National-Theater etablirt ist, zu dessen Unterstützung der Monarch eine so schöne Summe angewiesen, so kommen hier täglich Acteurs und Actricen an, um ihr Glück zu machen. Fast alle Wochen wird ein neuer angenommen oder einer ausgepfiffen und vom Theater gejagt. Goebel, ein elender Actor, hatte dieses Schicksal. Er rebangirte sich aber. So wie das Publicum pochte und pfiß, so pochte und pfiß er vom Theater, nannte die, so ihn mit dem Titel eines Esels belegten, ebenso, schmiß die ihm zugeworfenen faulen Äpfel wieder in's Parterre und entblödete sich nicht, dem ganzen Publico den F — zu weisen. Doeblen wurde geholt. Er erschien wie ein Gott, der Rache brohet, schleuderte Goebeln vom Theater, bat beim Publicum um Vergebung und sagte: so straft Doeblen einen Actor, der die Achtung gegen das Publicum vergißt. Den anderen Morgen kam die Polizei und wollte Goebeln arretiren, um dem Publico Abbitte zu thun. Er hatte aber schon in der Nacht Berlin verlassen. Prinzessinnen, Ministres und Gesandte waren in der Comödie.

Der Rittmeister v. Blüchert (sic!) (der spätere Marshall Vorwärts), der jetzt außer Dienst ist, ist Major und bekommt die Esquadron des Volksthy bey Schulenburg, rangirt auch als Major nach seinem ehemaligen Patente ein, welches vom 14. April 1779 datirt ist.

9. December 1786. — — — Daß die Naturalverpflegung und Grasung der Cavallerie aufhört, ist die größte Gnade des Regenten gegen den Landmann. Der Inhalt der Cabinetsordre an das Generaldirectorium dieseswegen ist ohngefähr der:

Se. R. Majestät hätten aus dem Bericht des Generaldirectorii ersehen, daß seit der nach Anno 1763 eingeführten Naturalverpflegung der Cavallerie und Grasung jährlich 274,444 Thaler erspart wären. Diese wollten daher Se. Majestät aus wahrer landesväterlicher Huld entbehren, hoben daher Beides für die Zukunft auf und wollten wegen der näheren Einrichtung den Bericht des Generaldirectorii erwarten.

6. Januar 1787. Endlich hat die Parthei, so wider die Einführung der Toback- und Coffee-Steuer gerichtet, den Sieg erhalten. Aus der Steuer wird nun Nichts. Dasjenige, was der König durch Abschaffung der Toback-Administration und Coffee-Brennerey verliert, soll durch eine Erhöhung der Accise-Gefälle und Stempel ersetzt werden.

Unter den Ministris hat sich besonders der würdige Minister v. Heinich am meisten gegen die Einführung der Steuer gesetzt. Er lud seine Herren Collegen ein, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und dem Monarchen die triftigsten Vorstellungen zu thun. Sein Promemoria, das er dem Monarchen übergab, zeigte seine tiefe Kenntniß im Finanz-Sache und verrieth seinen Patriotismus. Nur ein paar Worte davon: „Ew. R. Majestät haben die Toback-Administration und Coffee-Brennerey aufgehoben und dagegen, um die Revenues wieder herbeizuschaffen, eine Coffee- und Toback-Steuer einzuführen befohlen. Meine Schuldigkeit ist, als Ministre zu gehorchen; mein Eyd verbindet mich aber, dagegen Alles zu sagen, was ich, wenn ich Ew. Majestät Ministre auch nicht wäre, doch als Privatmann sagen würde.“

Gleich nach dem 7jährigen Kriege vermehrte Ew. R. Maj. Uncle die Armee und setzte deren

Unterhaltung zum Erstaunen des ganzen Europa auf dem solidesten Fuß fest. Um dies bewerkstelligen zu können, wurde mit auf die Revenues gerechnet, die aus der Toback-Administration entspringen würden. Die Folge hat es gelehrt, daß der Etat erfüllt worden, ohne daß es nöthig gewesen wäre, einzelne Glieder des Staates zu drücken.

Dieses Institut soll aufgehoben und dagegen eine Steuer eingeführt werden. Steuern an sich sind hundert Ursachen wegen ein Verderben des Staates. Bei aller Gerechtigkeitsliebe kann die Gleichheit wegen der vorkommenden verschiedenen Fälle nicht beobachtet werden. Hier führet dieser vortreffliche Ministre ganz frei die Fälle an, wodurch der Landmann durch Steuern ganz ruinirt werden könnte und zuletzt im Lande lauter Executionsvorfälle sein dürften. So schön und patriotisch dieses Promemoria auch ist, so wurde es doch nur ad acta genommen. — Die Garde du Corps legen ihre Stiefeletten ab, sobald die Stiefeln fertig sind und bekommen statt der Gänsefedern, Büsche von Hahnenfedern. In Absicht der silbernen Treffen auf den Hüften scheint der Monarch seine Willensmeinung geändert zu haben.

— Der berühmte Ravater aus Zürich, ein Geisterseher, Schwärmer in der Religion und Physiognomist, wird mit nächstem Berlin besuchen. Als neulich der Prinz Heinrich von seiner Ankunft über Tafel sprach, sagten Se. Hoheit: „Ravater ist ein Illuminat, Schwärmer und ein halber Jesuit, der Narr soll nicht über meine Schwelle kommen.“

— 21. Januar 1787. Der Monarch fährt fort, Beweise zu geben, wie gern er das Elend seiner Unterthanen vermindern möchte. Dadurch, daß die Steuer nicht zur Wirklichkeit gebracht und die Revenues durch eine Auflage auf Delicateessen, auf Waaren und Stempelpapier herbeigeschafft werden sollen, verliert der Monarch doch noch eine halbe Million. Man glaubt, daß bisher vom Toback nichts zur Accise gekommen, daß eine ganz kleine unbedeutende Auflage auf dieses Product verordnet werden dürfte, wodurch eine außerordentliche Revenue zur Cassa und zur Deckung aller Ausfälle fließen könne. — Die Schulden des Königs werden sehr reichlich bezahlt und Se. Majestät bezahlen auch die Schulden Ihres Herrn Vaters. Nur kürzlich sind an die Ephraim'schen Erben 200,000 Thaler. ausgezahlt worden. Diese Schuld rührt noch von der Zeit des hier gewesenen türkischen Gesandten Achmet Effendi her und worüber der jetzige König und Prinz Heinrich gut gesagt hatten. — Die Priesterinnen der Jugend auf dem Doeblerschen Theater arten aus und sind keine Vestalinnen. — Die nun folgende Relation eignet sich nicht zur Wiedergabe.

— Diejenigen Schriften des Hochsel. Königs, die der Geh. Rath v. Wöllner nach und nach der Academie der Wissenschaften vorzulesen versprochen, sind eben diejenigen, die der verstorbene König seinem Vorleser Villauré geschenkt. Der Hofbuchdrucker Decker bot ihm dafür 20,000 Thlr. und noch ein anderer Buchhändler 30,000 Thlr. Die Uneignenlichkeit des Villauré war schuld, daß er solche auf Zureden einiger Großen dem Monarchen für 12,000 Thlr. überließ, die er auch bereits ausgezahlt erhalten. Jetzt ist dem Villauré schon der fünffache Werth geboten worden. Dadurch erhielt Villauré vom Verstorbenen das wichtige Geschenk, weil er als Vorleser mit einem Gehalt von 250 Thalern zufrieden gewesen, anstatt daß der erste Vorleser, v. Ratte, 1500 Thaler hatte, und daß er niemals Neuigkeiten wußte, wenn ihn der Hochselige darum fragte.

17. Februar 1787. Die Hoffnung, daß des Prinzen Heinrich R. F. wieder in der Armee eintreten werden, scheint von jetzt vorbei zu sein. Folgendes ist darüber vorgegangen: Prinz Heinrich schrieb Sr. Majestät, daß, da nunmehr bald die Exerzierzeit eintrete, er zu seinem Regiment gehen und sowohl die Manövers der Spezialrevue als Hauptrevue unter seinen Augen machen würde. Der Prinz erhielt darauf vom Monarchen den verbindlichsten Brief, worin Se. Majestät äußerten, daß sie den Werth der Zuneigung Sr. Hoheit zu Ihrer Person auf das lebhafteste empfänden, daß aber Se. Majestät sich unmöglich entschließen könnten, Ihrem vortrefflichen Onkel die Ruhe zu nehmen, die ihm sein erhabener Vorgänger schon geschenkt hätte. Seitdem sieht es an diesem Hofe etwas trübe aus, und man sagt, der Prinz werde nach Rheinsberg gehen und von dorten im Sommer eine Reise vornehmen.

18. März 1787. — Man versichert, daß Se. Majestät auch bürgerliche Unteroffiziers von Zeit zu Zeit zu Offizieren avanciren werden.

Sobald der Monarch nach Potsdam gegangen war, packte die Demoiselle Ende auch und ging wegen ihres Mannes, des Cammeriers Rieß, auch dahin. Sie hat zwar kein Quartier auf

dem Schlosse, oder auf dem Sansjoui, unterdessen erscheint sie dann und wann vielleicht wegen ihres Mannes, an beiden Orten. Diese Reise erregt da, wo es sein kann, finstere Gesichter. Uebrigens ist das Benehmen der Ende sonst unnaahmlich. Sie erscheint in der Gesellschaft ohne alle Prätension, kommt jedweden mit Höflichkeit zuvor und über ihre Lippen kommt nie der Name desjenigen, den sie wirklich sehr verehrt und zu verehren auch Ursache hat. Daß was sie in gleichgültigen Dingen etwa durchsetzen möchte, gelingt ihr. Sie hatte z. B. Lust, auf dem Ball in der Stadt Paris zu sein, der nur eigentlich für Adlige gegeben wird. Sie ließ einen der ersten adligen Tänzer, einen sonst sehr artigen und hübschen Mann, zu sich bitten und ersuchte ihn, ein Mittel ausfindig zu machen, damit sie auch auf diesem Ball sein könnte. Dieser schlug es ihr rund ab, weil der Ball nur für die Noblesse wäre.

Sie setzte sich im Wagen, fuhr zu einem angesehenen Mann, dessen Diener sie nicht melden wollte, weil zuerst wichtiger Vortrag war. Sie schickte den zu solchen Aufträgen legitimirten Boten mit einem Billet ab — und es wurde in den Zeitungen angekündigt, daß auch Bürgerliche zu diesem Ball Zutritt haben könnten.

Ihr Sohn erhält die Hälfte des preussischen Wappens von oben bis unten durchschnitten, so daß auch ein ganz kleiner Theil vom Scepter darin zu sehen ist.

6. April. Das Kriegsgericht hatte den General v. W. mit Stubenarrest bestraft, der König aber hat das Erkenntniß dahin abgeändert, daß der General den Abschied mit Pension erhalte. Schon während der Regierung des Hochseligen nahm die Untersuchung gegen den General ihren Anfang. Nachfolgende Facta haben solche veranlaßt:

Als dieser General bei Erhaltung seines Regiments den Weg durch die Lausitz nahm, fand er auf der Reise einen Postillon von 11 Zoll, welchen er überredete, in seine Dienste zu gehen. Zur Bestrafung eines sehr leichten Vergehens verkaufte er solchen für 40 Louisdors dem v. Wornstedtschen Infanterie-Regiment. Zwei Schafdiebe wurden von seinem Regiment nach dem Ort ihrer Bestrafung transportirt. Auf seinen Befehl mußten solche entspringen und einem von ihm dazu bestellten Offizier in die Hände fallen, von welchem er solche in Empfang nahm und an die Infanterie verkaufte u. u.

Unsere Quellen sagen Nichts davon, ob den Verfasser dieser Correspondenz auch eine Strafe getroffen hat. Wahrscheinlich ist es nicht, da ihm nicht einmal eine Verläumdung Schuld gegeben wird, und da 1787 die Rechtspflege in Preußen doch auf einer höheren Stufe stand, als fünfzig Jahre früher zur Zeit des unglücklichen Ortgies. Die eigentliche Erbitterung richtete sich auch nicht einmal gegen die Richtigkeit der mitgetheilten Thatfachen, sondern in erster Linie gegen die Erwähnung der vollen Namen der Personen, welche in diesen Berichten in einem wenig beneidenswerthen Lichte dastehen. Selbstredend sind diese Namen hier nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, da sie für die Gegenwart gar kein Interesse mehr haben. Manche Thatfachen freilich waren zu schmutzig, als daß sie hätten mitgetheilt werden können. Desto interessanter aber sind die obigen Auszüge nicht allein als eine unmittelbare Bestätigung dessen, was wir aus verschiedenen zeitgenössischen Quellen über den Hof Friedrich Wilhelm's II. wissen, sondern auch als Beiträge zur besseren Kenntniß der Sitte und Cultur der damaligen sogenannten feinen Gesellschaft.

Andrew D. White.

Ein amerikanisches Studienleben.

Es ist ein Fehler unseres öffentlichen Lebens, daß wir uns wenig um die Vertreter der fremden Regierungen in Deutschland kümmern, obwohl dieselben durch ihre Stellung als Vermittler der Interessen der mit uns im Verkehre stehenden Nationen auch für uns eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Denn wie sehr man auch geneigt ist, die Politik als eine Schablone zu betrachten und den Austausch der politischen Mittheilungen in unserem Bundesamte als ein auf Convention beruhendes Ceremoniell, so ist in Wahrheit doch das Verhältniß der Regierungen zu einander wesentlich durch die Person ihres Botschafters bestimmt, dem man deshalb eine höhere Theilnahme entgegenbringen sollte, als dies bisher der Fall war.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben seit einem Menschenalter nach Deutschland Botschafter gesandt, welche nicht so sehr in der Politik eine Rolle gespielt haben, als sie durch ihre literarische Stellung einen weithin sich erstreckenden Einfluß, und das nicht nur in ihrem Vaterlande, gehabt haben. George Bancroft und sein vielbelleragter Nachfolger Bayard Taylor, der in dem ihm fremden, freilich geistig verwandtesten, Lande sein frühzeitiges Ende fand, sind durch Schrift und Wort in Deutschland ebenso anerkannt gewesen, wie in ihrem Vaterlande. Taylor's Nachfolger, Andrew D. White, hat nicht diesen ausgebreiteten Ruf gewonnen: seine Bedeutung liegt auf einem den internationalen Beziehungen ziemlich abgewandten Felde, dem Unterrichtswesen. Bei den vielfachen Interessen, die unser öffentliches Leben aber auch in diesem Zweige mit Amerika verknüpfen — wir erinnern an die Promotionen amerikanischer Akademien — sowie bei der Bedeutung, welche in allen Kulturfragen das Unterrichtswesen mehr und mehr gewinnt, ist die Wahl eines Mannes, welcher in dem Fache Autorität ist, vielleicht um so bedeutungsvoller. Wir wollen deswegen versuchen, an dem Faden der Lebensgeschichte White's ein Bild des amerikanischen Unterrichtswesens der letzten vierzig Jahre zu geben.

I.

Andrew D. White ist am 7. November 1832 in Homer, einer kleinen Stadt im Staate New-York, geboren. Seine Eltern gehörten der anglikanischen Kirche an, waren aber frei von der Unduldsamkeit der Hyper-Orthodoxie, welche sich im Anfange der vierziger Jahre namentlich in Amerika hervorthat. White's Eltern verlegten im Jahre 1835 ihren Wohnsitz nach dem benachbarten Syracuse, das durch neu entdeckte Salzquellen einen bedeutenden Aufschwung nahm und schnell zu einer blühenden Großstadt sich entwickelte. Hier erhielt der junge White in den städtischen Schulen seinen ersten Unterricht.

Es war die Zeit, wo sich in den Vereinigten Staaten die ersten Bewegungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens zeigten.

Bei der Verschiedenheit der Bevölkerung, der politischen und socialen Verhältnisse, aus denen die Vereinigten Staaten sich bildeten, war bei der Constituierung an eine einheitliche Regelung des Unterrichtswesens nicht zu denken gewesen. Die Gründungsbacte des Jahres 1787 setzte zwar schon in ihrem dritten Artikel fest: „Da Religiosität, Sittlichkeit und Wissen zu einer guten Staatsverwaltung und für das Glück der Menschheit nothwendig sind, sollen Schulen und die Mittel zur Erziehung fortwährend begünstigt werden“ — ein Artikel, der bei der Erweiterung des Staaten-

bundes mehr und mehr in den Vordergrund trat und die äußere Wohlfahrt der Schulen fortbauend hob — aber ein eigentliches Unterrichtssystem ließ sich auf dem Verwaltungswege doch nicht schaffen, und die Einrichtung der Schulen blieb den einzelnen Verbänden überlassen.

Das größte Gewicht wurde auf die allgemeine Bildung gelegt, und deshalb der Volksunterricht namentlich in den nördlichen Staaten am meisten begünstigt. Hier hatten bereits die ersten puritanischen Einwanderer es als ein Gesetz aufgestellt, daß, wo sich fünfzig Familien vereinigten, eine Elementarschule errichtet werden solle, wo sich hundert Familien zusammenfanden, eine höhere Schule; nach diesen Festsetzungen hatte sich in Pennsylvanien und den Mississippistaaten ein Netz von Schulen gebildet, die für die elementare Bildung hinreichend Sorge trugen. Von diesem Centrum entfernt wurden die Schulen sporadischer und namentlich die Südstaaten ermangelten fast aller Bildungsanstalten.

Schlimmer war noch der Mangel einer einheitlichen Organisation der Schulen. Schüler Pestalozzi's hatten dessen System hinübergebracht und die mehrklassigen Vorbereitungsanstalten eingerichtet; Lancaster war 1820 von England nach Amerika ausgewandert und hatte von 1824 an die einklassigen Volksschulen nach seinem Systeme in's Leben gerufen. Auch an eingeborenen Pädagogen fehlte es nicht, welche eigene pädagogische Methoden einzuführen strebten; da war es im Jahre 1827, als von Boston aus der Impuls gegeben wurde, Einrichtungen für die Schulen zu treffen, welche bis zu diesem Augenblicke im amerikanischen Unterrichtswesen die maßgebenden geblieben sind¹⁾.

Das Unterrichtsgesetz von Massachusetts setzte fest, daß an die Spitze des Unterrichtswesens ein Erziehungsrath (Board of education) trat, dessen Vorsitzender (Superintendent oder Secretary of the board of education, auch Schoolcommissionar genannt) das ganze Unterrichtswesen des Staates leitete, jede Bezirksabtheilung oder Township (so wird ein Gebiet von sechs englischen Quadratmeilen bezeichnet) erwählt ein unter der Leitung des Staatscomité's stehendes Schulcomité, unter welchem dann die bis in die kleinsten Gemeinden organisirten Districts-Schulcomité's arbeiten. Das so organisirte Unterrichtswesen fand schnell auch in den anderen Staaten Eingang. Die meiste Förderung erhielt es, als in Massachusetts 1837 Horace Mann Superintendent wurde: er führte die Bestimmung ein, daß alle Schulen jährliche Berichte über ihre Einrichtungen und Leistungen abgeben mußten, welche, an der Centralstelle gesammelt und durch gegenseitigen Austausch verbreitet, einen heilsamen Wettstreit hervorriefen und eine gemeinsame Organisation des Unterrichtsplanes förderten; durch regelmäßige Visitationen verschaffte er sich auch eingehende Kenntniß von den Mängeln und Bedürfnissen der einzelnen Schulanstalten. Gleichzeitig widmete er der materiellen Seite des Schulwesens seine volle Aufmerksamkeit. Sowol die Stellung der Lehrer wurde durch seinen Einfluß eine günstigere, als auch die Einrichtung der Schulhäuser eine so vorzügliche, daß derselbe schon 1843 auf einer Studienreise durch Deutschland die amerikanischen Einrichtungen als in vieler Hinsicht den unsrigen überlegen bezeichnen konnte.

Neben diesen äußeren Einrichtungen beschäftigte ihn noch mehr die innere Entwicklung; der Mangel an Lehrkräften machte sich schon nach kurzer Zeit in allen neuorganisirten Staaten fühlbar. Wenn die materielle Wohlfahrt auch eine Besserung schuf, so fehlte es doch hauptsächlich an Pflanzstätten zur Heranbildung geeigneter Lehrkräfte. Die bisherigen wenigen höheren Schulanstalten konnten den Bedürfnissen nicht genügen; auch waren die Lehrpläne für den eigentlichen pädagogischen Unterricht ungeeignet. Während im Staate New-York 1835 noch die Schullehrer-Seminare aufgelöst und mit den vierzehn höheren Lehranstalten pädagogische Kurse

¹⁾ Wir verweisen auf einen Aufsatz: „Der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten von Amerika“, von Max Hornig, welchen wir in einer früheren Nummer der „Deutschen Rundschau“ (Band IV, S. 244 ff.) 1875 gebracht haben.

verbunden wurden, setzte Horace Mann in Massachusetts die Einrichtung von vier sogenannten Normal-Schools fest, welche nach Muster der deutschen Lehrer-Seminare eingerichtet waren.

Die Organisation, wie sie in den ersten Lebensjahren White's sich gestaltet hatte, war etwa folgende: Die Primary School bildete die Vorstufe; die Kinder hatten ein Durchschnittsalter von 7—8 Jahren; sie lernten Lesen und empfangen die nöthigen Vorkenntnisse im Schreiben und Rechnen. Von diesen Anstalten kamen sie in die Grammar-Schools, in welchen neben Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen die Anfangsgründe der Grammatik, Geographie, Geschichte und Physiologie gelehrt, sowie die Anleitung zum Buchführen und schriftlichen Aufsatz erteilt wurde. Es verdient ausdrücklich bemerkt zu werden, daß die Physiologie von amerikanischen Pädagogen schon deshalb in den ersten Unterricht aufgenommen wurde, weil sie erkannt zu haben glaubten, daß viele Irrthümer des Entwicklungsalters auf moralischem wie physischem Gebiete aus Unkenntniß der natürlichen Beschaffenheit des Menschen herrührten. Das Durchschnittsalter in der Grammar-School war etwa das vierzehnte Lebensjahr. Die höhere Stufe bildeten alsdann die Academies; sie waren die Uebergangsstufe zu den Colleges oder Universitäten, hatten einen etwa dreijährigen Course, waren aber in Einrichtungen und Anforderungen sehr verschieden. Heute sind sie meist durch die sogenannten High-Schools ersetzt. Die Akademien, welche aus freiwilligen Stiftungen oder aus der Initiative einer Secte oder städtischen Gemeinde hervorgingen, führten ihre Zöglinge meist bis zur mittleren Stufe unserer Gymnasien. Da indeß die Anforderungen, welche die verschiedenen Universitäten an ihre Schüler stellten, an sich sehr verschieden sind, so sind auch aus diesem Grunde die Leistungen der Akademien sehr verschieden.

Die höhere Unterrichtsanstalt in Syracuse scheint den Plan verfolgt zu haben, die Schüler für Yale College vorzubereiten, und hat im Durchschnitte diese Aufgabe vollkommen erfüllt; White wurde, als er 1849 auf die berühmte Universität in Connecticut überging, vollkommen reif befunden.

Yale College, 1698 gegründet und 1716 nach Newhaven in Connecticut verlegt, die zweitälteste Universität Amerika's, hatte sich von jeher durch vorzügliche Ausbildung in den classischen Sprachen ausgezeichnet. 1849 stand die Anstalt unter der Leitung von Theodor Dwight Woolsey, der, selbst ein Zögling der Universität, 1820 daselbst die höchste Ehre als „Valedictorian“ genossen hatte, d. h. es war ihm übertragen worden, im Namen der die Universität Verlassenden die Abschiedsrede zu halten.

Die Universitäten Amerika's haben sich in den letzten dreißig Jahren so außerordentlich entwickelt, daß es ziemlich schwierig ist, ein vollkommen treues Bild des Universitätslebens in der Zeit des Eintritts White's zu geben.

Die Anforderungen, welche an den eintretenden Studenten gestellt wurden, beliefen sich auf die Kenntniß einiger Reden Cicero's, sechs Bücher der Aeneide, von zwei oder drei Gesängen der Ilias und eines Buches des Herodot; außerdem wurde eine genügende Vorkenntniß in der niederen Mathematik und Physik, eine allgemeine Kenntniß der alten Geschichte, der modernen Geographie, sowie der englischen Grammatik und etwas Deutsch oder Französisch verlangt.

Die innere Einrichtung glich im Ganzen der der englischen Universitäten: gemeinsame Erziehung in Convicten unter Leitung jüngerer Lehrer und nur eine scheinbar freie Bewegung in der Behandlung des Unterrichts; denn die vorgeschriebenen Pensen nehmen die Zeit der Studenten zu sehr in Anspruch, um ihnen, namentlich in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes, eine Betheiligung an den freiwilligen Unterrichtsstunden zu ermöglichen. Der Unterschied lag mehr in dem Leben des einzelnen Studenten, welchem, dem ganzen Zuschnitte der amerikanischen Erziehung gemäß, eine größere Freiheit im Auftreten gelassen war, als es in Oxford oder Cambridge der Fall ist.

Der Course der Universität ist ein vierjähriger; die Studenten werden nach den Jahren als Freshmen, Sophomors, Juniors und Seniors bezeichnet. In den ersten beiden Jahren werden drei Fünftel der Studienzeit auf die Classiker

verwendet, und Herodot, Aeschylus, Cicero, Tacitus gelesen. Nach Absolvierung dieses zweijährigen Cursus steht es dem Junior oder Senior frei, noch ein Viertel seiner Zeit den classischen Studien zuzuwenden.

Das Studium der neueren Sprachen war zur Zeit des Eintritts White's in Yale College noch ziemlich unbedeutend; Deutsch und Französisch wurden nur mäßig getrieben; Italienisch und Spanisch sind noch heute fast unbekannt. Deutsch ist für das Juniorjahr obligatorisch und wird dreimal wöchentlich vorgetragen, für das Seniorjahr sind sogar vier wöchentliche Unterrichtsstunden dafür festgesetzt. Für die gleichen Jahre wird Französisch viermal gelesen, doch steht die Theilnahme nur Denjenigen offen, die ihre Vorkenntniß nachgewiesen haben. Das Studium des Englischen ist so vertheilt, daß im ersten Semester der Junior Shakespear und Craik's Geschichte der amerikanischen Literatur treibt, während im zweiten Semester das Angelsächsisch vorgetragen wird. Im Seniorjahr endlich ist eine kurze Zeit dem vergleichenden Sprachstudium offen gehalten. Wenn auch, wie gesagt, diese Einrichtungen erst neueren Datums sind, fand doch White damals schon Gelegenheit, sich in den beiden modernen Cultursprachen hinreichend zu unterrichten.

Auf Mathematik wird in den ersten beiden Jahren zwei Fünftel der Zeit verwendet; der Unterricht beginnt mit höherer Algebra und schließt mit Regelschnitten und Mechanik. Während der letzten beiden Jahre kann der Student nach eigenem Ermessen vier Stunden wöchentlich auf Variationsrechnung und analytische Mechanik und als Senior eine gleiche Zeit auf Astronomie verwenden. Physik wird im Juniorjahre dreimal wöchentlich vorgetragen, Chemie im ersten Semester desselben Jahres eben so oft; im zweiten Semester tritt an die Stelle der Chemie Physiologie. Im ersten Semester des Seniorjahres wird Geologie getrieben, und in einer Reihe von Vorträgen Evolutionstheorie und Kosmogonie gelehrt. Die übrigen Theile der Naturwissenschaften sind freiwilligen Cursen in zwölf wöchentlichen Vorlesungen vorbehalten.

Das Studium der philosophischen Disciplinen fällt in das Seniorjahr, nachdem schon im letzten Semester des Juniorjahres elementare Logik eine kurze Zeit getrieben war. Der Geschichte der Philosophie wird Schwegler's bekanntes Handbuch zu Grunde gelegt. Politik und Staatswissenschaft ist nur in den Elementen für den Senior obligatorisch, während die höhere Politik im letzten Semester in zwei wöchentlichen Vorträgen freiwillig getrieben wird.

Geschichte wird nicht mit dem Eifer gepflegt, wie an unseren Universitäten. Die Vorlesungen sind so allgemeiner Natur, daß sie dem Hörer fast nur die Umrisse von Theorien und Ereignissen geben und ihm deshalb nur selten Liebe zum Studium und zu einem unabhängigen Lesen und Denken einflößen. So ist noch heute in Yale College der Unterricht in der Geschichte auf das Seniorjahr beschränkt und mit dem der Staatswissenschaft verbunden. Wenn White gerade der Geschichte seine Lieblings-thätigkeit zuwandte, so war die mangelhafte Art des Unterrichts in Yale College nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine spätere Thätigkeit; es ist sein Verdienst, Geschichte als einen systematischen Lehrbegriff in den Unterricht der Universität eingeführt zu haben.

Dies war der Lehrplan der Universität während der Studienzeit White's von 1849 bis 1858; er steht heute noch fast auf demselben Standpunkte, nur sind seit einigen Jahren eine Schule für die schönen Künste und ein sehr ausführlicher Cursus für Rhetorik hinzuge treten.

Nach dem Lehrplane umfaßt der Unterricht wöchentlich etwa dreißig Lehrstunden, welche in den ersten beiden Jahren obligatorisch waren, es wurden 18 Stunden auf classische Philologie und Sprachstudien, 12 Stunden auf mathematische und naturwissenschaftliche Disciplinen verwandt. Für das Juniorjahr waren 14 Stunden, für das Seniorjahr 12 Stunden obligatorisch; die übrige Zeit konnten beide Jahre nach den Neigungen der Studenten auf historische oder naturwissenschaftliche Gegenstände vertheilt werden.

Während also der Studiengang kaum einen Hauch der Lernfreiheit unserer

Universität hat, ist das Leben der amerikanischen Studenten auch in seiner freien Zeit abhängiger, als bei uns, obwohl sich auch hierin in den letzten fünf und zwanzig Jahren bedeutende Wandlungen geltend gemacht haben. Früher war das Zusammenleben im Convict unbedingte Vorschrift; die Studenten lebten in demselben unter ihrem Tutor und hatten, wie den gemeinsamen Unterricht auch gemeinsame Erholungen. Der Reichere kann wenig mehr Luxus treiben, wie der Ärmere, und eine große Anzahl von Freistellen erleichtert dem ärmeren befähigten Studenten das Studium.

Einen großen Einfluß auf das Leben der Studenten üben wie bei uns, so auch in Amerika, die Verbindungen aus; deren es auf den dortigen Universitäten offene, wie geheime gibt. Die offene Gesellschaft hat meist einen literarischen Charakter; nach ihren Statuten versammelt sie sich alle acht oder vierzehn Tage, und man übt sich in Reden, Debatten und Vorträgen. Als noch keine rhetorischen Kurse auf den Universitäten bestanden, waren diese Gesellschaften vom größten Nutzen für die Ausbildung der Studenten im öffentlichen Auftreten. Von weitergreifendem Einflusse sind die geheimen Gesellschaften, welche unter einander auf den verschiedenen Universitäten in Verbindung stehen und in ihrer Organisation Ähnlichkeit mit dem Freimaurer-Orden haben. Während man jetzt sieben solcher Gesellschaften zählt, bestanden vor etwa fünf und zwanzig Jahren nur drei, deren jede ungefähr fünf und zwanzig Capitel hatte. Es waren die *ΑΔΦ* (Alpha, Delta, Phi), gegründet 1832 in Hamilton, die *ΨΥ* (Psi, Ypsilon), gegründet 1833 in Union und die *ΔΚΕ* (Delta, Kappa, Epsilon), gegründet 1845 in Princeton. Im Jahre 1850 zählten diese Verbindungen ungefähr 25,000 Mitglieder. In den einzelnen Universitäten vertheilten sich die Studenten sehr unregelmäßig auf die verschiedenen Capitel, doch gibt ihnen die Zusammengehörigkeit eine gewisse Macht. Einige Universitäten haben aber noch eigene, ihnen allein angehörende Geheimbünde, so Yale, die beiden 1832 und 1841 gegründeten „Skull and Bones“ und „Scroll and Key“. Die Mitglieder dieser Gesellschaften bestehen aus je fünfzehn Studenten der Senior-Classe, welche am Abschiedsfeste der Universität von den Graduirten aus ihren Collegien erwählt werden. Es sind stets die gebildetsten, geistreichsten, populärsten Studenten, und ihre Wahl gilt als die höchste studentische Ehre. Die Kosten des Beitritts können nicht gering sein; denn das Marmorgebäude von „Scroll and Key“ hat mindestens 50,000 Dollars gekostet, während das der Verbindung „Skull and Bones“ zugehörige Haus kaum weniger als die Hälfte werth ist. Doch ist es sicher, daß die einzelnen Mitglieder sich gegenseitig unterstützen, so daß der Arme nicht über seine Verhältnisse zu zahlen hat, während der Reiche gern von seinem Ueberflusse beisteuert. Was in den fensterlosen, grabesgleichen Steinhallen geschieht, ist für die nicht eingeweihten Studenten ein Räthsel; denn das Geheimniß wird auf das Strengste bewahrt. Da jedoch, wie erwähnt, die besten Köpfe zu den Mitgliedern gehören und die meisten von ihnen sich im Studium bedeutend hervorthun, kann über den allgemeinen Charakter ihrer wöchentlichen Versammlungen kaum ein Bedenken auf- tauchen.

Neben diesen literarischen Genossenschaften haben sich in den letzten vierzig Jahren auch gymnastische Verbindungen auf den amerikanischen Universitäten gebildet, namentlich Ruder-Vereine, in Yale zuerst 1843, in Harvard 1844. Die Bedeutung, wie die Clubs in Cambridge und Oxford, haben sie nicht gewonnen, schon weil die Nation nicht den Antheil an den Bestrebungen nimmt, wie es in England stets der Fall war. Doch fand schon 1852 die erste Regatta zwischen Yale und Harvard statt und fiel zu Gunsten der letzteren aus. Uebrigens hat zu keiner Zeit die Anzahl der Theilnehmer dieser Clubs mehr als dreißig betragen.

Ganz eigenthümlich ist den amerikanischen Universitäten die Existenz von studentischen Zeitschriften; die erste derselben ist 1800 in Dartmouth gegründet worden. Es war „the Gazette“, in welcher Daniel Webster sich die ersten Sporen verdient hat. Yale hat im Laufe dieses Jahrhunderts eine Reihe solcher Zeitschriften gehabt, welche aber meist nur ein kurzes Leben fristeten. Die erste war das 1806 gegrün-

dete „Literary Cabinet“, das alle vierzehn Tage eine Nummer von acht Seiten brachte. Der Herausgeber erklärte, daß er den Gewinn armen Studenten zuwenden wollte, dennoch brachte es das Blatt kaum zum Ende eines Jahrgangs. Es folgten das „Athenaeum“, „Palladium“ und „Student's Compendium“, „Gridiron“ und andere, welche gleichfalls höchstens einen Jahrgang erlebten. Endlich wurde 1839 das „Yale Literary Magazine“ gegründet, welches noch heute existirt und anerkannt wie die älteste, so die beste aller Universitäts-Zeitschriften ist. Sein Inhalt ist meist literarischen und pädagogischen Charakters, doch enthält es auch einen Abschnitt „Notabilia“ allgemeinen studentischen Inhalts, und neuerdings die von dem bekannten D. C. Gilman, jetzt Präsidenten von Hopkins-Universität in Baltimore, in's Leben gerufene Abtheilung „Memorabilia Yalensia“, eine Art literarischer Chronik über Yale selbst. Das Blatt erscheint monatlich in Heften von vierzig Seiten. Fünf Herausgeber stehen an der Spitze des Blattes, es sind die besten Köpfe der Seniorclasse und die Wahl in den „Literary Board“ gilt als eine hohe Ehre. Nicht wenige der Herausgeber zählen heute zu den bedeutendsten Schriftstellern, so die Mitbegründer W. M. Everts, G. H. Colton und Ch. A. Bristed, D. G. Mitchell, unser Mitbürger Dr. J. B. Thompson und auch A. D. White während seines letzten Studienjahres. Die beiden, jetzt noch neben dem „Literary Magazine“ erscheinenden Zeitschriften „Courant“ und „Record“, welche zweimal monatlich ausgegeben werden, kommen für uns nicht in Betracht.

II.

So war das Leben in Yale College zur Zeit des Aufenthaltes White's; mit den höchsten Ehren, dem Clarke-Preis und den goldenen Medaillen von Yale für vorzügliche Leistungen in der Literatur und De Forrest für eine staatswissenschaftliche Preisarbeit ausgezeichnet, verließ er im Jahre 1853 das Institut. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Heimath, wo sein Vater ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, trat White eine Reise nach Europa an. Einige Monate war er der amerikanischen Gesandtschaft in Petersburg beigegeben; den Winter 1855 bis 1856 brachte er in Berlin zu, woselbst er die Vorlesungen Rantke's über neueste Geschichte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, Bbäch's über griechische Staatsalterthümer, Ritter's über allgemeine Erdkunde, daneben Stahl und Oseist hörte. Mit ihm studirten viele Landsleute, so die jungen Bigelows, G. Draper, Dr. H. A. Taylor und der berühmte Sprachphilosoph W. W. Goodwin.

Im Frühlinge 1856 besuchte er Italien, ging dann nach Frankreich und verbrachte den folgenden Winter an der Sorbonne und dem Collège de France in Paris. Von hier aus besuchte er England und lehrte, reich an Anregungen und Erfahrungen, nach Amerika zurück. Ein Ruf als Professor der englischen Literatur und Geschichte an der Staats-Universität von Michigan führte ihn nach Ann Arbor. Die Universität war 1836 gegründet und zählte zu den besten und entwickeltsten amerikanischen Hochschulen.

Der junge Professor fand bald Gelegenheit, seine Erfahrungen geltend zu machen, indem er dem historischen Course eine größere Theilnahme verschaffte. Wir sahen im Lehrplane von Yale, wie der Geschichtsunterricht auf das Unwesentlichste heruntergedrückt war. Während der fünf Jahre, die White in Ann Arbor zubrachte, regelte er die Disciplin so, daß der Freshman und Sophomore ihr Hauptaugenmerk auf alte Geschichte legten. In dem zweiten Semester des Sophomore-Jahres wurde die neuere Geschichte vom Erwachen der Wissenschaften bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges behandelt. Das Junior-Jahr eröffnete mit der Geschichte der Civilisation nach Guizot, an welche sich alsdann allgemeine Geschichte in freierer Behandlung knüpfte, im Senior-Jahr wurden abwechselnd amerikanische und europäische Geschichte in fünf wöchentlichen Vorträgen getrieben. Dieses System ist noch heute an dieser Universität im Gebrauch. Auch wird Michigan jetzt als eine gute Pflanzstätte der englischen Sprache und Literatur bezeichnet, vielleicht gleichfalls ein Verdienst White's.

Die Universität verlieh ihm in Anerkennung seiner Leistungen die höchste akademische Auszeichnung eines Doctors der Sprachwissenschaft und Literatur (D. L. L.).

Nach dem fünfjährigen Aufenthalte in Ann Arbor lehrte White 1863 nach Syracuse zurück, wo sein Vater mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens gestorben war. Er gründete sich nun einen eigenen Herd, heirathete und machte mit seiner jungen Frau einen zweiten Ausflug nach Europa; diesmal hauptsächlich nach Italien und Frankreich. Zurückgekehrt trat er als Candidat für den Senat des Staates New-York auf und wurde in dem Districte Syracuse im Herbst 1863 erwählt.

Diese neue Stellung und die Thätigkeit auf dem politischen Boden sollten ihm bald Gelegenheit geben, auf dem ihm eigenen Gebiete des Erziehungswesens einen bedeutenden Wirkungskreis zu finden.

Nach den Gesetzen von 1785 und 1787 ist der sechszehnte Theil der Staatsländereien der Verwaltung des Unterrichtswesens zugewiesen. Die hierbei befolgte Methode ist folgende: die öffentlichen Ländereien werden nach einem alten Herkommen in Townships eingetheilt d. h. in regelmäßig abgetheilte Bezirke von je 36 englischen Quadratmeilen oder 23,040 Acker Landes, welche sodann zu dem Zwecke des Verkaufs wieder in 36 Abtheilungen zu je einer Quadratmeile oder 640 Acker abgezweigt sind. Nach dem Gesetze von 1785 wurde die sechszehnte Abtheilung dieser so abgetheilten Townships für Erziehungszwecke bestimmt. Im Jahre 1859, nach dem Eintritte von Oregon in die Union, wurde verordnet, daß auch die sechsunddreißigste Section für Unterrichtsanstalten verwendet werden sollte, und dadurch das Einkommen des Board of Education in jedem Lande verdoppelt; außerdem wurden jedem neuen Staate zur Dotation höherer Erziehungsanstalten zwei ganze Townships, also 72 Sectionen oder zwei englische Quadratmeilen angewiesen, und man unterstützte selbst Privatanstalten durch Bewilligung von Ländereien.

Am 2. Juli 1862 war ein Gesetz erlassen worden, daß zur Hebung des Ackerbaues und der mechanischen Künste und Wissenschaften von den öffentlichen Ländereien je 30,000 Acker jedem Staate auf jeden Senator und Repräsentanten, welche er nach der Volkszählung von 1860 in den Congreß zu senden hatte, zugewiesen werden sollten. Die Gesamtzahl der angewiesenen Ländereien betrug 8,510,000 Acker, und von diesem Betrage fielen auf den Staat New-York 990,000 Acker.

Der Staat New-York hatte diesen Länders-Complex der Rutgers-Universität unter der Bedingung überwiesen, daß die von dem Gesetze gemachten Vorschriften innerhalb zweier Jahre erfüllt sein müßten, und als nach Verlauf dieser Zeit nichts geschehen war, kam die Angelegenheit 1864 aufs Neue zur Berathung.

In dem Senate befand sich der Abgeordnete des Districtes Ithaka, Ezra Cornell, ein Mann, der von den untersten Stufen der socialen Verhältnisse sich durch Energie und Fleiß bis zur höchsten bürgerlichen Stellung emporgearbeitet und ein sehr bedeutendes Vermögen gewonnen hatte. Von kräftiger, gebrungener Erscheinung, mit hartknöchigem Gesichte, das ein starker Bart umrahmte, war er ganz der Typus seines Heimatlandes Kentucky, dessen Bewohner von der neuenglischen Rasse sprichwörtlich die energischsten sind. Als Autobiograph wußte er die Vorzüge einer geregelten Erziehung am besten zu schätzen, und er hatte, sobald er in die Lage gekommen war, einen ausgiebigen Gebrauch seines Erwerbs zu machen, durch Gründung einer großartigen Bibliothek mit Lesehallen und Vortragssälen in Ithaka für diese Stadt eine erste Pflanzstätte allgemeiner Bildung geschaffen.

Mit diesem Manne trat nun White in Berührung. Cornell fand in ihm alle die Vorzüge, welche ihm am geeignetsten schienen, den Plan zu verwirklichen, den er längst gehegt hatte, nämlich ein Institut zu gründen, das den weitesten Kreisen Gelegenheit gäbe, in allen Fächern die gründlichsten wissenschaftlichen Kenntnisse zu erlangen. White als der gebildetste, im Erziehungsfache bewandertste, von Eifer für Ausbreitung von Wissen und Können erfüllte Mann, welcher durch sein Vermögen unabhängig, dabei von religiösen und politischen Vorurtheilen frei war, schien in der

That dazu berufen, an die Spitze einer großartigen Anstalt zu treten, deren Aufgabe nach dem von Cornell ausgesprochenen Grundsatz es sein sollte, „jedem Gelegenheit zu geben, in jedem Studium Unterricht zu finden“. Cornell setzte zu diesem Behufe zunächst 500,000 Dollars fest unter der Bedingung, daß der Staat die ihm durch die Congressacte zugefallenen Ländereien diesem Institute, zuwende. Dies geschah durch den Beschluß beider Häuser im Jahre 1865, und es wurde als eine Bedingung des Staates daran geknüpft, daß an dem neuen Institute, dessen Eröffnung dem Congressbeschlusse gemäß spätestens am 1. October 1868 stattfinden sollte, für je einen bedürftigen und würdigen Schüler der 128 Districte des Staates eine Freistelle eingerichtet würde. White wurde im folgenden Jahre zum Präsidenten des neuen Instituts erwählt. Cornell erfüllte nicht nur unmittelbar seine Zusage durch Uebergabe von 500,000 Dollars an das Verwaltungs-Comité, sondern er that noch bei weitem mehr. Als die Bestimmung getroffen war, daß das neue Institut in Ithaca, dem Wohnorte Cornell's, unter dem Namen seines Wohltäters als Cornell-Universität errichtet werden sollte, vermachte er demselben als außerordentliche Donation 200 Acker mit den darauf liegenden Gebäuden als eine, zur Ackerbauschule gehörige Farm, legte weitere 300,000 Dollars in dem Unionlande an und schenkte dem metallurgischen Colleg die von dem verstorbenen Professor Jewett zusammengebrachte geologische und paläontologische Sammlung, welche er für 10,000 Dollars an gekauft hatte.

Nicht weniger that White für die Anstalt. In einem am 21. October 1866 dem Organisationscomité vorgelegten Lehrplane setzte er seine Absichten auseinander und begründete dieselben durch seine bisher gemachten Erfahrungen. Der Plan beruht auf drei Punkten: nach dem Congressbeschlusse sollten in dem Institute hauptsächlich Landwirtschaft und Industrie gelehrt werden; nach dem Beschlusse des Staates New-York sollte die Einrichtung ohne Rücksicht auf Politik oder Religion getroffen werden und allen Söhnen des Staates, welche ihre Befähigung nachweisen könnten, offen stehen; nach dem Wunsche Cornell's endlich sollte Jeder jede Art von Belehrung finden können; es sollten demnach auch die wissenschaftlichen und classischen Studien in den Lehrplan aufgenommen werden. Hiernach beabsichtigte White für die technischen Gegenstände Specialcurse, dagegen für die historischen und humanistischen Zweige allgemeine Curse einzurichten. Nach seinem Plane sollte die Organisation nicht für alle Zweige gleichzeitig auf einmal durchgeführt, sondern aus kleinen Anfängen allmählig entwickelt und ausgebildet werden. Der Ausführung des ganzen Unterrichtssystems wandte er die speciellste Aufmerksamkeit zu, und er kam zu einer Anzahl Neuerungen, die für das Unterrichtswesen der Vereinigten Staaten von weitgehendem Einflusse gewesen sind und wahrscheinlich weiterhin noch sein werden. Zum ersten Male — und hierin zunächst wird man eine Verwandtschaft mit den Einrichtungen unserer Universitäten nicht verkennen — wurde den Studenten die volle Studienfreiheit gewährt, während, wie wir gesehen haben, der Unterrichtsplan von Yale diese Einrichtung nur in soweit kannte, als den beiden letzten Classen in einigen Zweigen freistand, sich nach eigener Wahl zu beschäftigen.

Ferner wollte White den in den amerikanischen Universitäten über die Gebühr vernachlässigten Fächern der praktischen Wissenschaften ein größeres Arbeitsgebiet eingeräumt wissen. Den Unterricht in der Geschichte gedachte er selbst nach seinem bereits in Ann Arbor ausgearbeiteten Plane zu übernehmen. Noch eingehender aber wurden die Staatswissenschaften behandelt. „Wir glauben“, sagt der Organisationsplan, „daß der Staat und die Nation fortwährend durch ihre Beamten benachtheiligt werden, denen selbst die Elemente des Wissens, welches ein solches Lehrfach behandelt, abgehen; dies kann Niemandem, welcher eine öffentliche Stellung einnimmt, entgehen, und das bei Männern, die sonst Kenntnisse und Verstand haben. Technische Kenntniß des Gesetzes und praktische Erfahrung im Dienste findet sich häufig; aber sehr gewöhnlich ist es, daß bei der Entscheidung öffentlicher Fragen Irrthümer in den elementarsten Lehren der Politik und Gesellschaftswissenschaft hervortreten, Grundsätze

der Rechtswissenschaft mißachtet und die offenkundigsten Lehren der Geschichte verlegt werden.“ Deshalb hielt er die Einfügung dieser Disciplinen in den Unterrichtsplan für geboten.

Am bemerkenswertheften war die Einführung der Unabhängigkeit in religiöser Beziehung. Cornell-Universität sollte eine Freistätte des Glaubens bilden, und kein Vorstehender, Professor oder Student „angenommen oder abgelehnt werden auf Grund religiöser und politischer Meinungen, die er habe oder nicht habe“.

Neben dieser grundlegenden Thätigkeit beschäftigte White natürlich die Wahl der Lehrer. Getreu dem Programm wurde zunächst nur eine kleine Zahl ständiger Professoren gewonnen, dagegen gleichzeitig ein Plan in's Werk gesetzt, der gleichfalls eine Neuerung, von großer Bedeutung für die amerikanischen Universitäten geworden ist. Es war dies das System der nicht-residirenden Professoren. Da es nicht möglich sei, die bedeutendsten Professoren zum Aufgeben fester Stellen zu bewegen, so müsse man sich begnügen, sie zu einer Reihe von Vorträgen heranzuziehen. Der Hauptwerth gewisser Vorlesungen bestehe nicht in der methodisch durchgeführten Behandlung eines Lehrplans, sondern in der Anregung und Erweckung von Ideen und Betrachtungen. Es genüge hierzu eine Reihe von zwölf bis zwanzig Vorlesungen, zu welchen man die bedeutendsten Professoren gewinnen könne, die eine feste Stellung nicht annehmen, aber gegen eine angemessene Remuneration wol eine kürzere Zeit lesen würden. Im Allgemeinen hatte White hierbei die Kurse im Auge, welche in unseren Universitäten in den öffentlichen Vorlesungen abgehalten werden, und welche in einer niedrigen Sphäre in Berlin die Humboldt-Akademie bietet.

Nicht weniger beschäftigte ihn die äußere Stellung der Lehrer und Schüler und ihr Verhältniß unter einander. Er sprach es als einen Grundsatz für Cornell-Universität aus, daß sich nicht nur ein lediglich äußerliches Nebeneinanderleben der Professoren unter sich oder der Professoren mit den Studenten heranzubilden solle, sondern daß ein intimer Verkehr der Lehrer unter einander und der Lehrer mit den Schülern herbeigeführt werden müsse. Den Studenten solle man Selbsterziehung zur Pflicht machen, die strenge, militärische Zucht der anderen amerikanischen Universitäten aufgeben und dafür die demokratischen Institutionen, welche den deutschen Universitäten eigenthümlich sind, einführen. Gütlich amerikanisch war der Plan, den armen Studenten Gelegenheit zu geben, sich während der Studienzeit durch Handarbeit ihren Unterhalt zu schaffen oder zu erleichtern. Zur Ausführung dieses Planes boten sich die Ackerbauschule, wie die neu zu schaffenden Anlagen und Gebäude. Als im Jahre 1869 Seitens einer Maschinenfabrik der Universität eine Druckerpresse geschenkt wurde, richtete White sofort eine Universitätsdruckerei mit bedeutenden Maschinen und einem großartigen Apparate an Schriften ein, um arme Schüler als Setzer beschäftigen zu können. Der Andrang von Studenten, welche diese Gelegenheit des erleichterten Studiums benutzen wollten, wurde aber bald so groß, daß man ihm abwehren mußte.

Zur Einrichtung der Sammlungen für Unterrichtszwecke und der Bibliothek geschahen sofort die nöthigen Schritte; außer der Sammlung des Professors Jewett, welche, wie bereits erwähnt, Ezra Cornell der neuen Universität geschenkt hatte, wurden theils vor der Eröffnung, theils im Laufe der nächsten Jahre eine große Anzahl der verschiedensten Sammlungen und Modelle, ferner die Bibliothek unseres berühmten Landsmannes Franz Bopp, sowie andere nicht minder bedeutende Bibliotheken angekauft. Präsident White machte sogar seine eigene, reiche Privatbibliothek der Universität zum Geschenk¹⁾.

Während so die inneren Verhältnisse der Universität sich entwickelten, wurden auch die äußeren Einrichtungen nicht vernachlässigt. Ithaca bot der Universität viele Vortheile. An dem reizenden Cayuga-See und dem Fuße eines Hochplateaus gelegen,

¹⁾ Die Universität hat während ihres dreizehnjährigen Bestehens an Geldgeschenken allein über 1,500,000 Dollars erhalten.

durchschnitten von zwei in Wasserfällen sich ergießenden Bächen, dem Fall Creel und dem Cascabilla Creel, gewährt es alle landschaftlichen Reize in Gebirgs- und See-Scenerien. Der Boden ist gut und ertragsfähig; außerdem sind Steinbrüche in der Nähe, welche ein schönes Baumaterial an dunkelblauem Sandstein liefern. Der Einfluß Cornell's und seiner Freunde hatte auf die Bewohner Ithaca's genugsam gewirkt, um den geselligen Verkehr mit ihnen für die Studenten wünschenswerth und angenehm zu machen.

Die Universitätsgebäude wurden errichtet auf dem von Cornell geschenkten Plateau, welches eine weite Aussicht über Stadt und See gewährt; die Wohnungen der Professoren erhoben sich an der anderen Seite des Cascabilla und wurden durch eine siebenzig Fuß über dem Niveau des Stromes führende Brücke mit der Universität in Verbindung gesetzt. Nach und nach erweiterte sich durch neugegründete Anstalten der Stadttheil mehr und mehr, sodaß gegenwärtig die Universitätsstadt etwa eine englische Quadratmeile bedeckt.

Nachdem die Universität am 27. April 1868 die staatliche Anerkennung erhalten hatte, wurde der Tag der Einweihung und die Eröffnung der Vorlesungen auf den 7. October desselben Jahres festgesetzt. Präsident White trat in der Zwischenzeit mit seiner Gemahlin eine Reise nach Europa an, um vierzehn Jahre nach seinem ersten Aufenthalte die neueren Einrichtungen der Hochschulen in Frankreich, Deutschland und England zu studiren und durch Anläufe die Sammlungen der Universität zu vervollständigen. Von Paris kamen sie Anfangs Juni zu einem sechswochentlichen Aufenthalte nach Berlin, und in dieser Zeit machten wir ihre persönliche Bekanntschaft.

White, schlank gewachsen, mit braunem Haar und Bart, mit dunklen Augen von geistvollem Ausdruck, war von raschen Bewegungen und zeigte in seinem ganzen Auftreten die Energie, welche man den Zöglingen von Yale College nachrühmt. Er weiß Eindrücke schnell aufzufassen und zu verarbeiten; reiche Erfahrung und gründliche Kenntnisse in fast allen Disciplinen des historischen Wissens erleichtern ihm den Verkehr mit allen Gesellschaftsclassen. Dabei ist er eine sensitive Natur, nervös und voll Gefühl, sodaß er beispielsweise Musik in einem, für Amerikaner ungewöhnlichen Maasse nicht nur liebt, sondern auch versteht. Seine Gattin, gleichfalls von hoher Bildung, ist eine jener schlanken Erscheinungen, die Lenau in seinen Charakteristiken amerikanischer Frauen so reizvoll schildert.

Bei der schon vorgerückten Jahreszeit und dem kurzen Aufenthalte konnten sie nur einem kleinen Kreise bekannt werden; sie wußten sich aber schnell Freunde zu gewinnen.

Nach Amerika zurückgekehrt, war Präsident White in den ersten Jahren durch die Einrichtung und Führung der jungen Universität vollständig in Anspruch genommen; überdies war er genöthigt bis zur Herstellung eines Wohngebäudes, das er aus eigenen Mitteln für die Universität als Präsidentensitz errichtete, in dem fünf Meilen entfernten Syracuse zu wohnen, sodaß er seinen Wirkungskreis nicht vollständig concentriren konnte. Die bedeutendsten Gelehrten Amerika's hatten der neuen Schöpfung ihre Theilnahme zugewandt, sodaß der Plan der nicht residirenden Professoren mit großem Erfolge durchgeführt werden konnte. Schon im ersten Jahre hielten Louis Agassiz, G. W. Curtis, Th. W. Dwight, J. Staunton Gould, J. Russell Lowell, Goldwin Smith und Bayard Taylor solche Gastvorlesungen. Meist bestand ein Cyclus aus zwölf Sectionen; Goldwin Smith blieb sogar das ganze Jahr hindurch in Ithaca und nahm ein solches Interesse an der Anstalt, daß er derselben seine reiche Bibliothek schenkte, welche er noch jährlich erweitert. Auch lehrten die meisten nicht residirenden Professoren regelmäßig zu einem Cyclus von Vorlesungen nach Ithaca zurück. Selbst bedeutende Ausländer theilten sich an dieser Einrichtung. So hielt der jüngst verstorbene Oxford Professor J. A. Froude während seines Aufenthaltes in Amerika einen Cyclus von Vorlesungen, und der Professor v. Holst aus Freiburg im Breisgau las in dem jetzt abgelaufenen Studienjahre einen

Eursus über amerikanische Verfassungsgegeschichte, auf welchem Gebiete er die anerkannteste Autorität ist.

An residirenden Professoren hatte Cornell-Universität im ersten Jahre zehn, im zweiten Jahre stieg die Zahl auf neunundzwanzig; gegenwärtig lehren daselbst zweiundfünfzig Professoren. Die Zahl der Studenten betrug zwischen fünfhundert und sechshundert.

Eine wichtige Neuerung erfuhr Ithaca im Jahre 1872. Der Senator S. W. Sage in Brooklyn hatte die Absicht ausgesprochen, eine Summe von 250,000 Dollars der Universität zu schenken, falls dem weiblichen Geschlechte die Theilnahme am Unterrichte gestattet würde. Hierdurch trat man der Frage über das Frauen-Studium näher: es handelte sich um die beiden Punkte, ob den Frauen die höhere Bildung erschlossen werden solle, und ob der gemeinsame Unterricht beider Geschlechter dem Gemeinwesen und der Anstalt selbst zuträglich sei. Es wurde zur Prüfung dieser Fragen eine Commission ernannt, in deren Auftrage Präsident White mit Herrn Sage eine größere Anzahl von Anstalten besuchte, in welchen die gemeinsame Erziehung junger Männer und Frauen bereits eingeführt war. Die Resultate dieser Sendung hat Präsident White in einer Schrift niedergelegt, in welcher die Frage nach allen Seiten hin auf das Gründlichste erörtert ist.

„Die allgemeine Behandlung der Frauenfrage,“ sagt er, „enthält theils Wahrheiten, theils halbe Wahrheiten, theils Irrthümer. Nach der allgemeinen Ansicht soll die Frau die Hilfs-Genossin des Mannes sein, auf daß sie ihm Unterstützung in Schwierigkeiten, Rath im Unglück, Trost in Leiden gewähre; seine Aufgabe solle die Kraft des Denkens, ihre Aufgabe die passive Aufnahme derjenigen Theile dieser Gedanken sein, welche ihr am zuträglichsten sind; sein Geist müsse herangebildet werden, um mit schwierigen Gegenständen sich messen zu können, der ihrige bedürfe nur in so weit der Pflege, um sich nützlich und angenehm zu machen; der Ruhm des Mannes bestehe in einem Herzen und einem Geiste, welche Freude empfänden bei der Lösung schwieriger Aufgaben, dem Durchlämpfen ernster Lebenskämpfe, der Ruhm der Frau seien die Eigenschaften, welche ihr ermöglichen, solche Aufgaben mit ihrem Geiste zu beleuchten, an den Lebenskämpfen aber dürfe sie nur den möglichst geringen Antheil nehmen. Möge das Arbeitsfeld des Mannes der Hammer oder der Ader sein, gut sei es für ihn, wenn seine Gedanken sich außerhalb dieser Thätigkeit erstrecken; das Arbeitsfeld der Frau sei ihr Haus, und nimmer sei es gut für sie, ihre Gedanken nach außen hin zu wenden. Der Mann müsse herangebildet sein, zu untersuchen, zu erwägen, zu entscheiden, die Frau bedürfe nur wenig mehr, als zu wissen, wie sie auf angenehme Weise bestimme; der Mann bedürfe der Universität und der großen Ziele des Studiums, für die Frau genüge unsere Pensionats-Erziehung, welche, mit einem Worte, den Charakter, die Arbeit, die Erziehung und die Stellung der Frau genügend heranbilde.“

„Die Wahrheiten in dieser Theorie haben ihre Irrthümer verhüllt. Die Wahrheit, daß die Frau die Hilfs-Genossin des Mannes ist, hat in der Praxis ihre Erziehung dahin geführt, daß in ihr die Kraft zu helfen, zu rathen und zu pflegen halb vernichtet ist.“

„Das Resultat war, daß ernste Männer oft gefunden haben, daß in Widerwärtigkeit und Noth die Genossinnen ihrer Freuden und Leiden in Wirklichkeit nicht mehr Festigkeit besaßen, als Nürnberger Puppen. Unter der Theorie, wie wir sie ausgeführt haben, entbehren wir ihrer Hilfe, ihres Rathes und Trostes gerade dann am meisten, wenn wir ihrer am meisten bedürfen. An ihrer Stelle wird der Mann wahrscheinlich einige Brocken Philosophie finden, wie sie im Pensionat aufgeschnappt und im Salon oder in der Küche weiter entwickelt sind.“

„Wenn wir sehen wollen, wie ein richtig erzogenes Weib, genährt mit denselben Gedanken großer Geister, mit denen der Mann genährt ist, Hilfe, Rath und Trost gewähren kann, während sie alle Pflichten des Haushaltes erfüllt, so können wir,

statt vieler anderer, als edelstes Beispiel dafür die Widmung anführen, mit welcher John Stuart Mill sein bedeutendstes Werk seiner Frau zugeeignet hat.

„Und wenn wir nun von den Bedürfnissen des Einzelnen auf die Bedürfnisse der Welt im Großen blicken, so erkennen wir, daß jene optimistische Theorie über den Beruf der Frauen durch die Thatfachen nicht bestätigt wird, und daß ihre gegenwärtige Erziehung einige der größten Uebel der menschlichen Gesellschaft hervorgerufen hat.

„Eines derselben ist die conventionelle Extravaganz.

„Unter den Absonderlichkeiten der modernen Civilisation ist vielleicht keine so thöricht, als die ungeheure Steuer, welche eine Anzahl der am wenigsten ehrbaren Frauen in der sittenlosesten Hauptstadt der Welt auf alle Völker gelegt hat. Man mag darüber spotten, aber es bleibt nichts desto weniger eine unbestrittene Wahrheit, daß um den Extravaganzen ihrer Frauen zu begegnen, welche sich vor den Beschläffen des Breba-Viertels in Paris beugen, junge Männer in großer Zahl, und namentlich in unseren Hauptstädten und Großstädten, so angestrengt arbeiten müssen, wie sie es sonst nicht thun würden; ihr bestes Mark wird verzehrt, ihre edelsten Bestrebungen geopfert, um den Genossinnen ihrer Freuden und Leiden möglich zu machen, mit einander zu wetteifern, die neuesten grotesken Ungeheuerlichkeiten nachzuahmen, wie sie von dem Umkreise von Notre-Dame-de-Lorette ausgehen.

„Die Hoffnung, diesem Uebel zu steuern, das wie eine Krankheit mehr und mehr um sich greift, liegt nicht etwa in der Macht der Kirche: denn trotz des Eifers der am meisten dagegen ankämpfenden Prediger, sind gerade die Kirchen der ausgewählte Ort ihrer Schaustellungen. Vielleicht würde es deshalb rathsam erscheinen, durch eine bessere Erziehung den Frauen Ideen einzupflanzen, welche Religiosität, Moral und den gesunden Menschenfinn gegen diese Auswüchse des Schönheitstriebes stärken würden.

„Der Sinn für Schönheit und Kleidsamkeit der Trachten würde hierdurch nicht etwa geschwächt, es würde im Gegentheile ein ästhetisches Gefühl erweckt werden, welches unsere besseren Frauen in eine Sphäre der Schönheit erheben würde, in welcher das Groteske des Pariser Geschmacks nicht geduldet werden könnte; und die Frauen würden zu einer Charakterstärke gelangen, welche sie veranlaßt, ihren Geschmack für einfache Schönheit in Form und Farbe zu pflegen und sich lieber von diesem eigenen Geschmace leiten zu lassen, als von den Launen der letzten Pariserin abzuhängen.

„Denn noch ein anderes Uebel (der Amerikanerinnen) ist der Mangel jeder Würdigung der Kunst in ihren edlen Kreisen. Die Zahl derer, welche die Kunstmuseen besuchen, ist verschwindend klein gegen die Mengen, welche die Tempel des Pusses aufsuchen. Ja selbst die Liebe zur Kunst hat die Färbung Pariser Moden angenommen. Die Malerei, welche Glück macht, ist nicht die würdige Darstellung würdiger Gegenstände: französische Boudoir-Gemälde verdrängen die Wiedergabe dessen, was groß in der Geschichte, schön in der Uebersieferung ist; Willems mit seinen seidenen Gewändern, Bouguerau mit den Ländeleien in der Farbe haben schon jetzt die edle Behandlung großer Vorlagen eines Ary Scheffer, eines Paul Delaroche fast aus der Erinnerung gestrichen; Kaulbach ist durch Meissonier verdrängt. Die Kunst wird schnell zum Schmutz des Salons herabsinken und die Aufgabe verlieren, große Wahrheiten zu verewigen.

„So verhaucht schnell einer der mächtigsten Einflüsse zum Guten in einer Republik. Eine Erziehung der Frauen, welche auf etwas mehr, als auf Vervollkommenung von Neußerlichkeiten sieht, muß eine heilsame Reaction gegen solche Bestrebungen hervorrufen.

„Noch eine andere Seite des besten und edelsten Einflusses der Frau hat einen Feind, den eine höhere Erziehung, welche darauf bedacht ist, den logischen Gedankengang zu entwickeln, besiegen kann. Eines der entschiedensten Hindernisse in der Entwicklung der besten christlichen Gedanken und der reinen Vernunft ist von der Abhänglichkeit der Frau an alte Irrthümer und von ihrer Furcht vor neuen Wahrheiten

herzuleiten. Von Maria Stuart in ihrem Schlosse zu Amboise bis zum letzten Weibe, das gegen die Wissenschaft eifert; von der Camarilla, die an allen europäischen Höfen für die Reaction wirkt, bis zur Wetschwester im entferntesten Dorfe, welche überall Kezerei wittert, ist Götzendienst und Aberglaube hauptsächlich von Frauen erhalten worden.

„In Lessing's großem Gemälde sehen wir eine gutmüthige, kindliche Frau, welche Fuß segnet, während sie eifrig die Holzbündel zu seinem Martertode aufhäuft. Sie ist der Typus einer großen Zahl von Müttern gleicher Art.

„Es könnte keine größere Hilfe gefunden werden, um edlen Denkern in der Zukunft ihren Pfad zu erleichtern, als daß die Zahl der Frauen vermehrt würde, welche durch eine nach männlicher Art geleitete Erziehung abgehalten würden, auf vorschreitende Denker den Stein zu werfen, oder ihren Weg systematisch zu kreuzen.

„Nicht weniger schlimme Eigenschaften hat bei politischen Ereignissen der indirecte Einfluß der Frauen, der gerade von denen herbeigeführt wird, welche sich am Meisten der Ausübung eines directen Einflusses entgegenstellen. Die einfache historische Erinnerung zeigt, daß in den Krisen, welche Bacon die Staatskrankheit nennt, ihr Einfluß im Allgemeinen verhängnißvoll war. Von Catharina von Medici in den Kämpfen der Liga, bis auf Louise Michel in der jüngsten Katastrophe von Paris, von den Ericoteusen der ersten französischen Revolution bis zu den Petroleusen der letzten, scheinen Frauen die Volkswuth eher aufgestachelt, als besänftigt zu haben; und bei uns nicht weniger, als im Auslande.

„Eine Erziehung, welche Frauen zu einer gedankenvolleren Betrachtung und zu einer logischeren Behandlung der großen Fragen führt, würde wahrscheinlich dazu beitragen, Erbarmen und Gerechtigkeit gerade in den Zeiten zu fördern, wenn beide am meisten in Gefahr sind.

„Man kann sich nicht verhehlen, daß diese Betrachtungen zu allgemein und zu abstract sind; der Frauen unmittelbare Pflicht ist die Mutterpflicht, ihr schönstes Amt die Ausübung von Mildbthätigkeit. Was ihre Mutterpflicht betrifft, so wäre bei einer gründlichen Behandlung des Gegenstandes leicht zu beweisen, daß auch darin das gegenwärtige System der physischen, geistigen und moralischen Erziehung der Frauen die Duldung des gefährlichsten Uebels der menschlichen Gesellschaft ist. Es genügt anzuführen, daß die vorgeschlagenen Neuerungen das Uebel nicht verschlimmern, sondern nur verbessern können.

„Was der Frauen Sendung in der Ausübung von Mildbthätigkeit betrifft, so dürfte eine Schulung des Geistes auch hierin von den besten Folgen sein, da eine ernste Erziehung ihnen bald beweisen wird, daß die Mildbthätigkeit, welche nur auf dem Impulse des Herzens, nicht auf dem Urtheile der Vernunft beruht, bisher fast mehr Unglück angeflistet, als geheilt hat. Das Werk der Mildbthätigkeit wird sicher durch eine Erziehung, welche eine Einsicht in ihre Natur und ihr Wesen gewährt, nur gefördert werden.“

Wir geben diese Ausführungen als ein Beispiel von White's Stil und Gedankengang, soweit eine Uebersetzung dies zuläßt.

In Bezug auf die Gemeinsamkeit der Erziehung beider Geschlechter gab es in den amerikanischen Anstalten schon eine Geschichte. Die Normalschulen hatten in ihre Organisation den Plan der gemeinsamen Erziehung aufgenommen, und es hatten sich keinerlei Unzuträglichkeiten herausgestellt. Alle Berichte kamen im Gegentheil darin überein, daß der junge Mann durch den Umgang mit den jungen Damen entschieden schneller und besser entwickelt, als wenn er allein erzogen wird. So unmerklich, wie das Sonnenlicht oder die Atmosphäre, beeinflusse dieser Verkehr seine Sitten, seine Gedanken und Gefühle: er schütze ihn vor dem schwächenden Innenleben, vor krankhaften Phantasien, vor der Ausschließlichkeit, welche das abgeschlossene Studium hervorbringt; er gebe seinem Geiste Elasticität und Beweglichkeit, seinem Charakter eine Verfeinerung, wie sie nur die Geselligkeit hervorbringt. Es sei gerade wünschenswerth, sagt ein anderer Bericht, „daß die jungen Leute während der Studien-

zeit dieser Vortheile theilhaftig werden, wo sich ihr Charakter bildet. Wir fanden, daß so aus Knaben Männer, aus Knuspern Leute von gestittetem Betragen wurden.“

Auch auf die jungen Mädchen war der Einfluß ein durchaus günstiger: weit entfernt davon, die Reinheit, Bescheidenheit und das Zartgefühl derselben zu untergraben und ihm einen männlichen Ausdruck zu geben, habe dies System der Erziehung ihnen ein starkes Gefühl für die Nothwendigkeit der weiblichen Würde und Selbstbeschränkung eingebläht. Wenn das unbeschränkte Zusammenleben einer gewissen Classe von Frauen von schwachem Charakter und weichlicher Sinnesart gefährlich werden kann, so sei dies bei solchen am wenigsten der Fall, die sich der ernstesten Arbeit einer Vorbereitung zur Universität unterzögen. Wenn es aber bedenklich erscheine, junge Leute in einem Alter zusammenzuführen, in welchem sich die Neigungen zuerst entwickeln, so daß sich aus diesen Begegnungen leicht ernste Verbindungen für die Zukunft ergäben, so hob ein Bericht hervor, daß dies eher als ein Vorzug zu betrachten sei. „Wenn die Ehen gewöhnlich aus der oberflächlichsten Bekanntschaft auf Ballen, gesellschaftlichen Vergnügungspartien oder gemeinsamen Verkehre in einem Bade hervorgehen, so ist es fraglich, ob die Verbindungen, die sich auf dem gemeinsamen Verkehre bei der Arbeit und dem Studium gründen, sich nicht günstiger zu einem wohlwollenden Einverständnis erweisen und mehr Glück für die Zukunft versprechen.“

Gewöhnlich sei die Annahme, daß, wie der Pflichtenkreis der Frau von dem des Mannes verschieden, so auch die Erziehung verschieden sein müsse: das sei jedoch ein Rückschluß, wie etwa der, daß, weil die physischen und materiellen Aufgaben der Frau von denen des Mannes verschieden sind, auch die physische Nahrung und Pflege beider verschieden sein müsse. Wie wir aber in allen Lebensverhältnissen sehen, daß Personen verschiedenen Geschlechtes in demselben Haushalte durch dieselbe Pflege sich für ihre verschiedenen Aufgaben vorbereiten, so sei es auch geboten, Herz und Geist durch dieselbe ästhetische und geistige Pflege heranzubilden.

Demgemäß ward in Cornell-Universität der gemeinsame Unterricht für beide Geschlechter eingeführt. Im Jahre 1875 wurde das von Herrn Sage dotirte Gebäude zur Aufnahme junger Mädchen vollendet; die Zahl der weiblichen Studenten mehrte sich aber so, daß dies Gebäude nicht ausreichte und viele ein Unterkommen bei Familien suchen mußten. Auch ist der Erfolg nicht ausgeblieben; denn aus den Unterrichtsberichten der verschiedenen Abtheilungen ergibt sich, daß die Damen hinter den Männern nicht nur nicht zurückbleiben, sondern sie oft überreffen.

Präsident White entzog sich während seiner amtlichen Thätigkeit auch nicht den allgemeinen bürgerlichen Pflichten. Er gehörte der republikanischen Partei an und unterstützte Grant bei der Präsidentenwahl. Im Jahre 1871 wurde er von diesem nach St. Domingo gesandt, um wegen der Annexion der Insel Bericht zu erstatten. Ihm ward der unmittelbare Verkehr mit den Behörden anvertraut. Zu gleicher Zeit wurde ihm die Organisation und Leitung der vierzehn wissenschaftlichen Expeditionen übertragen, welche die Insel in ihren verschiedenen Theilen durchforschen sollte; er selbst stand an der Spitze der Hauptabtheilung dieser Expeditionen, welche eine Forschungsreise quer durch die Insel ausführte. Bald darauf trat er an die Spitze der republikanischen Staatsconvention des Staates New-York in Syracuse. Im verfloffenen Jahre vertrat er Amerika auf der Pariser Weltausstellung und nahm als Vicepräsident der Jury der zweiten Classe, für Erziehung und Unterricht, an den Arbeiten dieser Commission Theil. Endlich hat Präsident Hayes ihn jetzt ausersehen, als Gesandter der Vereinigten Staaten die Erbschaft seines verstorbenen Freundes Bayard Taylor anzutreten. Wir bewillkommen ihn deshalb mit denselben Worten, mit denen ihn Ezra Cornell beim Antritte der Präsidentschaft seiner Universität begrüßte:

„Zur Führerschaft eines so großen Unternehmens ist ein Ehrenmann und ein Gelehrter auserwählt, der noch jung an Jahren ist, dem wir uns aber mit der vollen Zuversicht anvertrauen, daß der rechte Mann an der rechten Stelle sei.“ H. S.

Die Zukunft der Eisenbahnen.

Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft. Von Dr. Emil Sax. Band I. Allgemeiner Theil. Land- und Wasserwege. Post und Telegraph. Band II. Die Eisenbahnen. Wien, Alfred Hölder. 1878. 1879.

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen seit Eröffnung der ersten Eisenbahnen; seit einem Menschenalter sind die civilisirten Völker der Erde gewöhnt, mit diesem neuen Verkehrsmittel zu rechnen. Und doch — erst die unmittelbare Gegenwart beginnt zu begreifen, welche Umgestaltung unserer gesamten geselligen und wirtschaftlichen Verhältnisse die Eisenbahnen mit sich gebracht haben; erst heute klären sich die Anschauungen darüber, was in der bisherigen Entwicklung der Eisenbahnverhältnisse verfehlt war, und durch welche Mittel in den Gang der Entwicklung eingegriffen werden muß, um die Eisenbahnen zur möglichst vollkommenen Lösung ihrer Aufgaben zu befähigen. Nachdem in der für die Cultur erschlossenen Welt fast alle großen Verkehrsadern mit Schienensträngen ausgestattet, nachdem mit Hilfe eines Capitals von 50 bis 60 Milliarden Mark ein Schienennetz von 320,000 Kilometern gebaut ist, befinnt sich überall der Staat, ob es nunmehr nicht an der Zeit sei, mit ordnender Hand in die freie und vielfach fessellose Entwicklung einzugreifen; und während in einzelnen Ländern auch heute noch hin- und hergetastet wird nach den Mitteln, die zum Ziele führen, liegt in anderen das Ziel klar vor Augen und der Weg ist soweit geebnet, daß es nur noch des letzten Machtwortes des Gesetzes bedarf, um die Ausführung des als richtig Erkannten zu sichern.

Daß der Staat erst in unseren Tagen soweit gekommen, daß auch heute noch in keinem größeren Lande die für eine dauernde Neuordnung und gesunde Entwicklung der Eisenbahnverhältnisse nothwendigen Gesetze erlassen sind, verdient kaum einen Tadel. So schlimm steht es nirgends, daß die Eisenbahnen statt zum Segen zum Fluch der Länder und Völker geworden; ihr segensreicher Einfluß ist vielmehr nur durch schädliche Wirkungen hie und da beeinträchtigt; und es gilt, diese Schädigungen zu beseitigen, ihre zukünftige Wiederkehr zu verhüten, dabei aber die wohlthätigen Folgen nicht nur zu erhalten, sondern womöglich noch zu steigern. Wo der Gesetzgebung ein solches Ziel vor Augen schwebt, da darf sie nur nach langer, sorgfältiger, auf reiche Erfahrungen sich stützender Prüfung einschreiten; ein zu frühes Gesetz wirkt nachtheiliger als gar keines. Die Gesetzgebung bedarf aber der Hilfe nicht nur der Erfahrung, sondern auch der Wissenschaft. Und diese letztere Hilfe hat sie fast ganz entbehren müssen. Wol hat es nicht gefehlt an Versuchen, durch rein wissenschaftliche Prüfung über einzelne Seiten des Eisenbahnwesens Licht und Klarheit zu verbreiten; wol ist das Material der Thatfachen in vielen Ländern von Berufenen und auch Unberufenen gesammelt und gesichtet, wol sind die jedesmal schwebenden Tagesfragen durch eine Flut von guten und schlechten Brochüren besprochen, — aber eine zusammenhängende, umfassende, wissenschaftliche Behandlung des gesamten Eisenbahnwesens haben wir bis vor Kurzem — abgesehen von den ersten, jetzt veralteten Versuchen eines List, Rnies und abgesehen von der gedrängten, klaren und prägnanten Darstellung in dem Lehrbuch Adolf Wagner's — nicht besessen. Dr. Emil Sax, damals Privatdocent an der Universität zu Wien und Secretär der Nordbahn-Gesellschaft, seit dem vergangenen Frühjahr Professor an der Universität zu Prag, hat es in dem oben angeführten Werke unternommen, diese Lücke in der Wissenschaft auszufüllen. Daß ihm dieser Versuch glänzend gelungen, dafür will ich mich zunächst auf das Zeugniß seines

einigen — wenn der Ausdruck hier erlaubt ist — Mitbewerbers auf diesem Gebiete berufen, Adolf Wagner's selbst. Obgleich Sax in vielen und wichtigen Punkten mit Wagner nicht übereinstimmt, nimmt der Letztere keinen Anstand, in einer ausführlichen Besprechung (Augsburger Allgemeine Zeitung vom 28. Mai d. J.) das Buch ein wahres Muster echt wissenschaftlicher, nationalökonomischer Behandlung einer großen wirtschaftlichen und Verwaltungsfrage zu nennen; er erklärt freimüthig über einige, auch nach meinem Dafürhalten die gelungensten und anziehendsten Capitel des Werkes, daß seines Wissens eine bessere, objectivere, vielseitigere Behandlung der einschlagenden Fragen, als die von Sax gegebene, in der Literatur noch nicht vorhanden sei.

Daß ein von so maßgebender Seite mit solch' warmem Lobe empfohlenes Buch auch vom Gesetzgeber nicht unbeachtet gelassen werden darf, versteht sich von selbst. Es liegt für mich ein besonderer Reiz darin, die Ergebnisse der Forschungen Sax' im Zusammenhange mit den in den verschiedenen Culturländern, in erster Linie im Deutschen Reiche, gerade jetzt auf der Tagesordnung stehenden gesetzgeberischen Versuchen zur Lösung der Eisenbahnfrage einem größeren Leserkreise bekannt zu geben. Gleichzeitig aber möchte ich Allen, welche berufen sind, an der bevorstehenden Entscheidung dieser Fragen thätigen Antheil zu nehmen, rathen, mindestens den zweiten Band von Sax nicht ungelesen zu lassen. Der auf diesem schwierigen Gebiete Unerfahrene wird sich hierdurch am bequemsten ein sicheres Urtheil bilden, und auch gewiegte Kenner der Eisenbahnverhältnisse werden ihre Ansichten an der Hand eines solchen Führers klären, ergänzen und befestigen oder, soweit sie nicht mit Sax übereinstimmen, gern berichtigen.



Sax behandelt zum ersten Male die Eisenbahnen im Zusammenhange mit den übrigen Verkehrsmitteln, Verkehrsmittel in dem Sinne von Einrichtungen zur Ortsveränderung, zur Beförderung von Personen, Gütern und Nachrichten gebraucht. Diese Verkehrsmittel sind, neben den Eisenbahnen, die Land- und Wasserstraßen, die Post und der Telegraph. Der erste Band seines Werkes beschäftigt sich ausschließlich mit den Letzteren, der zweite behandelt die Eisenbahnen. Wie er den Nachweis liefert, daß nur eine solche Behandlungsweise es ermöglicht, die Verkehrsmittel in ihrer Gesamtbedeutung für die Volkswirtschaft zu verstehen, und andererseits die Bedeutung eines jeden einzelnen in vollem Umfange zu würdigen, so hat seine Methode auch den praktisch großen Vortheil, daß es durch sie gelingt, die Ähnlichkeiten und die Verschiedenheiten der einzelnen Verkehrsmittel mit größter Leichtigkeit anschaulich zu machen.

Einen verschiedenen Stoff findet die wissenschaftliche Bearbeitung bei den Verkehrsmitteln insbesondere insofern, als sie bei Land- und Wasserstraßen, ebenso wie bei den Posten und Telegraphen eine ziemlich abgeschlossene Entwicklung vor sich sieht, während bei den Eisenbahnen noch Alles Fluß und Bewegung ist, und feste Niederschläge erst anfangen sich zu bilden. Doch auch dieser Umstand ist für eine gemeinsame systematische Bearbeitung aller Verkehrsmittel von Vortheil. In der abgeschlossenen Entwicklung der Post- und Telegraphenverhältnisse finden wir vielfache Anhaltspunkte dafür, welchen Gang die Entwicklung der Eisenbahnverhältnisse nehmen wird; die Geschichte des Post- und Telegraphenwesens belehrt uns auf der anderen Seite an mehr als einer Stelle, wo die Eisenbahnverhältnisse sich nach der verkehrten Seite entwickelt haben.

Sax findet in den Abschnitten über Post und Telegraphie, daß im Ganzen und Großen der gegenwärtige Zustand auch den Forderungen der Wissenschaft entspricht. In einem Hauptpunkte ist er nicht mit der Entwicklung der Gegenwart einverstanden, er hält den Vortarif bei Telegraphen für eine unrichtige Maßregel. Diese Berechnung ist seiner Meinung nach (vgl. vor Allem I S. 300 ff.) ein Rückschritt gegenüber der früheren Berechnung nach einer bestimmten Maßeinheit von Worten. Man könne die mit der früheren Berechnung verbundenen Nachtheile, die Beförderung

unnöthiger Worte, lediglich um der Telegraphenverwaltung „Nichts zu schenken“, dadurch vermeiden, daß man die Einheit von 20 auf etwa 10 Worte herabsetze. — Die Verhandlungen des in diesem Sommer abgehaltenen Londoner internationalen Telegraphencongresses haben Say in vielen Punkten hier Recht gegeben. Jedenfalls ist es bis jetzt nicht gelungen, diese in Deutschland auch nicht zur allgemeinen Zufriedenheit durchgeführte Reform auf den internationalen Verkehr auszudehnen. — Im Uebrigen gewährt das Studium dieser Abschnitte ein besonderes Vergnügen dadurch, daß die früheren Zustände noch in unser Aller Gedächtniß leben; und es erfüllt uns Deutsche mit gerechtem Stolz, daß neben dem am 27. August d. J. im hohen Alter von 84 Jahren verstorbenen Engländer Sir Rowland Hill der deutsche Generalpostmeister der Mann ist, welcher durch sein persönliches Eingreifen den mächtigsten Einfluß auf den Gang der Geschichte ausgeübt hat.

Um den Leser in den Inhalt des zweiten Theiles von Say's Buch einzuführen, will ich die vornehmlichen Principienfragen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, über welche der Streit der Meinungen entbrannt ist, an der Hand von Say einer kurzen, zusammenfassenden Erörterung unterziehen. Ich beginne mit der Frage der Bahnen untergeordneter Bedeutung, welche die Geister erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit bewegt. Es ist noch nicht lange her, daß man zu begreifen angefangen, wie das alte Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für Alle“ auch für die Eisenbahnen gilt. Wir verdanken es den bahnbrechenden Untersuchungen eines Weber, eines Hartwich, daß heutzutage Niemand mehr verlangt, in jedem Dorfe müsse ein Prachtbahnhof sein, und auf jeder Strecke einer jeden Bahn müssen Courier- und Jagdbügel laufen. Bis zum Jahre 1878 hatten wir im Deutschen Reiche nur ein Betriebsreglement und nur ein Polizeireglement, welche an jede Bahn dieselben Anforderungen der Sicherheit und Promptheit des Betriebes stellten, einerlei ob sie von Berlin nach Köln, oder wie jene vielgenannte 7 Kilometer lange Bahn im Großherzogthum Oldenburg, von Osholt nach Westerstede führte. Seit dem 12. Juni 1878 bestimmt eine Bahnordnung für Eisenbahnen untergeordneter Bedeutung, daß gewissen Eisenbahnen Betriebserleichterungen gewährt werden, wenn sie, ihrer Bedeutung entsprechend, dem Verkehr bescheidenere Dienste leisten, also zum Beispiel langsamer fahren als die großen Hauptbahnen. Solche Erleichterungen sind eine billigere Bewachung, ein einfacheres Signalsystem, geringere Ansprüche an die Ausdehnung der Züge, ermäßigte Anforderungen für öffentliche Zwecke, also die Kriegs-Post- und Telegraphenverwaltung. Mit anderen Worten, seit einiger Zeit hat sich die Erkenntniß Bahn gebrochen, daß verschiedene Arten von Bahnen, je nach ihrer Bedeutung, für den Verkehr zu unterscheiden sind. Gleichzeitig ergab sich das Bedürfniß, bestimmte Merkzeichen für die verschiedenen Classen ausfindig zu machen und die reglementarischen Bestimmungen für dieselben verschieden zu gestalten. Welches sind nun die unterscheidenden Merkmale für die Arten der Eisenbahnen? Was ist eine Haupt- und eine Nebenbahn? Say behandelt diese Frage mit besonderer Gründlichkeit. Er unterscheidet (II. S. 194 ff.) drei Classen von Bahnen: 1) Hauptbahnen, d. h. Bahnlinien, welche die Brennpunkte des politischen, socialen und wirthschaftlichen Lebens verbinden, dem Gesamtverkehr dienstbar sind; 2) Nebenbahnen, welche die Verbindung untergeordneter Theile des Staatskörpers mit dem Netze der Hauptbahnen herstellen; 3) Vicinal- oder Localbahnen, welche ausschließlich für die örtlichen Verkehrszwecke innerhalb engerer Wirtschaftskreise berechnet sind. Diese Einteilung hat nicht bloß einen theoretischen Werth. Sie deutet z. B. an, welche Gemeinschaft — der Staat, die Provinz, die Gemeinde — für die Herstellung der Bahn Fürsorge zu treffen hat; es sind für die Art der Anlage, für die Oekonomie des Baues und des Betriebes durch dieselbe werthvolle Anhaltspunkte gegeben. Der Gesetzgebung liegt ob, nach diesen Grundsätzen allmählig in den einzelnen Ländern bestehenden Eisenbahnen einzutheilen und danach weiter zu bauen. Raum irgendwo macht sich so sehr der Mangel eines zielbewußten Vorgehens fühlbar, als auf diesem Gebiete. Frankreich, welches zuerst im Jahre 1865 ein Gesetz, betreffend „chemins de fer d'intérêt local“

erlassen hat, gibt jetzt zu, daß dieses Gesetz ein gänzlich verfehltes war, und steht soeben im Begriff, diesen Fehler durch eine grundverschiedene neue Gesetzgebung zu bessern. England hat auf diesem Gebiete gar Nichts geleistet, in Oesterreich, Ungarn war die Entwicklung völlig dem Zufall preisgegeben, in Norwegen und Schweden finden sich einige sehr lehrreiche Bestimmungen über den Bau der Nebenbahnen verwirklicht; in Deutschland hat man erst seit dem letzten Jahre in planvoller Weise begonnen, die Nebenbahnen aus dem Gesamtnetze auszuscheiden und es ist alle Aussicht vorhanden, daß, unter Mitwirkung der ausländigen Reichsbehörden, schon in der nächsten Zukunft im preussischen Staate die Grundlagen auch für eine organische Weiterentwicklung der Nebenbahnen gelegt werden.

Ich komme zu der vielberufenen Eisenbahntarifffrage, welche augenblicklich wiederum die ganze wirthschaftliche Welt in Spannung hält. Die Tarife sind bekanntlich nichts Anderes, als die Preise, welche die Eisenbahnen für ihre Leistungen fordern. So lange es keine Eisenbahnen gab, bestand auch für die Beförderung von Gütern und Personen keine Tarifffrage, die Preise für die Beförderung richteten sich, wie die meisten Preise, nach Nachfrage und Angebot. Die thatsächliche Monopolstellung der Eisenbahnen schließt die Preisbildung nach der bloßen Concurrrenz aus. Heutzutage besteht darüber keine Meinungsverschiedenheit mehr, daß die Concurrrenz im Eisenbahnverkehr kein dauernd ausschlaggebender Factor ist. Diese Thatsache ist durch die Entwicklungsgeschichte der Eisenbahnen aller Länder für den unbefangenen Beobachter unwiderleglich bewiesen; die Ergebnisse dieses Theiles der Eisenbahngeschichte werden geradezu musterhaft von Say (II. S. 82—138) zusammengefaßt. Die große Frage ist also die, wer soll die Preise feststellen? Die Eisenbahnen allein? Auch diese Forderung ist erhoben worden, freilich, soviel mir bekannt, mit voller, ich möchte sagen schamloser Redheit nur in den Vereinigten Staaten von Amerika. In einem mir vorliegenden Briefe vom 18. April 1878 erklärt der große Eisenbahnkönig W. S. Vanderbilt an die Handelskammer von New-York, welche sich darüber beschwert, daß durch die Tarife der von Vanderbilt beherrschten großen Bahnen von den östlichen Hafenplätzen nach dem Westen der Vereinigten Staaten der Handel New-Yorks aufs tiefste geschädigt und künstlich nach den Concurrrenzhafenplätzen Philadelphia und Baltimore abgedrängt werde, mit einer nur dort möglichen Unverkorentheit: es sei ausschließlich Sache der Eisenbahnen, zu beurtheilen, welcher Antheil am Welthandel New-York, welcher den übrigen Häfen gebühre; und sie seien vollkommen in ihrem Rechte, wenn sie ihre Tarife lediglich nach dem Gesichtspunkte bemessen, daß jeder der drei concurrirenden Plätze den ihm zukommenden Antheil am Welthandel erhalte. — Aber auch eine Feststellung der Tarife durch den Staat, sei es durch ein Gesetz, sei es durch die ausführende Macht, hat ihr Bedenken. Ganz abgesehen von der Frage, ob eine ausschließlich staatliche Normirung der Frachtsätze nicht einen Eingriff in wohlverworbene Rechte der bestehenden Privateisenbahnen darstellen würde, ist es jetzt noch kaum möglich, eine staatliche Normirung zu finden, welche sich den immer wechselnden Bedürfnissen von Handel und Verkehr anpaßt. Es gilt, den Tarifen eine gewisse Festigkeit und Unabänderlichkeit zu geben, daneben aber die Möglichkeit einer unter Umständen schnellen Aenderung offen zu halten. Die neuesten, merkwürdiger Weise gleichzeitig im Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten unternommenen Versuche wollen dies dadurch erreichen, daß ein Gesetz die Grundsätze über Tarifbildung und die Höhe der regelmäßigen Tarife feststellt, gleichzeitig aber eine Instanz einsetzt, welche unter gewissen Voraussetzungen Abweichungen von der Regel gestattet. Die Schwierigkeiten, eine solche Instanz zu finden, liegen auf einem anderen, in beiden Ländern vornehmlich auf dem staatsrechtlichen Gebiete. Sie sind, wenn allerseits nur das gemeine Wohl im Auge behalten wird, nicht unüberwindlich, vielleicht zum Theil schon überwunden; und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß den nächsten deutschen Reichstag die Prüfung dieser Frage beschäftigen wird.

Die zweite schwierige Frage, die der richtigen Tarifbildung, des Tariffsystems, ist in keinem Lande mit solcher Leidenschaft öffentlich erörtert, als im Deutschen Reich. Man hielt die Auffindung des richtigen Systems eine Zeit lang für den Stein der Weisen, durch welchen alle Klagen über die Höhe, die Verworrenheit, die Principlosigkeit der Tarife zu beseitigen seien. Nach zwei Enquêtes war man aber ziemlich eben soweit, wie vorher, man hatte nicht viel mehr, als eine zuverlässige Uebersicht der bestehenden Zustände. Vorschläge über Aenderungen wurden gemacht, aber mit einer solchen Unsicherheit und Befangenheit, daß der Gesetzgeber in denselben nur wenige Anhaltspunkte für die Richtung fand, welche er einzuschlagen habe. Und während man nach der herrschenden Unzufriedenheit mit dem Bestehenden süßlich erwarten konnte, daß Jeder der zahlreich befragten Sachverständigen zunächst die bei ihm, in dem ihm bekannten Wirtschaftsgebiet herrschenden Zustände beklagt und Abhilfe bei einem Systeme des Nachbarn gesucht hätte, trat gerade das Gegentheil ein. Die meisten Sachverständigen bekräftigten eine Verallgemeinerung des bei ihnen herrschenden Systems, sie legten Verwahrung ein gegen ein anderes. Der damalige, bis zum Jahre 1876 herrschende Zustand war besonders auch für die Eisenbahnen unhaltbar. Das Nebeneinander-Bestehen zweier in ihren Grundlagen gänzlich verschiedener Systeme hatte Verwickelungen zur Folge, welche die Einführung der im Interesse des großen Verkehrs nicht nur erwünschten, sondern geradezu unentbehrlichen sogenannten Verbands tarife, d. h. der directen Tarife zwischen Stationen verschiedener Bahnen, für viele Gebiete geradezu unmöglich machte. Als endlich in Folge des Einschreitens der theilgenommenen Regierungen eine neue Grundlage in einem Compromißsysteme gefunden wurde, da fühlte der Handelsstand erst, daß eine Systemänderung nicht mit einer allgemeinen Tarifierabsetzung gleichbedeutend war; daß ein neues System unmöglich auf der Grundlage der niedrigsten Sätze des früheren Systems aufgebaut werden konnte, demselben vielmehr Durchschnittsbeträge zu Grunde gelegt werden mußten, welche für einzelne Artikel Erhöhungen, für andere Erniedrigungen der Tarife mit sich brachten. — Außerdem traten Vielen der eifrigsten Befürworter der Tarifierform jetzt, nachdem das Erreichbare erreicht war, plötzlich die Schattenseiten der Neuerung ins Bewußtsein, die Lichtseiten dagegen zurück. Ein Studium der Berichte unserer Handelskammern aus den letzten drei Jahren gewährt einen nicht gerade schmeichelhaften Einblick in die Anschauungen der verkehrstreibenden Kreise, welche in der That vielfach selbst nicht gewußt zu haben scheinen, was sie mit dem Ruf nach Tarifierform eigentlich bezweckten. Im Ganzen hat die deutsche Tarifierform der Jahre 1875 und 1876, statt eine allgemeine Zufriedenheit herbeizuführen, eher die Unzufriedenheit erhöht. Ja man hat heute kaum die Geduld, das neue System noch eine Weile fortbestehen zu lassen, Erfahrungen zu sammeln, ob die Mehrzahl der hervorgetretenen Mißstände nicht von selbst allmählig verschwinden werde, man ruht schon wieder nach einer Tarifierform!

Auch in anderen Ländern, in Oesterreich, Frankreich, England, Amerika wird geklagt über die Tarife der Eisenbahnen. Dort aber gehen die Bestrebungen des Handelsstandes eher dahin, die schädlichen Folgen einzelner Tarife klarzulegen, als ein richtiges Tariffsystem zu finden. Leider hat heute im Wesentlichen Say noch ganz Recht, wenn er (II. S. 404 Anm.) sagt, daß „in keiner Partie des ganzen Eisenbahnwesens die Anschauungen gleich ungeklärt und verwirrt sind wie im Tarifwesen, in welchem selbst hervorragende volkswirtschaftliche Fachmänner irre gehen“.

Die Untersuchungen, welche Say auf diesem Gebiete anstellt, bei den Landstraßen, den Wasserstraßen, den Posten, Telegraphen und Eisenbahnen werden viel zur Klärung dieser Anschauungen beitragen. Das Wesen der Eisenbahntarife kann nur begriffen werden im Zusammenhang mit den Tarifen der andern Verkehrsmittel. Die Tarife überhaupt aber sind verschieden je nach der Cultur- und der Entwicklungsstufe der Länder und Völker. Say geht aus von der Unterscheidung einer dreifachen Möglichkeit der Bewirtschaftung der Verkehrsmittel (I. S. 87 ff.): 1. als allgemeine Genußgüter, 2. als öffentliche Anstalten, 3. als öffentliche Unternehmungen.

Die Geschichte zeigt ein Fortschreiten von der „öffentlichen Unternehmung“ zu dem „allgemeinen Genußgut“. Durch die Tarife wird bei der öffentlichen Unternehmung bezweckt, eine Bemessung des Wertes der einzelnen Leistung für den Käufer, wobei der Unternehmer selbst nicht nur Deckung der Selbstkosten, sondern noch einen Gewinnüberschuß erstrebt. Die Tarife der öffentlichen Anstalten nennt man kürzer „Gebühren“. Sie sind derart bemessen, daß die Gesamtsumme der Vergütungen einen Betrag erzielt, der lediglich zur Deckung der Gesamtkosten der betreffenden Leistungen bestimmt ist. Bei dem „allgemeinen Genußgut“ ist von Tarifen eigentlich keine Rede mehr, das Verkehrsmittel steht Jedermann unentgeltlich zur Verfügung. Wenden wir diese Grundsätze an auf die einzelnen Verkehrsmittel der Kulturstaaten in der gegenwärtigen Entwicklungsperiode, so finden wir, daß die Landstraßen und zum Theil auch die Wasserstraßen als allgemeine Genußgüter, die Post im Wesentlichen als öffentliche Anstalt bewirthschaftet wird; daß bei Telegraphen und Eisenbahnen vorläufig noch der Grundsatz der Bewirthschaftung als öffentliche Unternehmung gilt, daß indessen bei den Telegraphen das Ziel einer Bewirthschaftung als öffentliche Anstalt in einigen Staaten nahezu erreicht ist, während die Eisenbahnpolitik auf dieses Ziel nur vereinzelt, und das vornehmlich im Deutschen Reiche, lossteuert. Die erste Etappe auf diesem Wege war in Deutschland der Uebergang von dem Classificationsystem zu dem Wagenraumsystem, ein Uebergang, welcher von Anfang an, in den Jahren 1871 und 1872, nicht mit voller Consequenz und nur auf einem beschränkten Gebiete unter außerordentlichen Verhältnissen versucht werden konnte, welchem auch alsbald ein Rücklaß zu dem früheren Zustande gefolgt ist. In andern Ländern ist dieser Weg eigentlich nur da betreten, wo die Tarifpolitik derselben von der deutschen Tarifpolitik beeinflusst ist.

Wie es auf der Hand liegt, daß die Höhe der Tarife abhängt von dem Bewirthschaftungssysteme; daß also bei der öffentlichen Anstalt niedrigere Tarife bestehen, als bei der öffentlichen Unternehmung, — man erinnere sich statt jedes weiteren Beweises hier nur der außerordentlichen Ermäßigung der Posttarife bei dem Uebergang von einem System zum andern — so hängt auch die Frage nach dem Tarifsysteme ausschließlich ab von dem Bewirthschaftungssysteme. Die Structur des Tarifes kann eine einfachere sein, wenn die Eisenbahn nur öffentliche Anstalt ist; es ist dann eher möglich zu generalisiren, eine große Anzahl von Unterscheidungen kann fallen; sie ist mit Nothwendigkeit eine verwickelte bei der öffentlichen Unternehmung.

Die Hauptfrage, ob die Eisenbahnen als öffentliche Anstalten oder öffentliche Unternehmungen verwaltet werden sollen und können, läßt sich in dieser Allgemeinheit nicht beantworten. Es ist zu unterscheiden der gegenwärtige Zustand und die Verhältnisse einer vielleicht noch fernem Zukunft; es hängt diese Frage, wie Say wiederholt richtig bemerkt, zusammen mit der Frage nach dem richtigen Eisenbahnsysteme. Und auch hierüber finden wir, wie Say in einem eigenen, besonders mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegende große Streitfrage eingeschobenen Capitel „die Controverse über Staats- und Privatbahnen“ (II. S. 189—193), die vortrefflichsten und, wie mir scheinen will, das Thema gänzlich erschöpfenden Auseinandersetzungen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen, deren Gang ich an dieser Stelle im Einzelnen nicht verfolgen kann, läßt sich dahin zusammenfassen, daß an sich eine Gegenüberstellung von Privatbahnen und Staatsbahnen nicht richtig ist. Beide Arten von Eisenbahnen haben Vortreffliches geleistet, beide haben Fehler gemacht. Aber, — und auf dieses werthvollste Ergebnis der Forschungen unseres Verfassers möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser ganz besonders hinlenken, denn mit diesem Verdict eines Mannes der Wissenschaft ist dem reinen Privatbahnsystem für alle Zeiten das Todesurtheil gesprochen —, aber „auch Privatbahnen haben im Eisenbahnwesen nur als Delegirte der Gemeinwirtschaft Platz. Die principielle Gleichstellung beider Verwaltungssystemen gilt nur unter der Bedingung, daß die Uebertragung der

Verwaltung an private Unternehmungen mit allen jenen Restriktionen freien Beliehens und jener Ingerenz des Staates erfolge, welche eine Gebahrung im Sinne des übertragenen Mandats zu sichern geeignet erscheinen (II. S. 191. 192). — So lange Privat- und Staatsbahnen neben einander bestehen, so lange ist ein Uebergang zu dem reinen Gebührenprincip unmöglich. Sobald umgekehrt die Zeit des reinen Gebührenprincips gekommen ist, muß auch der reine Staatsbetrieb eintreten, dann ist dem Privatbetrieb der Boden entzogen. Dann ist aber auch die directe, centrale Verwaltung des Eisenbahnwesens durch den Staat in einer Weise ausführbar, welcher die gegen den Staatsbetrieb erhobenen Bedenken nicht mehr entgegenstehen; insbesondere, fährt Sag S. 233 fort, können dann „die Transportpreise Form und Natur der übrigen Verwaltungsgebühren annehmen, Stabilität, wenige, einfache Durchschnittssätze allgemeiner Gültigkeit. Geböhrentarife dieser Art können ohne Schwierigkeit im Parlamente beschloffen und revidirt werden“.

Ich habe absichtlich dieses Zukunftsbild mit den eigenen Worten Sag' etwas näher ausgeführt. Der Leser wird sofort sehen, daß die Tarifpolitik des Deutschen Reiches, in Verbindung mit der Politik des preussischen Staates, diesem Ziele mit gewaltigen Schritten zustrebt. Wenn der preussische Eisenbahnminister eine Rede im Landtage mit den Worten schloß: „in magnis voluisse sat est“, so sollte diesen Spruch auch Sag beherzigen, welcher sich im Uebrigen nicht entschließen kann, der deutschen Eisenbahnpolitik seine Zustimmung zu ertheilen; welcher insbesondere mit heftigen Worten das Wagenraumtarifsystem als „verfrüht“, die Versuche einer principiellen Begründung desselben als „mäßiges Gerede“ angreift (II. S. 440 ff.). Meiner Auffassung nach ist es für den Staatsmann kein Fehler, wenn die Ziele seiner Politik der Gegenwart vorausseilen, soweit diese Ziele an sich als erstrebenswerth gelten müssen. Nach den eigenen Ausführungen von Sag sind aber die Ziele der deutschen Eisenbahnpolitik Nichts weniger als unerreichbare Ideale, als Utopien; und wenn die Gegenwart vielleicht noch nicht ganz die Stufe erklimmen hat, auf welcher der reine Staatsbetrieb und das Gebührenprincip im Eisenbahnwesen das einzig Richtige sind, so scheint mir doch gerade Deutschland diesem Höhepunkt näher zu stehen, als irgend ein anderes Land. Das Netz der Hauptbahnen ist ziemlich vollendet, Bahnen zweiter Classe sind in bedeutendem Umfange gebaut, die Herstellung von Localbahnen wird in allen Theilen des Reiches mit Nachdruck in Angriff genommen. Die Vertheilung des Netzes über die verschiedenen Gegenden ist eine dem Culturzustand und der Dichte der Bevölkerung im Wesentlichen entsprechende. Es sind noch Lücken auszufüllen, in näherer oder fernerer Zukunft wird noch hie und da auch eine Hauptbahn herzustellen sein — aber dafür sollte der Vertreter der Wissenschaft sein Auge nicht geflistentlich verschließen, daß wir gerade in Deutschland in der Periode angelangt sind, in welcher es gilt, das vorhandene, unter dem Einfluß der ehemaligen staatlichen deutschen Zerrissenheit und Zersahrenheit, in vielen Theilen unseres Vaterlandes planlos hergestellte Netz nunmehr zusammenzufassen und einheitlich, systematisch zu bewirthschaften. Nach langem, zum Theil ängstlichen Hin- und Herschwanen ist seit dem Amtsantritt des Ministers Maybach die Eisenbahnpolitik Preussens und Deutschlands wiederum eine zielbewußte Staatsbahnpolitik geworden. Nicht nur, daß die Erwerbung einer Anzahl großer und mächtiger Privatbahnen theils vorbereitet, theils bis zum Abschluß der Verträge vorgeschritten ist — die Verträge mit Berlin-Stettin, Magdeburg-Halberstadt, Hannover-Altenbeken werden sicherlich den nächsten Landtag beschäftigen, mit Potsdam-Magdeburg und Köln-Minden sind die Vorverhandlungen dem Abschluß nahe, mit der Rheinischen und Berlin-Anhaltischen Bahn werden soeben die ersten Vorbesprechungen eingeleitet — ein weiterer ganz bedeutamer Schritt auf dem Wege zur einheitlichen Bewirthschaftung des deutschen Eisenbahnnetzes ist die Unterstellung der Reichsbahnen in Elsaß-Lothringen unter den preussischen Eisenbahnminister, von großer Tragweite werden endlich die Pläne des Ministers sein, welche auf eine gänzliche Reorganisation der Verwaltung, zunächst der preussischen Bahnen, hinaus-

gehen. Der Umfang der preussischen Eisenbahndirectionen — der unmittelbar dem Minister unterstellten höchsten Verwaltungsbehörden — wechselt zwischen 2500 bis zu 200 Kilometern. Das Gebiet derselben hat sich im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß verschiedenartiger Verhältnisse gebildet und ist fast durchweg nichts weniger als abgerundet. Die Beziehungen der Directionen zu den ihnen theils unter-, theils nebengeordneten Commissionen leiden an Unklarheit. Mit Heranziehung des Saielementes, des Handelsstandes, der Industrie, der Land- und Forstwirtschaft zur Theilnahme an der Verwaltung der Eisenbahnen ist eben erst der Anfang gemacht. Hier gilt es, unter Schonung des Bestehenden, soweit dasselbe berechtigt ist, nach großen, leitenden Gesichtspunkten Neues zu schaffen, und für die neuen Schöpfungen bietet sich ein dankbares, fruchtbares Feld. — Eine der großartigsten Leistungen auf gesetzgeberischem Gebiete ist der preussische dreigetheilte Entwurf des neuen Reichseisenbahngesetzes, welcher im vergangenen Frühjahr zunächst dem Bundesrath überreicht und unter dem Drange der Zollgesetzgebung vorerst bei Seite gelegt wurde. Dieser Entwurf hat nach Allem, was von dem Inhalt desselben in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, in vortrefflicher Weise die Kritik der früheren Entwürfe, die reichen Erfahrungen der letzten Jahre, beherzigt; wenn es gelingt, denselben zum Gesetz zu erheben, so wird er auch für das Deutsche Reich den Ausgangspunkt für ein neues, glücklicheres Eisenbahnzeitalter bilden. — Schon jetzt aber verwaltet der preussische Eisenbahnminister ein Netz von über 11,000 Kilometern Eisenbahnen. Gelingt es, alle die vorgenannten Privatbahnen zu erwerben, so würde dies Netz um weitere 5000 Kilometer vergrößert. Preußen allein würde dann die Hälfte aller deutschen Eisenbahnen verwalten, und erhielte einen geradezu übermächtigen Einfluß auf diesem Gebiete, unter dessen Druck vielleicht auch der Reichseisenbahngedanke vielen seiner Gegner in etwas anderem Sichte erscheinen möchte.

Wir sehen im Deutschen Reiche eine gewaltige Bewegung dem Ziele entgegen, welches der Wissenschaft als ein richtiges nachzuweisen gelungen ist. Blicken wir auf die übrigen Culturländer, so finden wir auch dort ein Streben und Drängen nach ähnlichen Zielpunkten. In Oesterreich ist vor zwei Jahren ein Gesetz nach lebhaften Kämpfen erlassen worden, durch welches die Staatsregierung zum Ankauf von Eisenbahnen für den Staat ermächtigt wird. Den gerade dort besonders einflußreichen Privatbahnen ist es gelungen, die Ausführung dieses Gesetzes bis jetzt zu hintertreiben. Frankreich hat unter dem Minister Freycinet das erste, größere Staatsbahnnetz von 1700 Kilometern im Drange der Noth erworben, und bewirthschaftet dasselbe seit Jahresfrist mit Erfolg. Gerade die jüngsten Wochen brachten gewichtige Symptome, daß dieses Netz sich vielleicht schon bald durch Erwerb einer der mächtigsten der sechs großen Gesellschaften, der Orléansbahn, erweitern wird. — Sag ist übrigens der Meinung, daß in Frankreich eine grundsätzliche Aenderung der Eisenbahnpolitik nicht eingetreten sei; er erklärt es (S. 491) geradezu für „unwahr, wenn Parteischriften das Vorgehen des Ministers Freycinet als Staatsbahnpolitik zu charakterisiren sich bemühen“ — soll wol heißen, die „Parteischriften“ stellten unwahre Behauptungen auf, wenn sie u. Widerlegt werden diese angeblichen Parteischriften nicht, wie ich es überhaupt wiederholt gefunden habe, daß Sag ihm nicht genehme Schriften damit abfertigt, daß er sie „officiös“ nennt und dann nicht weiter beachtet. — Es ist hier daher auch wol nicht der Ort, die für eine ganz entschiedene, von dem Beifall der großen Mehrzahl der Republikaner unterstützte Umkehr der Eisenbahnpolitik des genannten Ministers zum Staatsbahnsystem sprechenden Gründe des Näheren darzulegen. —

In Italien, in der Schweiz ist im Augenblick eine Art Eisenbahnchaos, aus welchem sich nur unter Mitwirkung des Staates wiederum regelmäßige Verhältnisse herausentwickeln können. In Belgien vergrößert sich das Staatsbahnnetz von Jahr zu Jahr durch Erwerb von Privatbahnen. In England ist die Agitation für Staatsbahnen nur auf kurze Zeit zurückgedrängt. Es dürfte nicht lange dauern, und sie lebt mit erneuter Gewalt wieder auf. Und Amerika? Ja, selbst das freie Amerika

sieht ein, daß es mit der Wirthschaft der Eisenbahnen so nicht weiter geht. Ich habe oben bereits angedeutet, daß die Tarife der Eisenbahnen die große Entrüstung des Publicums wachrufen. Die Bewegungen der Strikers, der Strike der Eisenbahnarbeiter des Jahres 1877 sind Ausflüsse der rücksichtslosen und selbstsüchtigen Tarifpolitik der dort übermächtigen Eisenbahngesellschaften. Gerade in jüngster Zeit, in der vergangenen Session des Congresses, ist ein Gesetzentwurf von dem Abgeordneten Reagan eingebracht und bereits im Abgeordnetenhaus angenommen worden, welcher die Tariffreiheit einzuschränken versucht. Der Berichterstatter über diesen Entwurf im Senat, Mr. Albert Fink, einer der hervorragenden Eisenbahn-Fachmänner, hält diesen Entwurf noch nicht für genügend. Er erachtet es für nöthig, daß die Möglichkeit geschaffen wird, wenigstens subsidiarisch die Eisenbahntarife durch eine staatlich eingesezte, dem Einfluß der Privatbahnen gänzlich entzogene Behörde festzustellen. Die öffentliche Meinung macht in der Tagespresse und in Versammlungen ihrem Grimm über die Wirthschaft der Eisenbahnkönige Luft, die Wissenschaft fordert einen größeren Einfluß des Staates auf die Eisenbahnen. Es ist in dieser Beziehung zu bedauern, daß Say das in diesem Frühjahr veröffentlichte ausgezeichnete Werk von Ch. Fr. Adams jr.: „Railroads, their origin and problems“ (Newyork 1879) noch nicht hat benutzen können.

Wir sehen, der Lauf der Ereignisse drängt nach einer Verstaatlichung der Eisenbahnen. Sicherlich wird es für das Gemeinwohl nicht schädlich sein, wenn Privatbahnen und Staatsbahnen in der von Say verlangten Art und Weise noch eine lange Zeit neben einander bestehen. Nur ein Bedenken kann ich hierbei nicht unterdrücken. Werden die Privatgesellschaften nicht zu mächtig, helfen Gesetze allein gegen so gewaltige Körperschaften mit so colossalen Mitteln? Die Erfahrungen vieler Länder sprechen dagegen, vor Allem die von Frankreich, England und den Vereinigten Staaten. In Frankreich gelten strenge Gesetze, besteht auf dem Papier eine starke Staatsaufsicht und lebt ein zahlreiches, geschultes Staatsaufsichtspersonal. Wie trotz alle dem das Gemeinwohl durch die Eisenbahnen geschädigt ist, dafür liefern die jüngsten Eisenbahndebatten der parlamentarischen Körperschaften, vornehmlich die Märzdebatten des Jahres 1877 zahlreiche und wol schwer zu widerlegende Beweise. In England und den Vereinigten Staaten hat aber bis heute der Gesetzgeber kaum den Versuch gewagt, die Eisenbahnen dem gemeinen Rechte zu unterwerfen, geschweige denn ihrer gewaltigen und nach allen Richtungen bevorzugten Stellung entsprechende Ausnahmegeetze zu machen.

Es sind heutzutage nicht wenig Männer, welche, unter dem Eindruck der großartigen Ummwälzungen, die durch sie hervorgerufen sind, die ganzen Eisenbahnen als Teufelswerk hinwegwünschen. Ihnen und jedem Leser, welcher von einer ernstern Darstellung hochinteressanter Thatfachen nach großen Gesichtspunkten Freude und Genuß sich verspricht, empfehle ich ganz besonders das erste Capitel des zweiten Bandes unseres Verfassers, mit der Ueberschrift: „Die Umgestaltung der Wirthschafts- und Lebensverhältnisse durch die Dampf locomotion.“ Alle Feinde der Eisenbahnen mögen nur die eine Thatfache beherzigen, welche Say (II. S. 19 Anm.) nach Neumann-Spallart mittheilt. Während noch in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts, als es in Indien noch keine Eisenbahnen von genügender Ausdehnung gab, in Folge einer drei Mal wiederkehrenden Hungersnoth $3\frac{1}{2}$ Millionen Menschen dem Hungertode erlagen, sind in Bengalen 1873/74 ungeachtet des gegen frühere Nothjahre keineswegs zurückstehenden Mißwachses nicht mehr als 26 bis 30 Menschen direct als Opfer der Theuerung zu bezeichnen. — Und das ist ausschließlich dem Bau der Eisenbahnen zu verdanken.

Anfang September 1879.

†

Berliner Chronik.

Berlin, Anfang September.

Die akademische Kunstausstellung.

Die Bedenken, welche das Stattfinden der internationalen Kunstausstellung zu München gegen die Eröffnung einer großen akademischen Kunstausstellung zu Berlin noch während der Dauer der ersteren hervorgerufen mußte, haben nicht genügend Kraft gehabt, um die darüber bestimmenden Behörden zum Abweichen von der seit drei Jahren gewohnten Einrichtung zu bewegen. Am 31. August ist in dem provisorischen Gebäude am Cantianplatz auf der Museumsinsel die Kunstausstellung, die 53. der Reihe, eröffnet worden.

Die über Zulassung und Abweisung der angemeldeten Kunstwerke entscheidende Jury hat diesmal anscheinend eine etwas größere Strenge als sonst bewiesen. Gegen 400 sind als ungenügend abgelehnt worden. So blieb nur 879 im Ganzen die Aufnahme in die Säle und Galerien gewährt. Man würde auch diese Summe noch ohne Bedauern um ein gutes Drittel vermindert sehen.

Die Beschränkung ihrer Zahl hat diesmal eine weniger gedrängte Placirung der Gemälde möglich gemacht, als sonst. Man hat sogar einen ganzen Saal dadurch gewonnen, der nun durch eine reichere künstlerische Decoration zu einem Ruhe- und Erholungsaufenthalt von heiter festlichem Gepräge geweiht worden ist.

668 Oelgemälde umfaßt die Ausstellung, dazu 62 Aquarellen und Zeichnungen, 23 Rahmen mit Abdrücken von Arbeiten der graphischen Künste, 104 plastische Kunstwerke und 17 architektonische Entwürfe und Aufnahmen.

Wie zu erwarten war, haben sich die Schulen von München und Wien nur in sehr geringem Maß betheiligt. Die internationale Ausstellung in der ersteren Stadt war für die Künstler Süddeutschlands ein stärkerer Magnet als die der Berliner Akademie. Dennoch ist die von letzterer in der norddeutschen Hauptstadt veranstaltete keineswegs von nur beschränkt localem Charakter; und keineswegs auch so arm an hervorragenden Werken, wie man befürchten zu müssen geglaubt hatte. Einige der besten darunter wurden von Belgiern eingesendet: von Alma-Tadema und von Wauters.

Bei der Ueberfülle des gleichartigen Stoffes, welche die sich ununterbrochen folgenden, ja sogar gleichzeitigen Ausstellungen gegenwärtig bieten, müssen wir uns in Bezug auf diese Berliner Kunstausstellung auf eine knapp gefaßte, gedrängte Uebersicht und Charakteristik des Beachtenswertheften beschränken.

Die große Historienmalerei idealeren wie realistischen Stils ist noch spärlicher als gewöhnlich vertreten. A. v. Werner stellte ein Altarbild aus, welches er für eine Kirche in seiner Geburtsstadt Frankfurt a. d. O. gestiftet hat. Sein Gegenstand ist der „Zinsgroßchen“. Die Gruppe: Christus zwischen dem Pharisäer und Petrus, ist in den schmalen spitzbogig gewölbten Raum der Bildtafel geschickt hinein componirt. Die Gestalt des Heilands ist im Typus wie in der Stellung von edler Schönheit und ruhevoller Hoheit; die Handbewegung, mit der er sein Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ begleitet, von sprechender Charakteristik. Bei dem gegen ihn vorgeneigten Pharisäer verbirgt sich der Körper gar zu sehr in der faltigen Umwicklung durch den grünen Mantel, welcher den Zusammenhang der oberen und unteren Hälfte desselben schärfer als erwünscht unterbricht. Während hier in der Farbe nur auf die einfache ruhige Wirkung großer Localtöne ausgegangen ist, suchte Graf Harrach die feines Bildes: „Die Verleugnung Petri“, auf das Spiel der

mannigfachen und complicirtesten Ton- und Beleuchtungs-Gegensätze und -Uebergänge zu basiren. Die Scenerie ist sehr glücklich erfunden und in überzeugender Anschaulichkeit dargestellt. Nahe der Mauer des Hofes, auf dessen Boden die römischen Soldaten bei dem Wachfeuer sitzen, steht Petrus, beschämt in sich gebeugt, die Binde halb unbewußt gegen die Quadern bewegend. Im Mittelgrund steigt eine Frau, den Krug auf dem Haupt, die Stufen zu dem Gebäude hinauf. Sie hat den Jünger des Propheten erkannt und zeigt mit dem Finger auf ihn. Oben auf einer Stange am Gemäuer sitzt zwischen den Hähnern der Hahn. Er begrüßt trähend den Morgen, dessen erstes kühles Licht die Wölchen dort am Himmel über der hinteren Quermauer des Gerichtshauses rosig färbt. Zur rechten Seite aber auf einem offenen Gange sieht man Christus von Wachmannschaften in's Innere des Gefängnisses geführt werden. Traurigen Blickes wendet er sich zu dem, der ihn verleugnete, zurück. Ohne dem Wille zu schaden, könnte diese Gestalt des Heilandes weggelassen sein. Die Gestalt Petri ist durch sein Antlitz und seine vorzüglich gelungene, die tiefe Beschämung und Reue ergreifend ausdrückende, Stellung inmitten der ihn dort zunächst umgebenden beredt genug. Das wechselnde Spiel der gegensätzlichen mit einander kämpfenden Beleuchtungen ist mit großer Feinheit beobachtet und ebenso kunstreich als gewissenhaft malerisch durchgeführt.

Siemiradzki's immer auf der Wanderung befindliches großes Bild: „Die lebenden Fackeln des Nero“ ist seiner Zeit hier bereits besprochen worden. Es wirkt an seiner jetzigen Stelle ruhiger und harmonisch geschlossener als bei seiner früheren gelegentlichen Ausstellung in einem ungenügenden Local. Aber hier wie dort bleibt gerade die Hauptsache, welche den eigentlich erschütternden tragischen Effect hervorbringen sollte: die Allee der hoch an Stangen befestigten, in Brennstoffe eingeknüpften Märtyrer, völlig eindrucklos. Sie sehen eben nicht wie Mitleid und Entsetzen über ihr Schicksal erregende Menschen, sondern wie große Schmetterlingspuppen aus. — H. v. Deutch malte in einem großen Bilde, das für die Nationalgalerie angekauft ist, den Raub der Helena durch Paris. Der glückliche Entführer trägt auf starken Armen die reizende Last vom Ufer in den Nachen hinein, in dem seine Schiffer ihn erwarten. Die Gestalt der blonden Helena, die weich und wollüstig in der Umschlingung des Geliebten ihre schönen Glieder wiegen und schaukeln läßt, ist vorzugsweise gelungen, dabei in der Behandlung des Hellbunkels, das über die ganze Gruppe gebreitet ist, sehr Anerkennenswerthes geleistet. — Teschenendorff hat eine Gruppe fast überlebensgroßer Kniefiguren, „Oedipus und Antigone“, ausgestellt, der es nicht an ernster, tiefer Empfindung und entsprechender Tonstimmung mangelt. — W. Plöckhorst's schmerzreiche Maria von einem Engel getröstet, ist die Wiederholung zweier oft von ihm gemalt gewesenen Typen, in welchen eine edle Sentimentalität für den Mangel des tieferen religiösen Ernstes entschädigen muß.

Von Alma Tadema's beiden lebenswürdigen und kunstreichen Sittenbildern aus dem antiken Leben, ist das eine von der Pariser Weltausstellung her bereits bekannt: „Ein römischer Garten“ oder „Ein herzliches Willkommen“, ein auf's delicateste durchgeführtes Cabinetstück voll südlicher Sonnenglut, Farbenpracht und Harmonie. Der Eindruck des anderen „Vor dem Tempel der Ceres“ leidet bei gleicher Schönheit und Kunst im Einzelnen dadurch, daß die starke perspectivische Verjüngung der Gestalten auf der Thälwiese im zweiten Plan nicht recht von ihrer Wichtigkeit überzeugt, was im Gegensatz dazu der Schilderung der Ceres-Dienste und -Gebräuche desto vollkommener gelingt.

Gustav Gräff, den wir bisher hauptsächlich als ausgezeichneten Bildnißmaler schätzen lernten, bewies in dem lebensgroßen Bilde eines jugendlichen anmuthigen Weibes, das seine blühenden Glieder hüllenlos auf den Linnen des Lagers dehnt, eine überraschende und überall seltene Kunst der lebensvollen naturwahren und zugleich künstlerisch verklärten Darstellung der nackten Frauenschönheit. Diese hohe und schwierigste Aufgabe der Malerei haben wir von einem Modernen kaum vollkommener gelöst gesehen. — G. Spangenberg bleibt seiner Richtung auf's Romantische und Mär-

chenhafte getreu. Hier malte er die in Nebelschleiern über schilfigem Gewässer in der Dämmerung der verhallten Mondnacht dahinschwebende zarte nackte Gestalt eines lieblichen und traurigen Gespenstes, einer Irrlicht-Elfe, auf deren schönem Haupt das Flämmchen flackert, welche den Mann, der sie erschaut, unwiderstehlich ins Verderben verlockt; Otto Knille eines der wenigen diesmal ausgestellten Gemälde historischen Inhalts. Es ist das zweite seiner vier auf Goldgrund ausgeführten Friesbilder für das Treppenhaus der Berliner Universitäts-Bibliothek und veranschaulicht in großen Zügen durch eine Disputation der Theologen der Pariser Sorbonne vor Ludwig dem Heiligen das wissenschaftliche Leben des Mittelalters durch eine edle stilvolle Composition.

Die allgemeinste und tiefste Wirkung auf die Gemüther der Beschauer hervor gebracht zu haben, darf sich Gustav Richter diesmal rühmen durch das historische zugleich getreue und ideale Bildniß der Königin Luise von Preußen in ganzer lebensgroßer Figur. Die hoheit- und anmuthvolle Gestalt, in Weiß gekleidet, eine hermelinbesetzte schwarze sammetne Hülle übergeworfen, steigt die Gartentreppe eines Palastes hinauf. Den Blick der tiefen, milden, blauen Augen gerade aus gerichtet, tritt die holde Erscheinung leuchtend aus den dunkeln Fend der fernern Laubmassen der Parkbäume und des schweren düstern Gewittergewölkes hervor, das den Himmel vom Horizont herauf überzieht. Die inspirirte Phantasie und die Kunst des Malers hat hier ein Porträt dieser herrlichen Frau und Fürstin geschaffen, welches der geistigen Persönlichkeit, dem eigensten Wesen derselben getreuer entspricht, als mit Ausnahme der Büste Gottfried Schadow's alle gleichzeitigen angeblich nach dem Leben ausgeführten Bildnisse Luises.

Nur wenige Darstellungen bestimmter geschichtlicher Thaten und Ereignisse enthält diese Ausstellung. Reuhaus in Düsseldorf gab eine packende Darstellung der Ermordung des Grafen Helfenstein durch die Bauern im deutschen Bauernkriege, von echt historischem Gepräge und echter wilder Leidenschaft, welche von allem Theatralischen frei bleibt. Inbuno in Mailand malte die Antunft und Begräbnung Victor Emanuel's in Venedig, und gab der Scene durch die breite Schilderung besonders des Publicums in den Gondeln auf der Lagune vor dem Dogenpalast Lebenbigkeit und mannigfaches Interesse. Ein derb und ziemlich roh in der Malerei behandeltes Bild eines Momentes der Schlacht bei Waterloo von de Boor, ein Paar kleine Bilder von Epifoden aus dem letzten deutsch-französischen Kriege von Lang und ein sie weit überragendes Gemälde von Bleibtreu, welches den König Wilhelm, begleitet von Bismarck, Graf Moltke und Moos zu Pferde in winterlicher Landschaft in der Nähe einer Beschießungsbatterie vor Paris zeigt; Freyberg's Begegnung bei Ferme St. Hubert, darauf beschränkt sich die Zahl der patriotisch-historischen Gemälde.

Adolph Menzel's „Ballsouper“ ist aus dem Münchener Glaspalast hieher überfiedelt. Es bleibt auch hier das unübertroffene Meisterwerk der zeitgeschichtlichen Genremalerei. Aus der Menge der Genrebilder ist manches geist- und kunstreichen Werkes zu gedenken. Das von L. Knaut, „Salomonische Weisheit“, ist das eine der beiden in Paris ausgestellt gewesenen, deren komische Wirkung ihrer eminent malerischen gleich kommt. „Die Lehren dieser Weisheit“ predigt der alte jüdische Erzähler einem gelehrigen pfiffigen Schüler in der Kunst des rechten Handelns mit alten Sachen. Hofelmann's „Testamentseröffnung“, ein Gemälde von glänzenden Vorzügen der Farbe, der Malerei und der Charakteristik, bezeichnet einen neuen großen Fortschritt in der Entwicklung dieses schönen Talents der Düsseldorfer Schule. Kirberg, Seel, der Orientmaler, Siegert, Ziegler, Volkhart, Böhm, Schulz-Wriefen, diese ihr Angehörigen stellen ebenfalls sehr bemerkenswerthe Genrebilder aus. Auch Scheurenberg, den neuerdings an der Casseler Akademie Angestellten, dürfen wir noch zu ihnen zählen, dessen „Tag des Herrn“ zu den Gemälden voll der intimsten Poesie und der schlichtesten Wahrheit gehört.

Unter den Berliner Genremalern läßt diese Ausstellung kein neues Talent und

keine neue Seite der längst bekannten gewahr werden. Karl Becker malte ein paar farbenfatte, gefällige Interieurs, durch sprechende Figuren stañrt, mit gewohnter sicherer Virtuosität, Friß Werner ein durch kein menschliches Wesen belebtes rothes Zimmer mit reicher Ausstattung im Rococostil, und zwei Rococoscenen mit einer, nur der des Meissonnier zu vergleichenden, Präcision und Detailausführung. Starbina und Ehrentraut suchten wie jener ihre Größe im Kleinsten. O. Becker gewann diesmal in seinen Bildern vom Dorf und der Landstraße ein viel tieferes und wärmeres Colorit, als in allen seinen vorherigen, ohne dafür deren Vorzüge einzubüßen. Amberg's schönes Talent offenbart sich in drei sinnigen anmuthigen Bildern so liebenswürdig wie je. Seine Tochter Julie scheint seines Geistes rechte Erbin. Genß drängte eine Menge von Scenen, die er im arabischen Volksleben Algeriens beobachtet hat, zu einem figurenreichen mannigfach interessanten orientalischen Sittenbilde zusammen.

Paul Meyerheim beweist eine außerordentliche Productivität, indem er auch hier wieder nicht weniger als fünf Bilder sehr verschiedenen Genres, — darunter die Bildnisse einer reizenden blonden jungen Dame und eines Landmädchens — ausstellt. Ein Paar Königstiger von prächtiger Lebendigkeit; das Reiterbild eines „Gutsherrn“ auf seinen Gebreiten, über welche der Pfläger mit seinem Ochsengeßpann die Pflugchar führt; ein Aeffchen, das einen reich besetzten Tisch auf seine Manier abräumt; Hühnerbolk, das seinen „Freitisch“ auf einer im Freien gedeckten Tafel nimmt; das Bild eines Kuhstalls mit seinen Kindern und den ihnen das Grünfutter bereitenden Mägden. Paul Thumann gab nur ein Paar gut gemalte Studentköpfe und ein etwas elegant salonfähig gemachtes italienisches Genrebild: „Verstimmt“, zur Ausstellung. O. Wisniewski malte mit echt sputhafter Wirkung den gespenstischen Ritt Wilhelms und Lenorens; E. Stejssek ein glückliches Paar in mittelalterlicher Tracht, das „Raft an der Quelle“ im Walde hält, und das vorzügliche Reiterporträt eines bekannten Berliner Sportmanns aus den Finanzkreisen, G. Koch, ein talentvoller Nachfolger des Meisters, einen „kritischen Moment“ in einem Jagdrennen mit vieler Verve, Kenntniß der Pferde und malerischem Effect. J. Jakob suchte und fand manches echt malerische Motiv auf unseren Straßen und Plätzen, dessen technische Behandlung nur an zu großer Verbtheit und Schnellfertigkeit laborirt. Meyer von Bremen ließ die Verehrer seiner porzellanglatt durchgeführten Bilder des kindlichen Lebens nicht ohne eine neue dreifache Vermehrung derselben.

Zu den eindrucksvollsten Gemälden gehören einige von deutschen und belgischen Künstlern, welche lebensgroße weibliche Gestalten poetisch stimmungsvoll und mit allem Aufgebot malerischer Kunst dargestellt haben. So das Bild von Struys in Weimar „Vergessen“, so die Verkörperung der hoffnungslosen Trauer in der von Leon Pohle in Dresden gemalten „Elegie“, so Gustav Richter's schöne Träumerei, und vor Allem E. Wauters' Bild der Judie im Charakter und Costüm ihrer berühmten Rolle der „Niniche“ in der gleichnamigen Pariser Gesangsposse, — zugleich eine der meisterhaftesten rein malerischen Schöpfungen dieser Ausstellung.

Unter den Landschaften ist es besonders Oswald Achenbach's Santa Lucia in Neapel bei Mondschein und A. Achenbach's Ostende im Sturm, in welchen das größte künstlerische Vermögen auf diesem Gebiet offenbar wird. Bennenwik v. Bösen scheint in seinen Schilderungen der simpeln märkischen Heimathsnatur immer zu wachsen, sich stets noch mehr zu vertiefen. E. Bracht beweist eine seltene Energie und Wahrheit der Farbe in seinen Bildern der norddeutschen Haidelandschaft; Flicke! zeigt in zwei italischen Scenerien und einer holsteinischen „Am Waldbrande“ die Liebenswürdigkeit, Feinheit und Intimität seiner Naturauffassung. Körner bearbeitet wieder orientalische Landschaftsstudien zu effectvollen Bildern. E. Gräß erweist sich auch hier als der erste Meister der Architekturmalerei. Frau Luise Parmentier-Wegas geht in einem großen Bilde: Der Aetna von Taormina aus gesehen über das bisher gewohnte Maß ihres Schaffens hinaus, ohne darum künstlerisch doch das kleine köstliche Bild „Aus dem Spreewald“ zu übertreffen. In der

Thiermalerei stehen Paul Meyerheim, Kröner, Brendel, Braith in erster Reihe, im Stillleben Hertel, Fräulein v. Preuschen, Heimerdinger.

An Bildhauerwerken ist die Ausstellung ziemlich reich. Aber die Büsten und die kleinen Arbeiten bilden die Mehrzahl. Von größeren monumentalen Statuen ist vor Allem der des Cornelius von Donndorf (das Modell des Düsseldorf-er Denkmals) und zweier Postamentfiguren desselben, Poesie und Religion, des Colossalmodells einer Platonstatue von Rau und der allegorischen Gestalt des Reichthums (für die Reichsbank) von Reinhold Vegas, einer Schöpfung voll schwellender Lebensfülle und stark ans Barocke oder Malerische streifenden Formenbehandlung, zu gedenken. Von dem letztgenannten Meister ist gleichzeitig ein Porträtkopf des Feldmarschall Moltke ausgestellt, der in der realistischen Naturnachbildung das Neueste leistet, ohne daß die geistige Charakteristik dadurch an Feinheit und Adel einbüßte. Nach der Seite des genauen Nachformens einer keineswegs mit körperlichem Reiz geschmückten Natur macht Albano in Florenz mit seiner Broncebüste eines alterswellen Greises dem Berliner Meister Concurrenz, ohne doch die Wirkung seiner Schöpfung von Widerlichem frei halten zu können. — Nicolaus Geiger in Berlin bekennt sich mit leidenschaftlicher Ueberzeugung zur Sculptur des Rococo und legt für diesen seinen Glauben Zeugniß ab in dem Gypsmodell zu einem Grabdenkmal. Otto Seßing beweist in der Statue eines Gladiators (Gypsmodell), daß er über der für unsere Kunstindustrie und plastische Architektur-Decoration so segensreichen ihn zumeist in Anspruch nehmenden Thätigkeit, nicht an der schönen Gestaltungskraft von Aufgaben der reinen Kunst verloren hat. F. Hertel stellte seinen als Bronceguß in die Nationalgalerie aufgenommenen ruhenden Alexander hier noch einmal in Marmor gemeißelt aus. Hoffmeister in Berlin versuchte sein gestaltenbes Talent mit anerkennenswerther Kühnheit in einem großen Modelle eines Ganymeds, vom Adler des Zeus getragen. Sußmann-Sellborn stellte außer einer vorzüglichen, höchst lebendigen Porträtbüste Berthold Auerbach's eine Marmorgruppe zweier Mädchengestalten aus, in welchen wir die „Lyrische Poesie und das Volkslied“ sehen sollen, in Wahrheit aber sehr wenig vom Geisteshauch beider spüren. — Die vorzügliche treue, sorgsame Silberausführung des Schilling'schen „National-Denkmal“ für den Niederwald durch Humbert's und Heylandt's Werkstatt (Berlin) bestätigt mir von Neuem wie sehr ich im Recht war, gegen die Preiskrönung und Annahme dieses Entwurfs für die Herstellung im ungeheuerlichen Maßstab nach besten Kräften jederzeit zu opponiren. Klinger, Eberlein, Moser, Möller, Reusch, Wiese, Emil Wolff, Wilhelm Wolff mit mehreren lebensvollen Thierstatuen in Gyps und Bronze, Büchting mit einer schönengelungenen Sarkophagfigur, Börmel, Bittke (Medusa-statue), Ohmann, Pohle, Klein (diesmal durch eine Colossalporträtbüste vertreten), Römer, Hesse seien hier noch von den ausstellenden deutschen Bildhauern, Gaetano Villa, Ruga, Guarnerio, Calvi von den fremden genannt. Die ästhetischen Sünden und die technische Virtuosität der modernen Italiener kommen in den ausgestellten Sculpturen der letzteren gleich klar zur Anschauung.

An der Architekturausstellung theilnahmen nur acht Berliner Architekten, resp. associirte Architektenpaare, wie Ebe und Wenda, Kayser und Großheim, Thne und Stegmüller, Ryllmann und Heyden, Rönnebeck und Wolff. Von dem gegenwärtigen Stande und den Hauptschöpfungen auch nur der heutigen Berliner Schönbaukunst eine Vorstellung zu geben, genügen diese willkürlich aus der Menge der Projecte herausgegriffenen Entwürfe nicht entfernt, wie interessant auch an sich die einzelnen theils durch ihre Gegenstände, theils durch die künstlerischen Lösungen seien. Ich erwähne zum Schluß nur, daß sich ein sinnreiches Project zu einem Ausstellungspalast für eine auf 1886 anberaumte Weltausstellung zu Berlin, eine Arbeit Ryllmann's und Heyden's von höchst originellem Grundplan, darunter befindet. Werden wir oder wird die Welt die Verwirklichung dieser Idee sehen? Ich gestehe, daß ich nicht ungern die Bejahung dieser Frage an das Schicksal durch die Realisirung der Idee und die Ausführung dieses Projectes erlaube.

L. P.

Literarische Rundschau.

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano.

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Voepel. Zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmales. Berlin, Wilhelm Herz. 1879.

Es ist zuweilen recht günstig für den persönlichen Eindruck eines Menschen, wenn vorher ungünstig von ihm gesprochen wurde. Die guten Eigenschaften, die er hat, treten dann in umso helleres Licht und mit großer Ueberraschung findet man ihn weit besser als seinen Ruf. In diesem Falle befindet sich die von ihren Zeitgenossen so gefeierte Schriftstellerin Frau Sophie von La Roche gegenüber dem heutigen Publicum. Die Lobeshymnen sind längst verklungen, und in der Literaturgeschichte wird sie schlecht behandelt. Ihre spätere moralisirende Schreibseligkeit gilt als charakteristisches Hauptmerkmal und auch wer ihre früheren Romane sorgfältig analysirt, pflegt doch zu gestehen, daß er den Enthusiasmus des vorigen Jahrhunderts nicht begreife und sich bei der Lectüre tüchtig gelangweilt habe. Nimmt man dann aber eines jener Bücher, z. B. das erste, die Geschichte des Fräulein von Sternheim (1771) wirklich zur Hand und hat man nur etwas folgtsame Hingebung gelernt, so findet man zwar kein Werk, das uns in aufregende Spannung versetzt, man findet auch kein Kunstwerk ersten Ranges, aber doch etwas sehr viel Besseres als man sich zu erwarten berechtigt glaubte. Man sieht bald, daß die Verfasserin im Großen keine originelle Erfindungskraft aufzuwenden hat; sie nimmt traditionelle Motive, die ihre Anziehungskraft schon anderweitig bewährt haben. Aber im Einzelnen begegnet der aufmerksame Leser manchem hübschen Zuge. Er erkennt in der Verfasserin eine Frau von Welt, die sich mit offenem Blick in der Gesellschaft umgesehen hat und gut zu charakterisiren versteht. Sie schreibt vor Allem einen gewandten Stil, der uns in wohlgebildeten Sätzen rasch vorwärts bringt und für feinere Nuancen der Empfindung selten um ein Wort verlegen ist. Wir finden sie von den edelsten Absichten befeelt, so daß sie in einer Reihe mit den deutschen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts steht, welche für Natur und Menschlichkeit wirkten, die Freude des Wohlthuns, die Glückseligkeit mitleidiger Regungen priesen und dadurch in der That zur Veredelung ihres Volkes beitrugen. Sie begünstigt durchaus das Edle, Gefühlsvolle, Zarte. Ueber den Gegensatz zwischen männlichem und weiblichem Wesen weiß sie sein zu reden. Ohne Bücher, wie diese Sternheim, wäre die deutsche Nation nicht auf Iphigenie vorbereitet gewesen. Aber auch politisch steht sie auf der Höhe: sie wendet sich gegen die Lasterhaftigkeit der Höfe und gegen die schlechte Verwaltung, welche das arme Volk verkommen läßt; sie ergeht sich nicht in Declamationen, sondern gibt anschauliche Lebensbilder. Der Fürst, welcher die Heldin des Buches zur Maitresse wünscht, ist vortrefflich geschildert, weil sich die Verfasserin begnügt, ihn

von außen zu betrachten und symptomatisch darzustellen. Wo sie uns in die Seele eines Lasterhaften selbst Einblick gewähren will, da scheitert sie. Frau von La Roche zeigt sich weiter als gute Deutsche, sie hat Sympathien für die Engländer, polemisiert aber gegen Frankreich. Ueberall kommt sie dergestalt den maßgebenden Tendenzen ihrer Zeit entgegen. Ueberall erkennen wir die Schülerin von Wieland und vielleicht noch mehr von Georg Jacobi, mit dessen Schriften sie ihre Tochter erzog. Auch sie will eine Priesterin der Grazien sein, und das Leben erscheint bei ihr voll von dem kleinen Schmuck, den ein gefühlvolles Herz so leicht darin ausfindig macht und den Georg Jacobi mit einer wahrhaft religiösen Weihe herauszuarbeiten und unter discretester Beleuchtung vorzuweisen versteht. Die tiefe den Menschen vernichtende Leidenschaft Werther's fehlt in diesem Kreise; aber die idyllischen Elemente des „Werther“ zeigen nahe Verwandtschaft. Ueberhaupt, zwischen dem „Fräulein von Sternheim“ und dem drei Jahre später erschienenen „Werther“ gähnt keineswegs eine so unaussfüllbare Kluft, wie man uns möchte glauben machen. In einem Punkt scheint Goethe aus den Fehlern der Vorgängerin Nutzen gezogen zu haben. Frau von La Roche wählt die traditionelle Form des Romans in Briefen, und weil Richardson eine Reihe von Correspondenten vorführt, so thut sie desgleichen. Aber sie gibt neben der Heldin nur dem tugendhaften Liebhaber und dem lasterhaften Liebhaber derselben die Feder in die Hand; daraus folgt der Uebelstand, daß uns dieselben Ereignisse in dreifacher Auffassung vorgeführt werden. Natürlich ist sie sorgfältig darauf bedacht, keinerlei Wiederholungen eintreten zu lassen, und die Form hat ihre eigenthümlichen Reize; aber sie stellt immerhin die Geduld des Lesers auf eine harte Probe und alles Einzelne wird gar zu deutlich. Denken wir uns daher Goethe vor dem Buche mit seinem überwiegenden Kunstverstand und seiner scharfen Achtsamkeit auf poetische Technik, so mußte ihm daran unmittelbar einleuchten, welche Vortheile zu erzielen gewesen wären, wenn Fräulein von Sternheim allein das Wort gehabt hätte. Und so liefert er in seinem unsterblichen „Werther“ zwar auch einen Roman in Briefen, aber zum ersten Male nicht eine correspondirende Gesellschaft, sondern einen großen Monolog, auf den sich erst recht anwenden ließ, was er an die Recensenten des Fräulein von Sternheim adressirt: „Alle die Herren irren sich, wenn sie glauben sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele.“

Vorstehende Betrachtungen sind das Wichtigste, was ich bei Gelegenheit der neuen Goethe-Publication des Herrn Dr. von Loeper zu sagen habe; ich erlaube mir, meine Auffassung von Sophie La Roche neben die seinige zu stellen, weil ich glaube, daß auch er ihr nicht ganz gerecht wird. Im Uebrigen hatte ich aus dem schönen, elegant ausgestatteten Werkchen nur zu lernen. Einleitung und Anmerkungen zeigen eine Sorgfalt, welche den feinsten Beziehungen nachspürt, welche jede Anspielung zu ermitteln sucht und der Forschung nicht nur neues Material darbietet, sondern dieses Material auch fast erschöpfend für die Forschung zu verwerten sucht. Eine Fülle von Belehrung fällt nebenbei ab. Ich will nur ein Einziges hervorheben, eine äußerst scharfsinnige Hypothese über die Entstehung des Werther.

Als Merck in Weglar Lotte Buff kennen lernte, bezeichnete er sie seiner Frau gegenüber als das Mädchen, von welchem Goethe mit so viel Enthusiasmus in allen seinen Briefen spreche. Wo sind diese Briefe? Merck's Nachlaß ist gewissenhaft durchsucht und herausgegeben, auch Goethe's Briefe an ihn sind publicirt; aber nicht die aus Weglar. Also wohin sind sie gekommen? Herr von Loeper antwortet durch eine Vermuthung, die sich allerdings nicht beweisen läßt, aber die höchste Wahrscheinlichkeit besitzt: Goethe ließ sich die Briefe von Merck zurückgeben und benutzte sie für seinen Werther (S. 36), den er am 1. Februar 1774 zu schreiben anfing (S. 43). Daher die Farbe des Lebens, welche die wunderbaren Werther'schen Briefe, so weit sie nicht tragisch sind, auszeichnet. Sie sind nicht aus der Erinnerung geschrieben; es sind wirkliche Tagebuchblätter, in erfüllten seligen Momenten hingeworfen und dann wol nur stilistisch überarbeitet. Das genaue Maß des Erlebten wird sich allerdings nie feststellen lassen.

Sophie La Roche aber, welche neben Goethe im Mittelpunkte der vorliegenden Publication steht, ist uns nicht bloß interessant durch ihre Romane, sondern auch durch ihre Nachkommen, welche bis heute in unserem geistigen Leben eine Rolle spielen. Es geht von ihr ein wahrhaft adeliges Geschlecht der deutschen Literatur aus. Ihre Tochter Maximiliane, seit dem 9. Januar 1774 nach Frankfurt an einen Wittwer, den Kaufmann Peter Anton Brentano verheirathet, wurde die Mutter von Clemens, Christian und Bettina Brentano; von Maximilianens Enkeln und Ur-enkeln, ihrem Dichten und Forschen habe ich hier nicht zu reden.

Das innere Hauptinteresse, welches die Briefe von Goethe an Sophie La Roche darbieten, dreht sich um sein Verhältniß zur Mäze Brentano. Ganz klar sehen wir darüber nicht. Herr Brentano war eifersüchtig, Maximiliane unglücklich und Goethe miß das Haus. Er redet von schrecklichsten Augenblicken, in denen er für alle Zukunft gelitten. Er nahm Abschied von der jungen Frau, die ihn vergeblich zu halten suchte. Er erklärte sich ganz entschieden und versprach wiederzukehren, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde. „Die liebe Mäz — schreibt er später — seh' ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel.“ Ein andermal: „Glauben Sie mir, daß das Opfer, das ich ihrer Mäz mache, sie nicht mehr zu sehen, werther ist als die Affiduität des feurigsten Liebhabers, daß es im Grunde doch Affiduität ist. Ich will gar nicht anrechnen, was es mich gekostet hat; denn es ist ein Capital, von dem wir Beide Interessen ziehen.“ Später (ein Motiv, das im Werther mitspielt): „Die liebe Mäz hab ich in der Comödie gesprochen, ich hab wieder die Augen gesehen, ich weiß nicht, was in den Augen ist.“ Am 15. März 1775, als Maximiliane von Frankfurt entfernt, bei ihrer Mutter war: „Wird denn eine Zeit kommen, daß wir werden einen freundlichen Einfluß auf einander haben, liebe Mäz?“ Herr Brentano fängt an, ihm Freundschaft und Zutrauen zu beweisen, so daß er hoffen darf, der „Kleinen“ künftig keinen Verdruß mehr und vielleicht eine angenehme Stunde hie und da zu machen. Maximiliane war Mutter geworden und dachte mit mehr Liebe an ihren Mann. Goethe hielt sein Versprechen; er kehrte in ihr Haus zurück: „Ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt“ (28. März 1775).

Im Sommer während Goethe's Schweizerreise verkehrte Maximiliane viel mit seiner Mutter. „Wie's nun gehen wird — fährt er fort — weiß Gott; Brentano ist nicht eifersüchtig, sagt er.“ Es ging in der That ganz gut, wie in der ersten Zeit der Brentano'schen Ehe. Maximiliane und Goethe musicirten gelegentlich zusammen: sie spielte Clavier, er Violoncell. Und als entschieden war, daß er nach Weimar gehen würde, konnte er beruhigt schreiben: „Die Mäz ist hold, wird in meiner Abwesenheit noch freier mit meiner Mutter sein, obgleich Brentano allen Anschein von Eifersucht verbirgt oder auch vielleicht mich jezo für harmlos hält.“

Jene erste böse Zeit der Spannung im Januar 1774 hat den unmittelbaren Anlaß zum Werther gegeben. Albert ist Herrn Brentano ähnlicher als dem braven Restner; Lotte Buff und Maximiliane Brentano sind zu Einer Gestalt verschmolzen, oder — wie Herr von Loeper vielleicht richtiger sagt — die Lotte des Romanes ist seit ihrer Verheirathung mit Albert als die junge Frau Brentano gedacht. Goethe aber, um wie viel höher steht er als Werther! Wie viel größer ist er im Leben, als sein dichterisches Abbild!

Aber auch Maximiliane war keine problematische Natur. Sie fand sich in alle ihre Pflichten, obgleich sie das Glück wol nur wenig kennen lernte; ihren zwölf Kindern war sie eine zärtliche Mutter, wenn man auch über die Erziehungsgrundsätze mit ihr rechten könnte. Ihr Sohn Clemens hat uns schöne rührende Bilder von ihr hinterlassen: wie sie am Abend unter ihren Kindern sitzt und ihnen aus der heiligen Geschichte erzählt; oder, wie sie in einer Mondnacht die Kinderstube betritt, von Bette zu Bette geht und zuletzt zu Clemens kommt:

Heiße Thränengüsse

Fühlt' ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
 Ich wußte nicht warum sie weinen mußte.
 Ich traute nicht, den Arm um sie zu schließen.
 Und als sie aus der Kammer war geschieden,
 Da mußten meine Augen Thränen fließen,
 Da fühlte ich zuerst den Schmerz hienieden.

Maximiliane verkehrte mit Goethe's Mutter. Maximilianens Kinder gingen bei ihr aus und ein. Clemens und Bettina haben sich an demselben Feuer gewärmt, wie der kleine Wolfgang Goethe. Eben dort, wo Goethe seine Ruabenmärchen erfinden lernte, da ward auch Clemens Brentano's Märchenphantasie entzündet. Und seine Schwester hat die Frau Rath selbst zu einer Märchenfigur gemacht und sie an den mythologischen Himmel unserer Literatur unter die Sterne versetzt.

Der Enthusiasmus, welchen Bettina dem großen Sohne ihrer verehrten Frau Rath entgegenbrachte, blieb also gewissermaßen innerhalb der Familie. Und der Empfang, den ihr Goethe bereitetete, galt nicht bloß dem Kinde der lieben Mag, sondern auch dem Pflegekinde seiner Mutter.

Die poetische Ader der Großmutter, das italienische Blut des Vaters, die Märchen der Frau Rath: diese drei Momente muß man berücksichtigen, um das phantasievolle Wesen Bettina's zu verstehen, welches in einer ganz phantastischen Strömung der Literatur nicht zurückgehalten werden konnte, sondern auf das Aeußerste gesteigert werden mußte. In den Frühzeiten des Vollerlebens sehen wir die mythologische Phantasie ohne Zucht strenger Beobachtung willkürliche Weltbilder entwerfen und die Wahrheit der Dinge nach poetischen Bedürfnissen in ein wunderbar großartiges und anziehendes Ganze verwandeln. Durch eine Art Atavismus scheinen solche Kräfte oder Unvollkommenheiten in spätern Individuen oder Generationen wieder aufzuleben.

Zu diesen gehörte Bettina. In ihrem Verhältniß zur Wirklichkeit unterliegt sie stets einem unwiderstehlichen Drange nach dichterischer Veränderung der Gegenstände. Und so hat sie auch ihr Verhältniß zu Goethe gleichsam nach den Gesetzen der Mythenbildung umgedichtet, indem sie die schriftlichen Denkmäler dieses Verhältnisses nicht einfach mittheilte, sondern einer Bearbeitung unterzog. An dem literarischen Werthe von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde wird durch diese Beobachtung nichts geändert; sein Werth als historische Quelle mußte natürlich sehr herabgedrückt werden. Und diejenigen, welche einen solchen Unterschied zu machen nicht im Stande sind, verwerfen das ganze Buch.

Herr von Loeper veröffentlicht nun vierzehn echte Briefe Goethe's an Bettina und einen von Bettina an Goethe. Er liefert damit die authentischen Beweise für das Sachverhältniß, wie es Hermann Grimm schon vor sieben Jahren dargelegt hatte (Fünfzehn Essays S. 252). Bettina schaltete frei mit dem Stoffe, sie ließ fort, setzte zu, veränderte die Reihenfolge der Stücke. Später vergaß sie ihr eigenes Verfahren. Sie glaubte, die volle Wahrheit gegeben zu haben. „So wenig — bemerkt Hermann Grimm — war sie sich in Betreff Goethe's eines Unrechtes bewußt, daß sie mir damals, als Lewes' Angriffe kamen, die Briefe selbst auf einen Nachmittag, unter ihren Augen, überlieferte, um mich zu überzeugen, wie grundlos diese Beschuldigungen seien. Damals konnte ich einen Theil meines Exemplares danach collationiren. Seitdem sind sie mir nicht wieder zugänglich gewesen.“ Auf Hermann Grimm's Collationen beruht Herrn von Loeper's Veröffentlichung. Sie erscheint nur als ein Anhang zu Goethe's Briefen an Sophie La Roche; auf Erläuterungen hat der Herausgeber in dieser Partie seines Buches verzichtet.

Dagegen bietet er uns zwei ganz unbekannte oder so gut wie unbekannte Werke aus Goethe's Jugend, welche in die Zeit des persönlichen und brieflichen Verkehrs mit Frau von La Roche fallen.

Das eine gehört in den Sommer 1774, in Goethe's damalige Rheinreise. Wir erfahren bestimmt (S. 54), daß das kleine charakteristische Drama „Künstlers Erdwallen“ zu Ems am 17. Juli 1774 vollendet wurde. Goethe stellt darin, wie man sich erinnern wird, die irdischen Leiden eines Künstlers, Selbstnoth, Kindergeschrei, hochnäsige Kunden, Remmer und Gönner, er stellt sie in rührenden Contrast zu dem inneren Seelenleben des Künstlers, welcher die Venus Urania malt und ihr einen schmerzlich beglückenden Cultus weiht:

Meine Göttin, deiner Gegenwart Blic
 Ueberdrängt mich wie erstes Jugendglück,
 Der ich in Seel' und Sinn, himmlische Gestalt,
 Dich umfaß' mit Bräutigams Gewalt.

Das kleine Drama erschien noch 1774 mit anderen unter dem Titel: „Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel.“ Aber in der ersten Gesamtausgabe von Goethe's Schriften hat es ein Gegenstück, eine Art Fortsetzung erhalten: „Künstlers Apotheose“, welche im September 1788 vollendet wurde. Wir befinden uns in einer Gemäldegalerie, sehen einen copirenden Schüler und den belehrenden Meister, der Schüler hat sich jenen alten Maler zum Vorbild erkoren, und siehe da! ein neues Bild, ein Meisterwerk des einst so bitter mit Lebensmühsal ringenden Künstlers, eben jene Venus Urania, wird gebracht, für die Galerie erworben, der Fürst, der Meister, Schüler und Liebhaber ergehen sich in Bewunderung: oben aber erscheint die Muse mit dem Geiste des Malers und zeigt ihm den Schauplatz seiner Ehre:

So wirkt mit Macht der eble Mann
 Jahrhunderte auf Seinesgleichen;
 Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
 Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
 Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
 Und ist so wirksam, als er lebte;
 Die gute That, das schöne Wort,
 Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
 So lebst auch du durch ungemess'ne Zeit;
 Genieße der Unsterblichkeit! —

Herr von Zoepfer zeigt nun, daß auch diese kleine bedeutungsvolle Scene eine Conception aus Goethe's Jugend ist. Unmittelbar nach Vollendung des Erdwallens, am 18. Juli 1774, „auf dem Wasser, gegen Neuwied“ entstand ein Dialog von 25 Versen, welcher den Keim zur Apotheose enthält: „Künstlers Vergötterung.“

Auch hier eine Gemäldegalerie. Aber das Motiv ist einfacher: schon hängt das Bild der Venus Urania da, und ein junger Maler will es copiren. Wie im Anfang des späteren Stückes, so steht er auch hier von seiner Arbeit ab und bekennet sich unsähig, „diese Fälle, dieses unendliche Leben mit dürftigen Strichen wieder zu geben“. Der Meister wünscht ihm Glück, daß er sich klein fühlt vor dem Großen; und der Jünger gibt, wie in der Apotheose, lebhaften persönlichen Enthusiasmus für den Schöpfer jener Venus Urania kund: „Ganz, heil'ger Genius verfinke ich vor dir... O warum sah ich sein Angesicht, Hört' seiner Lippe Rede nicht.“ Der Meister hat den Künstler noch gekannt:

Ich war noch jung, er nahte schon
 Dem Grabe. Ich werd' ihn nie vergessen.
 Wie oft hab' ich zitternd vor ihm da gesessen,
 Voll von heißem Verlangen
 Jedes Wort von seinen Lippen zu fangen
 Und, wenn er schwieg, an seinem Auge gehangen. —

Das zweite Goethe'sche Jugendwerk, das uns Herr von Zoepfer zum ersten Male vollständig mittheilt, ist die Uebersetzung des Hohen Liedes, welche Goethe im October

1775 entwarf. „Ich hab' das Hohelied Salomonis übersezt,“ — schreibt er an Merck um den 10. October des genannten Jahres, — „welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat.“

In der That ist das Ganze hier in Abschnitte eingetheilt, welche offenbar selbständige Lieder bedeuten sollen; und darin beruht das Hauptinteresse der Arbeit, daß Goethe mit dichterischem Sinn eine Reihe von lyrischen Einheiten hinstellt, durch welche der wohlbekannte Stoff einen neuen Reiz gewinnt. Auch Herder, um Anderer zu geschweigen, hat 1778 jenes Buch des Alten Testaments als „Lieder der Liebe“ übersezt und erläutert.

Auf zwei der Goethe'schen Abschnitte, die sich unmittelbar an einander anschließen, will ich hier noch besonders hinweisen, um eine Vermuthung daran zu knüpfen.

In dem einen wird das Mädchen des Nachts erweckt durch den Geliebten. Sie steht auf, um ihm zu öffnen. „Ich öffnete meinem Freund, aber er war weggeschlichen, hingegangen. Auf seine Stimme kam ich hervor; ich suchte ihn und fand ihn nicht; rief ihn, er antwortet' nicht. Mich trafen die umgehenden Wächter der Stadt. Schlügen mich, verwundeten mich, nahmen mir den Schleier, die Wächter der Mauern.“ Und in dem folgenden Abschnitt oder Lied heißt es: „Ich beschwöre euch, Töchter Jerusalems, findet ihr meinen Freund, wollt ihr ihm sagen, daß ich für Liebe krank bin.“ Dem klagenden Mädchen erwidern die Angerufenen: „Was ist dein Freund vor andern Freunden, du Zierde der Weiber, was ist dein Freund vor andern Freunden, daß du uns so beschwörest?“ Sie antwortet: „Mein Freund ist weiß und roth, auserkoren unter viel Tausenden. Sein Haupt das reinste Gold, seine Haarlocken schwarz wie ein Kabe“, u. s. w.

Da Goethe zu derselben Zeit, wo er diese althebräischen Liebeslieder übersezte, in den Wochen vor seinem Aufbruche nach Weimar, auch am Egmont arbeitete, so darf ich wol an die Situation zu Anfang des fünften Aufzuges erinnern. Es findet sich eine Reihe von Motiven darin wieder. Märchen, die ihren Helden so oft bei sich eingelassen, sucht ihn jetzt vergebens, sie stürzt durch die Straßen, mit dem Hinweis auf Alba's herantommende Wache sucht man sie nach Hause zu scheuchen. Sie beschwört die Würger um Egmont's willen; diese aber wollen Nichts wissen von dem, dessen Preis sie laut verkündet.

Wer die Geschichte poetischer Motive verfolgen mag, wird die Uebereinstimmung gerne wahrnehmen und nicht zweifeln, daß hier ein Zusammenhang obwaltet.

Mit dem Ende von Goethe's Frankfurter Aufenthalt erreichten auch ungefähr die Briefe an Sophie La Roche ihr Ende. Nur einmal hat er ihr noch aus Weimar geschrieben, einen Empfehlungsbrief für Knebel vom 1. September 1780, der ein Bild des eigenen Zustandes mit den Worten gibt: „Uebrigens leben wir so gut, als in irgend einer Zeitlichkeit möglich ist, und ich bin wie immer der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte.“

In Goethe's Briefen ist immer Kraft, Verbheit, Kürze, Vorwärtsstreben, eine Menge Thatfachen und dazwischen weite Ausblicke, höherer Schwung, tiefes Gefühl. Die Mannigfaltigkeit, der Reichtum, das Umfassende, Ahnungsvolle, das die Größe von Kunstwerken ausmacht, gibt jedem flüchtigen Blicke von seiner Hand einen ungewöhnlichen Charakter.

Hätten wir Sophiens Antworten, so würden sie ohne Zweifel durch ihren Contrast eine angenehme, neue Nuance des Verkehrs zeigen. Das Zarte, Weiche, Gefühlvolle würde ziemlich ausschließlich herrschen, der Georg Jacobi'sche Ton, der uns aus ihren anderen Briefen so wohl bekannt ist. Ich möchte diesem idyllischen Lyriker selbst hier noch das letzte Wort geben, weil er einen Blick auf das Haus verflattet, in welchem Goethe, 1772 von Weklar kommend, sich so wohl fühlte. Georg Jacobi schreibt in einem ungedruckten Brief aus Bollheim, 21. Juli 1772, der sich im Uebrigen von selbst erklärt:

„Nach meinem Abschiede von Ihnen, beste Sophie, von unserem würdigen La

Rosche und von Allem, was Ihnen Beiden zugehört, konnt' ich nirgends besser hinflüchten, als an diesen Ort, wo ich seit gestern Mittag eine mir selbst unbegreifliche Ruhe empfinde. Die Gegend ist um mich herum schön und abwechselnd. Kleine Wälder, Wiesen mit Pappeln umpflanzt, Wasser, Acker und, in einiger Entfernung, Bauerhäuser, von denen nicht das mindeste Geräusch zu mir herüber kommt. Alles in meiner Nachbarschaft ist still; die niedrigen Bauerhäuser lassen mich genügsame Zufriedenheit in ihrem Kämmerchen vermuthen; und die Bäume stehen so ruhig da; die Sonne scheint so friedfertig auf die Wiese, daß jede heftigere Bewegung der Seele schweigen muß.

„Noch immer fühl' ich den letzten Coblenger Abend. Sophie und ihre Familie sind nicht hier! Das Gärtchen hinter Ihrem Hause, mit den gestorbenen Maiglöckchen und den neuen aufblühenden Blumen, seh' ich noch immer vor mir und die Stufen des Gartenhauses, worauf ich so manchen Abend mich lagerte, und die Fenster, aus welchen ich den Rhein betrachtete — Ach! meine Freundin! — Indessen wird meine Traurigkeit immer stiller. Es ist ein Abendgewölk, dem der aufgehende Mond einiges Licht mittheilt.

„Dies ist Alles, was ich jetzt von so vielen Dingen, die in meiner Seele herum schweben und sich vordrängen wollen, sagen kann. Das Uebrige nächstens. Es liegt mir daran, daß ich Ihnen nichts von meinen Empfindungen schuldig bleibe.

„Nun, beste Sophie, lassen Sie mich Ihre Hand küssen und Ihnen stillschweigend für alles das Gute und Schöne danken, was Sie mit einer so freundlichen Miene in Ihrem Hause mir anboten. Insonderheit danke ich Ihnen für jedes edle Gefühl, das Sie in meinem Herzen aufweckten. Bei den seligsten Augenblicken, in welchen ich Sie lächeln oder weinen sah und es zu sehen verdiente, schwöre ich Ihnen, daß Nichts für mich verloren sein soll. Glauben Sie gewiß — doch keine Versicherungen! Sie haben mich Ihren Freund genannt, und so sollen Sie mich auch dann noch nennen, wenn ich einmal Ihrem Bräutler Sophiens Thränen über seinen Tod erzählen werde.

„Für Ihre Max werden Sie mit erster Post einen Brief von mir bekommen. Leben Sie wohl, liebste Sophie, bis ich mich weitläufiger mit Ihnen unterreden kann. Auf meinen Wiesen, unter diesen Bäumen will ich Ihr Andenken segnen, und das Andenken an Alles, was Ihren Namen hat, soll mir heilig sein. Geben Sie dafür einen freundschaftlichen segnenden Blick zurück Ihrem ehrlichen Georg.“

Wilhelm Scherer.

Thayer's Beethoven.

Ludwig van Beethoven's Leben. Von Alexander Wheelock Thayer. Nach dem Original-Manuscript deutsch bearbeitet. Dritter Band. Berlin, W. Weber. 1879.

Die Veröffentlichung der beiden ersten Bände dieser ausgezeichneten Arbeit fällt in eine Zeit, in welcher die „Deutsche Rundschau“ noch nicht in's Leben getreten war. Der erste Band erschien 1866, der zweite 1872. Im Jahre 1864 zeigte der Verfasser den ersten Anfang seines Werkes, eine Geschichte von Beethoven's Bonner Lebensperiode, Otto Fahn und G. Deiters in Bonn. Eingeleitet war sie durch eine ziemlich umfangreiche Abhandlung über Musik und Musiker in Bonn von 1689—1784. Das Interesse, welches zwei so vortreffliche Männer an Thayer's Werk nahmen, hatte zur nächsten Folge, daß Deiters sich zu einer Uebertragung des Manuscriptes in's Deutsche bereit finden ließ. Es liegt hier der seltene Fall vor, daß ein Buch eher in der Uebersetzung als in der Originalsprache erschienen

ist. In Amerika ist es nicht allgemein üblich, ein Werk handweise herauszugeben, und da der Verfasser bei der großen Arbeit, die ihm zu thun noch übrig blieb, nicht auf den Vortheil verzichten wollte, von aufmerksamen Lesern um manches Factum bereichert zu werden, oder, wie er sich bescheiden ausdrückt, von ihnen manche Verbesserung zu erfahren, so entschloß er sich, mit dem ersten Bande allein vorzugehen.

Um den Mann und sein Ziel zu kennzeichnen, führe ich folgende Stelle aus der Zuschrift des Verfassers an den Uebersetzer im ersten Bande an. „Mit Ausnahme dessen, was ich den Notizen von Wegeler und Ries, sowie den Arbeiten von Schindler verdanke, kann dieser Band als die Frucht eigener persönlicher Nachforschungen bezeichnet werden, welche dießseits des Oceans schon im Sommer 1849 in Bonn begannen und seitdem in allen Hauptstädten Deutschlands und Oesterreichs und in ziemlicher Ausdehnung auch in England fortgesetzt wurden. Selbst Holland, Belgien, Frankreich und mein eigenes Vaterland haben einigen Stoff zu diesem oder den folgenden Bänden geliefert. Ich habe demnach keinen Beruf, an den Werken Anderer irgend eine Kritik zu üben; ein jedes muß stehen oder fallen nach seinem eigenen Verdienste. Was ich im Stande war zusammenzubringen in Bezug auf die in diesem Bande umfaßte Periode, ist in möglichst einfacher Erzählung dargestellt; ich verfechte keine Theorien und heule keine Vorurtheile, mein einziger Gesichtspunkt ist die Wahrheit. Der Band ist der persönlichen Geschichte Beethoven's, des Menschen, und solchen beigelegten persönlichen, musikhistorischen, socialen und politischen Skizzen gewidmet, welche zur Erläuterung der Zeiten und Eindrücke dienlich schienen, unter denen er aufwuchs und sein Genie sich entwickelte. Ich habe der Versuchung widerstanden, den Charakter seiner Werke zu besprechen und eine solche Besprechung zur Grundlage historischer Speculationen zu machen; ich zog es vor, solche Erörterungen denen zu überlassen, welche mehr Geschmack für dieselben haben. Beethoven der Componist scheint mir durch seine Werke hinlänglich bekannt zu sein; in dieser Voraussetzung wurde von mir die lange und ermüdende Arbeit so mancher Jahre Beethoven dem Menschen gewidmet.“

So schlicht wie diese Worte, ist das Buch. Nirgends auch nur ein Ansaß zur Phraße; nirgends, was der Engländer „fine writing“ nennt. Was hier vom ersten Bande gesagt ist, gilt auch für die späteren: sie beschäftigen sich wesentlich mit Beethoven's persönlichem Leben, mit seinem künstlerischen nur insofern, als die Kunst der Hauptinhalt desselben war. Das Versprechen, keinerlei Kritik an den Werken Anderer zu üben, hat Thayer nicht ganz gehalten. Er übt diese Kritik einige Mal, weil er sie üben mußte, wenn auch erweislich ohne die geringste Vorliebe für polemische Wunderthaten. Den Aesthetiker zu spielen, hat er grundsätzlich abgelehnt, und mit geringen Ausnahmen diesen Willen auch durchgeführt. Ich bedauere dies nicht nur aus dem Grunde, weil uns dadurch viel verloren gegangen ist, sondern auch, weil ich es nicht ganz natürlich finde. Die Entstehungsgeschichte einer Beethoven'schen Sinfonie erzählen, ohne die geringste Confession des eigenen Geschmacks an ihr, das setzt eine sachliche Kaltblütigkeit voraus, die für uns etwas Fremdes hat. Ich glaube, dies ist der Amerikaner in Thayer. Hinzufügen muß ich, daß aus einzelnen zerstreuten Bemerkungen, die immer auf den kleinsten Raum beschränkt werden, mit Sicherheit hervorgeht, daß er von Beethoven'scher Musik mehr versteht, als alle Diejenigen, welche vor ihm darüber geschrieben haben.

Es ist kein behagliches Gefühl für uns Deutsche, daß ein Mann anderen Stammes von jenseit des Oceans kommen mußte, um uns ein solches Buch über Beethoven zu schreiben. Aller internationale Weltfönn reicht hier nicht aus, ein Gefühl der Beschämung in uns niederzuhalten. Wir haben eine so empfindliche Erfahrung schon einmal beim Erscheinen der Lewes'schen Goethebiographie gemacht. Ließt man das Thayer'sche Buch, so erstaunt man zunächst, wie es möglich sein konnte, daß ein im Jahre 1827 abgeschlossenes Leben eines der größten Männer so arm an actengemäßen Belegen sein konnte, während über Goethe, der nur fünf Jahre später starb, bis in die kleinsten Einzelheiten seines Daseins eine solche Fülle

von Material vorliegt. Nun wird man sagen, ein Dichter schreibt in seinen Werken schon ein Stück Biographie; jedenfalls mehr, als ein Musiker. Bei Goethe liegt außerdem ein großes Stück eigener Lebensbeschreibung vor. Aber dieses Alles würde noch nicht erklären, warum man sich heute noch streitet, ob der berühmte Brief Beethoven's „Du leidest, du mein theuerstes Wesen“ an die Gräfin Guicciardi oder an Therese Malfatti, oder endlich an keine von beiden gerichtet ist. Ich sehe den Grund der Dunkelheit in Beethoven's Leben in zwei anderen Dingen. Beethoven war kein Brieffschreiber wie Goethe, er schrieb wol gelegentlich gern, namentlich wenn er humoristisch angeregt war, aber er war kein regelmäßiger Brieffschreiber. Außerdem war sein Leben, so viel Ruhm ihm auch früh zu Theil geworden ist, und so viel Berührungen er auch mit der österreichischen Aristokratie und mit Künstlern aller Art hatte, ein vorherrschend einsames. Andauerndes, vertieftes Arbeiten, Schwerhörigkeit und daraus entstehendes Mißtrauen, widerwärtige Enttäuschungen bald allgemein menschlicher, bald künstlerischer Art, die er erfahren oder erfahren zu haben vermeinte, schlossen ihn gegen die Welt ab. Nur so erklärt es sich, daß man über ein Werk wie die B-dur-Sinfonie, ein Werk aus der höchsten Blüthezeit seines Schaffens, nicht viel mehr weiß, als daß es 1806 geschrieben ist, und zwar, indem Beethoven seine Studien zur C-moll-Sinfonie ihm zu Liebe unterbrach.

In Thayer vereinigt sich der Verstand des Gelehrten mit dem des Advocaten. Man muß es beobachten, wie er eine Thatsache ermittelt, mit welchem Scharfzinn er aus dem Vorhandensein zweier beglaubigten Vorgänge auf einen dritten schließt, wie nüchtern er sich das Unzureichende einer Begründung eingesteht, an der ihm vielleicht viel gelegen ist. Eine Eingenommenheit für den Gegenstand seiner Untersuchung kennt er nicht. Wo Beethoven im Unrecht, wo er — wie in seinem Verhältniß zu Mälzel und zu seinem Bruder Karl — selbst zu tadeln ist: Thayer bekennet es unumwunden, und man muß ihn genauer kennen, um zu wissen, wie ihm das Herz dabei bricht. Es ist eine Wahrhaftigkeit ohne Gleichen in ihm. Wäre es denkbar, daß alle Quellen, aus denen er schöpfte, sich als irrig erwiesen, mit dem Muth eines Helden würde er sein Buch verleugnen. Wenn man erwägt, mit welcher Schwermüdigkeit Schriftsteller einen Irrthum zu bekennen pflegen, mit welchem Aufwand trügerischer Auslegungen sie einen unhaltbaren Ausspruch zu verteidigen suchen, so erscheint eine Bereitwilligkeit, sich auf Kosten des eigenen Ansehens zu verbessern, als wahre Größe. Ich will hier statt vieler nur eine Probe von der Unfähigkeit Thayer's geben auch nur das Geringste zurückzuhalten, was einer von ihm aufgestellten Hypothese nachtheilig sein könnte. Beethoven, der überhaupt nicht ohne starke Empfindungen für das andere Geschlecht war, hat während einer Reihe von Jahren eine leidenschaftliche Liebe im Herzen getragen, als deren Ziel er sich die Ehe geträumt hatte. Jener oben angeführte Brief ist der einzig erhaltene aus dieser Liebescorrespondenz. Man hat die Gräfin Guicciardi, die spätere Gräfin Gallenberg, bisher allgemein als den Gegenstand dieser Liebe bezeichnet, bis neuerdings ein durch seine Vielschreiberei hinreichend bekannter musikalischer Schriftsteller an ihre Stelle die kaum vierzehnjährige Therese Malfatti zu setzen versucht hat. Thayer zeigt nun durch eine sehr gründliche Nachforschung, daß beide Annahmen hinfällig seien. Das Geheimniß, welches den Namen der von Beethoven Verehrten umschwebt, ist streng gewahrt worden; alle Vermuthungen sprechen aber dafür, daß sie eine Gräfin Brunswid gewesen sei. Thayer gibt dies Resultat seiner Untersuchungen mit der ihm eigenen Vorsicht und Bescheidenheit. Alles, was er zu erklären sich für berechtigt hält, ist, daß der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit für seine Annahme spräche. In einem Anhang zum dritten Bande macht er dann folgende Bemerkung: „die Aufrichtigkeit fordert von uns die Mittheilung, daß Graf Géza, der Sohn von Beethoven's Freund Brunswid, damals der entschiedenen Meinung gewesen sei, jener Liebesbrief sei nicht an seine Tante, Gräfin Therese, sondern höchst wahrscheinlich an die Guicciardi gerichtet gewesen.“ Ich finde dies charakteristisch für den Mann. Ein Liebesverhältniß wird so geheim gehalten, daß es noch heute eines bedeutenden

Scharffinn's bedarf, um nicht daran zu zweifeln. Ein Neffe der bewußten Dame, also ein an der Geheimhaltung nahe Betheiliger, sucht den Verdacht von seiner Tante auf eine andere Frau zu lenken. Ich bin überzeugt, daß dieser Gegenbeweis Thayer denselben unbedeutenden Eindruck macht, wie mir; aber er kann es nicht unterlassen, ihn in die Acten des Segners aufzunehmen.

Der dritte Band umfaßt die Jahre 1807 bis 1816. Es fallen in diese Dekade die Overture zu Collin's „Coriolan“, die C-dur-Messe, die Sinfonien in B-dur, C-moll, A-dur, F-dur und die Pastoralsonnie, die Chorfantasie, die beiden Trio's op. 70, die Egmontmusik, das B-dur-Trio op. 97, das Es-dur-Concert, das Harfenquartett und das Quartett in F-moll, die Namensfeieroverture op. 115, die Leonoren-overture, welche ursprünglich die Opuszahl op. 138 trug (wir nennen sie jetzt die erste Leonoren-overture), die Violinsonate op. 96, die Cellosonate in A-dur, die schottischen Lieder, der Biedererzyclus an die ferne Geliebte, die beiden Cellosonaten op. 102, die zweite Bearbeitung des Fidelio, die zur Abreise und Wiederkehr des Erzherzogs Rudolfs geschriebene Sonate „L'adieu, l'absence et le retour“, sowie die drei Clavier-sonaten in Fis-dur, E-moll und A-dur (op. 101). Ich habe hier nur die ganz bedeutenden Werke angeführt und von solchen, wie die „Ruinen von Athen“ und „Meeresstille“ nichts erwähnt. Wir sehen hier eine Vollkraft des schöpferischen Vermögens vor uns, wie sie in dem Leben eines Musikers niemals dagewesen ist. Das Quantum der Arbeiten wird noch erstaunlicher, wenn man bedenkt, mit welcher Kritik und mit welchem Maaß von Unzufriedenheit an dem Erreichten Beethoven zu componiren pflegte. Jeder zweite Entwurf — und wo wäre er je mit einem ersten zufrieden gewesen — war eine höhere Entwicklungsstufe des ersten. Man darf die Vermuthung aussprechen, daß in diesen Jahren die Kopfsarbeit bei Beethoven nur ausnahmsweise gestarrt hat, daß mit dem Weglegen der Notenseder das Denken nicht endigte, sondern nur in einer anderen Form vor sich ging. In seinen Skizzenbüchern erscheint das phänomenartige Auftreten neuer Gedanken und Combinationen mit dem handschriftlichen Ausdruck der Offenbarung. Das tiefe Versenken in seine innere Welt wird für mich durch ein kleines, aber erschütternd anschauliches Bild festgehalten. Bei der Wiederaufnahme des Fidelio hatte Beethoven, wie Treitschke, der Verfasser des Textes, erzählt, eine neue Overture versprochen. Mit seinem Freunde Bertolini hatte er im „römischen Kaiser“ zu Mittag gespeist. Nach dem Essen nahm er eine Speiselatte, zog Linien auf der Rückseite und fing zu schreiben an. Auf diese Weise vollendete er die ganze Skizze. „Am Morgen der Aufführung“, erzählt Treitschke, „bestellte man das Orchester zur Probe. Beethoven kam nicht. Nach langem Warten fuhr ich zu ihm, ihn abzuholen, aber — er lag im Bette, fest schlafend; neben ihm stand ein Becher mit Wein und Zwieback darin, die Bogen der Overture waren über das Bett und die Erde gestreut. Ein ganz ausgebranntes Licht bezeugte, daß er tief in die Nacht gearbeitet hatte.“ Ist dies nicht der ganze Mann? Die Kerze muß herunter brennen und der Arm erlahmen, ehe er rastet.

Im vierten Capitel findet sich eine wichtige Untersuchung über den Charakter Beethoven's. Thayer stellt eine allgemein angenommene Neigung zu Trübsinn und Melancholie als Grundzug desselben in Abrede. Uebertriebene Berichte von Niedergeschlagenheit im letzten Drittel seines Lebens, wo das Gehörleiden freilich dazu auf-forderte, in Verbindung mit einzelnen Ausbrüchen der Verzweiflung aus früheren Jahren (das Testament aus dem Jahre 1802), haben zu falschen Vorstellungen von der Natur seines Gemüthes geführt. Beethoven war ein Mann von ungewöhnlicher Energie. „Kraft“, schreibt er einmal, „ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige.“ Wer das schreibt, der läßt sich von den düsteren Gewalten des Herzens nicht leicht unterjochen. Aber er war eine Natur, bei der Alles einen heftigen Ausdruck annahm, Hoffnung wie Verzweiflung, und seine Musik war ebenso. Wer auf den dunklen Ausgang im Scherzo der C-moll-Sinfonie solch' berausende, alle Geisteslust entseßende Freude folgen lassen konnte,

der ist wie alle bedeutenden Menschen kein gemeiner Melancholiker oder Sanguiniker, sondern ein Mann, dessen Temperament gerade auf der Scheide zwischen beiden steht. In solchem Geist berühren sich wie in gewissen Erdstrichen Licht und Finsterniß. In ihm dämmert es nie; es ist heller Tag oder dunkle Nacht. Wenn man die Beethoven'schen Briefe der verschiedenen Perioden liest, ich nehme die letzte aus, so findet man überall diesen unvermittelten Gegensatz, wenn auch nicht in der wundervollen Pracht seiner Tonwerke, denn im Schreiben war er unbeholfen, und ohne die neckische Anmuth, welche Mozart's Briefe so liebenswürdig macht. Mitunter aber ist er in seiner Ausdrucksweise sehr charakteristisch; so in einem Briefe an den Edinburgher Verleger Thomson, mit dem er über die Composition der schottischen Lieder unterhandelte. Der Brief ist in französischer Sprache abgefaßt und von Beethoven nur unterschrieben. Man darf also annehmen, daß er ihn deutsch geschrieben hat. Die Stelle, aus dem schlechten Französisch ins Deutsche zurückübersetzt, lautet etwa so: „Wenn Ihnen Herr Kozeluch (ein ziemlich unbedeutender Zeitgenosse des großen Mannes) jedes Lied mit Begleitung zu zwei Pfund Sterling anbietet, so wünsche ich Ihnen Glück dazu, vorausgesetzt, daß Sie Geschmack daran finden. Ich schätze mich in diesem Genre noch einmal so hoch als Herr Kozeluch (*Miserabilis*) und hoffe, daß Sie Unterscheidungsvermögen genug besitzen werden, um mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ Selbstgefühl und Schmeide besaß Beethoven in hohem Grade. An Treitschke schreibt er einmal: „Heute sprach ich den Ober-Bassisten des österreichischen Kaiserthums voll Begeisterung für eine neue Oper von — Siroweh! Mir lachte das Herz für die neue Künstlerbahn, welche uns dieses Werk eröffnen wird.“ Einem jungen Mann, Namens Galm, den Beethoven auf einige Incorrecetheiten in seinen Compositionen aufmerksam gemacht und der ihm darauf erwidert hatte, „er, Beethoven, habe sich auch Manches gegen die Regel erlaubt“, gab er die classische Antwort: „ich darf das; Sie nicht.“ Einem anderen Jüngling, der sich vor ihm hatte hören lassen, rief er die vernichtenden Worte zu: „Sie müssen noch lange spielen, ehe Sie einsehen lernen, daß Sie nichts können.“

Ueber Beethoven's Popularität hat mir Karl Czerny in Wien im Jahre 1847 erzählt, daß „jeder Schusterjunge ihn auf der Straße erkannte“. Aus demselben Munde erfuhr Thayer folgende hübsche Geschichte. Nach der Aufführung der A-dur-Sinfonie ging Beethoven einmal am Rahlenberge spazieren, begegnete dort Mädchen, welche Kirichen feil hielten, und fragte eine derselben nach dem Preise. „Von Ihnen nehmen wir gar nichts. Wir haben Sie wol gesehen im Rebutensaal, als wir die schöne Musik von Ihnen hörten.“ Beethoven selbst soll dies Czerny erzählt haben. Ich kann es nur glauben, wenn ich annehme, daß es in Oesterreich eine besondere Gattung von Obstverkäuferinnen gegeben hat, welche Beethoven'sche Musik in Concertsälen hörten. Den alten Czerny, an dessen Glaubwürdigkeit übrigens nicht im Geringsten zu zweifeln ist, kann ich nicht verlassen, ohne noch Folgendes von ihm mitzutheilen. Oft sprach er mir von Tempi, welche Beethoven in diesem oder jenem Sonatensatz genommen hätte. Auf meine Frage, wie es überhaupt mit seinem Clavierpiel bestellt gewesen wäre, erwiderte er: „Beethoven hat in seiner Jugend eine erhebliche Technik besessen, die sich im Alter jedoch bei nachlassender Übung verlor. Wenn er in späteren Jahren etwas von sich spielte, so versagte die linke Hand bei schwierigen Passagen oft ihren Dienst. Alsdann hob er sie vom Clavier hoch empor, suchte, während er mit der rechten Hand weiter spielte, in der Luft umher und stieß eine Art kleinen Geheuls aus, welches die fehlende Passage ersetzen sollte.“

In diesen Band fällt auch die Beziehung Beethoven's zu Bettina und sein Briefwechsel mit ihr. Dies ist nun der einzige Punkt, in welchem ich nicht Thayer's Meinung bin, sondern mich der von Deiters anschließe. An die Echtheit des dritten Briefes scheint Thayer selbst nicht recht zu glauben. Ist nun aber der eine nicht echt, warum sollen es die beiden anderen sein? Aus sämmtlichen Briefen Beethoven's ist mir kein Beispiel einer ähnlichen schriftstellerischen Hingebung von seiner Seite be-

kannt. Könnte man bei Bettina's phantastischer Art nicht annehmen, daß diese Briefe, als sie sie veröffentlichte, von ihr überschrieben worden seien? Wo, frage ich, sind die Originale dieser drei Briefe geblieben? Es ist nicht denkbar, daß Documente von solcher Wichtigkeit verloren gehen konnten. Waren sie aber nicht verloren, wie war es möglich, daß sie Thayer, als er Bettina's Bekanntschaft machte, vorenthalten wurden? Einem Mann von seinem Ernst und seiner Lauterkeit wird man doch nicht den Einblick in Schriftkiste verweigern, die kennen zu lernen er das überall anerkannte gute Recht des Forschers hatte? Nur wenn Moriz Carrière die von Gudw. Kohl im Gespräch ihm mitgetheilte Versicherung, „die drei Briefe an Bettina wären echt, er selbst habe dieselben im Jahre 1839 bei Bettina v. Arnim gesehen, mit höchstem Interesse aufmerksam gelesen, auf ihre Veröffentlichung gedrungen, und später im Abdruck derselben durchaus nichts von Aenderungen im Text wahrgenommen“, öffentlich beglaubigen würde, könnte mein Zweifel an ihrem authentischen Wortlaut erschüttert werden.

Es bleibt mir noch übrig, ein paar Worte über Thayer's biographische Methode zu sagen. Man kann die Geschichte eines Mannes auf zweierlei Art erzählen, indem man den Nachdruck mehr auf das zeitlich Consecutive oder das Stoffliche legt. Beide Methoden haben ihre Vorzüge und Gefahren. Erzähle ich die Begebenheiten und Zustände eines Lebens, wie sie sich zeitlich vor mir abspielen, mit dem wesentlichen Zweck, neben der Wahrheit derselben diese ihre zeitliche Folge zu ermitteln, so gebe ich mehr eine chronologisch geordnete Quellsammlung als eine Biographie. Dieser Gefahr ist Thayer nicht ganz entgangen; man muß jedoch hinzufügen, sie war in diesem Stadium der Arbeit nicht zu vermeiden. Auch der theilnehmendste Leser wird sich eines Gefühls von Unruhe und Bunttheit in der Darstellungsweise des Verfassers nicht erwehren können; denkt er aber tiefer nach, so wird er sich sagen, daß die künstlerische Abrundung, nach der ihn verlangt, ganz außerhalb des Plans dieses Buches in seiner jetzigen ersten Erscheinung lag. Hoffen wir, daß es dem trefflichen Manne vergönnt sein werde, sein Werk nicht nur zu vollenden, sondern es einst, wenn die Fülle des Erworbenen ihm den Frieden der Muße bescheert haben wird, noch in schönerer, ruhig gegliederter Form zu bringen.

Louis Ehler.

2. **Altindisches Leben.** Die Cultur der vedischen Arier dargestellt von Heinrich Zimmer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1879.

„Eine vom vierten internationalen Orientalistencongreß in Florenz gekrönte Preisschrift“, wie der Titel angibt. Die Krönung war voll auf verdient. Wir haben es mit einer wissenschaftlichen Leistung ersten Ranges zu thun, welche weit über den engen Kreis der Sanskritisten hinaus Aufmerksamkeit erregen wird. Die Fieber des Veda sind die ältesten geistigen Erzeugnisse irgend eines indogermanischen Volkes; jede Geschichte der Literatur und Religion muß aus ihnen hauptsächlich schöpfen, um den Ausgangspunkt, um die Ursprünge zu finden. Aber was von Literatur und Religion, das gilt auch von der gesammten Cultur, so weit in dem spezifisch Indischen die Spuren des einstigen Indogermanischen unverwischt dauern. Hierüber jedoch geben die Fieber nur selten directe Kunde. Das Meiste muß ihnen durch Combination, durch sorgfältige Beachtung dessen, was ihr realistisch-anschaulicher Stil aus dem umgebenden Leben zufällig mittheilt, abgewonnen werden. Nur eine wahre Vertiefung, ein an sonstigen besser bekannten ursprünglichen Zuständen geschulter Blick und eine kräftige Phantasie, die aus der Klaue den Löwen erkennt, vermag in das Dunkel zu bringen und aus zerstreuten Anspielungen der Dichter ein lebenswarmes, wenn auch oft lädenhaftes Bild zu gestalten. Alle die genannten Eigenschaften finden sich in dem Verfasser des vorliegenden Werkes zusammen. Seine kurze gelehrte und schriftstellerische Laufbahn, die er erst vor vier Jahren und schon als Student begann, war in ungewöhnlichem Grade reich an Erfolgen. Auf dem Gebiete der germanischen, keltischen und indischen Philologie sind ihm schöne Entdeckungen geglückt; und mit der gegenwärtigen Arbeit hat er sich eine unverlierbare Stelle in der indischen Alterthumswissenschaft erobert. Während das erste Buch Land, Klima, Producte, Völker und Stämme der ältesten Inder behandelt, führt uns das zweite und dritte Buch in diejenigen Materien, welche für die übrigen verwandten Völker von vergleichendem Standpunkt fast ebenso wichtig sind, wie für die Inder. Es werden Ansiedelung und Wohnung, Staat und Recht, Volkswirtschaft, Kleidung und Schmuck, Lebensmittel, Vergnügungen, Krieg, Familie und Eitelkeit, Kunst und Wissenschaft, Tod und Bestattung, endlich die Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode des Näheren erörtert. Principiell geht der Verfasser darauf aus, keine Stelle der altindischen Hymnen unbenutzt zu lassen, welche auf die Zustände des Volkes Licht werfen könnte, und er scheint diese absolute Vollständigkeit nahezu erreicht zu haben. Nächst den Veda-Hymnen dürfte keine Poesie indogermanischen Ursprungs und so tiefe Einblicke in ganz primitive Verhältnisse, in die äußerste Einfachheit des Lebens gestatten, wie die noch wenig bekannten altirischen Sagen. Hoffen wir, daß uns der Verfasser, der zu den Wenigen gehört, welche auch dort Beschreibungen, einß noch ein Bild irischer Urzustände entwerfe, welches viel farbenreicher ausgeführt werden kann und, zusammengenommen mit dem

gegenwärtigen Buche, ein Fundament für vergleichende Ethnologie herstellen würde, welches allen modernen Culturvölkern willkommen sein müßte als ein Spiegel ihrer eignen Anfänge.

3. **Sören Kierkegaard.** Ein literarisches Charakterbild. Von Georg Brandes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, J. A. Barth. 1879.

Ueber die glänzende literarhistorische Vergabung von Georg Brandes bedarf es den Lesern der „Rundschau“ gegenüber keines rühmenden Wortes. Er hat literarische Größen Englands, Frankreichs und Deutschlands behandelt; nicht alle mit gleichem Glück, aber alle mit derselben psychologischen Kunst, welche aus dem Leben des Autors seine Werke zu verstehen weiß, alle mit derselben stilistischen Kunst, welche nicht bloß der begrifflichen Schärfe, sondern auch des poetischen, phantasievollen Bildes mächtig ist. „Was ist uns Kierkegaard?“ So mag wol mancher Leser fragen, welcher das vorliegende Buch in die Hand nimmt. Wir erlauben uns, ihm zu antworten: daß wir die Frage für unberechtigt halten. Es ist ein weitverbreitetes Vorurtheil, literarhistorische Untersuchungen und Darstellungen nur über solche Schriftsteller gelten lassen zu wollen, deren Werke man kennt und an deren Werken man persönlichen Antheil nimmt. Die Literarhistorie wird dadurch zum Commentar herabgesetzt; sie soll nur zum Genusse der Kunstwerke anleiten oder den eignen Gefühlen, dem eignen Urtheile des Lesers eine größere Deutlichkeit verleihen. Als ob die Literatur nicht einer selbständigen historischen Behandlung gerade so fähig wäre, wie die Politik! Als ob es nicht Tausende von literarischen Producten gäbe, welche als Kunstwerke kaum in Betracht kommen, ihren Werth als Quellen der Geschichte des Geistes aber unvermindert behalten! Wir glauben nicht, daß Sören Kierkegaard, der dänische Sokrates des neunzehnten Jahrhunderts, je in Deutschland ein beliebter Schriftsteller oder einflußreicher Lehrer werden könnte. Die Partei, welche ihn vielleicht als den Irgenden begriffen und zur größeren Ehre Gottes als Bundesgenossen verherrlichen möchte, ist nicht die unsrige. Auch liegen dem Werke von Brandes alle propagandistischen Zwecke fern; die speciellen Freunde und Parteigenossen Kierkegaard's werden es eher als eine Verunglimpfung verhorresciren, denn als eine Verherrlichung willkommen heißen. In Wahrheit ist es weder das Eine noch das Andere. Es ist eine unbefangene psychologisch-literarische Studie, die sich vollkommen verstehen und genießen läßt, ohne daß man eine Zeile von Kierkegaard gelesen hat. Wie man sich freuen kann, die Bekanntheit eines berühmten und geistreichen Schriftstellers im Salon zu machen, ohne daß man sich um seine Schriften je kümmert zu haben braucht, so wird man aus dem gegenwärtigen Buche mit einem gewissen Staunen eine durchaus eigenartige Persönlichkeit sich entgegen treten sehen, deren gleichen es in der gesammten Literaturgeschichte nur Wenige gibt. Kierkegaard besitzt die Art von Originalität, welche in kleinen Städten groß wird. Solche besondere Pflanzen brauchen einen windstillen Winkel um zu gedeihen. Und Brandes sucht

jede Wurzel bloßzulegen und alle Elemente des Erbreiches chemisch aufzuscheiden, aus denen ihr Wachstum seine Kraft gezogen hat. Wir finden S. 207 die melancholischen Worte: „Es ward ihm klarer und klarer, daß es in einem kleinen Bosse nur möglich sei, ein einigermaßen menschenwürdiges und glückliches Dasein zu führen, wenn man so wenig wie möglich hervortrete.“ Aber das kleine Bosse, die abgelegene Literatur hat auch Vortheile für den, der ihr angehört. Wir glauben, daß ein Theil von Kierkegaard's Größe gerade aus dieser Quelle fließt; und es will uns scheinen, daß der Verfasser hier weniger genau motivirt, als sonst — vielleicht weil er selbst die Nachteile schärfer empfindet, als die Vortheile, welche uns, den außenstehenden Beobachtern, weit klarer sind. Wie wir öfters in kleinen deutschen Städten verwundert sind, eine gleichmäßige, nach allen Seiten hin antheilsvolle Bildung zu finden, wie sie in den großen Hauptstädten sehr selten ist: so sehen wir Georg Brandes mit den allgemeinen Strömungen der europäischen Literatur ohne Einseitigkeit so wohl vertraut, wie es sich mancher Deutsche wünschen möchte und vergeblich wünscht.

x. **Niklaus Manuel.** Herausgegeben von Dr. Jg to b B ä c h t o l b. Franensfeld, J. Huber. 1878. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Zweiter Band.)

Der erste Band dieser schweizerischen Bibliothek hatte die merkwürdige Stettlinger-Chronik gebracht. War diese von mehr localem Interesse, so schenkt uns der zweite Band einen Schriftsteller, welcher für die ganze deutsche Literatur von entschiedener Bedeutung ist. Der Herausgeber hat sich dadurch um die Geschichte des Drama's ein Verdienst erworben, welches man um so höher anschlagen muß, als für dieses Gebiet bisher wenig Antheil vorhanden war. In der That, schön sind die Dramen des sechzehnten Jahrhunderts selten. Aber wenn die Verfasser sich an nahegelegene Stoffe halten, die ihnen genau bekannt sind, so lassen sie in der Regel einen rücksichtslosen Realismus walten, der verwöhnte Ohren leicht verlegen wird, aber oft eine eminente Darstellungskraft bekundet und überall, wo es Satire gilt, von schlagender Wirkung ist. Unter den dramatischen Satirikern jener Zeit aber nimmt der Maler, Krieger, Staatsmann und Reformator Niklaus Manuel von Bern eine der ersten Stellen ein, und eine vollständige Ausgabe seiner äußerst selten gewordenen Werke muß hochwillkommen genannt werden. „Manuel“ — sagt Gottfried Keller — „wird mit Recht den vielseitigen Glanzgehaltn der Renaissance verglichen; wenn auch die Proportionen nicht so colossal sind, wie z. B. bei den großen Italienern, so ist doch das Ganze seines raschen, klugen und fruchtbaren Lebenswechsels um so merkwürdiger angethan, als man nicht weiß, wo er Alles das gelernt und hergeholt, was er getrieben hat.“ Der Herausgeber leistet in dem stattlichen Bande von CCXXIII und 467 Seiten Alles, was man verlangen kann. Mit einer kurzen Parallele zwischen Manuel und Gutten eröffnet er die Lebensbeschreibung; Manuel als Künstler wird von Professor S.

Bögelin geschildert; die einzelnen literarischen Werke erhalten ihre Charakteristik, und der Herausgeber schreibt einen so gemachten Stil, wie er unter den Philologen nicht häufig gefunden wird. Alle diese Werke sind zugleich Denkmale der Reformation, und wer ihren literarischen Werth gering achtet, der muß sie wenigstens als Glieder einer großen volksthümlichen Agitation gegen Papst und Ablass und religiöse Unfreiheit mit theilnahmevollem Auge betrachten. Ein Glossar erleichtert das Verständniß. Die Ausstattung ist glänzend.

K. **Goethe und Charlotte von Stein.** Von Edmund Höfer. Stuttgart, Carl Krabbe. 1878.

In der Auffassung von Goethe's Verhältniß zu Charlotte v. Stein stehen bekanntlich zwei Richtungen sich gegenüber. Die eine, wir möchten sie die idealistische nennen, verehrt in der geistreichen und liebenswürdigen Gattin des Hofmarschalls von Stein eine Art von halb schwärmerischer halb mütterlicher Seelenbraut des Dichters (sie war beinahe 7 Jahre älter als er und Mutter von 7 Kindern, von denen noch 3 am Leben waren); die andere erinnert sich an Goethe's Spruch: „Denn es gehört zu jedem Sacrament ic.“ (vergl. Pater Breh) und will aus Goethe's Briefen heraus lesen, daß wir es auch hier mit schöner, voller, den natürlichen Bedingungen unsers Daseins keinesweges entzerrter Menschlichkeit zu thun haben, mit einem ganz regelrecht verlaufenden leidenschaftlichen Verhältniß zwischen zwei guten und hochbegabten Menschenkindern, nicht ätherischen Geistern. Auf der Seite jenes ästhetischen, an Dante's Beatrice und Petrarca's Laura erinnernden Heiligencultus hand bis 1857 die ganze engere Goethe-Gemeinde; das Urtheil Schöll's (des Herausgebers der Briefe Goethe's an Frau v. Stein, 1848—1851) galt aus innern und äußeren Gründen als unantastbar. Der Engländer Lewes war der erste, welcher 1857, mit echt britischer Unbefangenheit und realistisch-verständiger Auffassung sich einen Zweifel erlaubte und das Wort wagte: „Die Thatfache steht fest, Goethe war endlich glücklich.“ Darüber denn Klagen und leidenschaftlicher Widerspruch der Idealisten, deren Anschauung noch neuerdings von Dünker (Charlotte von Stein ic. 1874, 2 Bde.) mit allem Aufwande von Eifer und Gelehrsamkeit durchgeführt wurde. Das vorliegende Schriftchen Höfer's stellt sich nun entschieden auf Lewes's Seite. Der Dichter und seine Freundin steigen aus den Regionen ätherischer Ausnahmeseelen in die Reihen echter Menschenkinder herab, wobei sie, unserer Ansicht nach, keineswegs, weder an Respectabilität noch an Liebenswürdigkeit verlieren. Wir werden sehr mit Recht darauf hingewiesen, daß solche Verhältnisse nach den Anschauungen ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft, nicht nach heutigen Stimmungen, Sitten und — Nebenweisen zu beurtheilen sind; wir sehen die Leidenschaft Goethe's und seiner Freundin sich vorbereiten, entzünden; sie wächst unter stürmischen Schwankungen und jähen Stimmungswechsels bis zum Frühling 1780; dann atmen die Briefe bis 1786 ein seliges Behagen, der Umgang nimmt die Formen einer fast täglichen Lebens-

gemeinschaft an; Fris v. Stein, der jüngere Sohn Charlottens, zieht zu Goethe und wird von ihm vollständig erzogen; aber allmählig zieht durch die beruhigte Stimmung ein kühles Lächeln; die Unnatur des Verhältnisses, der Mangel der gemeinsamen Häuslichkeit, der Zwang der nicht zu beseitigenden Formen fängt an sich fühlbar zu machen; Goethe hat schon eigene Interessen vor der Freundin verborgen, geht, wie man weiß, hinter ihrem Rücken und zu ihrem großen Bestreben und Mißvergnügen nach Italien; dann bringt die Rückkehr, trotz aller Herzlichkeit des italienischen Briefwechsels, die bekannten Versimmungen, und im Frühling 1789 den vollständigen Bruch. Wir stimmen Höfer nach voller Ueberzeugung bei, wenn er die dabei hervortretende leidenschaftliche Eifersucht Charlottens gegen die arme Christiane Vulpius mit der Seelenbrant-Theorie für psychologisch unvereinbar erklärt, und wenn er aus den dann folgenden gehässigen Angriffen nicht sowohl die ästhetisch und moralisch verletzte Freundin, als die alternde, verlassene Geliebte herausfährt. Die erstere hätte einem Goethe gegenüber sich wahrlich der „natürlichen Betrachtung solcher Dinge“ nicht verfangt, welche der Dichter in der Naivität seiner aus Italien heimgebrachten classischen Stimmung von ihr verlangte. Höfer's Abhandlung führt diesen Gedankengang, wie es uns dünkt, überzeugend und in trefflicher Form aus. Wir empfehlen sie der Beachtung aller unbefangenen Goethe-Verehrer.

7. Edgar Quinet. Vie et Mort du Génie Grec (inédit). Notes de M^{me} Edgar Quinet. Paris, Dentu. 1878.

„Ich denke mir“ — sagt der Verfasser auf S. 22 — „daß es leicht ist, unparteiisch gegen Besiegte zu sein.“ Unparteiisch wol, aber immer auf der Hut. Dazu mahnt auch die vorliegende Schrift, Fragmente eines hinterlassenen Werkes: Edgar Quinet starb, wie man sich erinnert, im Jahre 1875. Der Uebersetzer von Herder's „Ideen“, der in manchem Betracht ein Schüler Herder's genannt werden kann, wendet seine letzte Lebenskraft auf den Gedanken: den Einfluß des Sieges auf eine große und edle Nation darzustellen. Die Wirkung der Perfektkriege auf die griechische Kunst, Literatur, Philosophie — eine Thatsache, über welche im allgemeinen kein Streit herrscht — sollte möglichst auf die Spitze getrieben, möglichst zum einzigen Hebel des hellenischen Aufschwunges gemacht werden. „Alle Meisterwerke Griechenlands sind aus den Siegen von Salamis und Plataea entstanden“ (S. 71): dieser Grundgedanke kehrt auf jeder Seite wieder. Ein weltlicher, rein menschlicher Enthusiasmus, ein Heldenthum, welches nicht der Fanatismus der Priester gewedt, sondern welches im Gegensatz zu priesterlichen Tendenzen und Rathschlägen emporkam, hat Griechenland groß gemacht. Einem siegreichen Volke wird Alles leicht, und glücklichere harmonische Gedanken und Formen entstehen von selbst in seinem Geiste. Heitere Productivität begleitet jeden seiner Schritte. Beim Gesange der Hymnen schreitet es vor. . . Ist da noch von Griechenland die Rede? O nein! Der Schüler Herder's ruft Jupiter den Befreier an: „Gib uns, auch uns, einen Tag von

Salamis oder Plataea oder Mytala gegen die Barbaren; und auch wir werden ohne Schmerz, in Frieden und Freude heitere, unsterbliche Werke hervorbringen!“ (S. 10). Man sollte denken, algierische Gorden wären in Frankreich eingebrochen und regierten in Paris, und ein sterbender Prophet hätte nichts Besseres zu thun, als mit Träumen von künftigen Siegen und künftiger Größe seinem Volke das schwere Joch zu erleichtern, das es trägt. . . Das schwere Joch, seinen Nachbarn etwas weniger gefährlich zu sein! e. Impressions of Theophrastus Such.

By George Eliot. Copyright Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1879.

Obwol durch den Namen an Theophrast's *Ἠθικοὶ χαρακτῆρες* und durch Analogie an La Bruyere's „Caractères“ erinnere, bewegen sich die „Impressions of Theophrastus Such“ doch in einer beschränkteren Sphäre. Sie erfüllen das ihnen vorangestellte Motto aus Phädrus:

Neque enim notare singulos mens
est mihi,
Verum ipsam vitam et mores hominum ostendere

nur in einem ganz begrenzten Sinn, indem ihr Beobachtungsgebiet nicht die Welt im Allgemeinen, sondern die literarische Welt ist. Mehr und mehr hat George Eliot in ihren späteren Werken sich von dem rein poetischen ab- und dem Lehrhaften zugewandt; und hier gibt sie sich ganz diesem Element hin. Was für die Dichterin und ihre Bewunderer dadurch verloren geht, wird auf diese Weise vielleicht durch einen reicheren Einblick in das Wesen und — so zu sagen — authentischen Commentar zu den moralischen und ästhetischen Motiven ihres Schaffens gewonnen. Es ist freilich kein Ersatz, denn das juristische, „quod non est in actis, non est in mundo“ gilt auch für den Schriftsteller und sein Werk. Aber reich an Anregung ist Alles, was George Eliot schreibt, und die Dichterin bricht immer wieder durch, auch wo sie vorzugsweise didaktisch zu sein beabsichtigt. Verschwiegen darf nicht werden, daß jener philosophische, wissenschaftliche Zug in ihr, der den poetischen zurückgebrängt hat, auch ihren ehebem so gebrungenen, klaren und im besten Verstande des Wortes idiomatischen Stil nicht eben vorthellhaft beeinflusst zu haben scheint: Die dunklen, schwer zu entziffernden Sätze, über die man sich schon in „Daniel Deronda“ zu beklagen hatte, häufen sich in „Theophrastus Such“. Das letzte Stild dieser Sammlung, „The modern hepl! hepl! hepl!“ fällt aus dem Rahmen heraus; aber thut es an den Faden nur durch Ideenassociation an, indem es den Grundgedanken von „Daniel Deronda“ noch einmal, aber viel weniger eindrucksvoll, als in dem Romane, vorträgt. Hier, wo der philosophische Schriftsteller gleichsam aufsteht gegen den Dichter, der Lehrer gegen den Künstler, zeigt George Eliot an ihrem eignen Beispiel, welchem von Beiden die größere unmittelbare Wirkung gegeben ist.

Von den sonstigen Novitäten der „Tauchnitz-Edition“ verzeichnen wir: A Poetry Book (first series) the elder poets. Selected and arranged by Amelia B. Edwards. — Ferner: das durch seine Schilderungen der Cap-

Colonie von Natal, des Transvaal-, des Orange-Freistaats und der Territorien der Eingebornen für den Moment ganz besonders interessante: South Africa by Anthony Trollope. — Auf das ausgezeichnete Werk „Russia by D. Mackenzie Wallace kommen wir bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zurück. Von den Romanen und Novellen empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser: The Europeans und Daisy Miller by Henry James jr.; Less black than we're painted by James Payn; That artful Vicar und Strange tales by E. C. Grenville-Murray; Friendship by Ouida; Seaforth by Florence Montgomery; Land o'the Leal by Helen Mathers; The world she awoke in by Lizzie Aldridge und den Freunden des Sports: Riding Recollections by C. J. Whyte-Melville. — Die neueste Einzugsführung der „Collection of German Authors“ ist: The hour will come by Wilhelmine von Hillern. Translated from the German by Clara Bell. Wir brauchen unsern Lesern nicht zu sagen, daß dies die Uebersetzung der in der „Rundschau“ erschienenen Erzählung: „Und sie kommt doch!“ ist.

K. Schluskeine. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Berlin, G. Grote. 1878. (Erster Band der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.)

Diese lyrisch-epische Sammlung bringt in buntem Wechsel Stimmungsbilder, poetische Gedankenspiele, Gefühlsergüsse, Balladen, geschichtliche Scenen. Es sind recht gelungene Nummern darunter. Die Grundstimmung ist, wie bei Lingg selbstverständlich, die des gereiften, ebenso energisch denkenden als warm empfindenden Mannes, die und da nicht ohne Schlag Schatten und Dissonanzen, wie sie eben Jeder kennen lernt, der sich nicht an einem stillen Söckchen auf der Oberfläche des Lebens genügen läßt; doch ohne Verbitterung, ohne modischen Pessimismus. Einen trefflichen Eindruck macht die in reinem, hohem Stil gemalte Sterbescene des Pericles mit den schönen Schlussversen:

„Doch, Dank den Grazien, ich bewahrte
Mein Herz von Nachgedanken rein.
Lebt wohl! Aspasia, Deine garte,
Geliebte Hand küß' nun mich ein.“

Ein recht wirksames Effectbild, von glänzender, gefälliger Farbe, ist „Julius Caesar's Bestattung“. Unter den Naturbildern heben wir „Rond im See“, „Winter im Gebirge“ hervor. Wahrhaft stimmungsvoll und musikalisch, eine Perle der Sammlung, ist das kleine „Abendlied“: „Wie fern vom Land — ein Segel schwand — „Im Abendchein, — so gehst auch Du — bald „ein zur Ruh“, — zur Heimath ein! — Wie „fern im Wald — ein Lieb verhallt, — so wirft „Du bald — vergessen sein.“ Auch die Gedichte „Freuden“ (Stoß an die Freuden hoch, die reinen!), „Im Gegenlag“ (Wenn blutend Du Dich selbst bezwingen etc.) verdienen Anerkennung als edler, reiner Ausdruck einer tüchtigen männlichen Lebensanschauung, und so noch manche andere. Bei alledem glauben wir nicht, daß die Aufnahme dieses Bändchens Lingg's

Ausprüchen genügen wird. Er ist gar böse über die zeitgenössische Kritik, namentlich über „manche Literaturgeschichten“ von Autoren, „die selbst auch Lieder schmierten, Lieber, Epodden „auch oder längst verscholl'ne Dramen“, und die „für die neue Zeit, für der Mitwelt Streben „kein Wort bereit haben, außer tadelnd, anzubringen“. Ist das wol ganz zutreffend? Ich denke, „manche Literaturgeschichten“ von Verfasser, „die auch Liebes schmierten“, führen den Gegenbeweis. Aber freilich: mit zeitgenössischen Dichtern darf man ansäuerlicher Weise nur leise sprechen, die Rauchsanne in der Hand. Und das bringe Einer fertig, wenn ihm z. B. noch Verse im Ohre klingen wie

„Es glüht (!) die kalte Zone
„In jeder Eisberggade;
„Und mit dem frechsten Hohne
„Fallt selbvergüht der Krake:
„Die Welt ist nur Schablone,
„Die Welt ist nur Cloake!“

Ober wenn unsere Phantasie sich abmüht, eine Vorstellung von „weißen Rosen“ zu gewinnen, „die in die dunkle Nacht hinaus-sprühen“; resp. von „Eriton und Nereide, die sich mit hellem Lied um Delphine schlingen“; oder gar, wenn man herausbringen soll, was Verse bedeuten wie:

„Wenn ich je ein Herz gekränkt,
„O, so sei's um deinetwillen —
„Denn auch Du kannst Thränen füllen —
„Traube von Capri, mir gesenti.“

So dürfte doch höchstens ein leichtfertiger Weinwirth auf Capri singen, der seine persönlichen Sünden durch die Tugenden seines Weines gut machen will. Aber ein philosophischer deutscher Dichter? — Solche harte Wendungen, unpassende Bilder, verworrene Gedankenstränge stehen nun bei Lingg keineswegs vereinzelt da. Unsere Notizen, in denen wir dergleichen mit Kreuzen zu bezeichnen pflegen, sehen einem Kirchhofe ähnlich. Nichts für ungut! Wenn von dem Pyriter, der in der Sprache Goethe's und Heine's singt, Etwas verlangt werden darf, so ist es doch wol natürlicher, klarer Ausdruck, ein ungesuchtes, passendes Bild, warmer Herzenston, der dann auch sicher zum Herzen geht. Für deutsche Verse, die man erst zergliedern und mehrmals durchdenken muß, um nur den Wortsinn zu errathen, und die dann am Ende nicht einmal durch einen originalen Gedanken entschädigen, hat der Leser unserer Tage doch wahrlich weder Zeit noch Stimmung. Wer das vorliegende Bändchen flüchtig durchblättert, kann, wenn er Glück hat, manchen guten Fund thun. Wer es aber vollständig lieh, flappet es sicherlich nicht in gehobener Stimmung zu. Es enthält doch gar zu gemischte Gesellschaft; weniger wäre mehr gewesen. Das wird die Kritik, unbekümmert um des Verfassers heiligen Dichtergorn, wol noch aussprechen dürfen.

1. Encyclopädie der Naturwissenschaften. Erste Abtheilung. 2.—4. Lieferung. Breslau, Ed. Treves.

Handbuch der Mathematik. Unter Mitwirkung von Dr. Reidt und Prof. Dr. Feger herausgegeben von Geh. Schulrath Dr. Schlimm.

Handwörterbuch der Zoologie und Anthropologie. Herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Jaeger. Unter Mitwirkung von Wilhelm Hartmann in Glarus, F. von Sellwald in Stuttgart, Dr. Ernst Hofmann in Stuttgart, Dr. Klunzinger in Stuttgart, Prof. Dr. Hofmann in Heidelberg, Prof. Dr. von Martens in Berlin, Dr. von Rossifovics in Graz, Prof. G. Rüdell in Stuttgart, Dr. D. F. Weinland in Eßlingen.

Die programmgemäße Fortsetzung des verdienstlichen naturwissenschaftlichen Sammelwerkes ist bis zur vierten Lieferung gediehen, welche letztere wie die zweite Lieferung unter der redactionellen Leitung des Dr. Schlimmich von Dr. F. Reidt bearbeitet ist und die Arithmetik und Algebra und einen Theil der Planimetrie enthält. Die Darstellung ist eine sehr klare und auch dem nicht fachgelehrten Leser leicht verständlich und dürfte dem weiteren Kreise, für den die Encyclopädie berechnet ist, sehr wohl entsprechen.

Die dritte Lieferung enthält die Artikel *Kal* — *Anseridae* des Handwörterbuchs der Zoologie und Anthropologie. Im weitesten Sinne ist die letztere in diese Gesamtdarstellung des außerordentlich umfassenden Gebietes aufgenommen und nur die legalistische Behandlung läßt die Verschmelzung der beiden an sich sehr mächtigen und doch noch unsicher auseinander zu haltenen Disciplinen als ein praktisches Unternehmen erscheinen, weil durch sie die doppelte Behandlung vieler, beiden Feldern gemeinsamer Begriffe und Erscheinungen vermieden wird. Die dadurch herbeigeführte praktische Kürze wird aber unserer Meinung nach leider übercompensirt durch eine jedenfalls fragliche, vielleicht ganz unnötige Completirung des Artikelschapes. Wir meinen, daß die Aufnahme aller auf die Seelentheorie von Jäger bezüglichen Aufsätze, obwohl aus der Feder dieses geschätzten Naturforschers selbst kommend, ein äußerst gewagtes Unternehmen ist, bei der phantastischen Unreife des geistreichen Versuches einerseits, und andererseits dem doch in gewisser Beziehung monumentalen Charakter der Encyclopädie. Der Laie, welcher ein fremdes Gebiet betritt, bedarf der Thatfachen und kundiger parteiloser Führung und er hat an all dem Reuen so viel zu studiren und zu begreifen, daß er durch unverblühtes Weirer! leicht verwirrt und zurückgeschreckt wird. Unter den der Sache näher Stehenden wird es auch nicht Wenige geben, welche die Absicht merken. Uns hat diese Wahrnehmung zwar nicht verstimmt — aber für einen Vorzug können wir Artikel wie „Angst“, „Angstlichkeit“, „Angststoffe“ u. s. w. niemals halten, zumal heutzutage schon schwerlich Jemand dieselben in einem Handwörterbuche der Anthropologie suchen dürfte. Unserer Ansicht nach gehören Specialmeinungen oder Privatanstichten nicht in ein referirendes Werk von so allgemeinem Charakter, wie es die Encyclopädie sein soll, und vor Allem nicht in der dogmatischen Form, in welcher sie sich hier finden.

Trotzdem kann aber das vorliegende Handwörterbuch Jedem willkommen sein, weil es Vieles bringt, und Alles in möglichst sorgfältiger Weise dargeboten ist. Die Abbildungen sind durchaus zweckentsprechend und geschickt gemacht.

20. Die Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung. Nebst einem Anhang über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprincip. Von Dr. Georg v. Sigydi. Breslau, Louis Köhler's Buchhandlung. 1878.

Positive Kenntnisse, ohne welche man Nichts weniger sein kann, als Historiker, besitzt der überaus citatenreiche Verfasser. Wer also lernen will, kann es, und dies ist gewiß dankenswerth. Die Einleitung behandelt die englische Ethik vor Hume: Bacon, Hobbes, Ludworth, Clarke, Wollaston, Cumberland, Locke, Shaftesbury, den Bischof Butler und Hutcheson: Namen, welche in dem „allgemein gebildeten“ Menschen Erinnerungen erwecken. Es folgt von S. 34—195 die Darstellung der Hume'schen Ethik. Ihr schließen sich S. 197—242 Bemerkungen an über spätere Ergänzungen und Fortbildungen von Hume's Ethik in England. Darunter sind Namen wie die von Ad. Smith, Bentham, Mill, Darwin. Es handelt sich hier um Ad. Smith's Buch „The theory of moral sentiments“ (1759), was sehr viel weniger bekannt ist als sein „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ (1776). — Hume ist bekanntlich ein Schriftsteller, der nie veraltet und daher immer zeitgemäß ist. In unserem Buch genießt man Hume fast aus erster Hand, da der Verfasser sehr viel überseht. Er unterläßt jedoch nicht, ihn zu kritisiren und einige Lücken in der Betrachtung des berühmten Philosophen als solche zu bezeichnen. Auf eine kurze Wiebergabe der Ansichten Hume's müssen wir verzichten. Nur wollen man nicht den falschen und so oft gemißbrauchten Namen eines Skeptikers auf ihn anwenden. Seiner intellectuellen Klarheit und Fülle stehen seine moralischen Ueberzeugungen eben so gediegen, vorurtheilslos und zart sinnig zur Seite. Seine Betrachtung des menschlichen Lebens, mit der spinosistischen verwandt, stellt uns nicht bedrückend an ein metaphysisches Princip, sondern wirkt, mit der Fülle der Erfahrung ausgestattet, aufklärend, beruhigend und erhehend.

20. Der Spiritismus. Eine sogenannte wissenschaftliche Frage. Offener Brief an Hrn. Prof. Dr. Hermann Ulrici in Halle von W. Wundt, Professor in Leipzig. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1879.

W. Wundt, durch seine physiologischen und psychologischen Arbeiten thätigst bekannt, antwortet in der kleinen Schrift auf einen Artikel, den Herr Prof. Ulrici in Halle in seiner philosophischen Zeitschrift veröffentlicht hatte und welcher u. a. in Elade, dem amerikanischen Taschenspieler, ein Wesen witterte, welches mit der Geisteswelt in Beziehung stände. Solche Wesen, ungefähr von der Würde eines Elade, müssen nach Herrn Prof. Ulrici unserer faulen Cultur nach göttlichem Rathschluß zu Hilfe kommen. Doch genug dieser traurigen Verirrung! Es ist höchst beklagenswerth, Physiker von hervorragendem Wissen und nun auch einen „Philosophen“ von einem taschenspielernden Abenteuerer geblendet zu sehen. Was Wundt in Kürze einwendet, ist für Herrn Prof. Ulrici und jeden Eladegläubigen vernichtend. Die Schrift ist von durchschlagender Wirkung und trotz allen Raßes

und aller „collegialischen Hochachtung“ zuweilen von heissem Eifer.

1. **Die Dissection im Dienste der Heilkunde.** Von Prof. Dr. Haidenhain. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Wir haben uns schon bei einer früheren Gelegenheit über die Agitationsbrochüren des *Largos* und des Herrn Ernst von Weber ausgesprochen und halten es für ein Uebrigcs, was Prof. Haidenhain hier im Kampfe gegen die gefährliche Miniarbeit der Thierfreunde thut, indem er auf die „Folterkammern der Wissenschaft“ eine streng wissenschaftliche Entgegnung liefert. Denn sachliche Ausführungen sind beim großen Publicum leicht Mißverständnissen ausgesetzt und gehören naturgemäß nicht vor dies Forum; nichtbedenklicher wird eine Anzahl Laien die Bemerkungen H.'s würdigen und sein geachteter Name wird sicher dazu beitragen, die bezeichnete Unternehmung wissenschaftlich und moralisch auf ihren wahren Werth herabzusehen.

K. **Siegfried Bunsen's Meisterstück.** Culturgeschichtlicher Roman aus der Zeit der Kunstunruhen. Von Otto Mübiger. 2 Bde. Jena, Gustav Fischer. 1878.

Der Verfasser, wol ein jüngerer Hamburger Gelehrter, hat hübsche Studien auf dem Gebiete der deutschen Städtegeschichte gemacht und verwerthet dieselben hier durch einen Erstlingsroman. Wenigstens mahnt die ein wenig nach der Schablone gearbeitete Einleitung an einen ersten Versuch, während die im Fortgange mehr und mehr sich belebende, im zweiten Bande oft recht fesselnde und sogar aufregende Darstellung und Erfindung ein tüchtiges Talent verräth, welches sich seiner Kraft bald genug bewußt werden wird. Aufgabe der Dichtung ist Veranschaulichung und Deutung jener Bewegungen, welche im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts „Aemter und Gilden“, d. h. kunstmäßige Handwerker und Kaufleute, zunächst der norddeutschen Städte, im Kampfe um Nahrung und Herrschaft ihre Kraft messen ließen: ein mittelalterliches Vorbild des Ringens zwischen Arbeit und Capital, von dem unsere Gesellschaft, freilich in ganz andern, gewaltigeren Verhältnissen, in ihren Tiefen erbebt. Im Mittelpunkt der Handlung steht der zum Künstler emporstrebende Handwerker, im Gegensatz hier gegen die engherzigen Kunstgenossen, dort gegen den geldstolzen Kaufherrn; aber auch andere wesentliche Elemente der sich anschlössenden mittelalterlichen Gesellschaft, der fahrende Sängler der „freien“, d. h. eigentlich vogelfreien Kunst, der zum Schnapphahn entartete Ritter, der verweltlichte Priester, endlich die losen, achtlosen, unzüchtigen Leute aus dem geringen Volke kommen zu lebendiger Anschauung und poetischer Geltung. Mübiger führt uns in die Werkstatt, die beschiedene Wohnstube des Handwerkers und in die gastfreie, stattliche Halle des Kaufmanns, zu Hochzeit und Kunstsprache, in Schule und Kirche, in die Rathesversammlung und in das Getümmel der aufgeregten Massen. Er zeigt uns unsere Vorfahren, getreulich an der Hand guter Quellen und Hilfsmittel, in Freud' und Leid, in Lieb' und Haß, in frühlicher gemeinsamer Arbeit wie im Tumult des Kampfes. Von störender Tendenz

ist keine Rede. Der Verfasser gibt sich nicht als Parteimann, sondern als Beobachter und liebevoller Darsteller einer historischen Entwicklung, deren unumgängliche Gegensätze, der Gegensatz zwischen individuellem Streben und corporativem Interesse, corporativer Engherzigkeit, zwischen persönlicher Kraft und ererbtem Besitz in nie endendem, notwendigem Streite die Civilisation erzeugen. Aber auch der rein poetische Theil der Arbeit, Föhrung der Handlung, Zeichnung und Färbung der Charaktere zeigt den tüchtigen Schüler, des Herrn Geheimen Hofrath Dr. Gustav Freytag, dem in dieser etwas schlichteren und altfränkischen Weise der Roman gewidmet ist. „Siegfried Bunsen's Meisterstück“ ist eine gesunde, gute Gesellenarbeit aus der Schule unserer neuesten culturhistorischen Romanbildung, die sich des et prodesse volunt et delectare potest, das sie im Wappen führt, gar nicht zu schämen hat. Es wäre zu wünschen, daß alle Culturblüthen der Gegenwart das Urtheil der Nachwelt so wenig zu fürchten hätten, wie diese.

K. **Es regnet.** Eine Münchner Geschichte von Karl Seigel. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1878.

Eine harmlose, gut erzählte Intrigue- und Liebesgeschichte auf sorgfältig gezeichnetem geschichtlichem Hintergrunde, freilich von einer Färbung und Schattirung, an die wir in Norddeutschland gerade bei Darstellung dieser Zeiten und Dinge nicht eben gewöhnt sind. Die Erzählung zeigt uns die verklärten siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Raubzüge Ludwigs XIV., der tiefsten Entwürdigung des im Fremden- und Fürstencultus versunkenen, zwischen Pedanterie und Rohheit, geschmackloser Ueppigkeit und Armut getheilten Deutschlands von ihrer Sonnenseite. Hoffste entfalten in dem glücklichen, nach dem großen Kriege schnell wieder aufgerichteten Baiern ihre Pracht, würdige Cavaliere, stattlich geschmückte Damen lassen uns die neuesten Pariser Moden bewundern; französische Complimente und Intriguen, italienische Musil, deutsche fleissteine Gelehrsamkeit, eine Politik, der bei Fürsten und Volk die letzte Spur des Vaterlandsgefühls abhanden gekommen ist, beherrschen die „gute Gesellschaft“; eine Etage tiefer machen bewußte Studenten ihre Späße, zechen Salaien und Lächer auf Kosten ihres freigebigen Herrn; im Hintergrunde sieht man fanatische Pfaffen und eine barbarische Justiz mit Folter und Galgen. Ueber dem Allen aber läßt die Sonne einer verzweifelt naiven Lebensfreude, die über das Recht des Augenblicks nicht grübelt; und eine mit entschiedenem Geschick angelegte und durchgeführt Hof- und Liebesintrigue, in der ein paar recht frische, led gezeichnete Gestalten das Interesse tragen, läßt den bunten, grotesken Zug dieser Rocco-Maschade zu einem fesselnden Lebensbilde sich ordnen. Den Titel muß schließlich ein echt bairisches Regenwetter rechtfertigen, dessen mehr zweckmäßigem als reinlichem und ästhetischem Einflusse auf einen Postillon, den Träger einer verhängnißvollen Depesche, der Feld seine Lebensrettung dankt. Das Ganze ist ein Wüßchen in Watteau's Geschmack und mag eine müßige Stunde schon füllen.

φ. **Aus dem Bearn.** Novellen von Claire von Glämer. Berlin, Albert Goldschmidt.

Was uns schon der Verfasserin „Alteneichen“ und ihre Skizzen und Erzählungen „Aus der Bretagne“ lieb und werth gemacht hat, das warmempfindende Leben, der sonnige frische Ton erfreut auch in den Novellen aus dem Bearn, jener lieblichen französischen Provinz am Fuße der Pyrenäen, mit ihrem heiteren sorglosen Menschenlag. Fünf Novellen und eine Einleitung, welche den Bearn in lebendigen Farben dem Leser vorführt, füllen den Band. Die einzelnen Geschichten spielen in verschiedenen Kreisen und theils in der Gegenwart, theils in der Vergangenheit, so die letzte, welche sogar Ludwig XIV. und Mazarin erkennen läßt, um ein allerliebste Abenteuer zweier jugendlichen Liebenden, von denen er auf den König, sie auf die Prinzessin von Montpensier eifersüchtig ist, zu schildern. Stil und Sprache lassen Nichts zu wünschen übrig, aber auch den Charakterzeichnungen darf warmes Lob nicht vorenthalten werden.

τφ. **Märchen für Dich und Mich** von der Einen (A. v. K.) und der Anderen (S. v. F.). Leipzig, Georg Wigand.

Was die „Eine“ der Anderen erzählt, und was die „Andere“ zur Antwort gibt, das ist Alles sehr dufsig und schön. Das „Kuckucksmärchen“ und „der Lindenbaum“, „Flügel“ und „Prinzeß Lendens Traum“, „Benedicta“, „Staub“ führen uns in eine Märchenwelt, deren Zauber uns eine glückliche Stunde gewähren mag, auch wenn wir längst keine Kinder mehr sind. Der „Einen“ sowohl wie der „Anderen“ räumen wir poetischen Sinn, geschmackvolle Ausdrucksweise, und jenes Geschick zu fabuliren nach, das so grazios wol nur „edlen Frauen“ eigen ist.

τφ. **Leben und Streben.** Reimsprüche von Friedrich Dser. Bremen, C. Ed. Müller's Verlag. 1878.

Dem Leben Sinnsprüche, dem Streben Wahrzeichen zu geben, hat der Dichter sich in der genannten Sammlung vorgesetzt. Wir sagen gefassenlich „der Dichter“, denn all die ernsten Wahrheiten, die das Buch uns bringt, sind in poetischen Gewand gekleidet, und häufig erkennen wir in der Wahl der Bilder und Gleichnisse wahren dichterischen Schwung. Bestimmt, dem Gedächtniß sich einzuprägen, sind die Sprüche streng und treffend im Ausdruck, knapp und kurz in der Form. Sie bilden ein Buch, in dem ein Jeder von sich selbst etwas herausliest, und „ist er gewaltig, so liest er in das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde“. Dringend aber empfehlen wir für seine Lectüre die Worte, die der Dichter selbst als Motto gewählt: „Lieber lies mich kein Mal, Als in Hast auf ein Mal! Nur zur rechten Zeit und Stund', Mag ich ganz Dir werden kund!“ Ein solches Buch gleicht, nach dem schönen Bilde L. Feuerbach's, „einer einsamen Capelle, die man besucht, um sich von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln und seine Gedanken auf ein anderes Sein als das rein sinnliche zu richten!“ Der wahren Andacht halber, die uns hier erfüllt, sehen wir es dem Dichter nach, daß er den Namen Gottes häufig unnütz anruft.

τφ. **Glärnisch-Jahrt.** Gedicht in Zürcher Mundart. Von Leonhard Steiner. Zürich, Drell, Hüfli & Comp. 1879.

Das Gedicht würde gewiß in weiteren Kreisen Anklang finden, wäre es nicht in einer schwerverständlichen Mundart geschrieben; ohne Zweifel gewinnt es dadurch eigenartigen Reiz für den Verstehenden, bereitet aber der großen Mehrzahl Schwierigkeiten, welche nur durch ein eingehenderes Studium zu überwinden wären. Vielleicht ist aber das Gedicht nur für Schweizer Leser bestimmt, und diese werden sicher ihre Freude daran haben. Hochdeutsche Leser werden übrigens aus den einleitenden Strophen „Zu Berge“, sowie aus dem „Epilog“ und den „Intermezios“, die hochdeutsch geschrieben sind, eine vortheilhafte Meinung von Leonhard Steiner's dichterischem Empfinden und glücklicher Behandlung der Form gewinnen.

φ. **Johann Georg Zimmermann.** Sein Leben und bisher ungebrachte Briefe an denselben. Von Eduard Bodemann. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1878.

Der berühmte Verfasser des Werkes „Ueber die Einsamkeit“ hat in Bodemann den ersten wirklich erschöpfenden Biographen gefunden, dem es vergönnt war, den handschriftlichen Nachlaß Zimmermanns in ausgiebiger Weise zu benutzen, ohne deswegen die Benutzung gedruckter Quellen zu übersehen. Wichtiger noch als der erste rein biographische und kleinere Theil ist der zweite größere, der gegen 130 ungebrachte Briefe von Bodmer, Breitingen, Gessner, Sulzer, Mendelssohn, Nicolai, Herder, Forster und G. Karsschin enthält, in denen sich ein gut Theil der geistigen Bewegung Deutschlands in den Jahren 1750—1790 spiegelt. Der Literaturhistoriker, wie der Culturhistoriker werden darin des Werthvollen, jene Epoche und deren Zeitgenossen vielfach Ergänzendes genug finden.

φ. **Katechismus des deutschen Reiches.** Von Dr. Wilhelm Zeller. Leipzig, J. J. Weber. 1878.

Der Zweck dieser Publication ist der sehr wichtige, die bei uns noch allzu verbreitete Unkenntniß in Dingen des Staatsrechtes, der Verfassung und Gesetzgebung zu beseitigen und jedem Staatsbürger ein Mittel in die Hand zu geben, sich rasch über Alles darauf Bezügliche zu informieren. Auf wenig mehr als 200 Seiten ist es Zeller gelungen, die Grundbegriffe der Staatslehre, das deutsche Landesstaatsrecht — Verfassung der Staaten und landständische Verfassung —, wie auch das Staatsrecht des neuen deutschen Reichs in großer Uebersichtlichkeit und populärer, durchaus verständlicher Darstellung vorzuführen und Niemand, der irgend eine Frage über die Einrichtungen des Reichs beantwortet wissen will, wird Zeller's Katechismus vergeblich nachschlagen.

K. **Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.** Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813, von Wilhelm Oden. Zweiter Band. Berlin, G. Grote. 1879.

Der vorliegende zweite Band dieser mühevollen und gründlichen Untersuchungen umfaßt und verarbeitet in der bereits bei der An-

zeige seines Vorgängers („Deutsche Rundschau“, 1876, Bd. IX, S. 131 ff.) von uns gekennzeichnete Weise eine Fülle von Urkunden, welche die Liberalität der Archivverwaltungen in Berlin, Wien, Dresden, Hannover, sowie die Zuborhabenheit des Fürsten Metternich dem Verfasser zugänglich machten. Als besonders wichtig hervorgehoben werden die Correspondenzen des Grafen Hardenberg aus Wien aus den Jahren 1809—1813; die handschriftlichen Denkwürdigkeiten des Fürsten Metternich (deren Druck durch Herrn v. Kintowström vorbereitet wird); sodann die Urkunden des Dresdner Archives, welche das vollständige Material zur urkundlichen Geschichte des bisher bloß in seinen allgemeinen Zügen bekannten Vertrages vom 20. April 1813 enthalten: jenes Vertrages, welcher Sachsen enge an die österreichische bewaffnete Friedensvermittlung ketzte, den vollständigen Besitz des damaligen Königreichs, außerdem Entschädigungen für Aufgabe des Großherzogthums Warschau zusicherte und selbst den Gewinn von Erfurt und die Rückgabe des Cottbuser Kreises durch Preußen in Aussicht nahm. Natürlich war damit einer Neugestaltung Norddeutschlands im preussischen Sinne von vorne herein ein Niegel vorgeschoben und es darf als ein wahres Glück für die deutsche Sache bezeichnet werden, daß König August nachher vor den Drohungen und Lockungen Napoleons vollständig den Kopf verlor und seine außerordentlich vortheilhafte Stellung vorzeitig preisgab. Aus dem englischen Record-Office erlangte Onden trotz aller Bemühungen nur wenige Schriftstücke, während die französischen Archive sich für die Zeit nach 1802 der Benennung noch vollständig und grundsätzlich verschließen. In neun Abschnitten gibt Onden, immer an der Hand seiner urkundlichen Beläge und deren Inhalt kritisch in die Darstellung verflechtend, eine Reihe von Aufschlüssen über die diplomatische Action, welche die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz vorbereitete und begleitete. Eine Reihe von Mittheilungen über Metternich's Anschauungen und Bestrebungen aus den Jahren seiner Gesandtschaft in Berlin (1803—1806), in Paris (1806—1809) und seiner ministeriellen Amtsführung von 1809—1815 bildet die Einleitung. Der zweite Abschnitt behandelt Preußens Eintritt in den Krieg von 1813, der dritte Oesterreichs Uebergang zur bewaffneten Vermittelung, der vierte die oben erwähnten Verhandlungen mit Sachsen. Der Fortgang jener österreichischen Vermittelung bis zum Abschluß der Reichensbacher Convention (27. Juni), zur Feststellung des sogenannten Trachenberger Kriegsplans (dessen wesentliche Züge sich schon in den von Raderky

ausgearbeiteten Anträgen Oesterreichs finden) und zum geheimen Vertrage von Prag (27. Juli), welcher für Oesterreich die vollständige Eroberung Syriens und Italiens (mit Rom) in Aussicht nahm. Der letzte Abschnitt ist urkundlichen Aufschlüssen über die Zukunftspantastien gewidmet, mit welchen die westlichen Staatsmänner sich während des großen Welt dramas unterhielten, und den bekanntlich sehr unerfreulichen Verhandlungen über die von England an Preußen zu zahlenden Hilfsgelder. (Eine wesentliche Umwandlung der bisher von diesen Dingen gewonnenen und in der neuesten Geschichtsschreibung verarbeiteten Anschauungen werden alle diese Aufschlüsse kaum in irgend einem wichtigen Punkte bewirken; wol aber stellen sie Vieles urkundlich fest, was bisher nur auf Conjecturen, wenn auch sehr wahrscheinlichen, beruhte und für die Würdigung des Antheils, welchen die einzelnen handelnden Personen an den diplomatischen Ergebnissen hatten, werden vielfach neue und werthvolle Anhaltspunkte gewonnen. Im Mittelpunkt steht auch hier, wie im ersten Bande, Metternich: durchaus nicht so unbedeutend, wie die liberale Geschichtsschreibung ihn lange Zeit dargestellt hat, sondern als der geschickte und besonnene Förderer jener österreichischen Politik, die das Gleichgewicht in Mitteleuropa in einem System von Alliancen unter österreichischer Hegemonie suchte; ein System, in welchem Preußens Platz als eines starken norddeutschen Mittelstaats vorgesehen war, während eine preussisch-deutsche unabhängige Großmacht mit nationalen Tendenzen allerdings mit allen Mitteln bekämpft wurde. Bei Hardenberg, der nächst Metternich am meisten hervortretenden Gestalt, finden die verhängnißvollen Illusionen der Schankepolitik vor 1807 ebenso gerechte Würdigung, wie seine Verdienste um den Neubau des Staates und die Vorbereitung des Befreiungskampfes. Auf Stein's Wirksamkeit in Dresden, im April 1813, fallen scharfe Streiflichter, die nicht geeignet sind, Ompteda's Urtheil „mehr festig in seinen Äußerungen als energisch im Handeln“, zu widerlegen. Am schlimmsten sahen die schwankende, unzuverlässige Art des Kaisers Alexander und die winzigen Gasconnaden Bernabotte's. Onden's Anspruch, durchaus parteilos nur nach Wahrheit getrachtet und seine Darstellung auf objectiv urkundliches, nicht auf subjectiv gefärbte Meinungen und Erinnerungen der beteiligten Personen begründet zu haben, muß als berechtigt anerkannt werden, und damit begründet sich denn auch das Urtheil über den Werth und die bleibende Bedeutung seiner mühevollen, gebiegnen Arbeit.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anhäuser. — Nora. Trauerpiel in 5 Acten von W. Anhäuser. Trier, Fr. Vink'sche Buchhlg. 1870.

Aprent. — Das Menschenleben in seiner sittlichen Entwicklung. Von Johannes Aprent. Volksausgabe. Preßburg, G. Gedenaß's Nachf.

Brunier. — Ein edles Frauenbild. Julie Recamier. Von Ludwig Brunier. Volksausgabe. Preßburg, G. Gedenaß's Nachf.

Büchner. — Liebe und Liebes-Leben in der Thierwelt. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 13—14. Lection 25—28. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Carta Generale delle Strade Forate d'Italia presenti e future. Roma, Libreria Centrale. 1880.

Claudius. — Das allgemeine moralisch-religiöse Gesetz und Andachtsbuch oder hundert Gebote zur Richtschnur für alle jene Erdbewohner, die auf den Namen „Jesus“ Anspruch machen. Von Heinrich Ritter d. Claudius. Preßburg, G. Gedenaß's Nachf. 1879.

Dix. — All-Lautschrift. Ein foto-stenografischer Versuch von Heinr. Aug. Ludw. Dix. Mit einer Schrifttafel in Foto-Lithografie. Leipzig, Wilh. Dix.

Du Bois-Reymond. — Ueber das Nationalgefühl. Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau. Zwei Festreden gehalten von Emil Du Bois-Reymond. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1879.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 30—35. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Esselborn. — Des Fürstgrafen Tochter. Eine Erzählung von Karl Esselborn. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Fischer. — Post und Telegraphie im Weltverkehr. Eine Skizze von Dr. P. D. Fischer, Geh. Ober-Postrath. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhlg. 1879.

Frohschammer. — Ueber die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kant's und Spinoza's. Von Professor J. Frohschammer. München, Theod. Ackermann. 1879.

Gedichte, Allgemeine, in Einzelndarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Bräuner, Felix Fabn, Joh. Mümichen, Bernb. Erdmannsdorffer, Theod. Raths, Ludwig Geiger u. c. Herausgegeben von Wilhelm Oden. 7. und 8. Abtheilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

Gewerbeschaff. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 9. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Goethe. — Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen von G. von Voepel. Zweite Bearbeitung. 2. Theil. Berlin, G. Henschel. 1879.

Gottschall. — Das goldene Kalb. Roman in 3 Bänden von Rudolf von Gottschall. 2. Aufl. Breslau, Ed. Treves. 1880.

Grimm. — Leben Michelangelo's von Hermann Grimm. 2 Bde. 5. Auflage. Hannover, G. Rümpler. 1879.

Guckow. — Die Baumgärten von Hohenschwangau. Historischer Roman von Karl Guckow. 1. Lfg. Breslau, E. Schottlaender. 1879.

Hagen. — Richard Wagner als Dichter in der zweiten Scene des Rheingold — von Edmund von Hagen. München, Chr. Kaiser. 1879.

Haidheim. — Das schlimme Jahr. Roman aus der Schwergeschichte von L. Haidheim. 3 Bde. Berlin, C. Janke. 1880.

Heimgarten. — Eine Monatschrift herausgegeben von R. A. Kofleger. III. Jahrg. Heft 12. September 1879. Graz, Leykam-Josefthal.

Hentke. — Entehrt. Schauspiel in 5 Acten. Von E. Hentke. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhlg. 1880.

Hesek. — Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donauebietes. Von Alex. J. Hesek. Mit 200 Illustrationen und einer Karte. Lfg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Hoder. — Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik. Von Dr. A. Hoder. 2. umgearb. und erw. Aufl. Pracht-Ausg. I. Bd. Lfg. 8—15. Berlin, Th. Grieben. 1879.

Hoyer. — Confessionen eines plattdeutschen Autors. An Friedrich Varendorf von Edmund Hoyer. Stuttgart, G. Krabbe. 1879.

Holtzendorff. — Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. Von Franz von Holtzendorff. München, M. Rieger'sche Univ.-Buchhlg. 1879.

Honegger. — Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts. In ihrer Entwicklung dargestellt. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Hopfen. — Die Geschichten des Majors von Hans Hopfen. Der verlorene Kamerad. Die Wette Schabernacks. Jülicher's Glück und Ende. Berlin, J. Schneider & Co. 1880.

Jugendbibliothek, Neue. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Band III. Martin Luther. Ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt. Band IV. Bonifacius. Ein Lebensbild von Hugo Sturm. Band V. Jürgen Wullenweber von Lübeck. Ein Bild aus der Geschichte der deutschen Hanse von Hermann Jahnke. — Band VI. Heinrich I. und seine Gemahlin. Von W. Bonnell. Wittenberg, R. Herose. 1879.

Karlowitsch. — Die Entwicklung des Nihilismus. Von Nicolai Karlowitsch. 2. Auflage. Berlin, B. Behr's Buchhlg. (E. Book). 1879.

Kleinigkeiten, Moralische, aus dem Schöße der alleinigmachtenden Kirche. Jülich, Verlags-Magazin. 1879.

Kleinpauf. — Dr. Ernst Kleinpauf's Poetik. Für Dichter und alle Freunde der Poesie. 8. umgearb. und verm. Aufl. 2. Theil. Die Dichtungsprache oder poetische Ausdrucksweise. Leipzig, W. Langewiesche's Verlagshbgl. 1879.

Konversations-Lexikon, Illustriertes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen u. c. Heft 1. 2. Leipzig, O. Spamer. 1879.

Lecky. — Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. I. Band. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshbgl. 1879.

Rehmann. — Christoph Lehmann's Blumengarten frisch ausgegärt, aufgehärt und umgärt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. Berlin, Carl Dunder's Verlag. 1879.

Ripperheide. — Rieber zu Schuß und Truh. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in den Jahren 1870 und 1871. Gesammelt und herausgegeben von Franz Ripperheide. Auswahl für Schule, Volk und Heer. Berlin, Franz Ripperheide. 1879.

Magazine, Illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willis Howard. 1879. No. 16—19. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Mannesherz. — Studien über das Glück in der Ehe. Von Eugen von Mannesherz. München, C. Fritsch.

Martens. — La Russie et l'Angleterre dans l'Asie Centrale par M. F. Martens. Gand. 1879.

Meitenheimer. — Die Zulassung der Realchul-Abiturienten zum medicinischen Studium und ihre muthmaßliche Bedeutung für den ärztlichen Stand von Geh. Medicinalrath Dr. med. G. Meitenheimer. Ludwigslust, Hinförtsche Hofbuchhlg. 1879.

Meyer. — Technik und Nationalökonomie. Ein Wort über das Studium und die Stellung der Nationalökonomie an den technischen Hochschulen. Von Dr. Moritz Meyer. Berlin, Stahr'sche Buchhandlung. 1879.

Milton. — Das verlorene Paradies. Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. 4. 5. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1879.

Möller. — Seine Ehre. Möllere-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland unter Mitwirkung der Herren Oberlehrer Dr. Humbert, Professor Laun und Realschuldirector Fritzsche in schwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Heinrich Schweitzer. I. Heft. Biographisches. Auf Grund eigener Quellenforschung vom Herausgeber. Leipzig, Th. Thomas. 1879.

Müller. — Gedichte von Heinrich v. Müller. Zweite, von dem verewigten Verfasser selbst geordnete, vermehrte und verbesserte Aufl. Mit Portrait. Jena, G. Gostensche. 1879.

Müller. — Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache von Eduard Müller. II. Theil. Lfg. 11. 12. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Cöthen, F. Schottler's Verlag. 1879.

Müller. — Au sand wi in America. Ein plattbütsch Riemels von Karl Müller. Leipzig, R. G. Roßler. 1878.

Naturkräfte, Die. — Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. XII. Band. 2. Hälfte. Die Insekten von Professor Dr. Vitus Gruber. II. Theil. 2. Hälfte.

- Vergleichende Lebens- und Entwicklungsgeichte der Insekten. Mit 127 Original-Holzschnitten. München, M. Oldenbourg. 1879.
- Neugeb, Die.** Festschalle für Alle. Redacteur und Herausgeber Werner Groffe. V. 1. Berlin, W. Groffe. 1879.
- Neisser.** — Der Gott des neunzehnten Jahrhunderts. Religionsphilosophischer Versuch von G. Neisser. Breslau, Schleiermacher Buchhandlung. 1879.
- Pirazzzi.** — Bilder und Geschichten aus Offenbach's Vergangenheit. Eine Festgabe zur Hessischen Landes-Gewerbe-Ausstellung in Offenbach am Main von Emil Pirazzzi. Mit einer Ansicht von Offenbach nach Merian aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts, und zwei Handbilleten Goethe's an Rachel b'Drville, geb. Bernard. Offenbach, Selbstverlag des Verfassers. 1879.
- Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Wendt in München. I. Jahrg. Heft 11. 12. Wien, A. Hartleben. 1879.
- Ruhardt.** — Chronik der Weltgeschichte. Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit specieller Berücksichtigung Deutschlands und Oesterreichs. Von Dr. Carl Ruhardt. Vfg. 1. Stuttgart, Leby & Müller. 1879.
- Sabell.** — Zu Goethe's hundertdreißigstem Geburtstag. Festschrift zum 28. August 1879 von Dr. Eduard W. Sabell. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.
- Sachsenspiegel.** Der, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336 herausgegeben von A. Lübben. Mit Abbildungen in Lithographie und einem Vorwort zu denselben von F. von Alten. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1879.
- Sagen und Legenden, die des Gastnerthales. Aus Dr. Storch's Sagen von Salzburg.** Salzburg, Nachrichten Buchhandlung. 1879.
- Sailer.** — Sinnprüche aus dem Talmud und der rabbinischen Literatur. Zusammengestellt von F. Sailer. Berlin, Friedrich Schönbach.
- Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen.** 4 Bändchen. Hans Sachs' Schwänke. Ausgewählt und sprachlich erneuert von A. Engelbrecht. Sonderhausen, M. Hagebeier. 1879.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Wilmow und Fr. v. Holstenhoff. XIV. Serie. Heft 326/327. Inhalt: Gottfried von Bouillon. Von Dr. Julius Froboese. — Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. Von Professor Dr. Hermann Othoff. Heft 328/329. Inhalt: Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit. Von Dr. C. Mehlis. — Karl von Vinne. Von F. v. Wilmow. Berlin, G. Habel. 1879.
- Sammlung musikalischer Vorträge.** Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 7. Die Gesamtausgabe der Werke Rogari's von Paul Graf Waldersee. — Nr. 8. Johann Matthieson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst von Ludwig Reinardus. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.
- Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts.** Herausgegeben von August Israel. 1-3. Jidopau, F. A. Kischke. 1879.
- Sanders.** — Orthographisches Hilfsbuch als Norm für Schriftföher und Druckberichtigter. Ausgearbeitet von Prof. Dr. Dan. Sanders. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.
- Scherner.** — Daß die Seele ist. Neue Forschungen und Entdeckungen in Briefen von Dr. Carl Albert Scherner. Berlin, G. Schindler. 1879.
- Schiller's Werke.** Jünltritt von ersten deutschen Künstlern. Vfg. 51-55. Stuttgart, Eduard Hallberger.
- Schlenther.** — Stirb und Werde. Ein Weltbild nach Lucrez und Andern von Johann Florian Schlenther. Innsbruck. 1879.
- Schröder.** — Hervorragende Förderungsstätten des deutschen Handwerks. Beobachtungen, Erfahrungen und Vorschläge zur Hebung der Erwerbsfähigkeit unseres Handwerkerstandes, bearbeitet und herausgegeben von Director Carl Schröder. Mit 4 Ansichten in Holzschnitt. Dresden, G. Hiltner, Kgl. Hofbuchhdlg.
- Schulz.** — Wahrheit, Freiheit, That! Predigten, gehalten von Erhard Schulz. Wien, Kohners Verlagshdlg., Rühlhausen I. C. W. Bussle. 1879.
- Schwarz.** — Zur Reform des Parlamentarismus. Versuch einer Zusammensetzung des parlamentarischen Staaterraths. Auf Grundlage der Fachbildung. Zwei Briefe von Julius Schwarz. Budapest, S. Zilahy. 1879.
- Schwarz.** — Zur Reform des europäischen Unterrichtswesens von Julius Schwarz. Budapest, S. Zilahy. 1879.
- Siemens.** — Einige wissenschaftlich technische Fragen der Gegenwart. Von Dr. C. William Siemens. Mit 4 lithographischen Tafeln. Berlin, Jul. Springer. 1879.
- Slowacki.** — Maria Stuart. Drama in fünf Aufzügen von Julius Slowacki. Uebersetzt von Ludgill German. Leipzig, W. H. Friedrich. 1879.
- Spiritismus.** Der in Deutschland. II. Hauptgrundsätze der Lehre vom Geiste von G. L. Rasprowitz. III. Der Spiritualismus der „Bijdischen Studien“ und Herr Eliastrath Alexander von Alstom von G. L. Rasprowitz. Leipzig, G. L. Rasprowitz. 1879.
- Stern.** — Die Frau im Talmud. Eine Skizze von J. Stern. Zürich, Verlags-Magazin. 1879.
- Stredfuß.** — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fildersdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Stredfuß. 2. Auflage. Vfg. 17-22. Berlin, B. Brigl.
- Stromer.** — Marillo's Leben und Werke. Herausgegeben von Th. Stromer. Eingeführt von Director Dr. Max Jordan. Berlin, E. Wasmuth. 1879.
- Tandler.** — Sprachbüchlein von J. Tandler. 2. verm. Aufl. Freiburg, G. Hedenast's Nachf. 1880.
- Tegnér.** — Elias Tegnér's kleinere epische Gedichte. Uebersetzt von Gottfried v. Leinburg. Mit einem Titelbilde von Leo v. Leinburg. Leipzig, Allgem. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Thomas.** — Die Grundbegriffe der nationalökonomischen Güterlehre von Dr. Karl Thomas. In zweiter, durch eine Abhandlung des Verfassers über Geld und Kapital vermehrte Auflage von Professor Dr. Theodor Ziller. Leipzig, A. Krüger. 1879.
- Tiersch.** — Kurzes praktisches Lehrbuch für Contrapunkt und Nachahmung oder vollständiger Lehrgang für den polyphonen Vocal- und Instrumentalsatz (streng und frei) in 40 Uebungen von Otto Tiersch. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.
- Universal-Bibliothek.** 1220. Der Mann der Wittwe. Lustspiel in einem Aufzuge von Alex. Dumas (Water). Uebersetzt von Louis Durieu. Deutsch von Karl Gatz. Leipzig, Ph. Neclam jun. 1879.
- Velh.** — Grafiana. Eine Harggeschichte von C. Velh. Mit dem Portrait der Verfasserin. Bergberg a. d. C. F. Simon.
- Vogler.** — In den Gewittern der Zeit. Roman aus der Gegenwart von Max Vogler. Bremen, J. Rühmann's Buchhandlung. 1879.
- Volkshote.** Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Schaltjahr 1880. Mit einem Rottkalender und Oldenburger-Kalender als Gratis-Zugabe. 43. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.
- Wäckerle.** — Bis auf's Wäzgele. Gedichte in schwäbischer Mundart von Haginthe Wäckerle. 2., gänzlich umgearb. u. sehr verm. Aufl. von „Gaul Staul Bleiba lau!“ Augsburg, Lampart & Comp.
- Wackernagel.** — Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch von Wilhelm Wackernagel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Ernst Martin. I. Band. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.
- Wallace.** — Die Tropenwelt nebst Abhandlungen verwandten Inhaltes. Von Alfred R. Wallace. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Dr. David Brauns. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 1879.
- Warsberg.** — Obfseeische Landfchaften von Alexander Freiherr von Warsberg. III. Band. Das Reich des Obfsees. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1879.
- Weltgeschichte.** Jünltritt, für das deutsche Volk. Braucht-Ausgabe. Band I. Vfg. 15-17. Leipzig, D. Spamer. 1879.
- Wernid.** — Städtebilder (Konstantinopel, Athen, St. Petersburg, Moskau, Warschau). Von Fritz Wernid. Neue Folge. I. Band. Leipzig, G. Schloemp. 1879.
- Wiener.** — Die Begründung der Sittenlehre und ihre geschichtliche Entwicklung. Von Dr. Christian Wiener. Darmstadt, L. Brill. 1879.
- Wilckens.** — Briefe über den thierischen Stoffwechsel. Von Martin Wilckens. Breslau, W. G. Korn. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Heilige.

~~~~~  
Novelle

von

C. Ferdinand Meyer.

~~~~~

I.

Langsam fallend deckte der Schnee das blaße Feld und die Dächer vereinzelter Höfe rechts und links von der Heerstraße, die aus den warmen Heilbädern an der Limmat nach der Reichsstadt Zürich führt. Dichter und dichter schwebten die Flocken, als wollten sie das bleiche Morgenlicht auslöschen und die Welt stille machen, Weg und Steg verhüllend und das Wenige, was sich darauf bewegte.

Jetzt erscholl auf dem Holzboden der bedachten Brücke, welche sich unfern der Stadt über den Sihlstrom legt, der dumpfe Hufschlag eines Pferdes und unter dem Sparrentwerk der finstern, den Stadtmauern zugewendeten Oeffnung erschien ein einsamer Reiter. Seine feste Gestalt war so warm in einen grob-
wollenen Mantel gewickelt und er hatte sich dessen Kapuze derart über den Kopf gezogen, daß von seiner Person kaum mehr als ein breiter grauer Bart zum Vorschein kam. Hart hinter dem starken Gaul von heimischer Race trabte mit beschneitem Rücken und melancholisch gekrümmter Schweiffahne ein großer Pudel. Der polternde Wiederhall des Hufes in der Holzwölbung weckte die drei Reisegefährten aus dem Schlummer, den Frost und Schnee über sie gebracht hatten, und stellte ihnen Thor und Herberge in nahe Aussicht. Ersteres wurde in raschem Trotte erreicht. Unter dem niedrigen Thorbogen warf der Reiter seine Kapuze zurück, schüttelte die Flocken vom Mantel, rückte sich die Helmkrone aus der energischen Stirn und ritt in guter, trotz der Last seiner Jahre kriegerischer Haltung durch den Rennweg, die erste am Fuße der kaiserlichen Pfalz sich hinziehende Straße.

Es war der drittlehste Tag des Jahres der Gnade 1191, denn der Reisende hatte die Gewohnheit, Zürich zwischen Weihnachten und Jahresende heimzusuchen.

Rechts wo der Bäcker seine frischen Laibe ausgab, links wo unter dem rußigen Vordach der Rollenschmiede der Amboss erdröhnte und die Funken

spröhnten, ward der Reiter auch heute, wie jederzeit bei seinem Einzug in Zürich, mit schallendem Zuruf als Hans der Armbruster, Hans der Engelländer bewillkommt. Die allemannischen Saute aber, in welchen er Gruß und Rede zurückgab, schlugen so rund und fränk aus seinem Munde, daß sein zweiter Suname kaum auf eine ferne Heimath zurückführte, sondern auf befriedigte Reise-
lust und letzte Wanderfahrt.

Auch gab der Reisende dem Herbergsvater zum Löwen, der bei ertönendem Hufschlag neugierig unter die Thür getreten war und, den Vorüberreitenden erkennend, sich von demselben, mit gezogener Kappe, Auskunft über das Verhalten des heurigen Schaffhauers im Keller erbat, so sachkundige und den Betheiligten verrathende Antwort, daß unschwer zu erkennen war, wo Hans dem Engelländer heute sein Weizen blühe und sein Wein reife.

Bis hieher geschah Alles, wie Hans der Armbruster die Stadt der Fürstin-
Aebtissin seit Jahrzehnten kannte. Eines aber befremdete ihn an diesem Tage, der kein Festtag war, und allgemach begann er sich darüber zu wundern. Von Frauen verkehrten sonst in dieser strengen Jahreszeit und frühen Stunde nur wenige vor dem Hause; heute aber überschritten sie eilsfertig und geschmückt alle Schwellen; und als Meister Hans durch steil abfallende Gäßlein der Mitte der Stadt und den rasch dahinschießenden Wassern der Limmat sich zutwandte, als er über die untere Brücke und am Rathhause vorüber ritt, sah er es wie Ameisenzüge an beiden Flußufern aufwärts laufen. Häuflein folgte dem Häuflein. Frauen jeglichen Standes, hochmüthige Edelweiber mit kostbaren Messbüchern in der Hand, ehrbare Töchter des Handwerks, züchtige Klosterfrauen, hübsche Dirnen von leichtem Wandel eilten neben runzligen, hustenden Großmüttern, die das Oberkleid im Schneegeästöber über die armen, grauen Häupter gezogen hatten. Alles strömte seetwärts, wo am Ausfluß der Limmat wie zwei Behelme die Münster stehen.

Doch — was bedeutete das? — nur eines derselben, das Münster unserer lieben Frau, ließ mit fliegenden Glocken seine bringende Einladung erschallen; das gegenüber liegende große Münster aber verharrte in einem mißbilligenden Schweigen.

Nachdenklich ritt der Armbruster, dem allgemeinen Zuge folgend, unter den Schwibbögen längs der Limmat hinauf der berühmten Herberge zu den Raben St. Meinrads entgegen, wo er alljährlich abzustiegen pflegte. Jetzt aber, unten am Hügel, wo weiland St. Felix und Regula geblutet haben, hielt er seinen Braunen an. Er hatte einen Blick in die steile Kirchgasse geworfen, die hier, vom Großmünster herabführend, ausmündet. Es bewegte sich darin, ihm entgegenschreitend und sorgsam die besten Stellen im schmelzenden Schnee aus-
suchend, die feine, ehrwürdige, in Marderpelz gehüllte Gestalt eines Chorberrn. Das unter dem schwarzen Barett blaß erscheinende Antlitz heftete sich mit schmerz-
lichem Ausdruck auf die genähten Schuhe. So wurde er des Armbrusters nicht gleich gewahr, der sich rüstig vom Pferde geschwungen hatte, um den alten Herrn in bescheidenen Stellung und trotz des noch immer dauernden Geästöbers mit entblößtem Haupte zu erwarten.

„Gottes und seiner Mutter Gnade zum Gruß, ehrwürdiger Herr,“ sagte Hans der Engelländer, als der Greis neben ihm stand.

Leicht überrascht heftete dieser das Auge Auge auf den Grüßenden und ein plötzlicher Gedanke leuchtete über seine durchsichtigen Züge, ein Gedanke offenbar erfreulicher Art, den er aber listig für sich behielt.

So sprach ihn denn der Armbruster zuerst und folgendermaßen an: „Gestattet, daß ich mich bei Euch erkundige, ob ich den edeln Herrn Runo, Euern würdigen Bruder, im Stifte finden werde. Er schuldet mir eine Kleinigkeit für hergestellte Armbrüste, ferner den Kaufpreis eines nach englischer Manier gebauten Stüdes, das vor drei Jahren bestellt und geliefert wurde; was Alles, nach meiner Uebung, ich vor Neujahr einzuziehen trachte. Den vorletzten und letzten Christmond traf ich den edeln Herrn bei erschöpfter Rasse, da er mit dauerndem Unglück im Würfelspiel zu kämpfen hatte. Wie mag es wol heuer um ihn stehen?“

„Das frage Du ihn selber, nachdem Du Imbiß bei mir gehalten hast!“ erwiderte der Alte. „Er leht bei Znacht in's Stift. Alle Brüder, Probst und Capitel, sind auf die Jagd verritten, mich Alten, wie Du siehst, ausgenommen. Ich gedachte meinen Ausgang dem neuen Heiligen zu widmen, dessen Marter und Wunder dort drüben“ — er wies nach dem schlant aufsteigenden Chor des Fraumünsters — „zu dieser Stunde von einem geistreichen Zuzernerpfaffen dem gläubigen Volke dargelegt werden und dessen Glorie meine darüber unbilliger Weise empfindlichen Brüder für heute aus der Stadt vertrieb. Da jedoch mehr Neugier als Andacht meine Schritte lenkte und der Schnee des Himmels sie hemmt, so mag ich ohne Schaden meiner Seele umkehren.“

„Laß Deinen Braunen in die Herberge zu den Raben führen! Dort steht der Stallknecht St. Meinrads wie eingepflanzt am Wasser und starrt nach der Frauen Münst' hinüber! Dein Tapp, der hier trübselig im Schnee sitzt, mag sich an meinem Küchenfeuer wärmen. Aber bei St. Felix' blutigem Haupte, ich kann nicht länger im Rassen stehen! In diesen Schneepfützen sitzt die tödtliche Heze mit ihrer Zange, ich meine die böse Gicht, die mich diesen Winter gezwickt und erst vor Kurzem losgelassen hat. Folge mir bald, Engelländer!“

Nach diesen geflügelten Worten schmiegte Herr Burthard sich fröstelnd in den Pelz und begann, vorsichtig wie er gekommen war, die feuchte Gasse wieder hinaanzusteigen.

Hans aber rief den Lungernden Knecht herbei und übergab ihm mit den Bügeln seines Gauls allerhand Aufträge und Weisungen an den Wirth und die Stammgäste des Hauses zu den Raben; denn dort sprach der Abel ein und unter ihm hatte der Armbruster viele Gönner und Schuldner.

Dann schnallte er sein Felleisen von dem Rücken des Thieres, nahm das Gepäck unter den Arm und schritt mit Tapp, der sich nie von dem Eigenthum seines Herrn trennte, die zum Stifte führende steile Gasse hinauf.

Die Einladung des Chorherrn kam ihm gelegen, denn Hans der Armbruster war ein sparsamer Mann.

II.

Der Wintertag blieb so dunkel, daß der schmale Wohnraum des Chorherrn, wo er seinen Gast bewirthete, mehr von der golden flackernden Flamme des Herdes als durch das einzige hochgelegene Bogenfensterchen erhellt wurde.

Während der Armbruster sein Mahl beendigte, hatte sich Herr Burchard, der von seiner Körperlichkeit und mäßiger Lebensweise war, schon eine Weile in seinen mit weichen Bließen überlegten Armstuhl versenkt und die pelzummüllten Füße dem Feuer zugestreckt. Ein ebenfalls ergreifter Schaffner räumte das Tischgeräthe weg und stellte eine Kanne kräftigen Landweins mit zwei silbernen Bechern auf das Stein Sims des Kamines.

Der Chorherr war offenbar in vergnügter Stimmung. Es ergöhte ihn, an diesem trüben Wintertage einen welt- und menschenkundigen, auch weitgewanderten Mann schnellen Geistes in sein Gelaß gelockt zu haben zur Befriedigung einer längst gehegten Neugierde. Das feingeformte Haupt mit seinen wenigen schneeweißen Locken lag auf dem rothen Kissen der Lehne, mit geschlossenen Augen, aber dem wachen Ausdrucke des Triumphes über einen gelungenen Anschlag.

Jetzt öffnete er plötzlich einen leuchtenden Blick und sagte: „Gefegnete Mahlzeit, Hans! Wende Deinen Stuhl und rücke zu mir. Du fragtest mich, wer der neue, von der Frau am Münster erhöhte, von uns Chorherren aber geschmähte Heilige sei. Ueber Tisch halte ich es nicht für heilsam, von kirchlichen oder gar himmlischen Dingen zu reden; aber nun bin ich da, um Auskunft zu geben: Der neue, von dem heiligen Vater der Christenheit bescheerte Fürsprecher im Himmel hat im selben Jahre mit mir das Licht der Welt erblickt. Schon das spricht gegen ihn. Es gilt von den Heiligen, wie vom Weine: je älter, desto besser und wunderthätiger. Wie dieser hier,“ — er schlürfte aus seinem Becher — „das Blut unseres Bodens, mit unserem Blute verwandt ist und es seit undenklicher Zeit wärzt und stärkt, ähnlich wirken unsere Heiligen St. Felix und Regula, über deren Leibern dies Stift und diese Stadt erbaut sind. Geschlecht um Geschlecht haben sie als streitbare Nothhelfer behütet. Wir sind ihnen und sie uns vertraut und verpflichtet. Mit ihrem Bild und Siegel machen wir, nach dem Vorgange unserer Väter, unser Thun und Lassen gültig. Ich will keine Hoffart damit treiben, daß sie nach ihrer blutigen Marter die abgeschlagenen Häupter urkundlich in den eigenen Händen von der Nichtstätte am Simmatufer bis hieher getragen haben, vierzig Schritte bergan, obgleich ihnen das sicherlich keiner der abgeschwächten neuen Heiligen nachthut. Für mich kommt in Betracht, daß St. Felix und Regula ihren Glauben gegen einen heidnischen Kaiser mit ihrem Blute bezeugt und nicht gegen einen christlichen König und Lehensherrscher sich überhoben und aufgelehnt haben, wie dieser neue Heilige von meinem Jahrgang.

„Solcher gerechten Erwägungen aber sind die Köpfe unserer Frauen vom fürstlichen Stifte nicht fähig! Da mußte ihnen unter andern kostbaren Schriftstücken ein Pergament zukommen, worauf das Leben und die Marter meines Altersgenossen beschrieben und verherrlicht ist. Die heiligen Acten wurden zur

Erbauung während der Mahlzeit vorgelesen und von Stund' an konnten die Gedanken der edeln Frauen nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie trieben offen und heimlich daran, daß der Tag dieses Märtyrers auch bei uns feierlich begangen werde.

„Den Weibern gefällt das Neue und Fremdländische.

„Der Rath unserer Stadt war aus genannten Gründen der Sache abhold und hätte sie auch wol verhalten, wäre den Frauen nicht eine Güte des Himmels zu Hilfe gekommen.

„Verwichenen Herbstmonat bei der langen Dürre gerieth der Abtei eine Scheune voll Heu neben ihrem großen Gehöfte zu Wiedikon in Brand. Der Föhn jagte die Flamme gerade auf das Meierhaus zu, das zu rauchen begann und verloren schien. Da ließ die Priorin, die eben zugegen war, eine Frau von mächtiger Frömmigkeit, durch den Meier und seine Söhne den schweren Schieferstisch vor das Haus schleppen, zog eine Kreide aus der Tasche und schrieb mit armlangen Buchstaben auf die Platte:

Sancte Thoma, adjuta nos!

„Was geschah? Blicke der Heilige vom Himmel herunter und laß? Dem sei wie ihm wolle, der Wind wandte sich augenblicklich, das Scheuerlein fiel in erlöschenden Schutt zusammen und die Meierei war gerettet. Jetzt langte die Hilfe aus der Stadt an. Hier stand der Tisch, dort verkohlte der Trümmerhaufen — das Wunder und der Heilige waren nicht weiter anzusehen.

„So ist es gekommen, daß wir heute sein Fest feiern, den Tag, daß ich's zu sagen nicht vergesse, des heiligen Thomas von Canterbury.“

Nach dieser ausgiebigen Rede ergriff der Chorherr seinen Pokal, that ein paar kleine Züge und, die Kanne ergreifend, sah er sich nach seinem Zuhörer um, dessen Becher er auffüllen wollte. Hans, der auf einem Holzschemel am Feuer saß, gab keinen Laut von sich. Etwas Seltsames war mit ihm vorgegangen. Im Anfang war er, die Ellenbogen auf die Kniee stützend und das gesenkte Haupt in die Hände gelegt, der Erzählung des Chorherrn mit Aufmerksamkeit gefolgt. Herr Burchard hatte den Namen des Heiligen absichtlich bis zuletzt verschwiegen, doch der Armbruster mochte ihn schon früher errathen haben. Er blieb jetzt unbeweglich, wie in sich selbst zusammengebrochen und es war, als schüttelte ein Schauer seine Glieder. Der Chorherr schenkte ihm den Becher voll und betrachtete ihn mit Blicken der Theilnahme und etwas durchschimmernder Schadenfreude.

„Halt' ich Dich endlich, schlauer Mann!“ begann er wieder. „Bei den blutigen Zöpfen der heiligen Regula, heute, Armbruster, trittst Du mir nicht über die Schwelle zurück, ohne mir von St. Thomas von Canterbury erzählt zu haben, was Du weißt, und ganz andere Dinge, als der Luzernerpfaffe unserer gnädigen Frau drüben im Stift aufbindet oder als in dem Pergamente stehen, das mir die edle Herrin zur Gesundung meiner Seele geliehen hat. Du bist dem Heiligen zu seinen Lebzeiten begegnet, das wirst Du mir nicht leugnen! Ich habe es selbst gehört, wie Du meinen Brüdern, den Chorherren, es mag sich jetzt gerade verjähren, in unserer Trinktube mit lauter Stimme — denn sie hatten Dir mit dem Becher stark zugelegt — und gewaltigen Geberden dar-

thatest, daß Du an König Heinrich gehaftet habest wie der Knopf am Wamse, ja wie die Haut am Leibe. Du geriethest in lodernden Eifer; denn die Herren hatten in Zweifel gezogen, daß König Heinrich bei jener unseligen Krönung seines ältesten Sohnes Thränen der Freude vergossen habe. Du riefest: „Ich habe sie rieseln sehen!“ und verschwurest Dich bei Deiner Seelen Seligkeit. Ich, der gerade eintreten wollte, um einen geselligen Becher zu trinken, denn ich war noch um das jünger, und Dich Deine Geschichte bethauern hörte, ich glaubte Dir, denn Du bist kein Prahler. Bist Du aber immerdar um König Heinrich gewesen, hast ihm Gewand und Becher gereicht, sein Lachen und Weinen gekannt, wie Du versichertest, so mußt Du auch den Mann gekannt haben, der ihm Leib und Seele zerstört hat, sei es, während er als Kanzler ihm zu Diensten war, sei es später, da er als heiliger Bischof, sein Feind und sein Opfer, ihn zur Verzeihrung und in's Verderben trieb. Am Ende, Unglücklicher, warest auch Du unter Jenen, die dem Heiligen zu seinem Martirtode geholfen haben. Doch nein! In dem Pergamente der Aebtissin steht geschrieben, wie die Mörder des Heiligen durch ihre Sünde bergefakt entmenscht wurden, daß es der ganzen Schöpfung vor ihnen graute und selbst ihre Leibhunde den Bissen aus ihrer Hand verabscheuten. Tapp aber — er wies auf den zwischen den Knien des Armbrusters sich aufmerksam hervordrängenden Pudelpopf — nimm, wie ich gesehen habe, Alles, was Du ihm reichst.“

„Der gnädige Gott hat mich davor behütet,“ murmelte Hans; „aber den Heiligen — ja — ich habe ihn gekannt, so gut als ich Euch kenne, Herr Burchard. Und dabei bin ich auch gewesen, wenn Ihr es doch wissen wollt, als ihm der Wilhelm Trach vor dem Hochaltare den Schädel einschlug. Und sein Lächeln sehe ich noch, das — Gott genade mir — heilige Hohnlächeln, mit dem er verschieb, als erwiesen ihm seine Henker gerade einen Liebesdienst. O Herr, das sind schwere, unerforschliche Geschichten!“

„Erzähle Hans,“ rief der Chorherr mit zitternder Lebendigkeit, und richtete sich, die alten Hände auf die Armlehnen stützend, begierig in seinem Stuhl in die Höhe.

Der Armbruster schürte schweigend das Feuer und faßte seine Gedanken zusammen. Seine festen edigen Züge waren finster geworden und seine funkelnden Augen fannen. Offenbar schien ihm billig, den Wunsch seines Gastfreundes zu erfüllen; aber ungerne that er es. Denn jene Ereignisse, staunenswerth und unbegreiflich nicht nur für die Fernstehenden, sondern auch für die Mithandelnden, waren der wichtigste Theil seiner eigenen Geschichte, die es dem verschlossenen Manne zu erzählen schwer wurde und griffen in Tiefen seiner Seele hinunter, wo sein Empfinden zwiespältig wurde und seine Gedanken wie vor einem Abgrunde stehen blieben.

Er äußerte sich mit behutsamen Worten: „Ihr mögt leichtlich besser Bescheid wissen, Herr Burchard, in dem was meines Herrn Königs Fürstenhandel und Thaten im Weltlauf betrifft; was aber den Wandel und die Natur seiner Person angeht — und des Thomas Bedet Menschenantliß auch“ — fügte er scheu und leise hinzu, „so habe ich wahrlich vor einem Jahre in jener trunkenen Nacht nicht geprahlt, als ich mich berühmte, sie zu kennen, obwohl ich, heilsamer für

mich, davon geschwiegen hätte. Noch jetzt, Herr, brauch' ich nur die Augen zu schließen, um den König wie den Priester leibhaft vor mir zu sehen. Lieblich ist der Anblick nicht, wie der jener langen ruhigen Gesichter, welche Eure Stadt-
heiligen dort in den Händen tragen," und er wies auf ein in das Fenster gefügtes Glasgemälde. „Viele Jahre lang, nachdem ich aus Engelland heimgekehrt war, hatte ich während des Tages in Gedanken und des Nachts im Traume mit jenen zwei unglücklichen Herren zu schaffen. Am Tage mußte ich mir die sanften, spitzfindigen Reben des Einen, die leichtfertigen Scherze, harten Drohungen und verzweiflungsvollen Zornworte des Andern ohne Unterlaß wiederholen und war gezwungen, darüber nachzuspinnen, wie unabwendbar beider Verderben sich daraus entwickelte. Des Nachts sah ich sie aufeinanderstoßen mit Rauch und Feuer, wie der Apostel Hans in seiner Offenbarung schreibt, und keines meiner Weiber, ich habe deren etliche geehlicht und begraben, konnte es dann unterlassen, mich mit Angst und Grauen aus dem Schlafe zu rütteln. Denn, Herr, es ist etwas Anderes, wenn Könige und Heilige gegen einander fahren, als wenn in unseren helvetischen Trinktuben geschrien und gestochen wird. Wolan, ich will Euch von diesen Geschichten erzählen, obwohl es ein schlimmes Ding ist und schwierig zu bewältigen; aber ich darf den Wunsch meines Gastfreundes nicht unerfüllt lassen," schloß der Armbruster mit einem grimmigen Nächeln.

„So thue, wie Du verheißest," sagte der Stifths Herr und legte sich mit erwartungsvoll angeregten Mienen in seinen Sessel zurück.

III.

„Ich rede nicht gerne von meiner Jugend" — begann Hans der Engelländer seine Erzählung — „und meine Gedanken weichen ihr aus, wenn ich nicht vor den heiligen Festen, um mich vor Gott und seiner Mutter zu demüthigen, sie aus dem Dunkel emporsteigen lasse, oder wenn nicht ein Reider und Widersacher mir dieselbe böswillig in meinen alten Tagen gegen die Zähne wirft."

„Sieber Herr" — und der Armbruster that einen tiefen Seufzer — „sie ist eine unehrliche und befleckte. Dennoch muß ich damit Euch und mir zur Last fallen, denn mein armer Lebenslauf läßt sich von dem des Heiligen und des Königs nicht trennen, wenigstens in meinem alten Kopfe nicht. Ihr müßt wissen, ich bin aus einem edeln Geschlechte, und wenn Ihr Hohentlingen oder Hohenträhen sagt, so nennet Ihr zwar nicht mein Stammhaus, das in Schutt versunken ist, aber sein Name lautete ähnlich und es lag, wie jene festen Häuser, unweit vom Bodan und vom Rhein. Schon mein Vater war schwer verschuldet und — warum, das weiß Gott — von seiner Sippe gescheut und gemieden, als er, um seinen Gläubigern zu entgehen und um seine Seele zu retten, sich das Kreuz anheftete und nach dem gelobten Lande zog, aus welchem er nicht zurückkehrte. Mein Mütterlein schleppte seit meiner Geburt einen fiebern Leib und weinte sich die Augen blind, als mein älterer Bruder nicht in ritterlicher Fehde, sondern in bösem Kaufhandel um Dein und Mein erschlagen wurde; denn wir halfen uns, wie wir konnten und paßten an den Wegen, wo etwas vorüber kam. Bei meiner Sippe suchte ich weder Rath noch Hilfe, ich hätte dort keine

gefunden. Die einzigen Freunde waren mir meine Armbrust und meine Hunde, mit denen ich zu Walde zog; aber ich selbst ward wie ein Wild gehezt von einem bösen Feinde, den ich wie den Teufel haßte. Das war der Jude Manasse, der in Schaffhausen saß und auf Zinsen lieb. Ihm hatte mein Vater seinen Burgstall und seine wenigen Aeder verpfändet. Nun begab es sich, daß mich meine Mutter zu dem Juden schickte, um Aufschub zu verlangen, aber keine Barmherzigkeit war bei dem Wucherer zu finden. Da erfaßte mich plötzlich eine große Kummerniß und ein Erbarmen mit meinem flecken Mütterlein und auch mit dem blutigen Seiden unseres Heilandes, den die Juden grausam gemartert haben, und ich schlug den Manasse hart mit Fäusten, daß er starb. Gott rechne mir diesen Mord nicht zu! Als ich ihn beging, war ich, wenn auch schon von Mannesgestalt und Stärke, noch ein Kind und dazu von weicher und heftiger Gemüthsart. Der Jude indessen hatte in der Stadt und unter dem umliegenden Adel viele Freunde und ich wäre verloren gewesen ohne die geöffnete Klosterpforte von Allerheiligen. Und da ich froh sein mußte, daß sie sich fest hinter mir schloß, wurde ich unverhofft geistlich und nach Jahresfrist ein Mönch. In alledem hatte ich aufrichtig gehandelt und war kein Falsch an mir gewesen; aber ich taugte schlecht zum Mönche und hatte den Wuchs meiner Natur und das Erdreich ihres Gedeihens nicht vorausgesehen. Mißversteht mich nicht, Herr! Nicht das sündige Blut unserer Stammeltern allein meine ich, sondern mehr noch den zündenden Funken, der aus dem ausgestreckten Finger Gottes in den Thon, aus welchem ich geformt bin, herübergesprungen ist, das ist: Kraft, Verstand, Unternehmung, Baukunst und Wanderlust. Aber von menschlicher Kunst und Wissenschaft war zu Allerheiligen Nichts zu lernen, als der Poet Virgilius, den ich auch heute noch großentheils auswendig weiß.

Der Prior rühmte an diesem Poeten, daß er ein frommer Heide gewesen und Gott ihm zum Lohne seiner Tugenden prophetische Kraft eingehaucht, so daß in seinen Versen die hochgelobte Mutter mit dem Kinde sich spiegle und deutlich zu erkennen sei. Daher kam es, daß die Rolle, aus der ich lernte, ganz von Messerflüchen durchlöchert war. In der Johannisnacht, da ich von Allerheiligen schied und bevor ich den Sprung über die Mauer that, habe auch ich hineingestoßen zu dreien Malen, nach inbrünstiger Anrufung der drei heiligen Namen, und die Worte getroffen: sagittas, calamo, arcui. Und Virgilius hatte wahr gesprochen: mit Pfeil und Bogen hab' ich all' mein Lebtag zu thun gehabt.

So genoß ich denn meiner raschen Füße wieder und eilte durch das Waldgebirg dem Elsaß zu, den großen Bogen des Rheines mit einer geraden Linie abschneidend. Gegen Mittag kam ich vor einem festen Orte auf eine Wiese, wo von allerlei Volk ein Bogenschießen abgehalten wurde. Ich war schon unterwegs wie berauscht von dem Odem der Erde und der Luft, meine Glieder zu brauchen, und da ist es nicht zu verwundern, daß ich mir in dem Lustlager und Getümmel der Schießenden von den ausgelassenen Gesellen, die der verlaufene Mönch ergöhte, einen Bogen in die Hand geben ließ und dann, mit vorgestrecktem Fuße Stand fassend, Schuß um Schuß an's Ziel schickte. Mein

Blid, sei Euch gesagt, ist scharf und sicher von Natur und hat mich von Rindheit an nie betrogen.

Ich glaube, daß sie mich, der den Becher verlernt hatte, trunken machten, daß ich in der Gluth die Ärmel aufstreichte und die Rutte bis an die Schenkel schürzte, und mir steht dunkel und ärgerlich vor Augen, daß ich zuletzt unter Spott und Gelächter mit nackten Armen und Beinen im Narrentriumphe herumgetragen wurde.

Am frühen Morgen, in der Knechtstracht, die mir ein guter Gesell geschenkt, weiter wandernd, betrachtete ich nicht ohne Scham den Stand meiner Dinge. Ein beflecktes Wappen lag rechts und eine zerrissene Rutte links hinter mir am Wege. Nichts blieb mir als das Handwerk und ich suchte mir eines, das mich von ritterlichen Leuten und Dingen nicht ganz entferne und seinen Mann ernähre in Kriegs- und Friedenszeiten. Da erhellte sich mir die Lösung des Virgilius und ich beschloß, ein Bogner und Armbruster zu werden. Aller Anfang ist schwer, lieber Herr; und neben den müßigen Gewöhnungen des Wegelagerers und des Mönches hatte ich noch viel Thorheit eines weichen Herzens zu überwinden. Ich mußte zu festem Stande kommen; denn, ob ich schon einen Juden getödtet und ein Klostergelübde gebrochen, so hätte mich doch mein frommes Gemüth fast in eine dritte Missethat gestürzt. Dies will ich Euch noch erzählen — vom Uebrigen werde ich kurz sein.

Ich war, gen Straßburg wandernd, unter eine Bande von fahrenden Schülern gerathen und wir zechten in einer Schenke gegenüber den Mauerwerken und Thurmspitzen der berühmten Stadt. Da fiel mir ein, wie mein Mütterlein mir weiland viel geredet hatte von einer frommen Muhme, die in einem Straßburger Kloster ein heiliges Leben geführt und deren Fürsprache im Himmel sie, wenn das Wasser des Glends ihr bis an den Mund stieg, mit Nutzen anzurufen pflegte. Solches dachte ich auf meinen irrenden Wegen auch zu thun. Also ging ich einen der Fahrenden, der ein helles offenes Gesicht hatte und wie er sagte, die Stadt von früher her wohl kannte, mit freundlichen Worten an, ob er mir das Kloster nicht weisen könne, wo meine Muhme Salome im Geruche der Heiligkeit gestorben sei.

„Nieber,“ antwortete er, „siehest Du dort den achteckigen Thurm mit dem farbigen Dache? Und daneben das lange Gebäude an der Stadtmauer? Dort hat Deine Muhme gewaltet.“

Da warf ich mich auf die Kniee und rief, nach dem Hause hinüberblickend, die heilige Frau inbrünstig an, mir zu allem guten und heilsamen Werke behilflich zu sein. Was höre ich hinter mir? ein unterdrücktes Geflüster, ein toll ausbrechendes Gelächter und, rasch den Kopf wendend, sehe ich den Fahrenden, der die Zipfel seines Gewandes zu zwei langen Ohren gestaltet hatte, die er neben den meinigen winken und wedeln läßt. Zu gleicher Zeit lachten die Anderen unbändig: „Der Esel betet zum Hause der schönen Frauen hinüber! . . .“ Aber schon lag der Schall unter meinen Knieen, während ich schwere Thränen fallen ließ über die Bosheit und Schlechtigkeit der Welt, und ihn würgte, daß ihm der Lebensodem ausgegangen wäre, wenn ihn mir die Anderen nicht entriffen hätten.

In Straßburg trat ich in die erste Lehre bei einem Bogner, der mich ehrlich hielt und mir die Handgriffe, so viel er sie wußte, rechtlichaffen beibrachte. Doch war er ein Mann des Brauches und der Gewohnheit, der den Kopf eigensinnig schüttelte zu den Verfeinerungen und Ausbildungen, deren das Wesen und die Gestalt der Armbrust fähig ist und die damals aus Engelland und Flandern, besonders aber aus dem heidnischen Granada bis zu uns in das Deutsche Reich hereindrangen. Mir aber, der einen jungen und neugierigen Geist hatte, ließ es, nach den einmal überwundenen Anfängen, keine Rast noch Ruhe; denn, lieber Herr, in jeder, auch der geringsten Kunst ist ein Ziel der Vollenbung verborgen, das uns ruft und lockt, ihm Tag und Nacht sehnüchzig nachzuziehen.

Oft hab' ich damals im Traume eine Armbrust gebaut und einen Bolzen gebildet, die noch weiter trugen als das saragenische Schießzeug, aber im Frühlicht verblühen meine Fändlein wie höhnische Irrwische; denn es waren plumpe Tastungen oder willkürliche Gedanken, da ich wol einige Griffe, aber noch nicht die Gründe und Gesetze meiner Kunst erkannt hatte.

So beschloß ich zu wandern und bei den Meistern zu lernen. Durch Frankreich und Aquitanien wanderte ich und überstieg den Pyrenäenberg und erblickte jeden Abend in den rothen Wolken des Sonnenniederganges die Wunderstadt Granada, wohin mich meine Seele zog, bis sie zuletzt wahr und wirklich vor mir auf dem Abendhimmel stand. Und es war mir vergönnt, die Weltpracht, die sie dort aufgerichtet haben, zu betrachten, das durchbrochene Schmuckwerk ihrer Paläste, die Palmen und Cyressen ihrer Zaubergärten und die aufsteigenden Strahlen ihrer rauschenden Wasserkünste."

"Und Du bist unbeschritten an Leib und Glauben wieder zurückgelehrt, armer Hans?" warf Herr Burthard ein.

"Zweifelt nicht daran und mit einem weit klügeren Kopfe auf den Schultern, als ich ihn hingetragen hatte. Was aber meinen Christenglauben betrifft, Herr, so habe ich ihn gegen einen großen Philosophen behauptet, dem ich die Röhren, wodurch er den Gang der Gestirne beobachtete, vervollkommen half. Unnächst zeigte er mir die langsam wandelnden Heere des Himmels und erklärte mir, wie von Ewigkeit her die menschlichen Geschicke an diese leuchtenden Zeichen und Figuren, diese Thiergehalten und Wagen geschmiedet seien, so daß keine Hand, weder menschliche noch göttliche, in die sich drehenden Speichen dieses Feuerrades greifen könne und kein Raum bleibe weder für die menschliche Wahl noch für den Zorn und die Gnade Gottes.

Ich aber glaubte ihm nicht und berief mich auf die Gewitterfluth der Reue, wann ich meine Sünde vollbracht hatte.

Im Uebrigen fand und lernte ich in Granada, was ich dort zu suchen gekommen war. Es ist nur die Wahrheit, lieber Herr! die heidnischen Bogner sind unübertroffen. Haben sie doch vor Zeiten mit klugem Wize aus dem Umfange des Bogens die gedrungene und handliche Gestalt der Armbrust gezogen, wie die Sage lautet und ich gerne glauben will: denn Gott hat den Heiden viele Kunst und Wissenschaft gegeben, Mathematik, Mechanik, Baukunde, alle Lehre, wo gezählt und gewogen wird, um ihnen, wie ich meine, vor dem ewigen Lode einen kurzen Stolz zu gönnen."

Der Chorcherr nickte billigend zu diesem weisen Worte und der Bogner fuhr fort:

„Drei Jahre verblieb ich in der Heidenstadt, die Tage verflogen mir im Wettlaufe der Arbeit und an den Abenden ergöhte ich mich, da mir nach und nach die arabische Zunge gelaufig wurde, ohne Wein und Streit in den lustigen offenen Hallen, wo sie Märchen erzählen. Dort vernahm ich einmal aus dem Munde eines braunen, gluthäugigen Burschen, dem sie am liebsten lauschten, denn er verstand es, die Geberde beider Geschlechter und jeden Alters und Standes mit beweglichem Mienen- und Gliederspiele darzustellen, eine Geschichte, nicht besser und nicht schlechter als seine übrigen: Sie scheint Euch abweges; aber ich lasse sie nicht liegen, denn sie gehört zur Sache.

Es ist das Märchen vom Prinzen Mondschein.

Ein junger Fremdling sei von einer gegen Mitternacht gelegenen Insel nach Córdoba gekommen und habe sich dort bei dem Kalifen in Gunst gesetzt durch den Zauber seiner Gestalt und Rede und durch seine Meisterschaft im Schachspiele. Daneben habe er trotz seiner anmuthigen Jugend eine solche Schärfe des Verstandes und politische Weisheit befaßen, daß der von ihm berathene Kalife ohne Krieg und Blutvergießen durch die bloße Anwendung der Staatskunst in nicht langer Zeit der mächtigste der maurischen Könige geworden sei. Darum habe er den Prinzen Mondschein — so nannten die Cordobaner den Fremdling um der Blässe und Sanftmuth seines Antlitzes willen — ganz nährisch liebgewonnen und ihm ohne Bedenken die schönste seiner Schwestern zum Weibe gegeben, Prinzessin Sonne, die, nachdem sie einmal den Fremdling erblickt, ihre leuchtenden Augen nicht mehr von ihm habe abwenden können. Sonne und Mond seien aber nicht über einen Jahreslauf zusammengeblieben, da die Geburt eines Mädchens der Prinzessin das Leben gekostet. Hierauf hätten hundert neidische Hölle gegen den Fremden, dessen Stellung sie erschüttert glaubten, sich heimlich verschworen. Der Kluge habe sie entlarvt, doch in milder Gefinnung für ihr Leben gebeten. Da seien eines Tages von königlichen Sklaven zehn Maulthiere, mit eben so vielen Säcken beladen, durch die Pforten seines Palastes getrieben worden, und, als das Gefinde die Säcke geöffnet, seien die abgeschnittenen Köpfe seiner hundert Feinde auf den Marmorboden des Hofes gerollt. Der Besennte aber sei beim Anblicke der blutigen Gabe erblaffend in seine Gemächer zurückgetreten und habe nach eingebrochener Nacht sein Kind aus der Wiege gehoben, ein Pferd bestiegen und die schlummernde Córdoba verlassen. Mit ihm aber habe dem Könige Glück und Macht auf immer den Rücken gewandt.

Der Märchenerzähler verschwor sich im Feuer seines Vortrages, den Prinzen Mondschein persönlich gekannt und ihn oft auf den Plätzen von Córdoba mit über der Brust gekreuzten Armen demüthig begrüßt zu haben. Sie seien nicht sehr verschieden an Alter und nicht zehn Jahre seien vorüber seit jenen Begebenheiten.

Er war überzeugt, daß er die Wahrheit rede, aber ich nicht völlig; denn die Mauren, ehrwürdiger Herr, lügen mit mehr Aufrichtigkeit als wir, weil

ihnen ihre rasche Einbildungskraft das Nichtgeschehene täuschend wie das Geschehene vorgaukelt.

Nur vor meiner Abreise dann hörte ich den braunen Gesellen die Märe vom Prinzen Mondschein zum anderen Male erzählen und — diese Gerechtigkeit widerfahre ihm! — ohne merkllichen Ausschmuck oder Umbau. Das fiel mir auf. Doch hatte ich nicht Zeit, ihn auszufragen, denn ich selber bereitere mich damals darauf vor, wie Prinz Mondschein, aus diesen fremden Sitten und Gebräuchen mich in der Stille nach der Christenheit heimzufinden.

Ich unternahm eine Meerfahrt nach Engelland, wo es mir bald gelang, bei dem vornehmsten Vogner in der Stadt London selbst Arbeit zu finden. Er hatte seine Werkstatt an der Themse unweit des festen Stadthurmes aufgethan und arbeitete mit vielen Gesellen. Da seine Kunst von König und Ritterschaft gesucht wurde, war sein Gut groß angewachsen und man hätte ihn einen angesehenen Mann nennen können, wäre er nicht, wie alle vom Handwerk, von sächsischem Geblüte gewesen. Die Sachsen aber werden seit der Eroberung von ihren normännischen Herren unehelich gehalten und auf eine unchristliche Weise unterdrückt.“

„Hoho!“ unterbrach Herr Burchard. „Ist das die Rede eines Mannes, der ein halbes Menschenalter hinter Herrn Heinrich getraht und stolziert hat?“

Hans warf dem Chorherrn einen geschmeidten Blick zu und erwiderte ohne langes Besinnen:

„Es kommt, o Herr, beim Urtheilen wie beim Schießen lediglich auf den Standpunkt an. Damals, mitten unter den Sachsen lebend, drückte ich mich bei Seite, oder zog die Mähe, wann ein Zug Normannen auf ihren gepanzerten Rossen vorübersprengte. Hernach, als ich selber droben saß, hätte es meine Ehre nicht gelitten, mich von einem Sachsen anders als baarhaupt ansprechen zu lassen. Jetzt, da Sachsen und Normannen für mich verblichene Bilder sind, habe ich, nebst der Weisheit meiner grauen Haare, einen mittleren und mäßigen Stand und spreche: Macht und Eroberung sind von Gott gesetzt, und da die Normannen schärferes Blut und ungestümere Geister haben, so sind sie die Herrscher. Aber derselbe Gott hat Knechtsgestalt angenommen und uns alle mit seinem theuern Blute gekauft: darum mache der Herr sein Gefinde nicht bitter und vergreife sich nicht an dem Weibe und Kinde seines Knechts!

Solches aber geschah meinem Meister, dem zu seinem Unfegen eine schöne Tochter im Hause wuchs.

In Wahrheit, die goldhaarige Hilbe war die schönste Magd in London und ich konnte kein Auge von ihr verwenden, wann sie uns nach der Bespermahlzeit, ohne sich allzulange bitten zu lassen, ihre Balladen vorsang.“

Von Erinnerung überwältigt, wiegte der Bärtige seine breit vorragende Stirn und sumnte in unmelodischen Tönen:

„In London was Young Beichan born,
He longed strange countries for to see —“

„Wohin verläufst Du Dich, Hans?“ rief Herr Burchard, der das Englische nicht verstand, mit beginnendem Mißmuth.

Der Armbruster fuhr aus seinem Traume auf und in den etwas ab-

gespannten Zügen seines alten Zuhörers lesend, daß diesem der Einleitung zu viel und die Weile lang werde, sprach er ihn heftig an: „Wisset Ihr, Herr, von was diese Ballade, welche jung Hilbe uns vortrag, handelt? . . .

Von der Geburt eines Heiligen aus dem Schooße einer Saragenin, desselben heiligen Thomas, dessen Geschichte Euch zu erzählen ich hier bin!“

Die plötzliche Wendung, mit welcher Hans sein Schiffein aus dem Fahrwasser des eigenen Lebens in die Strömung eines größeren hineinsteuerte, gab dem Chortherrn einen Stoß; er richtete sich in seinem Sessel so steil und so rasch in die Höhe, als sein Alter es zuließ und rief erstaunt:

„Saragenenblut in den Adern des heiligen Thomas? Lieber, bist Du bei guten Sinnen?“

„Hättet Ihr das Pergament geduldig gelesen, daß Euch die Frau vom Münster, wie Ihr sagt, geliehen hat, Ihr würdet mich nicht mit so entsehten Augen anschauen. Denn gerade dieser Punkt, will ich wetten, ist darin schön hervorgehoben. Hat sich doch die ganze Pfaffheit von London stark der Sache angenommen und die Heidin, bevor sie dieselbe in eine christliche Ehe treten ließ, sorgfältig belehrt! Sie taufte sie auf den Namen Grazia oder Grace, was deutsch lautet: Gnade. Um der großen Gnade willen, welche die Mutter Gottes der Ungläubigen erwies!“

In der Brautnacht der Saragenin aber hatte eine prophetische Nonne zu London ein Gesicht und sah aus dem neuen Ehebunde eine weiße Lilie, das ist einen Heiligen, entsprossen und gen Himmel wachsen.

Und es geschah, wie die Nonne gesehen hatte.

Aber viel hat es gebraucht, bis aus dem Heidentinde der Heilige herauswuchs: Blut und unendlichen Jammer, den Sturz eines Königs und wo nicht den Untergang, doch die Erschütterung eines Königreiches!

Ich will nun ganz nach der Ordnung, wie es Euch bequem ist, Herr, erzählen, wer die Eltern des Thomas Bedet gewesen sind.

Die Geschichte ist mir vertraut; denn sie war die Freude der blonden Hilbe, welche damals noch jung und unschuldig war und das Wunder natürlich fand, daß Zweie, die sich liebten, über Land und Meer zusammenkamen.

Vor vielen Jahren begab es sich einmal, daß ein Handelsmann aus London mit Namen Gilbert Bedet nach dem Morgenlande fuhr und dort von einem mit seinen Reitern und Heerden in der Wüste ziehenden Fürsten überrascht und gebunden wurde. Die eigene Tochter des Heiden aber erbarmte sich seiner Bande und zerschchnitt sie. Vor Jahresfrist dann floh sie dem Sachsen nach; denn sie hatte ihr Herz an ihn verloren, und in England singen und sagen sie, daß die vornehme heidnische Magd, obwohl ihrem Willen und Gedanken nur zwei Worte zu Gebote standen: London und Gilbert, mit diesen den Weg zu ihrem Lieb-linge gesucht und gefunden habe.“

„Höre, Hans,“ gab der Chortherr einem aufsteigenden Zweifel Ausdruck, „Du reitest das geflügelte Rößlein der Fabel nicht schlechter als Dein brauner Freund, der Märchenerzähler in Cordova. Es fehlt nur noch, daß auch Du darauf schwörest, Du seiest dabei gewesen.“

Der Bogner zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Nicht ich, lieber Herr, mein Meister aber in London, der ein pünktlicher und trockener Mann war, hat mir oft gesagt, wie er, ein junger Geselle, durch die Straßen der Stadt hinter der fahrenden Saragenin hergelaufen sei. Denn diese habe jeden Vorübergehenden angehalten und ihn gefragt: „Gilbert?“ Dadurch sei sie Stadtkundig geworden, so daß ihr am Ende viel Volk nachgezogen, um mit ihr „Gilbert!“ zu rufen. Die Einen aus Mitleid mit dem schönen ausgehungerten Frauenbilde, das vor Kimmerniß jede Speise zurückwies, die Andern der Thürin spottend, die einen Gilbert aus Tausenden in London, wo der Name gemein ist, herausfinden wollte. Endlich sei der wahre Gilbert an sein Fenster und vor seine Schwelle getreten, habe die Heidin bei der Hand ergriffen und an seinen Herd geführt.

Wann aber der Meister so erzählte, ermangelte er nie anzufügen:

„Fahrende Heidinnen, Hans, bringen uns Christen nichts Gutes. Wäre doch das Wüstenkind in seinem Zelte geblieben, statt nach unserm Engelland zu schwimmen und uns hier den Kanzler auf die Welt zu setzen, den Verräther an seinem Volke!“ —

Der Kanzler, der weltberühmte Kanzler von Engelland, die Bönne und Weisheit des Königs, die Bewunderung und der Reiz der Normannen, der Haß und geheime Schrecken der Sachsen, war damals in aller Munde.

Sein rasch aufleuchtender Stern, die wie aus einem uner schöpfl ichen Füllhorn über ihn ausgeschütteten Gnaden und Würden, seine Thürme, Burgen, Abteien, seine Zaubergärten und unbegrenzten Wälder, sein Gefolge von hundert und dann von tausend Rittern, die goldenen Geschirre seiner Rosse und Mäuler, die üppigen Tafeln seiner Feste und die unabsehbaren Reihen der Geladenen, seine köstlichen Gewande und blühenden Steine — das Alles gab den Leuten von London zu wundern und zu reden von Morgen bis Abend.

In der Werkstätte konnte ich mir während der Arbeit die Ohren nicht verhalten und so klangen sie mir unablässig von dem Sohne des Sachsen und der Saragenin. Daß ihm seine Landsleute alle schwarzen Freveln nachredeten, setzte mich nicht in Erstaunen und lag in den Staatsverhältnissen, da der Kanzler der einzige Sachse war, der im Sonnenlichte der königlichen Gnade wandelte. Aber denkwürdig bleibt es immerhin, daß die Väter an demselben Manne keine gute Faser fanden, den die Söhne jetzt auf den Knien anrufen.

Ein schlechter Sohn sei er gewesen, der den Geruch der väterlichen Oelfässer und Waarenhallen verabscheut habe. In den Dienst eines schwelgerischen normännischen Bischofs sei der Jüngling zuerst getreten, dort habe er französisch lispeln lernen und kein ehrliches sächsisches Wort sei mehr über seine Lippen gekommen. Um seinen von Vaterseite sächsischen Ursprung zu verwischen, habe er von den Händen dieses Normannen, als ein Leichtfertiger, die ersten Weihen empfangen. Dann, reich geworden durch den Tod des Vaters, sei er über Meer gefahren, habe in Calais seine treuen sächsischen Diener verabschiedet, welches Gefinde gedungen, köstliche Gewande gekauft und sich als Ritter aufgethan. Durch Aquitanien und Spanien sei er an die maurischen Höfe gezogen, von seinem mütterlichen heidnischen Blute getrieben, und beim Könige von Córdoba in die höchste Gunst gekommen. Dort habe er mit Weisen aus

dem Morgenlande Sterndeutung und geheime Wissenschaft getrieben, worin er seine Meister bald übertroffen, so daß es ihm nach seiner Heimkehr habe glücken können, König Heinrich durch höllische Sympathie unvergänglich an sich zu ketten.

Herr, darin war das Goldkorn der Wahrheit schwer zu finden. Um so mehr wuchs meine Begierde, diese lebendige Fabel mit Augen zu schauen; aber lange mußte ich mich gebulden, denn Thomas Becket wollte damals mit dem Könige jenseits des Meerarmes in Aquitanien, das, wie Ihr wißt, zu dem Weibergute seiner Königin gehörte.

Endlich kam der Tag. Ich schnitzte in der Werkstatt an einem Bolzen. Da fängt es an, auf der Straße unruhig zu werden, zu treiben und zu summen. Meine Gesellen verlassen ihr Zeug, steigen auf Schemel und Bänke und drücken die Köpfe in die Fenster. Pauken und Cymbeln schmettern. Hinter den berittenen Spielleuten folgte ein Herold mit den drei Löwen auf der Brust und bereitete den Weg dem Sohne der Heidin Grazia.

Ein schöner Mann war er und fürstlich, wie König Salomo. Mit den normännischen Herren konnte er sich wol nicht messen an Frische des Antlitzes und Macht des Wuchses. Aber er lenkte mit unvergleichlichem Anstande seinen goldgeschirrten, tanzenden Araber und sein farbloses Antlitz besaß eine ernste Sieblichkeit.

Wie ich damals, mitten unter dem niedern Volke stehend, ihn bewunderte, ließ ich mir nicht einfallen, daß ich selbst über ein Kurzes in den Dienst des Königs treten und dort diesem wunderbaren Herrn täglich, ja stündlich begegnen würde.

Das begab sich aber folgendergestalt.

In der Werkstätte meines Meisters gingen die Normannen ein und aus, denn da gab es stets mit neuer Kunst erfundene oder vervollkommnete Armbrüste zu prüfen. Leider blieb bei diesen Besuchen die schüchterne Hilbe nicht immer verborgen. Sie war die Freude und der Wunsch meiner Augen; so konnte mir nicht entgehen, daß die der normännischen Ritter schärfer auf ihr haften als heilsam war. Einer von ihnen, den sie Gui Malherbe, das ist Weite Unkraut, hießen und der im Gefolge und an der reichen Tafel des Kanzlers sein schädliches Dasein fristete, ein frecher, ungebundener Edelknecht, aber gegen die Frauen von geschmeidigen Manieren, wurde mir täglich mehr zum Stachel und zum Aergerniß, und es fraß mir das Herz ab, ihn mit der sächsischen Magd auf der Grenzscheide verblümter Länderei und nackter Herrenfreiheit spielen zu sehen, ohne ihm dafür mein Messer zwischen die Rippen stoßen zu dürfen. Mein Leben hätte ich es mir vielleicht kosten lassen; aber den Meister und das Mägdelein wollte ich nicht in's Verderben stürzen, wie es doch damit geschehen wäre.

Was soll ich da Worte machen, wo mein Herr Burkhard sich aus seiner Jugend erinnert, wie behend der Böse in solchen Fällen, sein Netz auswirft und zuzieht!

Eines Tages wurden der Meister und ich auf ein etliche Meilen von London gelegenes Schloß gerufen, um einem normännischen Herrn die Waffenkammer einzurichten. Es wird ein verabredetes Spiel gewesen sein. Wir wurden unter

allerlei Vorwand dort aufgehalten, und als wir nach London heimkehrten, war Jung Hilbe verschwunden — gewaltsam entführt nach der Aussage der Nachbarn, die nächstlichertweile Pferdegetrappel und eine jammernde Stimme gehört hatten, willig folgend, wie die feigen Gefellen und furchtsamen Mägde Logen, da sie der Meister zur Rede stellte.

Ich warf meinen Verdacht auf Gui Malherbe — was sage ich? die Sache war mir gewiß und so rieth ich meinem Meister, dem Kanzler knieend den Weg zu verlegen, wenn er an unserer Werkstatt vorüberritte nach dem festen Thurne von London, zu dessen Kastellan der König ihn erhoben hatte, und nicht zu weichen, bis er ihm Gehör gebe und seinen normännischen Knecht zur Rechenschaft ziehe.

So geschah es eines Tages. Mein armer Meister warf sich vor dem prächtig geschirrten Zelter des Kanzlers in den Staub und heischte, seinen grauen Bart raufend, mit erstickter Stimme und mit thränenbedeckten Wangen Gerechtigkeit gegen den Räuber seines Kindes, der mit troziger Miene, aber unruhigen Augen in der dritten Reihe hinter seinem prunkenden Gebieter herritt.

Ich kann es nie vergessen und sehe es jetzt noch, wie dieser gelassen und unbewegt, ohne eine Miene zu verziehen, den Geängstigten kaum mit einem dunkeln Blicke aus seinen halbgeschlossenen Augen streifte, das Pferd langsam an ihm vorüberlenkend.

Als dann der verzweifelte Sachse auf die Füße sprang, die geballten Fäuste gegen ihn schüttelte und ihm nachschrie: „Schade, Pfaffe, daß du kein Kind hast, das dir ein Normanne verderben kann!“ da berührte Thomas Bedet, wie von einem lästigen Insect umschwärmt, leise sein arabisches Roß, um es in etwas raschere Gangart zu setzen. Ich aber drängte den alten Mann in sein Haus zurück und entzog ihn den höhnnenden Blicken und verächtlichen Scherzreden der den Kanzler geleitenden ReiterSchar.

Nun folgten jammervolle Tage, an die ich noch heute nur mit Bitterkeit zurückdenke; damals glaubte ich sie kaum zu überstehn. Es wurde nichts besser, als eines Tages die arme Hilbe unversehens, da es dunkelte, in der verlassenem Werkstatt saß, den Vater erwartend, von dem sie wußte, daß er bei einbrechender Nacht mit eigenen Händen Läden und Thüre verriegelte.

Ich habe nie erfahren, ob der Normanne Malherbe seine Gefangene freiwillig zurückgab, weil er ihrer müde geworden, oder ob der Kanzler in seiner verborgenen Weise einen Druck auf ihn ausgeübt hatte.

Eines dagegen sah ich deutlich: der Meister trieb mich in treuer Absicht aus dem Hause. Er war gesonnen, sein zertretenes und scheu gewordenes Kind einem Angelsachsen aus seiner Verwandtschaft, der in der Werkstatt arbeitete und Trustan Grimm hieß, einem ungeschlachten Rothkopf, zum Weibe zu geben. Dabei wollte er mich nicht zusehen lassen. So lag er mir täglich an, eine bessere Stellung zu suchen, und da ich in jener Zeit, um Groll und Gram zu verwinden, eine Armbrust erfand, die weiter trug und sich leichter spannen ließ als alle damaligen — ein braves Werk, wenn ich es auch später abermals übertroffen habe — so redete er mir zu, meine Erfindung König Heinrich, der ein-

Jäger war wie Nimrod, persönlich zu überbringen und zu empfehlen. Ich sah, er meinte es gut mit mir, und ich befolgte seinen Rath.

IV.

Als ich auf Schloß Windsor zum ersten Male vor den König von England trat, zitterte mir das Herz im Leibe, denn er war von gewaltigem Wuchs und herrischer Geberde und seine blauen unbeschatteten Augen brannten wie zwei Flammen. Er blickte mich zuerst ungnädig an, begriff aber sogleich, warum es sich handelte, mehr aus der dargebotenen Armbrust als aus meinen stockenden Worten, nahm, spannte sie, legte den Pfeil, trat an das geöffnete Fenster und schoß nach einer Arähe, welche sich auf die, da es windstill war, bewegungslose Fahne des Schloßthurms gesetzt hatte; und ein helles Lachen ging über sein Antlitz, wie sich die Fahne drehte und das Thier flatternd in die Dachrinne stürzte.

Noch einmal prüfte er mit dem Finger Senne und Drücker, dann warf er mir einen befriedigten Blick zu. „Das ist mit Kunst gemacht, mein Junge,“ lobte er mein Werk. „Da, trag' es in meine Kistkammer und melde dich beim Waffenmeister als meinen Dienstmann; denn du bleibst um mich, Deutscher, und magst mir die Armbrust auf die Birsch nachtragen.“

Da war keine Widerrede, auch wenn mein eigenes Herz nicht danach gelüstet hätte, den Königsdienst zu versuchen als das Höchste im Weltspiel.

Während Herr Heinrich noch zu mir sprach, war sein Dritter, der halbwüchsigte Herr Richard hereingesprungen mit dem Jubelrufe: „Water, die normännischen Hengste sind gekommen! Prächtiges Blut!“ und Herr Heinrich ließ sich von seinem Lieblinge fortziehen.

Jetzt erhob sich aus einer tiefen Nische, wo er, ohne von mir erblickt zu werden, vor einem mit Schriftstücken belegten Marmortisch gesessen hatte, ein vornehmer, bleicher Mann in köstlichen Gewanden und trat, diese schön und langsam bewegend, zu mir, als trüge er Verlangen, auch seinerseits über meine Erfindung sich unterrichten zu lassen. Es war der Kanzler. Ich wiederholte meine Lehre mit mehr Verwirrung — könnet Ihr es glauben? — als vor dem Könige; denn mir wurde bange, da er, aufmerksam lauschend, mich ganz ausreden ließ, und mir schien, als ertöne meine einsame Rede viel zu lech und laut in der hochgewölbten Halle.

„Gute Gnade,“ endigte ich, „ist ein Gelehrter und hat wol kein Gefallen an Kriegerzeug?“

Er senkte die dunkeln Augen und antwortete leutselig: „Ich liebe das Denken und die Kunst und mag es leiden, wenn der Verstand über die Faust den Sieg davonträgt und der Schwächere den Stärkeren aus der Ferne trifft und überwindet.“

Mit diesem schönen und einsichtigen Lobe der Armbrust, lieber Herr, köderte mich der Kanzler ohne es zu wollen, und ich hätte ihm meine Lust an seiner Weisheit mit dankbaren Worten gezeigt, hätte ich meine Scheu vor seinem blassen und übermenschlich klugen Antlitz verwinden können.

In die Kistkammer tretend, fand ich dort den Waffenmeister, einen eis-

grauen Normannen, der mich wol um Kopfeslänge überragte. Herr Nollo empfing mich hochfahrend und geringschäßig, beschäftigte sich dann aber eingehend mit meiner Erfindung; denn er war in Engelland der beste Kenner alles Rüstzeuges. Er brummte etwas Beifälliges zwischen den Zähnen und kam endlich dahin, meinen Gedanken zu billigen. Als er mich dann um meine Heimath befragte und erfuhr, ich stamme von unweit des schwäbischen Meeres her, schenkte er mir aus seinen harten Runzeln einen aufmerksamen Blick.

„Treue Leute, die Schwaben, und deren sind wir hier zu Hofe bedürftig,“ sagte er. „Hältst du dich aufrichtig, Deutscher, so mangelt es hier nicht an Gnaden und Lohn. Du trittst in eines gewaltigen Herren Dienst.“

Und er hob an, das Wesen der normännischen Könige mit großen Worten zu preisen und mir ihre Reiche und Herrschaften aufzuzählen. „Diesseits und jenseits des Meeres sind sie mächtig, rühmte er, und was sie ergreifen, das lassen sie nimmermehr los.“

Dabei zeigte er mir die Panzerhemden und Kronhelme des Eroberers und seines Sohnes, welche, an den Mauern der langgestreckten Halle, zuvorderst in einer endlosen Reihe von Rüstungen und Waffenstücken hingen.

„Eines nur,“ fuhr er kopfschüttelnd fort und wehrte mir, einen verrosteten Pfeil zu berühren, der unter der Rüstung des zweiten Königs auf den Steinfliesen lag, „Eines nur, das Leste, mißrath ihnen. Die hohen Herren haben allesammt ein böses Sterben. Dieser Bolz — Gott und der Teufel wissen, wer ihn abschöß — hat Herrn Wilhelm dem Rothhaarigen mitten im lustigen Jagen den Lebensfaden zerschnitten. Aber was thut's? Glänzende Sonnen gehen blutig unter.“

So ritt ich denn von nun an in Jagd und Fehde hinter meinem Herrn und Könige her und fand ihn, wie er sich mir am ersten Tage gezeigt hatte: von wechselnden Launen wie April, hart, ungeduldig, aufbrausend, schrecklich im Zorn, aber auch wieder von mittheilsamem Gemüthe, zugänglich und leutselig, so daß man zur guten Stunde einen Scherz wagen durfte und es geschehen konnte, daß der erhabene Herr mit seinem Gefinde lachte, bis ihm die hellen Thränen über die Backen liefen.

Daß ich aber aus dem Stalle und der Gewehrklammer in das Vorzimmer gelangte und mich zuletzt auf die Schwelle der königlichen Schlafkammer wie ein Kude betten durfte, das geschah nicht sprungweise, sondern allmählig von Schritt zu Schritte.

König Heinrich war ein gewaltiger Nimrod, der es liebte, in gestrecktem Jagen auf den Fährten eines Hirsches zu fliegen, sein Gefolge weit hinter sich lassend, und der dann, von wenig Bedürfnissen wie er war, bei einbrechender Nacht mit dem ersten besten Lager vorlieb nahm. Da war ich, auf meinem schnaubenden Thiere mich dicht hinter ihm haltend, oft der Einzige in der Nähe, ihn zu bedienen und brachte ihn auch trunken zu Bette, wann er, nach dem Schweiß der Jagd, dem Becher zugefetzt hatte. So gewöhnte er sich an meinen Dienst und mich, und, wenn ich mich auch nicht mit bösen Disten einschmeichelte, war ich doch wichtig genug geworden, um mir mein gutes Spiel nicht täppisch zu verderben.

Dreierlei aber kam mir dabei zu gute: daß ich weder Normanne noch Sachse war, daß ich von Niemandem als meinem Herrn Mieth' und Gabe nahm — einzig den Kanzler, dem keiner Etwas weigern durfte, zu Zeiten und unter Umständen ausgenommen — und daß ich, ohne gerade den dummen Hans zu spielen, mich etwas einfältiger stellte, als ich von Natur war, und etwas neuer als mich die Erfahrung gelassen hatte. Dergestalt fand Herr Heinrich ein Wohlgefallen an meiner schwäbischen Treuherzigkeit.

Doch auch Herr Thomas half mir weiter in der Gunst des Königs dadurch, daß er seine Blicke gnädig auf mir ruhen ließ — denn der König sah mit den Augen seines Kanzlers — und dadurch, daß er mir zuweilen ein scherzendes, sinnvolles Wort zuwarf, welches er in seiner Ehrerbietung an Herrn Heinrich nicht richten durfte und von welchem er doch wünschte, daß dieser es vernehmen möge.

Das Wohlwollen des Kanzlers aber fiel mir zu an einem Tage, da er und ich den Finger an den Mund legten.

Im ersten Jahre meines Königsdienstes nämlich begab es sich, daß Herr Heinrich an einem schwülen Sommernachmittage in seinem Gemache sich zum Schlummer gelegt hatte, als der Kanzler in dringenden Geschäften ihn aufsuchte. Ich trat Herrn Thomas entgegen und flüsterte, den Finger auf die Lippen legend: „Herrlichkeit, der König schläft. . .“ Nun müßet Ihr wissen, ehrwürdiger Herr, daß die Heiden in Granada, Vornehm und Gering, die fromme Gewöhnung haben, jedesmal wann von Schlummer und Schlaf geredet wird, hinzuzufügen: „Gelobt sei, der nicht schläft noch schlummert!“ So thun sie von Kindesbeinen an, ohne sich mehr dabei zu denken, als wir Schwaben bei unserem „Grüß Gott“. Da ich unter den Heiden lebte, hatte ich mir diesen Spruch gleichertweise angewöhnt, um mir auf eine unschuldige Art etwas Landesfarbe zu geben. War ich nun selber schlummertrunken, oder erinnerte mich der in dem verhängten Zimmer noch blaffer als sonst erscheinende Kanzler an einen Mauren, oder that ich es aus bloßer Gewohnheit, deren Macht stark ist, — kurz, ich sagte: „Herrlichkeit, der König schläft, — gelobt sei, der nicht schläft noch schlummert!“

Da lächelte der Kanzler wider seinen Willen, bis zuletzt die ganze Reihe seiner Perlenzähne schimmerte, und fragte mich dann in ernsthaftem Tone: „Wie kommt ein Deutscher zu diesem Gruße?“

Ich erzählte ihm, das Erwachen des Königs erwartend, daß ich drei Jahre in Granada die Bognerkunst erlernt hätte, und erzählte ihm auch die Geschichte des Prinzen Mondschein. Das war freilich ein gewagter Muthwille und hätte mir zum Schlimmen gereichen können. Aber die Versuchung zu ergründen, ob Prinz Mondschein und der Kanzler ein und dieselbe Person seien und zu erproben, ob der ewig Ruhige nicht wenigstens diesmal sich überraschen lasse, war für mich zu stark. Herr Thomas aber verzog keine Miene. Er hielt eine Weile, wie er zu thun pflegte, die Augen finnennd gesenkt, dann erhob er sie auf mich und legte langsam den weißen Finger auf den Mund. Ich dagegen bog das Knie vor ihm und meldete ihn dann dem Könige, der in seiner Kammer eben ein Geräusch gemacht hatte.

Da mich nun die beiden Herren leiden mochten und mir gleichertweise trau-

ten, werdet Ihr an das Wunder glauben, daß ich der seltenen Günst genöß, hinter dem Stuhle meines Königs zu stehen, wann er mit dem Kanzler in Staatsgeschäften zusammensaß. Herr Heinrich ließ sich dann von mir einen perlenden weißen Wein einschenken, der aus Frankreich kam, während er mit listigen Augen und innigem Vergnügen den scharfsinnigen Auseinanderlegungen und verwickelten Schachzügen seines Kanzlers folgte, und dieser konnte sich, wie eine schlanke weiße Schlange, in den Strahlen der fürstlichen Günst.

König Heinrich betrachtete den von ihm aus dem Nichts Gehobenen mit Wohlgefallen als sein Geschöpf; aber das Geschöpf, ehrwürdiger Herr, war dem Schöpfer unentbehrlich geworden und unterjochte ihn mit seinem sanften Eigenfinne.

Oft habe ich dabeigestanden, wann der Kanzler den König, dessen zur Jagd gefattelte Pferde schon im Schloßhofe wieherten und stampften, noch beim Uberschreiten der Schwelle aufhielt, seine Rollen vor ihm entfaltete und den Unbändigen durch den Zwang seiner milden Worte nöthigte, ihm Gehör zu schenken, und ich mußte mich wundern, wie er, den Stift in der einen und das Pergament in der andern Hand, Herrn Heinrich's hingeworfenen Bescheid wiederholte und entwickelte, denselben in eine schöne, geschmeibige Rede verwandelnd, daß es nur so strömte, wie flüssiges Gold."

"Auch Deine Rede strömt, daß ich mich wundern muß," stichelte der greise Chorfherr.

"Gebt Raum meiner Rede," rief Hans, "und laßt mich Euch den wunderfamsten Mann beschreiben, welchen die Erde getragen hat, das Vorbild und die Mode des Jahrhunderts. Der vornehmste Adel von Engelland gab ihm seine Söhne als Edelknaben in die Lehre und welcher Jungherr den Ritterschlag nicht von der Hand des emporgekommenen Sachsen empfangen hatte, galt nicht für voll unter dieser hochmüthigen und wegwerfenden Jugend.

Es hat mich oft ergötzt, wenn die schmucken Knaben, welche ihre blühenden Lippen nie mit einem englischen Worte verunreinigt hätten, an den farblosen des Thomas Bedet hingen, dem freilich die französische Herrensprache zierlicher vom Munde klang, als nicht Einem unter ihnen; wie sie sich jede seiner Redensarten und Wendungen sorgfältig merkten, die Feinheit seiner Scherze bewunderten, den Schnitt seiner Kleidung nachzeichneten und seine ruhige Geberde nachahmten, als das Höchste höfischer Vollendung.

Eines aber, mein' ich, mangelte dem Kanzler: das Ungeflüm und die Schärfe eines männlichen Blutes.

Nicht, daß er feige gewesen wäre! Eine Memme hätte sich keinen Tag am Hofe König Heinrich's gehalten; denn die Normannen sind kühnlich im Ehrenpunkt wie kein anderer Adel. Gleich fährt das Schwert aus der Scheide und verloren ist unter ihnen, wer den Stich eines Blickes oder einer Klinge nicht pariren und zurückgeben kann.

Ob zwar ein halber Alexiter, war Herr Thomas in jeder ritterlichen Übung und Waffe wohlverfahren, wobei ihm sein biegsamer Wuchs zu statten kam, und zog wol auch, wenn es die Staatsgeschäfte erlaubten, mit dem König zu Felde. Ich bin einmal hinter seinen Fersen eine Sturmleiter hinaufgeklettert und habe

ihn innerhalb der erstiegenen Ringmauer jener französischen Burg mit einem wüthigen Picarden handgemein werden sehen, todtentbläß in der That und die Zähne aufeinander beißend. Aber er täuschte die feindliche Waffe und jagte dem rasenden Roland richtig zielend das Schwert durch das Herz, freilich um es dann, als sein Gegner stürzte und in der Lücke seines Blutes lag, mit Ekel und Abscheu wegzuworfen. Und doch war dieses Schwert ein Meisterstück fremder Schmiedekunst, mit arabischen Zaubersprüchen beschrieben, das Euch die Maschen jedes Panzers durchschneidet wie Luch. Ich habe es aufgehoben und lange Jahre zu meiner eigenen Sicherheit gebraucht.

Herr Thomas konnte kein Blut vergießen.

In den Begirten seiner weiten Besitzthümer spielte und weidete das Wild in den Waldlichtungen wie im Paradiese, und wenn er seine Forste besuchte, näherten sich die Rehe und freuten sich, ihm aus der Hand zu fressen.

Auch das Todesurtheil eines Menschen vermochte er ohne Erblassen nicht zu unterschreiben, und eine Hinrichtung, wie solche in einem ordentlichen Staatswesen häufig sind, mit anzusehen, überstieg seine Kraft, während mein Herr und König sich gerne herabließ, ihnen, als die verkörperte Gerechtigkeit, vorzustehen. Oft gab es Herrn Heinrich zu lachen, wann er mit seinem Kanzler an einem Rabensteine vorüber ritt und Herr Thomas mit Unlust das Haupt abwendete, nicht wegen der Geister, die dort heimisch sind (denn der Kanzler war ein ungläubiger Mann), sondern aus Grauen, wie er einmal fallen ließ, vor der gequälten Menschheit, deren zerrissene Glieder dort auf dem Rade zuckten.

Sogar das Urtheil einer landkundigen und ihrer teuflischen Frevel geständigen Zauberfrau und Heze zu unterschreiben, weigerte sich der Kanzler und setzte sich dadurch, der sonst so kluge Mann, einer heidnischen Laune wegen, in Widerspruch mit ganz Engelland: König, Adel, Volk und Pfaffheit.

Das war die schwarze Mary, die in einem Dorfe unfern von London ihr Wesen trieb, Gewitter braute, Seuchen ausgehen ließ, Vieh und Kindelein würgte, bis sie zuletzt von einem geistlichen Gerichte gefoltert und, nachdem sie willig bekannt, um ihre reuige Seele aus dem ewigen Brande zu retten, zum zeitlichen Feuer begnadigt wurde.

Da geschah es, daß der verzärtelte Kanzler die Unholdin in ihrem ekelnerkerl aufsuchte und sich ihre verlassene Jugend und ihren spätern Umgang mit dem Teufel erzählen ließ. Könnet Ihr es mir nun glauben, daß Herr Thomas der schwarzen Mary, die unter heißen Thränen nach der reinigenden Flamme schrie, den Satan auszureden suchte und ihr vorhielt, sie betrüge Andere und sich selbst? Und je handgreiflicher sie ihm Alles schilderte, um so ungläubiger wurde der Heide. Herr Thomas riß den Proceß vor den König; dieser aber wollte nichts von Gnade hören, sondern sagte majestätisch: „Kanzler, ich bin das christliche Gewissen von Engelland, ich kann nicht!“ Da sprach der Kanzler gelassen: „Was vermag ich gegen die hohe Weisheit des Jahrhunderts, welche, o Herr, die Deinige ist!“ und unterschrieb das Todesurtheil.

Später, als er den Saal verließ, wendete er sich zu mir, der neben der Schwelle stand, und sagte: „Die Mary ist eine Heze, wie ich ein Heiliger!

Alter Hans, es gibt Augenblicke, da mir gleichermaßen graut vor dem, was die Menschen sind und vor dem, was sie sich zu sein einbilden."

Diese Rede habe ich nie verstanden; aber ich muß vermuthen, daß Herr Thomas in hochmüthiger Philosophie nicht an die Ränste Satans glaubte.

Als hernach die schwarze Mary hinausgeführt und gerichtet werden sollte, fanden sie ihren Kerker leer, und da Herr Heinrich mit drohendem Finger den Kanzler darüber zur Rede stellte, meinte dieser, das sei ein Blendwerk, so gut wie alles Frühere — und damit war die Sache abgethan.

Später lief die Rede, die schwarze Mary sei nicht mit solchem Gestank abgefahren, sondern führe auf einer entlegenen Meierei des Kanzlers ein stilles und eingezogenes Leben. Wenn sie aufrichtig in sich gegangen ist, sei es ihr wol gegönnt! Ich will Euch nur gestehen, daß auch mich ein Mitleid mit der Sünderin überfallen hatte, als ich sie auf ihrem modrigen Strohhäufen sahen und unter den verwirrten Strähnen ihrer Haare hervor mit schwarzen, irren Augen zu dem Kanzler aufblicken sah, als ich sie über ihre verlassene Jugend Klagen hörte und über die Unbill, die man ihr angethan, als sie noch unschuldig war. Wurde doch auch ich ein Lied davon zu singen! . . .

Ihr sehet nun, Herr, denn ich habe es in meiner Ehrlichkeit an den Tag gelegt, daß der Kanzler, als er die Heze besuchte, mich als einen verlässlichen Mann hatte mitreiten lassen."

Der Chorherr blickte den Armbruster prüfend an. „Du bist es, Hans," rief er, „der das arge Weib geküßt hat!"

„Meint Ihr wirklich, Herr?" versetzte Hans, und es war, als ob er unter seinem Barte den Mund verzöge. Dann lenkte er seitwärts:

„Eine schlimmere Heze, die zu jener Zeit in Engelland lebte, konnte auch nicht verbrannt werden, und aus triftigen Gründen.

Mein Herr und König war mit ihr verheirathet.

Warum Herr Heinrich mit Frau Ellenor in die Ehe getreten war, dem geschiedenen Weibe des Königs von Frankreich, das offenbart sich Jedem, der die Weltkarte betrachtet und darauf die Länder zählt, die sie ihm zubachte; das ist Gasconne, Saintonge und Poitou mit unzähligen Burgen und Städten. Sie soll in ihrer Jugend lieblich und bescheiden gewesen sein. Ich will ihr diese Märzblume nicht aus der Krone nehmen. Zur Zeit, da ich das Anie vor ihr bog, hatte sie einen schwarzen Helm von äppigen Haaren, unstäte, beschäftigte Augen und stets gejagte Füße. Auch hielt sie Herr Heinrich beiseits, bald in einer Abtei, denn sie war zeitweise andächtig, bald in einer abgelegenen Burg mit wenig Gefinde, das zuweilen ein ehrgeiziger nachgeborener Sohn oder ein eitler Fährnder, der mit einer Vornehmen zu thun haben wollte, vergrößerte.

Der Kanzler begegnete ihr, wo er ihr nicht ausweichen konnte, mit tiefer Ehrerbietung, während ich glaube, daß sie ihm zuwider war; denn er liebte an Frauen das Barte und Anständige. So vergnügte er sein Auge — wenngleich der große falsche Prophet den Heiden diese bildlichen Ergößungen untersagt hat — oft an den weißen und ruhigen Gliedmaßen der keuschen Marmorweiber, die er in seinen Palästen aufgestellt hatte. Ihr habet wol noch keine gesehen. Sie werden aus dem Schutte zerstörter Heidentempel hervorgezogen, und der Herr

von Byzanz hatte dem Kanzler für eine politische Gefälligkeit deren einige zugeschickt. Es sind todte Steine ohne Blick und Kraft der Augen, aber betrachtet man sie länger, so fangen sie an zu leben, und nicht selten bin auch ich vor diesen kalten Geschöpfen stehen geblieben, um zu ergründen, ob sie heitern oder traurigen Gemüthes sind.

An Frau Ellenor dagegen, die nicht von Marmor war, hatte der Kanzler kein Wohlgefallen, und ihrerseits haßte sie ihn von Herzen. Möglich, daß er ihr einmal, wie der unschuldige Joseph der Aegypterin, seinen Purpurmantel in den Händen zurüchlief; denn sie hatte, obßhon sie eine Rechtgläubige war — in diesem Punkte hab' ich ihr nie etwas nachreden hören —, eine Anmuthung zu den Heiden; wie sie es denn auch vor Zeiten mit einem saragenischen Flaumbarte gehalten hatte, da sie ihren gottesfürchtigen ersten Gemahl auf seiner Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande begleitete.

Es kann Euch das nicht unbekannt sein, denn es ist über den Erdkreis erschollen.

Oder sie haßte ihn auch nur, weil er sie auf allen ihren Wegen im Auge behielt, als eine Gefahr und drohende Verwirrung des Königreiches. Bedenket wohl, lieber Herr, daß ihre drei Länder den Herren Heinrich, Gottfried, Richard und Hans, des Königs vier Söhnen, als Muttererbe zugehörten. So bemühte sich die Weisheit des Kanzlers, Frau Ellenor in erträglicher Gangart und mäßiger Zügelung zu halten, nicht zu locker, damit sie nicht durch die Saunen ihres heißen Blutes Schande über den König und Engelland bringe, nicht zu hart, damit sie sich nicht bäume in jähem Unmuth und sich losreiße mit ihren Ländern und Söhnen.

Diese Söhne aber ließ Herr Thomas nicht von seiner Seite und war ihnen ein zärtlicher Vater und stündlicher Lehrer. Wenn die Natur der Zucht nicht öfter spottete als ihr gehorchte, die vier Kinder von Engelland hätten nicht ihresgleichen gefunden, eine so große Liebe und herrliche Weisheit hat der Kanzler an sie gewendet. Aber Junker Heinrich schätzte an ihm nur den Wurf seines Kleides und die edle Beredsamkeit seiner Geberbe; denn er war ein Ged und ein Schauspieler. Junker Gottfried dagegen vergaß über Nacht, was er gestern geliebt oder geschworen hatte, und konnte, von unstäter Art, keine Ergözung und keinen Ernst zu Ende führen.

Den Dritten des Königs, Richard, das Löwenherz, hatte Herr Thomas besonders lieb und auch mir war er in's Herz gewachsen. Das Spiel seiner Natur war ehrlich, wie ein Stoß in's Hüftthorn, und überquoll, wie der Schaum am Gebiß eines jungen Renners. Da blieb kein Widerstand, man mußte ihm gut sein — aber Klugheit war nicht in ihm, nicht eines Pfennigs Werth; wie er denn auch zu dieser laufenden Stunde für eine That seines jähen Blutes unten in Oesterreich eingethürmt liegt.

Junker Hans, der Vierte — Gott behüte meine Zunge, gegen ihn zu reden, denn er steht jetzt zunächst dem Throne! — aber einen nichtsnußigern, bößern Duben trug die Erde nicht; und diese meine Hand hat mir oft gegen ihn gezuckt, wenn er an mir oder einem andern Gottesgeschöpf seine Lüste ausließ, — wenn er mir eine kunstreiche Armbrust muthwillig schändete oder stumme Thiere marterte.

Wie er lachte! Ich habe Tag meines Lebens, auch in Schenken und auf Märkten, nicht gemeiner lachen hören.

Wißt, der Kanzler sah zuweilen nach, wann ich die Biere schießen lehrte, und erzählte ihnen dann wol, während einer Rast, zu Lust und Warnung, Thierfabeln, die mich, als einen Waidmann, besonders ergöhten. Da redeten und handelten Geflügelte und Vierfüßige, je nach ihrer Natur, oder wenigstens nach der Art, die ihnen von den Menschen beigelegt wird. Auch dieses kluge Spiel haben die Araber erfunden, um ungestraft die Fehler ihrer Nachthaber unter der Thiermaske zu tadeln und zu verspotten.

Kam nun eines dieser Fabelgeschöpfe zu Schande und Schaden im Munde des Kanzlers, plumpste Braun der Bär in die Grube, hing Isegrim in der Falle und dergleichen, so schlug der kleine Hans unversehens eine gellende, teuflische Lache auf, daß ich, obwol mit seinem Wesen vertraut, zusammenschrak, und der Kanzler, der doch ein Freund der Klugheit war, das Kind mit traurigen Augen betrachtete. Aber er gab seinen Ekel dem innerlich Mißschaffenen nicht zu fühlen, sondern ließ sich mehr zu ihm herunter und bedachte ihn mehr als die Andern. Ich habe ihn auch wol seufzen hören, was sonst nicht seine Art war, wenn ich ihm eine frische Mißthat Herrn Hansens zu berichten hatte.

In Wahrheit, der Reichskanzler liebte die KönigsKinder wie seine eigenen, und übel ward ihm vergolten.

Jetzt komme ich zu reden auf ein Geheimniß der Ungerechtigkeit, das zwar in keiner Chronik wird verzeichnet stehen, aber doch die Grabschaukel ist, die Herrn Thomas und Herrn Heinrich, Einem nach dem Andern, seine Grube gemacht hat."

Hans der Armbruster faltete mechanisch die starken alten Hände, als hätten auch sie mit dieser Schaukel gegraben.

V.

"Jetzt, da Ihr einen Einblick habt in Herrn Heinrich's Haushalt," fuhr Hans der Armbruster fort, "erkennt Ihr von Weitem, daß er bei Frau Ellenor keine Ruhe und kein Vergnügen fand und daß er, gleich König Salomo, häufige Umschau hielt unter den Töchtern seiner Länder diesseits und jenseits des Meeres.

Ich will es Euch nicht verhalten, daß ich ihn auf manchem Ritte begleitet habe, den ich als ein anfänglich unter geistlicher Zucht Gewachsenener lieber unterlassen hätte und welcher mir zeitweilig die Beichte erschwerte. Aber wollet bedenken, daß der König wenig sichere Leute um sich hatte und ich durch meine Treue auf geraden und krummen Straßen Hauszwist, ja Mordthat und Giftmord verhütete.

Denn Frau Ellenor war ein eifersüchtiger Teufel, ob sie auch selber ihrem Eheherrn keine Treue hielt. Sie bestach von Herrn Heinrich's Leibknechten, was sich bestechen ließ, dermaßen, daß ihr seine Absprünge alle bekannt wurden und sie ihre Nebenbuhlen in feindseliger mörderischer Weise verfolgen konnte. Mehr als Eine fand der König todt, oder sie verwellte plötzlich in seinen Armen.

So war es ihm billig zu gönnen, daß er an mir einen verläßlichen Knecht gefunden hatte.

Eines Tages begab es sich, daß der König mit wenig Gefolge eine Wirsch anstellte in einem entlegenen Forste, wo er, meines Wissens, sonst nicht zu jagen pflegte. Gegen Abend überfiel uns ein flammendes Wetter und trieb die Herren auseinander. Ich aber hielt mich bei dem König und fand für ihn Schutz unter einem ausgehöhlten Felsen, wo er den Wollenbruch vorübergehen ließ. Als die Donner verrollt hatten und der Regen kaum noch durch das Laub der Eichen schlug, suchte ich den Weg, den wir hergekommen waren, fand ihn aber versperrt durch ein Wirrsal abgerissener Aeste und bloßgewaschener Wurzeln, worüber die gelben Wasser eines ausgetretenen Baches sich wälzten. Ich ließ mein Hifthorn schmettern, doch von keiner Seite kam Antwort. Da befaß mir der König, nach derjenigen vorzuschreiten, wo der Wald sich lichte. Ich that es und bahnte für ihn Pfad mit dem Jagdschwerte. Bald sah ich die Gluth der sinkenden Sonne purpurn vor mir auf den Stämmen blinken. Ich wandte mich um nach dem Könige, er aber drang ungeduldig an mir vorüber der röthlichen Helle entgegen, so heftig, daß ich Mühe hatte, ihm auf den Fersen zu bleiben.

Da sah ich ihn plötzlich verwundert den Schritt hemmen. Am Waldsäume stand er unter den tröpfelnden Zweigen und lugte, die Augen mit der erhobenen Rechten beschattend, unverwandt in die untergehende Sonne hinaus. Ich hob mich auf den Zehen und reckte das Haupt über seine Schulter empor, und was ich erblickte, erschien mir als eine Verblendung und Zauberei, die in den nächsten Augenblicken zerfließen müsse.

Auf einer goldgrünen Waldwiese stand ein Schloßchen, wie ich seinesgleichen wol im Königreiche Granada gesehen hatte. Es war von hohen glatten Mauern aus gelbem Steine umgeben, über welchen eine kleine blauschimmernde Kuppel emporstieg und schlanke dunkle Baumpitzen ragten, die ich Cypressen genannt hätte, wären wir unter einem südlichen Himmel gewesen.

Das zierliche, feste Bauwerk war frisch und neu und glänzte im letzten Lichte wie ein Juwel.

Der König verlor kein Wort, sondern ging mit raschen Schritten auf die schmale Pforte zu und klopfte mit dem Griffe seines Schwertes an. Nichts regte sich drinnen. Nun begann auch ich gegen das Holz des tief in einer Mauertwölbung verborgenen Thores zu hämmern. Da glaubte ich in der schmalen Spalte eines Seitenfensterchens ein altes Gesicht erscheinen und verschwinden zu sehen, und bald darauf wurden die Riegel geräuschlos zurückgezogen.

Ein grauer Sachse öffnete und bog stumm und zitternd das Knie vor dem Könige. „Du, Aescher,“ sprach ihn Herr Heinrich an und fuhr ungeduldig lachend fort: „Du wirfst Deinen König doch nicht draußen stehen lassen? Ich bin naß und hungrig! Wem gehört denn dieser schmutze Schrein? Dem Kanzler? Oder stehst Du nicht mehr in seinen Diensten? — Bei Sanct Jörg, ich muß glauben, der strenge Herr habe sich mit einer Waldfei eingelassen! Welche Melusine hat ihm zu Lust und Ruhe dieß da hingezaubert? Flugs melde mich ihrer elstischen Dieblichkeit!“

Nun erkannte auch ich den Alten und erinnerte mich, daß ich ihn einst in London mitten im Troste des Kanzlers an unsrer Bognerwerkstatt vorübertraben sah. Dort war er mir aufgefallen durch sein schwermüthiges Aussehen und

seine schwarzen zusammengewachsenen Brauen unter weißem Haupthaar. Am Hofe hatte ich ihn hinter Herrn Thomas nicht wieder wahrgenommen.

Der Sachse blickte den König mit flehenden Augen an und stammelte, das könne ihm das Leben kosten.

„Bei meinem Königswort, das soll es nicht. Mich kann das Gebot, das Du erhalten, nicht angehen!“ drängte Herr Heinrich und setzte seinen Fuß über die Schwelle, während er mir einen Wink gab, draußen zu verharren.

Aescher in seiner übergroßen Bestürzung wußte nicht, wohin zuerst sich wenden, bis ihn mein Herr mit majestätischen Worten zurechtwies:

„Schließe dieß Thor und melde Deiner Herrin den Besuch und die Gnade ihres Königs!“

Ich setzte mich wartend nieder und lehnte den Rücken gegen die Mauer. Mir war behaglich zu Muth in der Abendkühle und die Last nicht unlieb. Das Abenteuer schien mir ergötzlich. Ich lachte unter meinem Bart über Herrn Heinrich's letzte erhabene Rede und lobte es in meinem Geiste, daß der Herr diesmal, in Anbetracht seines Hungers und seiner reifen Jahre, nicht als singender Troubadour vor der Pforte geblieben, sondern der Dame des Schloßchens, kurz und gut, seine Würde und königliche Herrlichkeit offenbaren ließ.

Ich elender Thor!

Als sich nach geraumer Zeit die Pforte wieder öffnete und Herr Heinrich aus dem Bürglein trat, war es, obwol das Jahr in der Sommermitte stand, tiefe Nacht geworden. Der Sachse schritt uns mit der Fackel den schmalen Pfad voran, auf welchem wir bald einen einsamen Meierhof erreichten, wo man uns Pferde und einen Führer gab.

Als wir im Frühroth in das Thor der Burg einritten, aus welcher gestern der König zur Jagd gezogen war, und ich ihm den Bügel hielt, gab er mir aus leuchtenden Augen einen Blick und während seine Linke mir den Mund zuschloß, warf mir seine Rechte eine mit Edelsteinen besetzte Spange zu, die er sich vom Güte gerissen.

Das Gold, das er im Beutel trug, hatte er Alles dem alten Aescher in die Hände geschüttet.

Das war der Anfang. Aber von der Sonnentwende jenes Jahres bis zu seinen fallenden Blättern habe ich den König oft durch jenen friedlichen Forst begleitet und den Ritt häufiger noch allein gemacht, um seinen Besuch anzufagen oder die Zeichen seiner brünstigen Liebe, seltene Perlen des Meeres und was der Erden Schooß Kostbares gibt, seiner verborgenen Buhle zu überbringen. Ohne daß ich diese je erblickt oder den Burghof betreten hätte! Nur an der Pforte verkehrte ich mit dem alten Aescher, der freilich jedesmal, wenn er meiner ansichtig wurde, erbärmlich seufzte, aber weder den Gehorsam weigerte, noch je zurückwies, was aus der königlichen Hand auf seine Seite fiel.

Ich hatte strenges Verbot, auf diesen Pfaden mich bei Tageslichte blicken zu lassen; auch gehörten sie zu den einsamsten, die ich je geritten bin. Keiner lebendigen Seele bin ich darauf begegnet, als etwa im Morgengrauen einem ähnden Wilde, und zweimal, da ich mich verspätet hatte, einsamen Waldfahrern.

Der Mond hatte gewechselt seit Beginn dieses Abenteuers, als eines Tages

mein brauner Hans sich einen Hinterfuß verstauchte. Ich liebte das Thier wie einen Bruder und blieb bei ihm in der Meierei zurück, bis ich um dasselbe außer Sorge sein konnte. Dann schlug ich den Rückweg zu Fuß ein. Rasch eilte ich von hinnen. Es war klarer Tag, als ich eine weite grüne, von spottenden Echo-
stellen umgebene Pachtung durchschritt, an deren Ende ein dort beginnender Fels-
weg vom Hufschlag eines Pferdes erklang. Ich schlug mich schnell in's Gebüsch
und legte mich auf den Bauch, die Augen spähend auf den langen Wiesenpfad
gerichtet. Und ich erblickte dort den arabischen Schimmel des Kanzlers, von
seinem Herrn langsam und lässig gelenkt. Das schöne Thier schnoberte wollüstig
und sog mit geöffneten Nüstern die Morgenluft und den Waldgeruch ein.

Herr, ich war nicht überrascht, den Kanzler auf diesen grünen Wegen zu
finden. Ich war darauf gefaßt, seiner früher oder später ansichtig zu werden,
wie er diese Straße fahre; denn die Zierveste wurde von seinem Knechte gehütet,
und ihre maurische Bauart, die ausländischen Bäume des Burggartens, das
jagdfreie Wild ringsherum hatte mich längst über den Erbauer in's Gewisse
gebracht. Daraus hatte auch der König am ersten Tage errathen, wer hier
etwas Liebes versteckt halte.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Es ergöhte mich, diesen
Vater der Weisheit und tiefen Gelehrten auf etwas Menschlichem zu betreffen;
und daß ihm Herr Heinrich, der Einzige, der es ungestraft durfte, in's Gehege
gekommen, das ließ mich in Sicherheit lachen. Auch ist es seit grauen Zeiten
angenommen, daß in Buhlschaft und Liebestwette Kleriker und Gelehrte aus-
gestochen werden von Fürsten und Kriegerleuten.

Sicherlich jedoch ließ ich von meiner Wissenschaft gegen Herrn Heinrich
nichts merken, weder mit einer schlaun Anspielung, noch mit einem lustigen
Gesichte; denn es gibt Grenzen, Herr, im gefährlichen Umgange eines Knechtes
mit einem Könige, selbst dem leutseligsten. In der Stille meiner Gedanken er-
göhte mich ein Thun, das ich für einen fürstlichen Muthwillen hielt; aber ich
verwickelte mich in einen Greuel und in eine Thorheit, die Herrn Heinrich die
Krone, das Leben und — wehe — seiner Seele Seligkeit gekostet hat.

Versteht, Herr, ich meinte, der Kanzler hätte sich eine reife, süße Traube
aus irgend einem besondern aquitanischen Weinberge in den englischen Nebel
herübergeholt, und wenn er nun an ihr die gesauten Beeren entdeckte, schiebe er
sie gleichgültig und höchstens, als ein Järtiling, mit etwas Ekel auf die Seite.
Schon sah ich ihn, wie er, seinen König und Schöpfer als Nebenbuhler findend,
mit einer höflichen, leise verächtlichen Miene aus den Schranken trat.

Dergestalt gewahrte ich in diesem Verrathe wenig Uebel und keine Gefahr.

Mit schadenfroher Neugier blickte ich aus meinem Versteck zu dem langsamen
Reiter hinüber, der seit wenigen Tagen aus Canterbury zurückgekommen war,
wo ihm die Pfaffen des Königs zu thun gegeben hatten, und der jetzt seine
Nächte in Windsor über den während seiner Abwesenheit liegen gebliebenen Ge-
schäften zubrachte. Bei dem gleichmäßig milden Scheine einer griechischen Ampel
schrieb er unermüdet, so daß der König, wann er aus unruhigem Schlafe auf-
fuhr, über den Hof hinweg den für ihn und das Reich Sorgenden erblicken konnte.

Aber ist er's? Ist dies der verschlossene Kanzler mit den kalt prüfenden

Blicken und den Staatsorgen, fragte ich mich verwundert, oder ein andächtiger Ritter und Pilger nach dem heiligen Graale? Ihr kennet die Mär von dem Reldsch mit dem kostbaren Blute, der, unter süßem Getöse vom Himmel sinkend, auf Montsalvatsch sich niedergelassen hat? In den klaffen, träumenden Zügen lag eine selige Güte und das Antlitz schimmerte wie Mond und Sterne. Sein langes Gewand von violetter Seide floß in priesterlichen Falten über den Bug des silberfarbenen Zelters, der, sonst nach dem feurigen Schalle der Zinken und Pauken zu tanzen gewöhnt, heute langsam den weichen Pfad beschritt und den zierlichen Fuß hob wie nach dem Tone der Flöten, welche die verborgenen Waldegötter spielen.

Ich entsetzte mich ob der Frömmigkeit, mit welcher der Scheinheilige auf sündige Buhlschaft ritt — ganz anders als mein fürstlich frecher und minnedurstiger Herr — und doch übermannte mich ein Mitleid mit dieser getäuschten Andacht und dann eine plötzliche Furcht, der Blasse dort, dessen Wesen mir von jeher eine mir ungewohnte Scheu angehaucht hatte, möchte den Raub seines Heiligthums an uns, meinem Könige und mir, insgeheim, aber unerhört und grausam rächen.

In diesem Augenblicke zeigte sich die senkrechte, tiefe Staatsfalte wieder zwischen den feinen Brauen des Kanzlers. Herr Thomas trieb sein Pferd an, nicht von Ungeduld befallen, sondern von einer aufsteigenden Sorge, wie mir schien.

Wieder ging die schmale Sichel des Neumondes unter, als ich zum andern Male auf diesen Wegen vom Tag ereilt wurde. Der König hatte gegen Mitternacht von seiner Buhle Abschied genommen, denn es stand seine Reise nach der Normandie bevor, mich dann aber, an der Grenze des Forstes angelangt, wieder zurückjagen lassen mit der Botschaft, er begehre sie noch einmal zu umfassen und werde morgen wiederkommen.

Nach ausgerichtetem Auftrage ritt ich müde und schläfrig durch den schon herbstseuchten Wald zurück. Während mein schreitender Gaul die gelben Blätter von den Zweigen strich, hatte ich trübselige Gedanken über die Vergänglichkeit des irdischen Wesens, wie sie mir gewöhnlich sind, wann ich die bleichen Richter der Zeitlosen auf den Wiesen erblicke.

Ein helles Gewieher in nächster Nähe erweckte mich aus meiner Schwärmerei. Nach einer Wendung des Pfades erblickte ich einen gefattelten Gaul, der an das Gehege des Meierhofes gebunden stand. Ich gleite vom Pferde, führe es in's Dickicht und spähe, geräuschlos zurückgeschlichen, über den hohen Zaun des Gehöftes. Drinnen verkehrte mit dem ihn mißtrauisch betrachtenden Meier ein hagerer geharnischter Gefell, der mir erst den Rücken zuwandte, dann aber mitten im Gespräche rasch den Kopf drehend, gerade in der Richtung des Schloßchens, den scharfen Haken seines Raubvogelgesichtes zeigte. Ich erkannte den Geier, suchte meinen Gaul und setzte ihn in Galopp. Niemand anders umkreiste das Lustrevier meines Königs als der Normanne Malherbe, mir verhaßter seit Hilde's Entführung als jener Kriegsknecht auf dem Passionsbilde zu Allerheiligen, welcher unserm Herrn und Heiland in's Gesicht speit und gegen den ich schon auf Kindesbeinen einen besonderen Grimm verspürte. Der Kanzler hatte den Verworfenen aus seinem Gefolge entfernt und es verlautete, er habe bei Frau

Ellenor Dienst und Gunst gefunden. Ich sah, was da bevorstand. Erfuhr Frau Ellenor das Versteck der Waldfelse, so wettete ich keinen Pfennig auf ihr zartes Leben.

Als ich dem Könige von dieser schlimmen Begegnung Bericht gab, schoß ihm das Blut dunkelroth zu Kopfe vor Zorn und Liebe.

„Wir müssen mit der kleinen Dame über Meer,“ sagte er und runzelte die Brauen. „Und zur Stunde! Bevor der Habicht die Taube zerfleischt!“

Er befahl mir auf den Abend drei gefattelte Rosse und für ihn eine unscheinbare Tracht bereit zu halten.

Es war schon dunkel, als der erst spät vom Kanzler freigelassene Herr Mantel und Kappe ergriff und sich zu Pferde warf.

Nach einer Stunde scharfen Rittes, schon fast auf der Hälfte des Weges, winkte er mich an seine Seite und sagte mir, ich lehre in der Frühe nicht mit ihm zurück, sondern habe morgen in dem Schloßchen zu bleiben und die Herrin mit einer Zose, nach eingebrochener Nacht, auf seine nächste Burg zu bringen, von wo er sie werde über Meer geleiten lassen.

Rasch waren wir am Ziel. Der Herr fand für sein Haupt einen weichen Pfuhl und ich am Fuße der Mauer einen harten, den Sattel meines Pferdes, dem ich mit den zwei andern eine nächtliche freie Weide gönnte.

Als sich die nebelseuchten Wipfel des Waldes vergoldeten und ich eben die drei Thiere wieder eingefangen hatte, trat der König aus der Pforte und an seinem Arme hing ein liebliches Geschöpf, nicht über fünfzehn Jahre alt. Das schönste Mädchenhaupt, das ich je erblickt habe, lehnte an der Schulter des Königs und heftete auf seine lusttrunkenen Augen zwei flehende und furchtsame. Rabenschwarze Haare, von einem goldenen Stirnreif zusammengehalten, flossen aufgelöst über die zarten Schultern und Hüften nieder bis fast zur Erde. Sie war in Thränen und Herr Heinrich sprach ihr Muth ein.

„Ich lasse Dir Diesen hier. Er ist mein treuer Knecht und wird Dich hüten wie seinen Augapfel. Laß Dich heut' Abend ohne Furcht zu Rosse heben. Es muß sein, ich will es, Grace! Ein Kurzes, und wir sind unter einem warmen Himmel wieder vereinigt.“

Er küßte sie, ichwang sich zu Pferde und sprengte von dannen, während ihm das Kind mit beiden Armen Grüße nachsendete. Mir aber war alles Blut aus dem Herzen gewichen. Die Wahrheit durchfuhr mich wie ein scharfer Strahl. Vernehmt es: der König hatte den Kanzler nicht bei einer prächtigen und ehrgeizigen Schönheit ausgestochen, Leid und Sündel er hatte sich an des Thomas Becket unschuldigem Kinde vergrißen. Wißt: Gnade, wie sie der König genannt hatte, war des Kanzlers leidhaftiges Ebenbild, soweit ein junges unwissendes Antlitz einem erkälten und welterfahrenen gleichen kann. Der edle Zug seiner Brauen, seine dunklen, schwermüthigen Augen, das ernste Lächeln seines Mundes, die Sanftmuth seiner Geberde — da war kein Zweifel: Gnade, zu jung, um des Kanzlers Schwester zu sein, war sein eigen Fleisch und Blut. Herr Heinrich, ein christlicher König, hatte schlimmer als heidnisch an einer unmündigen Seele und einem kaum reifen Leibe gesündigt.

Obgleich ein armer Knecht, zürnte ich mit meinem Herrn und meine Fäuste

ballten sich, als hätte man mir das eigene Kind zerstört. Alsobald ergriff mich auch eine große Kummerniß und ich hätte blutige Thränen weinen mögen, daß mein König, den ich lieb hatte, durch den Mord der Unschuld den göttlichen Zorn herausfordere. Ich suchte den hohen Herrn zu entschuldigen mit seinem starken Blute, seiner Allmacht, seinen blinden, unklugen Stunden, doch vergeblich! Es klang mir in den Ohren: dein Herr hat eine Todsünde begangen! Meine Sinne öffneten sich: ich sah Gnade's Schutzengel, der sich aus Betrübniß und Scham mit beiden Händen ein weißes Tüchlein vor das Gesicht hielt, und hörte die Posaunen des Gerichtes mächtig erdröhnen.

Doch ich nahm mich zusammen. Die zwei Thiere, zwischen denen ich stand, wurden unruhig, ich faßte sie fester und meine Verzückung wich.

Das Kind des Kanzlers war in der Burg verschwunden. Aescher stand allein im Thortweg und winkte mich zum ersten Male in sein kleines, in die dicke Ringmauer hineingebautes Wächterstübchen.

Er sah scheu und elend aus und war so zerfahrenen Gemüthes, daß er vergaß, mir die Speise und den Trank vorzusetzen, deren ich nach meinem Schrecken wahrlich bedürftig war. Während ich mir selbst zu einem Brode verhalf und den Weinkrug aus dem Wandschrank holte, gestand er zögernd, die von meinem Könige befohlene Fluchtung der schönen Gnade werde nicht ohne Gefahr sein. Er habe seinem Herrn, dem Kanzler, in aller Treu und Redlichkeit berichtet, das Waldschloß werde von dem Normannen Malherbe seit mehreren Tagen belauert und umkreist. Er erwarte stündlich den Kanzler, der mit Bewaffneten anlangen und eine Besatzung hinter diese Mauern legen werde.

„Hätte ich doch dem Teufel widerstanden,“ jammerte er in elender Reue, „und meinem Herrn gleich den ersten Besuch des Deinigen geoffenbart. Mein Leib wäre daraufgegangen — jetzt hab' ich auch meine Seele verkauft! — Aber woher den Muth nehmen, mich der höchsten Gewalt zu widersetzen! Verwirrender Schrecken wandelt vor Deinem Könige her! Fluch über die Stunde meiner Geburt! Alles, selbst die Kenntniß des Guten und Bösen, haben uns diese Normannen geraubt! . . . Aber auch mein Herr, der Kanzler, trägt eine Schuld. Er, welcher die verkörperte Weisheit ist, hat Gnade schlecht erzogen. Glaubst Du mir's, Bogner? Kein Crucifix, kein Meßbuch, keinen Heiligen halten wir im Hause! . . . Außer einem geringen Sanct Joseph dort in der Mauernische für uns Dienstkleute. — Mit arabischen Lettern bedeckte Pergamente brachte er dem Kinde, heidnische Märchen, die den grausamen Weltlauf zu einem süßen Abenteuer verfälschen — und das Kind ergötzte sich bei Tag und Nacht an diesem schönen Lug und Trug. Auch Monna Lisa, die welsche Lautenspielerin, ihre Jose, hat den Kanzler in Gedanken oft darüber angeklagt. Die Aermste! Sie hielt den Gang des Königs knieend auf. Aber er füllte ihr die Hände und schob sie bei Seite. Bei den Weibern ist Dein Gebieter ein so herzzgewinnender Herr, als für uns ein grausamer König — und so wurde die Thorheit begangen.“

Während der greise Sachse also bänglich und unnütz jammerte, hatte ich mich nach und nach mit Trank und Speise gestärkt und in meinem Gemüthe ermuntert.

„Hans,“ sprach ich zu mir, „sei kein altes Weib — nimm Dich zusammen.“

Unheil ist geschehen; aber noch ist eine Möglichkeit, daß es zum Bessern umschlage. Wer weiß, ob Königin Ellenor nicht vor ihrer Zeit mit dem Tode oder nach ihrer Zeit mit einem Fahrenden abgeht! So würde der Herr frei und machte seine Gnade zur Königin. Ist sie doch zwiefach aus fürstlichem Geblüte! Besorge Du das Heutige und bringe das Kind über Meer!"

Wißt, Herr, das sagte ich, um mich zu trösten. Aber, glaubet mir, all meine im Herrendienst schwer erworbene Habe, meine Kunst und die Hälfte meines Blutes hätte ich daran gegeben, um Herrn Heinrich von seiner That und mich von meiner Dienstleistung dabei loszulaufen. Diese Sünde sank so schwer in die göttliche Waagschale, daß ihr Gewicht den Herrn und den Knecht wol erdrücken konnte.

Herr Heinrich hatte den Glauben eines Kindes mißbraucht. Gnade war von beiden Eltern her heidnischen Blutes und die unterwürfigen arabischen Weiber beugen sich vor dem Scepter bis in den Staub. Der König ist ihnen an Gottes und des Gesetzes Statt und mehr als Vater und Mutter. So begriff ich, daß Gnade das böse Geheimniß des Königs vor dem Vater bewahrt hatte.

Wie heiß und unbesonnen mußte der Kanzler sein Töchterlein lieben, um es, der sonst nach allen Seiten Umblickende und das Reimen der Dinge Verlauschende, in seine und damit in die Nähe des normännischen Hofes gebracht zu haben — so Äugete ich weiter. Und wie schwer wird er es bereuen! — Doch ich raffte mich schleunig auf, um das Nöthige zu beschicken.

Ich nahm drei runde Brode unter den Arm und führte meine zwei Kasse, die draußen angebunden standen, in eine nahe Waldschlucht neben ein klares Wasserlein, speiste sie, ließ sie saufen und knüpfte ihre Flügel an zwei Fichtensämme. Es that mir wohl, für zwei kluge und treue Geschöpfe zu sorgen, die Nichts wußten von Verrath und Sünde.

Als ich aus der Schlucht wieder emporstieg, schreckte mich ein Hornruf, der aus einer andern Ecke des Waldes erscholl, und auf welchen das Flattern eines Luchtleins von der die blaue Kuppel umgebenden Linne antwortete.

Schleunig durchheilte ich den mich von der Burgmauer trennenden Raum und schlich, in ihren Schatten gedrückt, nach der Pforte, durch die mich der erbleichte Aescher zitternd hineinzog. Seine kleine Pförtnerstube blickte durch drei schmale Eulen in das Freie, in die Thortwölbung und in den Burghof.

Wol ein Duzend Reifige sprengten aus dem Walde. Voran der Kanzler, den ich an seinem wunderglanken arabischen Grauschimmel erkannte und an der feierlichen Art, wie er ihn lenkte. Er war in voller Rüstung mit gesenktem Wifler. Vor dem Thore, wo sie abstiegen, ließ er von Einigen die Thiere in der Richtung der Meierei wegführen; die Uebrigen folgten ihm, nicht zu meiner Freude, durch die Pforte und erhielten im Hofe den Befehl, sich rings auf die Mauerzinnen zu vertheilen.

Ich hatte meinen Standort gewechselt, den Kanzler im Auge behaltend, dem jezt Aescher Rechenschaft abzulegen schien, und der dann in der Burgwohnung verschwand. Der alte Pförtner trug den Schlüssel meines Versteckes am Gurt, ich war in der Falle und legte mich auf die Lauer.

Mir gerade gegenüber, in der Mitte des Burghofs, stand der Kuppelbau, von dem Halbrunde seiner mit immer grünen üppigen Sträuchern bewachsenen Terrasse umgeben. Nach einer Weile trat Herr Thomas, Gnade an der Hand haltend, durch die hohe Bogenthür und ließ sich mit ihr auf einer weiß schimmernden Marmorbank nieder neben einer roth geäderten Schale, über welcher emporschießende Wasserstrahlen sich in der Luft kreuzten. Und aus solcher Nähe blickte ich in die besorgte, aber nicht argwöhnische Miene des Herrn und in Gnade's räthselhaftes Gesichtchen, daß ich plötzlich den Kopf zurückbog, obgleich die Mauer, durch die ich auslugte, außen von Eppich übersponnen war.

Jetzt winkte der Kanzler die Jose, welche mit gesenkten Augen unter der Thür stand, hinweg — wol jene weltsche Monna Lisa, deren Tugenden ich eben aus Mescher's Munde kennen gelernt hatte. Eine Weile saßen sie schweigend und Grace blickte, um den väterlichen Augen auszuweichen, in das perlende Wasser.

Dann begann der Kanzler in arabischer Sprache:

„Mein Kind, Du wirst nur noch wenige Tage hier bleiben und es ist nicht unmöglich, daß Du in dieser kurzen Zeit noch durch einen Ueberfall geängstigt wirst. Aber fürchte Dich nicht. Ich lasse Dir zehn tapfere Leute, welche diese Mauern gegen feindliche Ueberraschung zu halten vollkommen im Stande sind. Du wirst Dich nach und nach an Waffenlärm gewöhnen müssen, mein scheuer Vogel. Das ist das Loos jeder Burgfrau in der Willkür und Zuchtlosigkeit dieser Tage.

„Und es ist die Zeit gekommen, daß ich mich von Dir, meine Wonne, trenne und Dich vermähle. Nicht zwar unter diesem feuchten Himmel, sondern jenseits des Meeres in einem sonnigen Lande von mildern Sitten. Wenn es sein kann und Dich Dein Stern dahin führt, nicht weit von Deinen Pflegeeltern im Poitou. Du gedenkst doch immer noch des ehrlichen Galas, dem sie, weil er Arabisch versteht, nachreden, daß er aus maurischem Geblüte stamme, der aber sein Unser Vater betet, nicht anders als wir Beide? Ist doch kaum ein Jahr vergangen, daß der Alte, Dich hieher bringend, mit Thränen sich von Dir getrennt hat!

„Ich weiß nicht, ob es gut war,“ sagte er, die Stirne faltend.

„Sollt' ich mich,“ fuhr er fort, wie sich selbst entschuldigend, da Grace schwieg, „nicht eine kurze Spanne meines Lebens an Deiner keuschen Jugend ohne Theilung erfreuen?

„Doch ist nun die letzte Frist verfloßen, die ich mir gönnen konnte, und der Augenblick des Scheidens da.

„Ich darf dieses liebe Haupt nicht gefährden!“ und er legte ihr die schmale Hand auf den Scheitel.

„Der Herr verreisst morgen nach dem Festlande und ich folge ihm in wenig Tagen. Du aber begleitest mich, dicht verschleiert, mit Deinen Frauen und weichst nicht von meiner Seite, bevor ich Dich in die Gut eines tapfern und feinen Mannes gebe.

„Der König wird mir doch einen Tag, wenn er von seinen unreinen Freuden trunken ist, für meine reinen gönnen. Dieser König!“ sagte er mit verächtlichen

Rippen, als erblickte er ihn leibhaftig vor sich. — Wahrhaftig, ich wunderte mich, ihn so reden zu hören.

„Erschrick mir nicht,“ fuhr er fort, denn Grace's Hand, die er festhielt, zuckte in der seinigen, „ich verstehe zu wählen. Ich werde zusehen, wem ich Dich anvertraue und auch aus der Ferne meine Hand schirmend über Dir halten, denn ich bin mächtig in allen normännischen Landen.

„Und in ein Kloster begehrt Du Dich nicht einzuschließen? Nein, sagen mir Deine Blicke, Du hast keine Sünde zu büßen und Licht und Sonne nöthig.“

Wäre der weise Herr Thomas nicht in seinen eigenen Gedanken befangen gewesen, er hätte die Seelenangst seines Kindes bemerken müssen; aber seine Augen waren gehalten und Gnade, die nach Worten rang, brachte endlich ein schwaches Flüstern hervor:

„Wer ist es, Vater, der mich hier gefährdet?“

„Wer?“ wiederholte der Kanzler mit leise bebender Stimme und wie mit dem Entschlusse, seinem Kinde den Lauf und die Bosheit der Welt nicht länger zu verbergen, sagte er ohne Hehl: „Eine besudelte Königin. Sie haßt mich, Ihre Späher haben ihr von Deinem Dasein berichtet und ich will nicht, daß Frau Ellenor von Dir wisse und an Dir herumrathe — ihre Gedanken schon verunreinigen.“ Grace erblaßte, woran ich ersah, daß Herr Heinrich vor ihr sein Eheweib, an dem Nichts zu rühmen war, klüglich mochte beschwiegen haben.

Sie raffte sich aber zusammen und flüsterte wieder: „So sprachest Du, mein Herr und Vater, nicht immer. Hattest Du nicht beschlossen, mich einst vor das Angeficht des Königs zu stellen und rühmtest Du nicht seine Gunst als die eines gütigen und majestätischen Herrn? Auch Herrn Richard hast Du vor mir gelobt . . .“

„Sprach ich so,“ erwiderte Herr Thomas ernsthaft, „so sprach ich thöricht und beirrt von meinem väterlichen Wohlgefallen an Dir. Ich habe mich eines Bessern besonnen. Jene eitle Rede sei verweht, wie die Luft, in der sie verhallte. Du darfst nicht an den Hof, in diesen Pesthauch, wo nichts Reines gedeiht. Aber in Einem sprichst Du recht: dem Könige gebührt Ehrfurcht und Gehorsam!

„Doch genug! Meine Stunde ist um. Uebergib Dich kindlich und ohne weitere Gedanken meiner Sorge. Meinst Du, daß ich Dich liebe? Unermeßlich! Mein Einziges, mein Alles!“

Und er drückte ihr einen sanften Kuß auf die Stirne.

Herr Thomas hatte sich erhoben. Er ließ seinen prüfenden Blick rings über die Zinnen gehen, ob jeder seiner Reifigen den befohlenen Posten wahre, und so durchbringend war dieser Blick, daß ich mich in meinem dunklen Versteck auf den Boden gleiten ließ und nur noch die Worte vernahm: „In drei Tagen denn! Bereite Dich. Auf Wiedersehen!“ und den an den Obersten der Zehn gerichteten Befehl: „Du lässest mir Niemanden ein noch aus, bei Deinem Leben!“

Als ich mich vorsichtig wieder in die Höhe richtete, war die Marmorbank leer. Thomas Bedet mit seinem unglücklichen Kinde war verschwunden.

Mir hatte geschauert, da ich den Mann, welchen ich als allwissend kannte, zum ersten Male als einen Getäuschten und Betrogenen erblickte; Entsetzen kam

über mich, daß der Teufel des väterlichen Glaubens an die theure Unschuld eines Kindes sich bedient hatte, um den Scharfblick des Klügsten zu blenden und durch eine vollkommene Rüstung den vergifteten Pfeil zu treiben.

Nach einer Weile wurde draußen die arabische Stute des Kanzlers vorgeführt, Herr Thomas vertritt und der Schlüssel knarrte in der Thüre meines Gelasses. Aescher starrte mich mit seinen hilflosen, matten Augen an, ich sah, daß er völlig haltlos war und ergriff die Herrschaft.

„Geh' hinüber,“ sagte ich, „bringe Monna Bisa, der Lautenspielerin, im Namen des Königs den Befehl, sie habe sich bei Todesstrafe mit ihrer jungen Herrin reisefertig zu machen und diese Nacht im Thorgetwölbe sich einzufinden, sobald Deine Ampel erlischt. Geh'!“

Er kam mit der Antwort zurück, die Welsche leiste Gehorsam. Ich hieß ihn, da es dämmerte, sein Licht anzünden und sich, die Kreide in der Hand, vor seine Rechentafel setzen, wenn etwa eine auf der gegenüberliegenden Zinne auf- und niederschreitende Wache einen mißtrauischen Blick in das helle Fenster schidte, und warf mich in eine Ecke auf sein Lager, denn ich war nach der Spannung des Tages der Ruhe bedürftig. Aber der stöhnende Alte verdroß mich mit seinem ängstlichen Gemurmel und seinen eintönigen Selbstanklagen. Ich gebot ihm Ruhe und fand doch den Schlaf nicht.

Wie es denn grausamer Weise geschehen kann, daß, während das Herz von Angst zusammengepreßt ist, die kalten Gedanken unermülich und gleichgültig ihren besondern Weg wandern, arbeiteten die meinigen daran herum, aus welchem Grunde der Kanzler sein unseliges Kind Grazia habe nennen müssen. Ob der gnädigen Befehlung seiner eigenen so getauften Mutter zu Ehren, oder einer heidnischen Anwandlung nachgebend, weil Grazia wol die himmlische Gnade bedeutet — die Gott uns Allen schenken möge! — aber ebenfogat die feinste Blüthe menschlicher Art und Anmuth.

Weiter gab es mir zu denken, daß Herr Thomas Gnade von seinem Diebling Richard erzählt und sich also wol eine Weile in dem sträflichen Ehrgeiz gewiegt hatte, sein Kind an Herrn Heinrich's Hof und zu fürstlichen Ehren zu bringen. Darüber entschlummerte ich und der Traumgott betrog mich mit allerhand Gaukelspiel. Es ist ja bekannt, daß geträumte Trauer Freude bedeutet, geträumte Lust Thränen. — Mir war, als trete ich wieder aus dem Walde hinter Herrn Heinrich, dessen Antlitz sich plötzlich verjüngte und in das seines Sohnes Richard verwandelte. Der unbändige Königssohn pochte an das Thor des Waldschlosses und zertrümmerte die Pforte mit einem Schläge seiner gepanzerten Faust. Aber der treue Aescher warf sich ihm dreist in den Weg und Monna Bisa jührte in tugendhaften Thränen. Doch siehe, da trat der Kanzler, Gnade an der Hand haltend, aus dem Innern des Schlosses und, die Rechte Richard's ergreifend, führte er die Weiden unter die Wölbung der Bäume. Diese aber verwandelte sich in die Wölbung der Halle von Windsor. Vor Heinrich und Ellenor, die elterlich blickten, trüete das von Schönheit duftende Brautpaar, Pauken und Drommeten schmetterten, ich warf meinen Filz in die Luft und schrie: „Lang lebe Prinz Richard und Prinzessin Grazia!“

Darüber erwachte ich und hörte den fahlen Sünder Aescher Gebete murmeln,

und, an das Fenster tretend, erblickte ich das Licht in dem Burggemach, wo Monna Bisa mit dem unreifen Rebweibe eines alten Königs auf das Erlöschen meiner Ampel harrete.

Es war eine böse Nacht, die schlimmste meines Lebens. Am Himmel wanderten schwarze lange Wolken und bedeckten die wachsende Mondsichel mit ihren schleppenden Gewändern. Eben verhallte auf den Zinnen der Schritt der Runde. Ich löschte die Ampel. „Wir haben zwei Rösse, Aescher,“ sagte ich, „Du sehest Monna Bisa auf das Deinige.“ Wir tasteten uns die Wendeltreppe hinunter. Im Thorwege standen zwei verhüllte Frauen. Eine von ihnen, die Schlange, Dichtverschleierte, ward von Schluchzen erschüttert. Ich zog behutsam die Kiegel zurück, schlich aus dem Thore und spähte über mich. Mir war, als hörte ich auf der Mauer die Sehne eines Bogens spannen, aber es regte sich Nichts weiter — ich mußte mich getäuscht haben.

Drei Vaterunser lang, ich habe in meinem Leben keine inbrünstigeren gebetet, wartete ich. Eine Brade heulte, dann wurde wieder Alles still.

Jetzt holte ich die zitternde Gnade, hob sie auf meinen Arm und lief mit ihr, was ich konnte, dem Walde zu. Plötzlich wurde es licht und lichter um uns. Ein Wolkenbild ward vom Winde so hastig getrieben, daß der Mond aus seiner Schleppe hervorrüllte.

Ein Pfiff und saufender Schwing! Hätte doch der Pfeil mich getroffen! Das leichte Wesen in meinen Armen ergriff krampfhaft meinen Hals. Warmes Blut überströmte mich und die hervordringende Spitze des Pfeiles, der dem Rinde des Kanzlers die Kehle durchbohrt hatte, ritzte meine Wange. Ein ersticktes Röcheln, und es war mit Gnade zu Ende!

Ich ließ die junge Leiche der mir auf den Ferseu folgenden Monna Bisa in die Arme gleiten, und während das leichtsinnige Weib ein durchdringendes Geschrei ausstieß, erreichte ich den Wald, von Pfeilen umschwirrt und gefolgt von dem leuchtenden Athem Aescher's.

Ich hatte mich auf das eine Roß geschwungen, Aescher auf das andere. Wir brausten über den nächtlichen Waldweg, und ich und Aescher, der im Sattel wankte, wir drückten unsere Häupter in die liegenden Mähnen der Pferde, damit wir nicht abgestreift würden von den kahlen Ästen, welche, als trauerten sie, schwarz und tiefer als sonst herabhingen.

Noch wir erreichten glücklich die mondhelle, große Dichtung, an deren Ende der Weg sich senkt. Hier flogen unsere geängstigten Thiere. Da hörte ich plötzlich einen mißthönigen Schrei hinter mir. Ich wende mich und sehe Aescher's Klappen, sonst ein frommes Thier, holzgerade aufgestiegen, mit gestäubten Mähnen und wilde Angst im starren Auge. Ein vorüberhuschender weißer Schein hatte ihn erschreckt. Es mag eine blanke Hirschkuh gewesen sein, wie sie der Kanzler der Seltenheit wegen in seinen gefriedeten Forsten hegte. Neben einem Haufen Feldsteine lag ein Todter mit zerschmettertem Schädel. Da flog mir das Haar zu Berge. Ich trieb mein Thier an, ohne mich mehr nach dem herrenlosen Klappen, noch dem gerichteten ungetreuen Knechte umzusehen.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Die Afrikaforschung und Henry M. Stanley's Zug durch den schwarzen Continent.

~~~~~  
Von  
Dr. G. Nachtigal.  
~~~~~

Wenn früher unser Planet mit der Erweiterung der geographischen Kenntnisse und der Erschließung neuer Erdtheile unseren Vorfahren in seinen Dimensionen gewissermaßen zu wachsen schien, so sind wir jetzt allmählig auf einem Punkte seiner Kenntniß angelangt, wo er uns scheinbar zusammenzuschrumpfen beginnt, und wir uns der bescheidenen Stellung, welche ihm seine wirkliche Größe im Weltsystem anweist, nicht ohne eine gewisse Bedängstigung bewußt werden. Der äußere Rahmen ist geschlossen; wir können keine Entdeckung neuer Continente mehr erwarten, und in den vorhandenen dringt des Forschers Fuß weiter und weiter, wird das Netz, welches Wissenschaft und Welthandel über sie spannt, immer enger und fester. Während früher Reisen um die Erde als bewunderungswürdige Großthaten galten, werden dieselben jetzt für ganze Touristengesellschaften als Vergnügungsreisen in Scene gesetzt.

Von den einzelnen Theilen der Erde hat Afrika trotz der tausendjährigen Civilisation des Pharaonenreiches auf seinem eigenen Boden, trotz der welterlöschenden Ereignisse, welche sich einst auf seiner Nordküste vollzogen, so frühzeitig in seinem Vorhandensein bekannt und so nahe gelegen den Nationen, welche die Weltgeschichte machten, seiner Erschließung am hartnäckigsten Widerstand zu leisten vermocht. In den Schriften des Alterthums finden wir zahlreiche Zeugnisse für das rege wissenschaftliche Interesse, welches sich schon damals an Afrika knüpfte, und nur mit einer gewissen Beschämung können wir die Kenntnisse hervorragender Schriftsteller jener Zeiten: Herodot's, der nicht bloß der Vater der Geschichte, sondern auch der der Geographie genannt zu werden verdient, des gelehrten Eratosthenes, des weitgereisten Strabo, des kenntnißreichen, numidischen Königs Juba, und des größten Geographen des Alterthums, Claudius Ptolemäus, mit demjenigen vergleichen, was über den afrikanischen Continent zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt war. Wenn man staunend an die Eroberungen der alten Aegypter in Aethiopien, die ausgedehnten Handelsreisen

und Colonienbildungen der Phönicier längs der afrikanischen Küsten, die kühne Entdeckungstreife Hanno's von Carthago, die kriegerischen Züge der Römer Balbus, Septimius Flaccus und Julius Maternus in das Herz der Wüste und die Expedition des Kaisers Nero längs des Nil gegen den Aequator hin denkt und damit die Schnelligkeit zusammenhält, mit welcher ein unaufhaltbarer Strom der Culturnationen sich über Amerika unmittelbar nach seiner Entdeckung ergoß und die neue Welt in kürzester Zeit zu einem Grade der Entwicklung führte, zu dem andere Continente Jahrtausende gebraucht haben: so fühlt man sich versucht, an ein über dem räthselvollen Continente schwebendes übernatürliches Verhängniß zu glauben. Die Unwirthlichkeit der eisigen Regionen des Nord- und Südpols, ihre Unbewohnbarkeit und die Beschränktheit der aus ihrer Erforschung zu erhoffenden praktischen Erfolge erklären einigermassen, daß die Allgemeinheit sich lange Zeit hindurch nicht für Polarfahrten begeistert hat und noch Nacht über den arktischen Gegenden lagert; doch daß das Innere des afrikanischen Continents mit seiner zahlreichen Bevölkerung, seinen reichen Naturproducten und seinem weiten Felde für civilisatorische Bestrebungen und Förderung der Wissenschaft sich bis zum Beginn unseres Jahrhunderts in solcher Ausdehnung der allgemeinen Kenntniß entziehen konnte, und daß auch in der neuesten Zeit mit ihren reichen Hilfsquellen aller Art der glühendste Enthusiasmus, die opferwilligste Hingebung sich dem angestrebten Ziel nur unter den schwersten Kämpfen und schmerzlichsten Opfern zu nähern vermag, ist auf den ersten Blick unerklärlich.

Freilich verdankten die Entdeckungen der alten Völker und die Unternehmungen des Mittelalters in Afrika fast ausschließlich dem Bestreben, politische Macht und materiellen Gewinn zu fördern, ihren Ursprung und erhielten damit natürliche Grenzen gesetzt. Den Griechen genügte für ihre mehr auf das innere Volksleben gerichtete Politik das enge Mittelmeerbecken mit seinen Gestaden; den erobernden Römern setzte die wüste Nordhälfte von Afrika, welche ihnen nur im Küstengebiet einen Machtzuwachs versprach, nach Süden hin ein Ziel, und die handeltreibenden Phönicier beschränkten sich naturgemäß auf die Ränder des Continents, denn aus dem Innern desselben konnte zunächst nur spärlicher Gewinn erwartet werden. Auch die sich in Afrika bethätigenden Nationen des Mittelalters wurden in ihren Unternehmungen fast ausschließlich von Handelsinteressen geleitet. Doch unter ihnen gab es ein Volk, das in hervorragender Weise berufen war, die Erschließung Inner-Afrika's zu fördern, und das waren die Araber. Als diese, von religiösem Enthusiasmus getrieben, vor nahezu dreizehn Jahrhunderten, mit einer Gewalt ohne Gleichen in der Geschichte, die ganze Nordküste Afrika's übersflutheten, begannen alsbald Anhänger der neuen Religion in die Wüste vorzudringen. Wenige Jahrhunderte später finden wir ihre Spuren in den verhältnißmäßig dicht bevölkerten Ländern des sogenannten Sudan; mohammedanische Staaten und Nationen entstanden allmählig am Niger und am Tschadsee, und von ihnen aus breitete sich die neue Lehre weiter und weiter aus. Diese brachte den Inner-Afrikanern nicht unverständliche und unfruchtbare Dogmen, sondern das ganze bürgerliche Gesetz, dessen Grundsätze der Gerechtigkeit und selbst der Willigkeit, im Verein mit einem überhand nehmenden

bequemen Formalismus, der sich mit den bescheidensten Anforderungen an die Nebenlehrten begnügte, ihr und ihren Trägern das Eindringen erleichterte. Der heilige Glaubensdämon, welcher die Bewohner der arabischen Halbinsel in die Welt hinausgetrieben hatte, erlöstete freilich bald, und die übrig bleibende formale Starchheit würde nicht im Stande gewesen sein, dieselbe zu der zähen und entbehrungsreichen Pionier-Thätigkeit zu vermögen, durch welche sie sich um die Erschließung Afrika's bis in die Gegenwart die höchsten Verdienste erworben haben, wenn sie nicht durch andere Eigenschaften in seltener Weise dazu geeignet wären. In den Wüsten und Steppen finden sie die klimatischen Bedingungen ihrer unter ähnlichen Breiten gelegenen Heimath und die Nomadenstitten ihrer Vorfahren, und je ferner sie sich selbst von abendländischer Civilisation halten, desto näher stehen sie den afrikanischen Heiden. Dazu kommt ihre Leidenschaft für Reisen und Abenteuer, ihre Neigung zu kaufmännischen Speculationen, ihre Leichtigkeit, sich von der Familie zu trennen und eine neue zu begründen, ihre fatalistische Ergebung in Alles, was über sie verhängt wird, ihre mäßigen Ansprüche an das Leben und Vieles in Sitte und Gewohnheit, das sie den Bewohnern Inner-Afrika's nähert.

Mit dem unscheinbaren Capital kleiner Hausirer pilgern Araber und Halb-araber alljährlich durch die große Wüste in die Negerländer, und überall trifft man sie dort, rastlos laufend und verkaufend, Jahrzehnte hindurch fern von Heimath und Familie. Wie oft begegnet man nicht dort Leuten aus Aegypten und Marokko, aus Arabien und Tunis, welche auf Befragen gestehen, daß sie Frau und Kind daheim seit einem halben Menschenalter nicht gesehen haben, ohne einen andern Grund für ihre freiwillige Verbannung angeben zu können, als den, daß „Gott sie noch nicht zurückgeführt habe“! Unbestimmt um Raum und Zeit durchstreifen sie einen großen Theil des Continents, um den karglichsten Gewinn, den größten Gefahren und Anstrengungen Trotz bietend, und gehorchend, heute Kaufleute, morgen Krieger und Räuber, unbewußt ihrem Wander- und Abenteuer-triebe. Die Wege ihrer bescheidenen Unternehmungen im innersten Afrika reichen weiter, als unsere Reisenden oft feststellen können. Alljährlich machen sie Vorstöße von der ganzen Reihe der Subanstaaten, von Dar For bis Adamaua, nach Süden; lange vor Schweinfurth pilgerten sie in den Njannjan-Ländern, und von Zanzibar ziehen sie nach Westen, weit über den Tanganika-See hinans und nach Südwesten bis in das Bassin des Zambezi. Daß diese Leute und die Erschließung des innersten Kerns von Afrika trotz ihrer durch lange Jahrhunderte fortgesetzten Thätigkeit noch als eine so wenig geschmälerte Erbschaft hinterlassen haben, liegt einerseits wol in dem Mangel eines höheren Zieles, in der Kleinlichkeit der Zwecke der Einzelnen, spricht aber andererseits für die Schwierigkeit der Aufgabe.

Noch weniger leisteten in dieser Hinsicht die auf die Araber folgenden Portugiesen, trotz ihrer festbegründeten Macht auf der südäquatorialen West- und Ost-Küste. Diese hatten weder die Sorglosigkeit, noch den Wander- und Expansionstrieb ihrer Vorgänger, sondern verloren sich in dem bewußten engherzigen Ziele, Macht und Schätze zu erwerben. Beide waren von großartiger Bewegung erfaßt und leisteten Großes; doch Beide wurden sich der hohen Culturmission

nicht bewußt, deren Erfüllung die Weltgeschichte ihnen aufgab. Durch einen dunklen Drang der Völker und durch Durst nach Macht und Geld ist oft Großes geleistet worden; doch die höchsten Ziele können nur durch das selbstlose Bewußtsein einer hohen Kulturaufgabe, durch die opferwillige Liebe zur Menschheit, durch das glühende Ringen nach idealen Schätzen erreicht werden.

Diese erhabenen Motive haben in unserem Jahrhundert gerade in Bezug auf Inner-Afrika zu den großartigsten Unternehmungen getrieben. Die Liebe zur Menschheit trieb die Einen, Wissensdurst die Anderen, und was menschliche Energie in tühnen Wagnissen, selbstlosem Entfagen und geduldigem Ausharren leisten kann, ist in den Missionären der Wissenschaft, Religion und Humanität zum Ausdruck gekommen, welche seit den glänzenden Bespielen von Livingstone, Hume, Hornemann und Anderen fast in jedem Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ihre ganze Kraft und selbst ihr Leben dem Ziele opferten, die Räthsel des geheimnißvollen Continents zu lösen. Wol gelang es unsern Forschern mehr und mehr, den Pfaden der Araber zu folgen, im Lauf der Jahrzehnte von der Peripherie her, Schritt vor Schritt, friedliche Eroberungen zu machen, und so allmählig den weiten, weißen Fleck unserer Karte von Afrika zu verkleinern; doch bis vor wenigen Jahren deckte dieser noch ein Gebiet fast siebenmal so groß als Deutschland, das sich jeder Kenntniß zu entziehen gewußt hatte.

Dieses ungeheure Gebiet ist kürzlich der Schauplatz der großartigsten Unternehmung, welche die Entdeckungsgeschichte Afrika's bis jetzt gesehen hat, derjenigen des Anglo-Amerikaners Henry Moreland Stanley gewesen. Vom Ende des Jahres 1874 bis zur Mitte des Jahres 1877 durchschritt der tühne Mann dasselbe in seiner größten Ausdehnung, löste das Haupträthsel desselben, die Congo-Frage, und erntete mehr Ruhm und Bewunderung seiner Zeitgenossen, als selbst seinem großen Vorgänger David Livingstone zu Theil geworden ist. Der Bericht über diese staunenswerthe Reise wurde mit größerer Spannung erwartet, als je ein Reisewerk, und kaum jemals wiederum ist eine solche Erwartung schneller befriedigt worden. Am 12. August 1877 erreichte Stanley nach Beendigung seines Zuges den atlantischen Ocean, kam im December desselben Jahres in Zanzibar an, lehrte von hier nach Europa zurück, machte seinen Triumphzug durch Italien, Frankreich und England, und legte kaum ein halbes Jahr später seinen Reisebericht der Welt vor¹⁾, während man hätte glauben sollen, daß er sich von den fast übermenschlichen Anstrengungen des Geistes und Körpers kaum erholt haben könne. Um die Größe der Leistung nach ihrem vollen Werthe würdigen zu können, dürfte es zweckmäßig erscheinen, sich zunächst von den Schwierigkeiten und Hindernissen, welche der afrikanische Continent im Allgemeinen und sein äquatorialer Theil im Besondern den Reisenden entgegenstellt, und durch welche er den Anstrengungen so vieler Jahrhunderte Trotz zu bieten vermochte, Rechenschaft abzulegen, und erst dann, dem Reiseberichte folgend, die einzelnen Phasen des heroischen Zuges durchzugehen.

¹⁾ Through the Dark Continent or the Sources of the Nile, around the Great Lakes of Equatorial Africa and down the Livingstone River to the Atlantic Ocean. By Henry M. Stanley. In 2 vols. London, Sampson Low & Co. 1878.

I.

Wenn wir mit dem Altmeister der Geographie, Carl Ritter, die Continente als große Individuen der Erde anzusehen haben, „gleichsam beseelt durch hilfreiche oder verweigernde Gewalten, welche ihren Bewohnern ein geschichtliches Verhängniß auferlegen,“ so müssen wir gestehen, daß die Natur Afrika zur Abgeschlossenheit bestimmt hat. Schon durch seine äußere Configuration, seine geringe Gliederung und seinen Mangel an Buchten scheint der afrikanische Continent vor dem Eindringen fremder Elemente gesichert werden zu sollen. Von den Culturvölkern des Mittelmeerbeckens hätte naturgemäß im Alterthum die Entdeckung und Erschließung desselben vor sich gehen sollen, und frühzeitig blühten auf afrikanischem Gestade dort ihre Colonien und Provinzen. Doch auf den schmalen Küstensaum folgt die große Wüste, welche den massigsten Theil des ganzen Continentes, seine Nordhälfte, in einer Ausdehnung von Nord nach Süd von fast 15 Breitengraden und von Ost nach West von fast 50 Längengraden, mit einer Oberfläche von mehr als 8 Millionen Quadratkilometer — etwa 16 mal die Größe Deutschlands — fast ganz ausfüllt. Selbst die Römer, welche die Welt unterjocht hatten und vor keinem menschlichen Widerstande zurückschreckten, ließen sich Halt durch die unendliche Einöde der Sahara gebieten, und außer L. Balbus, dem die Eroberung des Garamanten-Landes und die Einverleibung desselben in das römische Reich als Provinz Phazania (das heutige Fezzan) einen Triumphzug einbrachte, und Julius Maternus, der mit der Erreichung des Landes Agisymba vielleicht den Südrand der Wüste erreichte, hat kein römischer Feldherr oder Entdecker sich dem eigentlichen Inner-Afrika, dem fruchtbaren und reich bevölkerten Theil desselben, von Norden her genähert.

Wer die Sahara mit ihren Mühen und Entsagungen, ihren Schrecknissen und Gefahren selbst durchreist hat, weiß die Größe des Hindernisses, welches sie dem Eindringen entgegensetzt, zu würdigen. Zahllose Wege durchkreuzen sie zwar nach allen Richtungen, und von Alters her bekannte Karavanenstraßen führen von der Nordküste bis in die Negerländer; doch die Pfade, welche man wandelt, sind unsichtbar, Hunger und Durst drohen auf ihnen, und an den Wasser und Futter für die Lastthiere bergenden Rastplätzen liegt der Wüstenräuber im Hinterhalte. Von Oase zu Oase, über endlose, steinige Wüsten, über unsäglich ermüdende Dünenregionen strebt der Reisende, oft mit Einsetzung seiner ganzen Kraft und dem finsternen Ernste, der resignirten Entschlossenheit, welche das Bild der trostlosen Umgebung wieder spiegeln und charakteristisch sind für die Tuarik und Tubu, die echten der Wüstensohne.

Nicht alle Wüstenstraßen sind von der Natur so begünstigt, wie diejenige, welche von Tripolis zum Tsadsee führt und auf der man an jedem zweiten, spätestens dritten Tage Wasser findet. Auf dem Wege, welcher in vierzig Tagen von Assiut am Nil nach Dar For führt, und auf demjenigen, welcher Benghasi durch fünfzig Marschtage mit Wadai verbindet, kommen Strecken von drei Breitengraden ohne Bodentwasser vor, und die Straßen von Ghadames und Algerien durch die Tuarik-Länder nach Timbuktu und von Marokko eben dorthin sind nicht viel verlockender. „Du hast hoffentlich keinen Durst gelitten?“ fragt

man einen Wüstenreisenden am Ziele seiner Wanderung, gerade wie man sich in Europa erkundigt: „haben Sie eine gute Reise gehabt?“ Mit ängstlicher Sorgfalt überwacht der Reisende die Wasserschlänge, seinen kostbarsten Schatz nächst den Kameelen; und doch, wie oft schwebt nicht das Gespenst des Verdurstungstodes in seiner greifbarsten Nähe! Ohne Speise hält es der Mensch schon einige Tage aus, und wenn man nicht seine Sandalen kochen oder schmoren will, wie ein Tubu-Mann, so schlachtet man bei Hungersnoth ein Kameel; doch wer könnte das heilige Wasser entbehren? Ein Tag trockener Wüstenluft im Sommer ohne Trank genügt, um einen Nicht-Wüstenbewohner dem Tode nahe zu bringen, und selbst ein Tariki- oder Tubu-Mann betrachtet nach wenigen Tagen gänzlicher Wasserentbehrung seinen Untergang als unvermeidlich.

Um einen bedenklichen Uebelstand, der an die Benutzung der Wasserschlänge geknüpft ist und Wüstenreisen von größerer Ausdehnung in Gegenden ohne Bodentwasser unmöglich macht, nämlich die Verdunstung eines großen Theiles des in jenen eingeschlossenen Wassers durch die permeablen Wandungen, zu vermeiden, hat Gerhard Rohlfs mit Erfolg eiserne Wasserkisten benutzt, welche ihren Inhalt ungeschmälert bewahren. Mit Anwendung dieser kann eine Reise in wasserloser Gegend durch Vervielfältigung der die Wasserbehälter tragenden Kameele auf so lange ausgedehnt werden, als die Thiere überhaupt die Wasserentziehung ertragen können.

Auch ohne dieses neue Hilfsmittel ist nun freilich auf den seit Jahrhunderten regelmäßig bereisten Karavanenstraßen die Gefahr der Verdurstung kaum zu fürchten, wenn nicht außergewöhnliche Umstände eintreten. Doch als man z. B. die jetzt allgemein bekannte Straße von Benghasi nach Wadal im Anfange dieses Jahrhunderts eröffnete, erlitten ganze Karavanen den Verdurstungstod, und überhaupt sind in den seltener besuchten Gegenden Verirrungen mit Wassermangel nur allzu häufig. Wehen in solchen Gegenden noch häufige Sandwinde, welche die Luft gleich einem dichten Nebel verdunkeln, so stellt jeder Tagemarsch eine Lebensgefahr dar. Wenn auch jene Schreckens Erzählungen von dem ganze Karavanen im Sande begrabenden Samum, wenigstens für die afrikanischen Wüsten, in das Bereich der Sage gehören, so entziehen jene Winde doch dem Wüstenwanderer seinen Compaß, die Sonne, hüllen die orientirenden Wegzeichen, ferne Felsen, Dünenlinien, in dichten Schleier, vertuschen und bedecken jede Bodenspur und verwirren oft die Sinne der geübtesten und gewiegtesten Führer. Alljährlich gehen zahlreiche Opfer in dieser grauenvollen Weise zu Grunde.

In solchen Gegenden und Zeiten hütet der Reisende mit verdoppelter Sorge das wunderbar organisirte Thier, welches allein den Menschen befähigt, die wüsten Einöden Nord-Afrika's zu durchziehen, das lebendige „Schiff der Wüste“, welches treu und sicher seine Lasten von Hafen zu Hafen führt und, wie kaum ein anderes Geschöpf auf Erden, während seiner Existenz nur Mühe und Noth erfährt. Ohne Dattelpalmen und Kameele würde die Sahara kaum Bewohner und Reisende haben; jene machen die Oasen bewohnbar, diese verbinden dieselben. Das eben so häßliche als nützliche Geschöpf scheint so absichtlich für die große Wüste geschaffen und organist zu sein, daß der Gedanke, dasselbe sei erst in verhältnißmäßig später Zeit in Afrika eingeführt worden, wie es in der That

angenommen werden muß, uns nicht in den Kopf will. Doch wenn dem so ist, so kann vor dieser Zeit entweder nur ein sehr beschränkter Verkehr in der Sahara stattgefunden haben, oder diese war nicht so hilfsquellenarm, so wüßt, als sie jetzt erscheint, und für die letztere Annahme sprechen allerdings manche Beobachtungen und Erfahrungen. Genug, heut zu Tage ist das Kameel unentbehrlich, wenn man das eigentliche Inner-Afrika von Norden her erreichen will; und oft genug, wenn die Kräfte des Menschen zu Ende gehen und sich seine Sinne umnachteten, muß dieses für seine Dummheit oft geschmähte Thier für seinen Herrn handeln und zum verständnißvollen Retter desselben werden.

Aber so bewundernswürdig auch die Organisation dieses Thieres, seine Widerstandsfähigkeit und Mäßigkeit, sein Orientirungsvermögen ist, so werden doch seine Eigenschaften von solchen, welche es nicht auf ausgedehnten Reisen beobachtet haben, vielfach überschätzt. Sobald das Maß von Kraftäußerung, das einem Kameele zugemuthet werden darf, der Grad von Nahrungs- und Wasserentziehung, den ihm seine Constitution erlaubt, überschritten werden, so ist seine Widerstandsfähigkeit und Elasticität schnell zu Ende, und selten erholt es sich wieder. Wol kann es in manchen Gegenden und in der kühlen Jahreszeit zehn und mehr Tage, selbst bei der Arbeit, dursten; doch darf man ihm im Allgemeinen in sommerlicher Jahreszeit keine fünf bis sechs Tage überschreitende Wasserentziehung zumuthen, ohne seine Leistungsfähigkeit in Frage zu stellen, und wie viel Nahrungseinnahme es zur Aufrechterhaltung seiner normalen Kräfte bedarf, beweist am Besten die Schnelligkeit, mit der es auf der Reise abmagert. Sobald man aber die ersten Spuren ernstlicher Ermattung an ihm constatiren kann, ist es auch gewöhnlich schon als verloren zu betrachten. So unempfindlich das wunderbar ausgestattete Thier für manche Einflüsse ist, so ängstlich muß man es vor anderen bewahren; es erfordert eine lange Erfahrung, jedes Kameel nach seiner Individualität zu beurtheilen, in richtiger Weise für seine Verpflegung zu sorgen und es zweckmäßig zu belasten. Wenn man häufige und lange Touren mit größeren Karavannen gemacht oder Nomaden auf ihren Wanderungen begleitet hat, so lernt man zwar voll die fast zärtliche Sorge würdigen, welche viele Wüstenbewohner ihren Kameelen, ihren Ernährern während des Lebens und nach dem Tode, ihrem ganzen Besitze und oft ihren Rettern aus Todesgefahr widmen, gelangt aber selbst nie zu vollem Vertrauen auf die Zulänglichkeit und Ausdauer derselben.

Mit der Erwähnung der Gefahr, welche auf den Wüstenstraßen den Reisenden von Seiten des Menschen droht, ist die Aufzählung der Hindernisse beendet, welche nicht selten eine mit hochfliegenden Plänen begonnene Entdeckungsreise zu einem frühen, traurigen Abschlusse bringen. Die Mangelhaftigkeit der Wüstenzeugnisse, die Spärlichkeit der Bevölkerung, die riesigen Entfernungen, die kümmerlichen, staatlichen Einrichtungen, der durch Noth und Gefahr gestählte, unbändige und durch den zwingenden Kampf um die Existenz selbstbewußte und egoistische Charakter der Bewohner machen die Wüstenwelt zu einem Schauplatze der Rechtlosigkeit und der Vergewaltigung, und Raub und Mord sind dort an der Tagesordnung. Nur, wo eine regelmäßig frequentirte Handelsstraße mitten durch das Gebiet eines Stammes verläuft, der dieselbe absolut beherrscht und

mehr Vortheil von dem Durchpassiren der Karavanen mit ihrem Handel und Wandel, als von ihrer Vererbung hat, und nur auf den schwierigsten Wegen, welche, wasserlos, fern von Oasen verlaufen und den Räubern selbst zu große Erkennungs-Schwierigkeiten bereiten, kann man eine relative Sicherheit erwarten. Aber nur in den seltensten Fällen kann der Besitzthum mit sich führende Reisende diese verhältnißmäßig sicheren Wege allein zutheillegen; es muß vielmehr die Bildung einer hinlänglichen bewaffneten Gesellschaft abwarten, und eine solche Gelegenheit findet sich in den weniger frequentirten Gegenden der Wüste nicht einmal alljährlich, in den günstiger situirten ein- oder höchstens zweimal im Jahre. Kann man sich nach Allem wundern, daß die Sahara die Länder der Nordküste vom tropischen Afrika entschieden trennt, als das Meer die Continente?

Wenn nun trotz des Zeitverlustes, der Schwierigkeiten und Gefahren, welche sich an die Wüste knüpfen, der Weg durch dieselbe oft gewählt wird, um dem Herzen des Continentes zuzustreben — begibt sich doch der afrikaerfahrene Gerhard Rohlfs augenblicklich von Benghasi nach Wadal, um von dort den Congo zu erreichen —, während die West- und Ostküste dem angestrebten Ziele so nahe liegen, so müssen die Hindernisse, welche sich hier dem Reisenden entgegen stellen, noch schwerer überwindlich sein. In der That kommen hier außer rein topographischen Schwierigkeiten, klimatische Gefahren in Betracht, welche der Sahara fremd sind, und die Hindernisse, welche der Mensch daselbst dem Reisenden entgegensetzt, sind in demselben Verhältnisse zahlreicher und mannigfaltiger, als die Bevölkerung eine dichtere und bis jetzt von der Außenwelt abgeschlossener ist.

Unter den rein topographischen Hindernissen ist eines, welches in Afrika ganz besonders hervortritt, dem eigenthümlichen Aufbau des Continentes entspringt und nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, ihm seine Abgeschlossenheit zu erhalten, und dies ist die Unwegsamkeit seiner Flüsse. In allen Theilen der Erde bilden die Wasserläufe die natürlichen Communicationswege und Handelsstraßen, und man sollte also auch in ihnen für Afrika die bequemsten und günstigsten Ausgangspunkte und Reisewege der Forscher und Kaufleute vermuthen. Afrika hat mächtige, herrliche Ströme, deren Ursprünge größtentheils im innersten Kerne des Continentes liegen: den Nil, den „Vater der Flüsse“, den Niger mit dem Benue, den Ogowe, den riesigen Congo mit seinen mächtigen Nebenflüssen und den Zambesi. Alle haben als Communicationswege mit dem Innern eben so wenig geleistet, als die minder bedeutenden Guanza, Tana, Djuba und andere, und manche auf die Entdeckung Inner-Afrika's gerichteten Unternehmungen sind dadurch gescheitert oder in ihren Erfolgen beschränkt worden, daß sie, den Wasserläufen folgend, ihr Ziel erreichen wollten. Von allen Flüssen hatte von Alters her nur der Nil als Wasserstraße eine gewisse Bedeutung, die aber auch schon etwa 120 Meilen von der Mündung, bei den Cataracten von Syene, dem heutigen Assuan, ihr Ende erreicht. Welche Mühe und Kosten macht es nicht, die im weiteren Süden die Schifffahrt bedrohenden Felsen des Stromes in einzelnen Fällen zu überwinden, um die Fahrbarkeit der oberen Strecke zu benutzen!

Wie die geringe Gliederung des Continentes einen Mangel an Buchten und natürlichen Häfen mit sich bringt, so sind die Zugänge zu den Flüssen vielfach durch Sandbänke verschlossen oder in vielarmigen, sumpfigen Delta's versteckt, und hat man sie gefunden, so erreicht man nur allzubald den Theil des Flußlaufes, wo derselbe von dem hochgelegenen Plateau des Innern durch die terrassenförmig abfallenden Küstengebirge sich den Weg zum Meere bahnt, und Untiefen, Stromschnellen und unbefiegbare Katarakte setzen jedem weiteren Vordringen ein verfrühtes Ziel. Nach zahlreichen Opfern an Menschenleben und Geld wird der Niger periodisch nur auf eine Strecke von noch nicht 75 deutschen Meilen befahren, während es einmal gelang, auf eine ebenso weite Strecke seinen großen, östlichen Nebenfluß, den Vinuë zu recognosciren. Nachdem hinter dem unentwirrbaren, vielsumpfigen Delta des Ogowe ein ansehnlicher Fluß entdeckt worden war, wurde derselbe ein häufiger Ziel- oder vielmehr Ausgangspunkt für Entdeckungsreisende; doch Franzosen, wie Engländer und Deutsche wissen von seinem Felsenbette zu erzählen. Auf den Congo, welcher der natürliche Schlüssel zum äquatorialen Theile des Continentes zu sein schien, richteten sich begreiflicherweise frühzeitig die Augen der Entdeckungsreisenden; doch abgesehen von den später zu erörternden Schwierigkeiten, welche sich auf der ganzen äquatorialen Westküste dem Eindringen entgegenstellen, legte Lucey's Expedition 1816 lebhaftes Zeugniß ab für die Unwegsamkeit des unteren Laufes des Riesenstromes durch die lange Reihe von Katarakten, die wir seit Stanley als Livingstone-Fälle bezeichnen. Keiner von Lucey's Nachfolgern drang über dies scheinbar unüberwindliche Hinderniß nach Osten hinaus, bis Stanley, aus der entgegengesetzten Richtung kommend, den Sieg errang, aber zu gleicher Zeit die Kunde brachte von einer ebenso ausgedehnten Felsenstrecke des Strombettes, den jetzigen Stanley-Fällen, welche den oberen Lauf desselben für immer als Verkehrsstraße unmöglich machen. In gleicher Weise scheinen die Zuflüsse dieses größten der afrikanischen Ströme sich vielfach mühsam durch Felsenabfälle zu zwingen, bevor sie die Tiefe des Congo-Bassins erreichen. Dafür sprechen die Erkundigungen der Forscher, der Bericht des jüngst zurückgekehrten verdienstvollen Reisenden der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Otto Schütt, der in der nächsten Nähe gigantischer Fälle im mittleren Laufe des Kassai oder N'Zaire, des bedeutendsten der südlichen Congo-Zuflüsse, umzulehren gezwungen war, und wenn der ansehnlichste Nebenfluß des Congo von Norden her, der Aruwimi, wirklich, wie Stanley glaubt, identisch mit dem Uelle Schweinfurth's ist, so erscheint es bei dem großen Höhenunterschiede zwischen Ursprungs- und Mündungsgegend desselben wol wahrscheinlich, daß sein Bett nicht minder ansehnliche Felsbildungen darbiete. Der unbedeutende Cuanza in Angola vermag nur auf eine Strecke von etwa 30 Meilen die kleinen Dampfer zu tragen, und im Osten bricht sich der Zambezi von den majestätischen Victoria-Fällen mühsam sein Bett durch die Felsenterrassen zur Küste.

Entsprechend diesen Verhältnissen lehrt uns die afrikanische Entdeckungsgeschichte, daß Flußexpeditionen mit Dampfern oder größeren Booten stets frühzeitig scheiterten oder doch nicht ihr Ziel erreichten. Wenn sie kein Hinderniß fanden in der Feindseligkeit der Eingeborenen, so wurden sie bei den Katarakten

und Stromschnellen von ihren Transportmitteln im Stich gelassen und fanden dann keine Gelegenheit mehr, sich andere Mittel des Fortkommens zu verschaffen. Wir wissen zwar, besonders durch Stanley, daß für den Congo, sobald die Küstengegend durchbrochen und das ebene Plateau des höher gelegenen Innern erreicht ist, die Verhältnisse sich günstiger gestalten, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, in denen künstliche Landwege die Flußschwierigkeiten umgehen werden; doch vorläufig tragen diese nicht unerheblich zum Verschlusse des äquatorialen Innern bei und zwingen dem Reisenden, der sie überwinden will, einen langen, meist vergeblichen Kampf auf in Gegenden, in denen ein anderer Factor, der eine chinesische Mauer um das angestrebte Gebiet zieht, das verhängnißvolle Klima, seinen hemmenden Einfluß geltend macht. Das höher gelegene Plateau des Innern scheint sich gesunderer Lebensbedingungen zu erfreuen, wie Cameron's, Pogge's, Stanley's und Schütt's Erfahrungen wahrscheinlich machen; doch der Küstenraum im Westen und Osten und südlich von der großen Wüste Flachsudan sind die Brutstätten der gefährlichsten Krankheiten. Das sind die Gegenden der Sumpffieber, der Ruhr und der Leberkrankheiten, welche die Fremden hinraffen, ohne die Syphilis, die zerstörenden Augenkrankheiten, den Guineawurm und den Aussatz, denen vorzüglich die Eingeborenen unterliegen, in Betracht ziehen zu wollen.

Tiefgelegenes Terrain, fetter Boden und Wasserreichtum sind im Innern Afrika's für den Europäer gleichbedeutend mit mörderischem Klima; Trockenheit, Sand- oder Felsboden und hohe Lage müssen ihm Gesundheit und Kraft zurück geben. Andere Gefahren und Hindernisse, welche die Intelligenz und Thatkraft herausfordern, erzeugen in dem erschlaffenden Klima und dem oft ertödtenden Einerlei der afrikanischen Existenz eine heilsame Aufregung und stählen durch die Rückerinnerung an ihre Uebertwindung Muth und Hoffnung des Reisenden; doch, wenn die Zeit des Regens und der Fieber kommt, beginnt eine Periode schwerer Prüfung. Die Energie erlischt mit der Körperkraft, die Hoffnung erblaßt, das Heimweh nagt; resignirt liegt der Kranke oder Erschöpfte ohne Trost und Hilfe tage-, wochenlang in halber Bewußtlosigkeit oder stumpfem Hinbrüten da und erfährt erst dann, ob er mit der körperlichen und moralischen Zähigkeit begnadigt ist, welche die unentbehrlichste Ausrüstung eines Afrika-reisenden darstellt. Wenige sind so glücklich, wie Georg Schweinfurth, der auf seiner ruhmvollen Reise in die Njammjam- und Monbattu-Länder auch nicht ein einziges Mal vom Fieber heimgesucht wurde, und man hat nur nöthig, die lange Todtenliste aus der Zahl der Afrikaforscher zu überblicken, um die ganze Bedeutung des Hindernisses zu erfassen, welches für die Erschließung Inner-Afrika's im Klima liegt. Die während der lehtverfloffenen Jahre durch die begeisterte Initiative des hochfinnigen Königs der Belgier hervorgerufenen Expeditionen verloren die Hälfte ihrer Mitglieder durch den Tod, und das Bildniß Henry M. Stanley's nach seiner epochemachenden Reise, verglichen mit dem vor derselben von ihm bekannten, legt das beredteste Zeugniß ab nicht allein von der überstandenen Mühe und Noth, sondern auch von den vernichtenden klimatischen Einflüssen des Schauplatzes seiner Lorbeeren.

Auch ohne Krankheit bieten Reisen durch wasserreiche Gegenden oder

während der tropischen Regen in Afrika oft unüberwindliche Schwierigkeiten, wenigstens für die beschriebene Art des Vorgehens, welche bis zum Zuge Stanley's üblich war. Mit Sorge beginnt der Reisende während der Regenzeit den Tagesmarsch, ängstlich sieht er um die Tagesmitte das unheilsschwangere Gewölk sich am Horizonte aufthürmen, und eilig sucht er einen Lagerplatz, wenn er nicht Aussicht hat, einen bewohnten Ort zu erreichen. Denn die Gewitter jener Breiten schreiten schnell, und vor dem gefürchteten Ausbruch derselben ist Vieles zu erlebigen. Es muß für den Schutz des Gepäcks durch festernde Unterlage und Bedachung gesorgt und für die an der Erde Schlafenden ein erhöhtes Lager geschaffen werden; man muß bei Zeiten trockenes Holz suchen, um wenigstens nach Ablauf des Unwetters die Mittel zu haben, sich zu trocknen, zu wärmen und die Mahlzeit zu kochen, und der Mensch sucht sich nach Möglichkeit eine schützende Bedachung zu errichten. Glücklich, wenn der Weg durch hohes, sandiges oder felsiges Terrain führt, denn in diesem Falle hat der Reisende nur die Unannehmlichkeit der Durchnässung für seine Person und seine Habe zu fürchten; doch niedrig gelegene, nur allzuhäufig thonige Gegenden, die sich alsbald in zähe Sümpfe verwandeln, werden zu ernstlichen Schwierigkeiten und oft zu wirklichen Gefahren. Da erweisen sich Pferde und Esel, wo dieselben, wie am Nordrande des in Rede stehenden Gebietes, als Lastthiere in Betracht kommen, als durchaus unzulänglich — von den Kameelen ist in diesen Gegenden nicht mehr die Rede — und nur das Rind arbeitet sich noch mit einiger Energie durch. Oft genug muß der Reisende die Beine der versunkenen Thiere aus der zähen Paste ausgraben und dieselben durch unmensliche Züchtigungen zu neuer Kraftanstrengung zwingen, oder er wird selbst von seinen Gefährten mühsam aus dem dichten Brei gezogen. Endlich weigern wol die entmuthigten Thiere jede Mitwirkung und müssen im Stiche gelassen werden, während der Mensch alle seine Kräfte aufzubieten hat, um seine Habe, die wesentliche Grundlage seiner Expedition, möglichst zu retten. Jetzt bis zum Anie im Wasser und seine kostbaren Gepäcksstücke aus der trübten Fluth fischend, jetzt über unsichtbare Wurzeln und Aeste in flache Gruben stürzend oder im weichen Thone, der die Füße nicht loslassen will, herumknetend, sucht er, vielleicht von der Nacht überrascht und unter strömenden Regen, Alles auf einer erhöhten Terrainstelle in Sicherheit zu bringen und verbringt daselbst in halb amphibischer Weise die Nacht, von der Sorge über den erlittenen Verlust gequält, um am nächsten Morgen den verzweifeltsten Kampf wieder aufzunehmen. Da hört die Ungemüthlichkeit auf; die ernsteste Gefahr beginnt.

Schon die einfachen Flußübergänge bringen nicht unerhebliche Schwierigkeiten mit sich. Auf der Grenze des äquatorialen Gebietes, wo man sich noch der Lastthiere bedient, ist die Ueberführung dieser eine Quelle mancher Sorge, selbst da, wo sich die Eingeborenen der Boote bedienen. Das Kameel, so gut es auch schließlich schwimmt, ist ein sehr entschiedener Feind des Wassers; der Esel zeichnet sich ebenfalls durch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das nasse Element aus; das Pferd macht in seiner Angstlichkeit und Aufgeregtheit viel Noth und Mühe; nur das Rind ist der Schwierigkeit gewachsen, wenn der Strom nicht zu stark ist. Doch wirkliche Boote sind nur auf größeren

Flüssen im Gebrauch. Auf den übrigen stellt man im günstigsten Falle aus zusammenge bundenen Stücken des leichten Ambadschholzes oder aus vereinigten Rohrbündeln Fährten her, welche schon eine ansehnliche Menge Gepäc überführen können, aber auf stark strömenden Flüssen schwer zu lenken sind. Primitiver ist die Ueberfegung mittelst einiger großer Kürbisse, welche hohl, mit der Oeffnung nach oben, da, wo sie in das Wasser tauchen, durch Stangen verbunden sind, auf die sich der Mensch rittlings setzt, nachdem er sein Handgepäc in die Höhlung der Kürbisse gethan hat, während Schwimmer den Apparat überführen. Durch die Vereinigung einer größeren Anzahl solcher Kürbisse, die Verbindung derselben mittelst Stangen nicht blos da, wo sie in das Wasser tauchen, sondern auch oben, wo sie aus demselben hervorragen, und durch eine Lagerung der Stangen in verschiedener Richtung erhält man ebenfalls ausgiebigere Fährten. In anderen Gegenden muß der Reisende schwankende Brücken improvisiren aus den Stämmen und Aesten der Bäume, oder sich Seilen, welche über die Flüßchen gespannt sind, anvertrauen. Alle diese primitiven Methoden sind mit mehr oder weniger persönlichen Gefahren verknüpft und selten macht man ohne empfindliche Verluste von ihnen Gebrauch.

Die Regenzeit ist zugleich die Periode des Jahres, in der ein Insectenleben erwacht, von dem die Bewohner gemäßigter Zonen keine Ahnung haben, und das für den Reisenden, seine etwaigen Lastthiere und seine Habe in gleicher Weise lästig und selbst verderblich wird. Ameisen und Termiten beginnen mit erneutem Eifer ihre Thätigkeit, bössartige Fliegen quälen die Thiere und gefährden selbst ihr Leben, und Mückenschwärme rauben dem Menschen seine wohlverdiente Nachtruhe. Ameisen existiren in unzähligen Arten und in verschiedenster Größe. Manche legen riesige Getreidemagazine an mit Wegen nach allen Richtungen, fast von der Breite unserer Fußspade, manche sieht man in kriegerischen Colonnen gegen ihre Feinde ausziehen, besonders gegen ihre Vettern, die Termiten; noch andere leben in weiten Höhlungen unter den Mauern der Häuser, um Nachts in Scharen hervorzubrechen und den Menschen hinauszutreiben. Viele quälen den Reisenden empfindlich in den Wohnungen, wie im Freien; doch die feindselige Thätigkeit aller gegen den Menschen überschreitet nicht die Grenzen einer empfindlichen Plage. Die Termiten dagegen bedrohen Hab und Gut des Reisenden, das oft schwer zu ersetzen ist. Die Geschwindigkeit, mit der diese entseßlichen Thiere Leder, Papier, Kleidungsstücke zc. verzehren, ist wahrhaft unglaublich. Schuhsohlen aus Büffelfell, die einen Speerwurf abhalten würden, sind fast durchgefressen, wenn man leichtsinniger Weise die Schuhe ein Stündchen an derselben Stelle stehen ließ, und in einer Nacht erfährt das ganze bescheidene Lager des Reisenden, wenn es auf der bloßen Erde aufgeschlagen werden mußte, oft nicht wieder gut zu machende Zerstörungen. Die einzige gute Eigenschaft dieser Landplage ist eine negative; die Termiten entbehrt jeder Gewandtheit und ist außs Engste an die Erde, mit der sie arbeitet und von der sie in der arabischen Sprache den Namen führt, gebunden. Wenn auch demnach dem Reisenden die Möglichkeit gegeben ist, sein Besizthum gegen das gefräßige Thier zu schützen, so wird er doch nur allzu oft von demselben überrascht, und

es gehören jedenfalls viele Leute und damit auch viel Geld dazu, alle wünschenswerthen Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Schwerer zu vermeiden ist die Plage der Mücken, welche in manchen Gegenden, Nacht für Nacht den Reisenden trotz seiner oft überwältigenden Müdigkeit jeden Schlafes beraubend, wirklich unheilvoll wirken. In den menschlichen Wohnungen, welche der Eingeborene gegen Sonnenuntergang durch Rauchfeuer und in mechanischer Weise von ihnen säubert, dann so hermetisch als möglich verschließt, und in denen er auch während der Nacht das Rauchfeuer unterhält, ist der Aufenthalt keineswegs angenehm, doch ein Paradies gegen die Folterqualen draußen, gegen den aufreibenden Kampf mit dem rastlosen, kleinen Feinde, aus dem man blutbedeckt und todesmatt hervorgeht. Diesen Kampf, dem man in menschenleeren Gegenden rettungslos preisgegeben ist, kann man vereinzelter Nächte wol ertragen, doch auf die Dauer überschreitet er die Grenze lästigen Unbehagens. Keinenfalls können gegen die Mühseligkeiten und Verluste, welche die genannten Insecten den Reisenden verursachen, die Gefahren in Betracht kommen, welche ihm aus den Raubthieren, giftigen Schlangen, Scorpionen zc. erwachsen und welche in Europa gewöhnlich überschätzt werden.

Mehr und ernstlicher als der Mensch bei Nacht von den Mücken, leiden die etwa vorhandenen Lastthiere bei Tage durch bössartige Fliegen, welche zum Theil die Ursache zu sein scheinen, daß die größeren Hausthiere im äquatorialen Theil des Continents überhaupt fehlen. Auf der Grenze dieses Gebietes gibt es Gegenden, in denen die Bewohner Pferde, Rinder und Esel in gewissen Jahreszeiten nur im Hause halten können. Man treibt dieselben Nachts auf die Weide, und wenn man sie bei Tage hinausführen muß, so sucht man sie durch strohgeflochtene Decken zu schützen. Die Last- und Reitthiere der Reisenden kommen ermattet und blutbedeckt auf dem Lagerplatze an, drängen sich verzweifelt um das eiligst angezündete Rauchfeuer und müssen sorgfältig überwacht werden, damit sie sich nicht, unbefriedigt vom einfachen Rauche, in die glühende Asche legen. — Je mehr man sich dem Aequator nähert, desto häufiger werden einige Fliegenarten, welche, nicht identisch mit der Tsetse, einen ebenso bösen Ruf als diese haben und in gleicher Weise für Pferde, Rinder und Esel gefürchtet werden. In der That gehen diese Lastthiere, wenn sie zu Reisen in dem eigentlich äquatorialen Theil benützt werden, gewöhnlich bald zu Grunde, wenn auch ein Zweifel gerechtfertigt erscheint, daß einzig und allein in den Fliegen die Ursache für diese Erscheinung zu suchen sei.

Wenn manche dieser Plagen, wie die aus den Ameisen, Termiten und Mücken erwachsenden, dem Leser ein Lächeln entlocken mögen, während sie in der That die Geduld der Reisenden oft auf eine harte Probe stellen und sich zuweilen stärker erweisen, als seine physische und moralische Kraft und besonders als seine pecuniären Mittel, so führt die erwähnte Unzulänglichkeit der Lastthiere in den sumpfigen Gegenden der Grenzgebiete des äquatorialen Theiles von Afrika und das gänzliche Fehlen derselben in diesem selbst zur Besprechung der Schwierigkeiten, welche hier aus der Transportfrage überhaupt erwachsen und der allernächsten Natur sind. Wenn schon das Kameel während

der Wüstenreisen ein Gegenstand beständiger Sorge und Angst für den Reisenden ist, so erscheint ihm dies Thier trotz seiner Unbehilflichkeit und stellenweisen Störrigkeit als ein ideales Transportmittel, sobald er die Region der regelmäßigen tropischen Regen betreten hat. Welche Lasten vermochte es nicht zu tragen, welche weite Strecken legte es nicht zurück, und wie bescheiden waren nicht seine Ansprüche in Bezug auf Nahrung und Trank! Dann treten Pferd, Esel und Rind an seine Stelle, und wir haben gesehen, wie unzulänglich dieselben in wasserreichen Gegenden und besonders zur Regenzeit sind. Das Rind ist noch am widerstandsfähigsten und auch als Reittier gut zu verwerthen, doch nur allzu bald endigt seine Herrschaft.

Etwa vom 8. Grade nördlicher Breite bis ebenso weit südlich vom Aequator vom atlantischen bis zum indischen Ocean, also in dem ganzen ungeheuren Gebiet, das bis zum glänzenden Zuge Stanley's nur in seiner Peripherie langsam unserer Kenntniß erobert wurde, gilt der Kopf des Neger's als einziges Transportmittel. Der Gebrauch der Träger ist ohne Zweifel für die Anordnung der Habe des Reisenden den Lastthieren sehr vorzuziehen, denn es ist nicht leicht, Kameele, Ochsen, Esel oder Pferde gut und sicher zu bepacken, und man hat bei den größeren Gepäckstücken der Thiere die gerade nöthigen Gegenstände niemals zur Hand. Besonders bei Sumpfpassagen und Uebergängen über die Flüsse verdienen die menschlichen Träger entschieden den Vorzug vor den thierischen. Doch wo diese existiren, kann man sie laufen und treiben, wohin man will, während sich der Mensch fast nur verwenden läßt auf Wegen und nach Zielen, welche er einigermaßen kennt. Nur in Gegenden, welche von frequentirten Handelsstraßen durchschnitten werden, findet der Reisende geschulte Träger. Der an die engste Heimath gebundene Neger entschließt sich ungern zu Reisen unter fremde Stämme, und selbst wenn er weite Märsche ertragen würde, so ist er deswegen noch lange nicht zum Lasttragen geeignet. Alles dies bedarf einer besonderen Schulung, zumal bei den Negern, die bei der auf tausendjähriger Abgeschlossenheit beruhenden Stabilität ihrer Zustände außerordentlich an dem Hergebrachten, an der Sitte und Lebensweise ihrer Väter festhalten. Dazu kommt die Furcht vor dem Unbekannten. In nächster Nähe sehen sie nur allzu oft die Gräuel des Krieges, welche durch die drohende Sklaverei eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Die aus dem fernen Innern zu ihnen dringenden Nachrichten beziehen sich ausschließlich auf kriegerische Ereignisse und werden durch die vielzüngige Fama und durch die kindliche Negerphantasie in das Ungeheuerliche vergrößert. Ein großer Theil des äquatorialen Innern Afrika's wird von Stämmen bewohnt, welche dem Kannibalismus ergeben sind, und wenn auch dieser den Verkehr mit der Außenwelt nicht ausschließt, so haben doch die ferner wohnenden Stämme, welche dieser traurigen Sitte nicht huldigen, gewöhnlich eine unbegrenzte Furcht, einen unbefiegbaren Widerwillen, durch Gebiete der ersteren zu reisen.

Im ganzen Westen des äquatorialen Afrika bildet die Trägerfrage das Haupthinderniß für das Eindringen in das Innere des Continents. An ihr scheiterten die Versuche der deutschen Loango-Expedition, ihrer Mission im vollen Umfange gerecht zu werden; um ihretwillen mußte Stanley seine auf die Mitte und den Westen gerichteten Entdeckungsbestrebungen vom fernen Osten beginnen;

und sie hauptsächlich zwingt die afrikanische Gesellschaft in Deutschland, ihren behufs Erforschung des Congobassins in Scene gesetzten Unternehmungen theils im Norden, theils im Süden desselben ihre Operationsbasen anzutreffen.

Man hat neuerdings wiederholt den Vorschlag gemacht, die Reisenden unabhängig von dem Menschen, als Transportmittel betrachtet, zu machen durch Verwendung des in anderen Gegenden so ausgezeichnet für diesen Zweck bewährten Elephanten, und nachdem Gordon Pascha in der äquatorialen Provinz Aegyptens die ersten Versuche in dieser Richtung gemacht hat, ist ihm der opferwillige König der Belgier gefolgt und hat indische Elephanten mit den zu ihrer Führung geeigneten Leuten nach Zanzibar überführen lassen. Wenn diese Versuche von Erfolg gekrönt werden sollten und es gelingen sein wird, auch den afrikanischen Elephanten zum Last- und Reitthier abzurichten, wird eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten bei den innerafrikanischen Unternehmungen aus dem Wege geräumt sein, und diese selbst werden eine durchaus veränderte Physiognomie erhalten. Doch bis zur gelungenen Abrichtung des afrikanischen Elephanten bleibt das Mittel, selbst wenn jene Versuche befriedigend ausfallen werden, allzuoftspielig — müßte man doch, um einigermaßen sicher zu gehen, jeder Expedition noch Ersatzthiere begeben —, um das ganze Gelingen einer Unternehmung von ihm abhängig zu machen. Immerhin dürften die Versuche, welche die Welt der verständnißvollen Initiative des erfahrenen Gordon Pascha und dem hingebenden Interesse des belgischen Königs verdankt, mehr Aussicht auf Erfolg bieten, als die Einführung der in den Capländern auf Reisen benutzten Ochsenfuhrwerke in das äquatoriale Afrika, welche von englischen Missionsunternehmungen von Zanzibar aus versucht wurde, aber vollständig mißlang.

An den ausschließlichen Gebrauch der Träger knüpft sich für den Reisenden eine solche Fülle von Schwierigkeiten verschiedener Art, ein so ermattendes Kämpfen und Ringen, daß nur Wenigen das dazu erforderliche Maß von Geduld und Elasticität beschieden ist. Der ungeheure Menschentrost hemmt die Bewegungen auf Schritt und Tritt, und Kosten- und Zeitaufwand wachsen in bedenklichen Proportionen; denn es ist nicht leicht, in spärlich bewohnten, hilfsquellenarmen Gegenden für Hunderte von Menschen die nöthigen Lebensmittel aufzutreiben, und das erste Erforderniß für den guten Willen der Neger ist ein regelmäßig gefüllter Magen. Für die Küstenregionen und die häufig bereisten Karavanenstraßen kann man seine Maßnahmen für den Unterhalt der großen Menschenmenge noch berechnen; doch später reicht oft die aner kennenswerthe Umficht des Reisenden dazu nicht aus, und dann beginnen Hunger und Noth an Ordnung und Disciplin zu rütteln und den Geist der Expedition zu untergraben. Woher soll der Reisende, innerlich und äußerlich den Leuten ein Fremder, immer die nöthige Autorität nehmen, den unverständigen, wetterwendischen, leidenschaftlichen und furchtsamen Haufen zu lenken und im Gehorsam zu erhalten? Kommt dazu noch die Furcht vor einer unbekannten Gegend, einer feindseligen oder kannibalischen Bevölkerung, so geht eines Tages die ganze, mühsam zusammengebrachte Mannschafft auf und davon, und der Reisende bleibt verzweifelt mit seinen Colli und seiner vernichteten Hoffnung allein. Zanzibar liefert die zuverlässigsten Escorte-Mannschaften und die Stämme des gegenüber-

liegenden Continents die geschultesten Träger. Seit lange machen von dort aus arabische Kaufleute weite Handelsreisen, und die Gegend bis zu den großen Seen ist in der neuesten Zeit der Schauplatz zahlreicher, großartig angelegter Unternehmungen gewesen. Wenige derselben sind gleichwol davon verschont geblieben, eines Tages durch die Desertion eines beträchtlichen Theils der Mannschaft in Frage gestellt zu werden. An der großartigen Leistung Stanley's ist nicht am wenigsten bewunderungswürdig seine Jahre hindurch fast ununterbrochen unter den schwierigsten Verhältnissen aufrecht erhaltene Herrschaft über seine Untergebenen. Wenn man eine solche Menschenmenge in Mitten einer fremden, naturgemäß argwöhnischen und halb feindseligen Bevölkerung führt, so gewinnt die Unternehmung leicht den Charakter eines gewaltsamen, kriegesischen Zuges, anstatt den einer harmlosen Forschungsreise, welche ebensowol die Bereicherung der Wissenschaft, als die Civilisirung der dortigen menschlichen Gesellschaft zum Zwecke haben soll. In Gegenden, in denen der friedliche Verkehr der Stämme unter einander ein Ausnahmezustand ist, in denen oft die Dörfer desselben Stammes mit einander im Kriege liegen, betrachtet natürlich die Bevölkerung das Erscheinen von Hunderten wohlbewaffneter Fremder mit einem Argwohn, der durch den geringsten Uebergriß dieser, wie er bei ihrem Gefühl der Ueberlegenheit in Waffen und den in jenen Gegenden herrschenden Begriffen von Recht und Unrecht wiederum so erklärlich ist, zu offener Feindseligkeit entflammt wird. Wenn der human denkende Theil der gebildeten Menschheit mit schmerzlichem Bedauern die blutigen Spuren Stanley's durch den schwarzen Continent verfolgt, so darf er nicht vergessen, daß dieselben die unvermeidliche Folge seiner Machtentfaltung, der Grundbedingung seines Erfolges, waren.

Diese Betrachtung führt uns zu der Besprechung der Quelle der schwierigsten und mühevollsten Kämpfe des Afrika-Reisenden, zu der menschlichen Gesellschaft, welche theils die Grenzen des zu erforschenden Gebietes inne hat und, voll Eigennutz und Fanatismus, dasselbe gegen Unberechtigte zu vertheidigen sucht, theils im Innern wohnt und dieses durch Feindseligkeit gegen Fremde und bestiale Kämpfe in der eigenen Welt fast unbetretbar macht.

Von allen Seiten ist der unbekannteste Theil Afrika's von Seuten umgeben, welche einen primitiven Handel mit seinem Innern unterhalten und diesen als ein Monopol ansehen, das sie nicht schädigen zu lassen getwillt sind. Im Norden und Osten sind es Araber, Halbaraber oder mohammedanische Neger, im Süden und Westen die Portugiesen, ihre Abkömmlinge, oder ihnen unterworfenen Eingeborenen, welche eifersüchtig über ihre bedrohten Gerechtsame wachen. Noch können wir der Beihilfe dieser Elemente für unsere Reisen nicht entbehren; wir wandeln auf ihren Wegen und Spuren und lernen in ihrer Begleitung den peripherischen Theil des angestrebten Gebietes und der Bevölkerung kennen, die wir der Cultur gewinnen möchten. Das Mißtrauen, Europäer möchten die gewonnene Kenntniß des Innern dazu benutzen, um ihren Zwischenhandel zu verdrängen und die nicht ohne langjährige Mühe und sauer erworbenen Handelsgebiete selbst auszudeuten, verläßt diese Leute nie. Diese Eifersucht wird im Norden von Aequatorial-Afrika, wo der Islam die Wüste überschritten und

mohammedanische Negerreiche geschaffen hat, noch besonders gefährlich durch den Fanatismus, der von dieser Religion unzertrennlich ist und um so mehr hervortritt, je weniger er sich in den Mittelmeerländern gegenüber dem Einflusse der Christenländer geltend machen darf. Der britische Major Laing scheint in der Mitte der 20er Jahre durch diesen Fanatismus den Tod erlitten zu haben; Eduard Vogel und Moritz von Beurmann sind ihm zum Opfer gefallen; bei der Ermordung von Alexine Tinne bildete er einen nicht unwesentlichen Factor; Heinrich Barth entging in Timbuktü einem ähnlichen Schicksal nur durch das seltene Beispiel eines vorurtheilsfreien und gelehrten moslimischen Fürsten, und Gerhard Rohlfs wurde nur durch den Deckmantel des mohammedanischen Charakters gerettet.

Dieser Fanatismus ist es auch, der durch seine unaufhörlichen Kämpfe gegen die heidnische Bevölkerung dem in Afrika einheimischen Sklavenraub und Sklavenhandel einen besonderen Aufschwung gegeben und dadurch der Fortschrittsbewegung eine schwer zu durchbrechende Schranke gesetzt hat. Zwar ist, wie angedeutet, die Sklaverei keine Erfindung des Islam, sondern herrscht seit den ältesten Zeiten in Afrika; doch im Innern ist sie mehr eine Folge der beständigen Kämpfe unter den einzelnen Stämmen, während sie in den peripherischen Gebieten mit ihrer regen Nachfrage nach schwarzer Menschentraare und dem lebhaften Handel mit derselben Zweck der grauenvollsten Kriege ist. Seit es christlichen Ideen von Humanität und Menschenwürde gelungen ist, im Westen des Continents, wo die Cultur-Völker dieselben mit Füßen traten, diese Barbarei fast ganz auszurotten, sind es vorzugsweise Mohammedaner, welche das Institut aufrecht erhalten. Zwar hat der politische Einfluß Europa's auch in den mohammedanischen Küstenländern einen nicht zu verkennenden Erfolg gehabt und die Absatzwege zu verschließen gewußt; doch noch ist der Verbrauch an Sklaven in der ganzen Nordhälfte des Continents, und besonders in den verhältnißmäßig dicht bevölkerten islamitischen Negerreichen, ein ungeheurer. Wenn man Zeuge gewesen ist der Greuel, die Jahr aus Jahr ein Tausende ihrer Heimath und Freiheit berauben, und gesehen hat, wie fast die Hälfte dieser Unglücklichen den ersten Kämpfen und den Transporten auf die großen Sklavenmärkte des Innern mit ihren Entbehrungen, Anstrengungen und Krankheiten erliegen, so wird man sich nicht blenden lassen von der unzweifelhaften Milde, mit der später die mohammedanischen Völker fast ausnahmslos ihre Sklaven behandeln. Es ist ein breiter Gürtel, in welchem durch die lange Vergewaltigung der armen Heiden die Grundbedingung jeden Culturfortschrittes, friedlicher Verkehr, fast unmöglich gemacht wird. Der Nachbar fürchtet den Nachbarn und freut sich seiner Vernichtung, denn diese ist ein Ableiter für ihn selbst. Ein Stamm hilft wol gar den fremden Räubern gegen diejenigen, welche seine natürlichen Bundesgenossen sein sollten: so sehr schwindet durch dauernd erlittenes Unrecht der eigene Sinn für Gerechtigkeit. Mißtrauen und Furcht richten sich naturgemäß vorzugsweise dahin, woher der alte Feind zu kommen pflegt, und suchen dort jeden Unberechtigten möglichst fern zu halten.

Aber auch jenseits dieser Zone, wo doch der berechtigte Haß der Bevölkerung gegen fremde, höher civilisirte Leute fortfallen sollte, erweist sich der

Kampf, den der Reisende gegen die Zustände der menschlichen Gesellschaft zu führen hat, als nicht minder schwierig. Der Mensch ist eben im Naturzustande durchaus nicht harmlos und wohlwollend, sondern hat die Instincte eines wilden Thieres, d. h. den natürlichen Egoismus, der im Kampfe um das Dasein stets das Recht des Stärkeren zur Geltung bringt. In jedem Fremden ist er geneigt, einen natürlichen Feind zu erblicken, und je fremdartiger die Erscheinung desselben ist, desto mehr wachsen Argwohn und Mißtrauen. Dem Forschungs-Reisenden gegenüber, der äußerlich und innerlich anscheinend so verschiedenen von ihm ist, daß er unwillkürlich vor ihm zurückschreckt, steigern sich diese Gefühle durch das Unverständliche der Motive desselben. Von einem so außergewöhnlichen Wesen, das Alles dasjenige, was ihm selbst begehrenswerth erscheint, gering achtet, versteht er sich eines unerhörten, übernatürlichen, vernichtenden Einflusses auf ihn und die Welt, in der er lebt.

Wenn im Norden des äquatorialen Afrika, den Subanländern, dem Reisenden seine Aufgabe durch den religiösen Fanatismus erschwert wird, so bilden dort andererseits die höhere Gefittung und das entwickeltere Rechtsbewußtsein der Bewohner, die starken Regierungen der Fürsten und die Ausdehnung ihrer Herrschaften nicht zu unterschätzende Stützen für seine Zwecke. Das Zusammenleben in politischer Vereinigung erzeugt Rücksichten, Sinn für Gemeinwohl, Opferwilligkeit, Begriffe von Sitte und Recht. Größere Staaten fühlen bald die Nothwendigkeit, Beziehungen zu den Nachbarländern herzustellen, und ihre Könige die Verpflichtung, die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten. Die Zersplitterung dagegen macht mißtrauisch, verrätherisch, engherzig und beschränkt die Gesellschaft auf die unterste Stufe des socialen Lebens. Im heidnischen Inner-Afrika nun scheinen größere politische Gemeinwesen fast gänzlich zu fehlen, die Stämme in kleine Fractionen zu zerfallen und in vielen Gegenden nicht einmal die benachbarten Dörfer desselben Stammes durch ein politisches Band vereinigt zu sein. Die früheren größeren Herrschaften auf der äquatorialen Westküste sind zerfallen, und wenn auch im südlichen Theile des in Rede stehenden Gebietes das ausgedehnte Reich des Muata Jamwo noch existirt, so scheint dasselbe doch nur eine ziemlich lockere Vereinigung kleinerer Herrschaften darzustellen. Während der Reise in den islamitischen Ländern Inner-Afrika's, wenn der erste Schritt gelang, seine Bewegungen auf Monate gesichert sieht, hat er in den übrigen täglich mit neuen Gewaltthabern zu rechten, Schritt vor Schritt seinen Weg theuer zu erkaufen und ist machtlos täglich dem Worthbruch und verrätherischen Gewaltthätigkeiten ausgesetzt. Krieg und Raub ist an der Tagesordnung; heute ist tiefer Frieden, morgen lobert die Kriegsfadel, und die Gebiete mancher Stämme scheinen durch ererbte Feindschaft fast für immer getrennt zu sein. Der Reisende schwebt in solchen Gegenden in beständiger Ungewißheit, nicht sowohl bezüglich seiner Sicherheit und Existenz, als um seine nächsten Bewegungen, und führt ein Leben peinlichster Aufregung. Nach endlosen Discussionen und schweren Opfern glaubt er heute seine Weiterreise gesichert und überläßt sich den kühnsten Hoffnungen; morgen bricht das ganze mühsame Gebäude wieder zusammen, und mit Verzweiflung beginnt er die aufregende Arbeit von Neuem.

Alles zusammengefaßt entspringen die Hauptschwierigkeiten aus den beiden Factoren Klima und Mensch. Die rein topographischen Hindernisse erhalten ihre Bedeutung erst durch jene beiden und würden an und für sich in unserem Jahrhundert der Hilfsquellen aller Art nicht in Betracht kommen, sondern nur eine Frage der pecuniären Mittel sein. Das Klima wird sich zwar nur an einzelnen Punkten durch veränderte und vermehrte Bodencultur mit der Zeit günstiger gestalten und auch für die Zukunft noch zahlreiche Opfer fordern, doch allen Erfahrungen zu Folge bietet es im höher gelegenen Innern günstigere Lebensbedingungen, und selbst in dem verderblichen peripherischen Theile ertragen es Manche. Der Mensch dagegen und die von ihm geschaffenen socialen Zustände werden noch lange ihre Widerstandskraft gegen die Erschließung Inner-Afrika's für fremde Cultur und den Weltverkehr geltend machen und eine Quelle unabsehbarer Anstrengungen und Kämpfe sein.

Die Darlegung aller Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren, welche sich dem Afrikaforscher auf Schritt und Tritt entgegenstellen, ergibt unmittelbar die physischen, geistigen und moralischen Eigenschaften, welche demjenigen inne wohnen müssen, dessen Unternehmung von Erfolg gekrönt sein soll. Viele Vorgänger des kühnen Amerikaners, dessen großartige Leistung an der Hand seines Reiseberichtes in Folgendem in ihren einzelnen Phasen erörtert werden soll, sind in hohem Grade durch körperliche Widerstandsfähigkeit, klares Urtheil und scharfe Beobachtungsgabe, Muth und Kraft, Geduld und Festigkeit ausgezeichnet gewesen, ohne gleichwol ihre Ziele erreicht zu haben. Wenn Wenige sich eine so hohe Aufgabe gestellt hatten, wie Stanley sie löste, und wenn die Schwierigkeiten, denen sie auf ihren Unternehmungen begegneten, nicht größere gewesen sein können, als jener sie besiegte, so mag deswegen der glänzende Erfolg des Letzteren noch nicht ganz allein einem höheren Grade von Wissen und Können zugeschrieben werden müssen. Die wohlverdientesten Erfolge können durch eine Reihe von Zufälligkeiten in Frage gestellt werden, die eine um so größere Rolle spielen, je fremdartiger der Schauplatz einer Unternehmung und je unberechenbarer und complicirter die mitwirkenden Factoren sind. Ohne die reichen Mittel, über welche Stanley gebot — reichere, als je einem Afrika-Reisenden zu Theil geworden sind — würde demselben sicherlich die Erreichung seines Zieles unmöglich gewesen sein; doch andererseits kann man dreist behaupten, daß auch mit ihnen nur Wenige im Stande gewesen sein würden, dem großen Entdecker in seinen Leistungen gleichzukommen.

Stanley war durch eine reiche persönliche Afrika-Erfahrung für die großartige Aufgabe, der er sich unterzog, wohl vorbereitet. Im Jahre 1868 war er für den „New-York Herald“ als Berichterstatter über den abessinischen Feldzug bei der englischen Armee gewesen; im Jahre 1871 hatte er sich auf Kosten des Besitzers der genannten Zeitung, James Gordon Bennett, der Aufgabe, den verschollenen Livingstone zu suchen, auf das Glänzendste entledigt; endlich hatte er, stets im Dienste seiner Zeitung, die englische Expedition gegen die Ashanti begleitet. Die hervorragenden Eigenschaften, welche der Reporter überall bewährt hatte, sein praktischer Blick, seine scharfe Beobachtungsgabe, unentwegte Ruhe, Sicherheit im Entschluß, Promptheit in der Ausführung, sein Verständniß im

Umgänge mit den Afrikanern, ferner der Ruhm und die reiche Erfahrung, welche derselbe im östlichen Aequatorial-Afrika auf seiner Reise zur Auffuchung Livingstone's erworben hatte, ließen den „Daily Telegraph“ in London und den „New-York Herald“ den großartigen Plan fassen, durch ihn die wichtigsten Räthsel, welche der schwarze Continent noch barg, lösen und die großartigen Entdeckungen seiner berühmtesten Vorgänger, Speke, Grant, Livingstone, Schweinfurth, Cameron vervollständigen zu lassen. Er erhielt also den Auftrag, die Nilquellen-Frage endgültig zu lösen, die großen Binnenseen Victoria Nyanza, Muta Njige und Tanganika zu untersuchen und besonders ihre Zu- und Abflüsse festzustellen, und endlich, den kaum entdeckten Qualäba zu verfolgen, und damit hoffentlich die Congo-Frage zu entscheiden. Mit welchem hohen Muth, welcher staunenswerthen Kraft, welcher fast unerhörten Zähigkeit und welchem Verstandniß der kühne Reisende diese Aufgaben ohne Rücksicht auf die eigene Person oder auf die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse gelöst hat, ist im Ganzen und Großen bekannt und wird sich im Einzelnen aus seinem zweibändigen Reisebericht für den Leser um so überzeugender ergeben, je klarer sich dieser von den oben entwickelten Schwierigkeiten eine Vorstellung machen kann.

Zur Geschichte des Orientalischen Krieges.

1853 — 1856.¹⁾

~~~~~  
Von + + + .  
~~~~~

I

Es war begreiflich, daß die Nachrichten aus der Krim, so ruhmreich sie für die Verbündeten waren, ernste Besorgnisse in England und Frankreich hervorriefen. In England war man in einem Augenblick, wo alles auf einheitlich entschlossene Action ankam, so uneinig wie je; Palmerston und Russell standen den Peeliten gegenüber, gegen welche die ministerielle Partei immer ungehaltener ward, so daß der Schluß des Parlamentes ein Glück war. Anfang September besuchte Prinz Albert den Kaiser im Lager von Boulogne, was dieser sehr gewünscht, um alle Vorurtheile zu zerstreuen²⁾: er gestand, daß der Krieg ihn impourvu gefunden habe und fast das ganze Material zu erneuern sei. Er war sehr stolz auf seine Erfindungen und hoffte zuversichtlich auf das Gelingen der Expedition gegen Sebastopol, womit er aber unter seinen Officieren allein stand; die Unternehmung St. Arnaud's in der Dobrudscha, die demselben positiv verboten war, verurtheilte er scharf. Die ersten Nachrichten von der Landung und der Schlacht an der Alma riefen sehr sanguinische Hoffnungen in Balmoral hervor und man erzwog schon, was man mit Sebastopol machen wolle, ob man die Krim an die Türken zurückgeben solle³⁾ u. s. w. Die hintenden Boten blieben nicht aus: am 20. October meldete Lord Raglan, daß sein Corps auf 16,000 Mann geschmolzen sei; er zweifle, daß dasselbe sich den Winter hindurch halten könne. Prinz Albert drängte die Miliz zu completiren, durch sie Colonialbesatzungen zur Verstärkung der Arimarmee frei zu machen und eine Fremden-

¹⁾ Wir finden in der Sage, die mit so großer Aufmerksamkeit gelesenen Beiträge zur diplomatischen Geschichte des Krimkrieges, welche wir im Februarheft d. J. mit den Schlachten von Balaklava und Inkerman, 25. October und 5. November 1854, abdrucken (s. das. S. 283), hier fortzusetzen. Die vorliegende Relation umfaßt die Ereignisse bis nach dem Fall von Sebastopol und zum Pariser Congress. Die Red.

²⁾ Prinz Albert gibt über diesen ganzen Besuch ausführlichen Bericht (Life III, p. 104 ff.).

³⁾ Der Marschall Vaillant widersprach dem sehr richtig, die Verbündeten könnten eben so wenig in der Krim bleiben, als dieser die Unabhängigkeit geben, die nicht drei Monate dauern würde, „on dit, donnons la Crimée à la Turquie ... cette combinaison serait la pire de toutes, la Turquie n'est pas de force à défendre un pareil don.“

Legion zu bilden. Palmerston hatte diesen Plan schon früher befürwortet, aber Lord Aberdeen widersetzte sich ihm, und erst Ende d. J. ward er durchgeführt, während Raglan 10,000 Mann der besten Truppen verlangte. Der Kaiser Napoleon andererseits, schmerzlich enttäuscht über die geringen Erfolge, wollte von seinem Cabinet aus stets die Feldzugspläne seiner Generale corrigiren, und der Marschall Baillant hatte alle Mühe, Uebereilungen zu verhindern; als er noch auf baldigen Erfolg hoffte, schrieb er an Canrobert: „Sie haben das Schicksal Europa's in ihren Händen; wenn Sie siegen, so kommt Oesterreich gewiß, Preußen vielleicht zu uns, werden Sie besiegt, so müssen wir im Frühjahr einen Feldzug am Rhein machen.“ Als die schlechten Nachrichten kamen, bot Frankreich an, sofort 20,000 Mann zu senden, wenn England die Schiffe dafür stellen wolle, was gleich angenommen ward.

Von großer Wichtigkeit ward nun unter diesen Umständen die Haltung Oesterreichs. Canrobert und Raglan hatten Omer-Pascha aufgefordert, ihnen so bald als möglich 10,000 Mann zu schicken, wozu dieser wenig Lust bezeugte; der General Bétang sollte nun in Wien durchsetzen, daß Oesterreich eine Recognition Omer's am Pruth gestatte oder selbst unterstütze. Lord Stratford drängte beim Divan auf entsprechende Befehle an Omer, dieser behauptete nicht stark genug zu sein, höchstens könne er eine Demonstration am Sereth machen; auch dies gefiel in Wien nicht, wo man einsah, daß eine offensive Haltung die Russen nach den Fürstenthümern zurückbringen könne, was die Arim erleichtern, aber Oesterreich compromittiren würde; beides Ziele, welche die Westmächte wünschten, aber nicht Graf Buol. Er versprach indeß, daß General v. Hess die Bewegungen Omer-Pascha's gegen Galatz und Jbraila in keiner Weise hindern sollte, was der Moniteur am 26. September verkündete; nichts desto weniger klagte der türkische General bitter über Hess, der seinerseits erwiderte, derselbe wolle nicht vorgehen. Darauf versprach Frankreich ihm zwei Divisionen zur Unterstützung zu schicken, was er natürlich benutzte, um jede Bewegung bis zu deren Eintreffen zu verzögern; aber sie kamen nicht.

Am 12. October schrieb der englische Gesandte in Frankfurt seiner Regierung: Oesterreich habe keine aufrichtige Absicht feindlich gegen Rußland vorzugehen, die Politik Buol's zielt dahin, durch Drohungen eine Antwort Preußens und der übrigen Staaten zu provociren, womit er der Welt zeigen könne, wie unmöglich es für Oesterreich sei, gegen Rußland vorzugehen. Auf Preußen solle das ganze Odium fallen für eine Politik, die Oesterreich selbstbewußt verfolge; unstreitig eine ganz richtige Auffassung.

Das Wiener Cabinet suchte sich im October wieder dem preußischen zu nähern, um die Garantie des Aprilvertrags auf die Donaufürstenthümer auszu dehnen. Preußen aber erklärte: die Behauptung, es habe seinen Beistand zugesagt, so lange Oesterreich nicht angreife, sei unbegründet; derselbe sei auf Oesterreichs Gebiet beschränkt. Man wolle sich nicht in einen Conflict hineinziehen lassen, den Oesterreich in den Donaufürstenthümern herbeiführen könne. Jenes behauptete zwar, daß sein Vorgehen die deutschen Interessen an der Donau wahre, aber das falle keineswegs unter den Aprilvertrag. Ende d. M. erschienen die Bamberger wieder auf dem Schauplatz in Berlin, um, wie sie sagten, die

Einigkeit zwischen den Großmächten herzustellen. Herr v. d. Pfordten neigte sich mehr Oesterreich zu, er bestrittete den Schutz des österreichischen Kaiserstaates, falls derselbe bei Wahrung deutscher Interessen in den Fürstenthümern in Krieg verwickelt werden sollte. Als solche Interessen seien 1 und 2 der vier Punkte anzuerkennen. Hr. v. Beust, der eine große Thätigkeit entwickelte, mit Baron Bubberg fleißig conferirte und den Baron Seebach, sächsischen Gesandten in Paris und Schwiegersohn Nesselrode's, telegraphisch nach Berlin berief, schien Oesterreichs und Bayerns Bemühungen durchkreuzen zu wollen und suchte den König in seiner Lieblingsidee zu bestärken, Deutschlands Beruf sei, nach beiden Seiten zu vermitteln. Eine wirkliche Einigkeit der beiden Großmächte aber wünschten die Mittelstaaten gar nicht, da sie nur bei der Rivalität derselben eine Rolle spielen konnten; andererseits sahen diese beide nicht gern eine Einmischung, da es den Traditionen Oesterreichs wie Preußens widerstrebe, den Mittelstaaten eine solche Bedeutung einzuräumen; so gern sie sich derselben bedienten, um jeder auf den andern Theil einzuwirken, zogen sie stets vor, sich direct zu verständigen. Oesterreich gab nun etwas nach; es wollte zwar nicht, wie Preußen verlangte, eine Neutralisirung der Donaufürstenthümer versprechen, aber doch thatsächlich der Hineinziehung derselben in den Krieg vorbeugen, indem es gegen die Verbündeten „politische und militärische Convenienzen“ geltend machen werde. Am 23. October theilte der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Esterhazy, Hr. v. Manteuffel den Entwurf einer Instruction für Baron Prokesch mit.

1) Der Bund solle das Anerkenntniß aussprechen, daß ein Angriff auf Oesterreich, sei es gegen sein Gebiet, sei es gegen seine Truppen in den Fürstenthümern, das gesammte Deutschland zur Unterstützung verpflichte.

2) Der Bund solle als europäische Großmacht die vier Punkte als Basis zur Anbahnung eines Friedens bezeichnen und als deutsche Macht sich die ersten Punkte aneignen und festhalten.

3) Der Bund solle die Gefahr eines Angriffes anerkennen und die nöthigen Vorbereitungsmaßregeln zur Aufstellung der Bundescontingente beantragen.

Falls man dies nicht annehme, werde Oesterreich sich auf seine Großmachtsstellung zurückziehen. Betont ward dabei, daß Oesterreich der Räumung der Fürstenthümer keine sichernde Bedeutung zuerkenne, was Preußen thue; und in den Truppenconcentrungen in Polen Gefahr sehe, was Preußen nicht thue.

Am 30. October nahm Preußen 1 und 2 an, verlangte aber hinzuzusetzen, daß, wenn Preußen die vier Punkte annehme, Oesterreich keine neuen Forderungen aufstellen werde und sich verpflichte, weitere Schritte nur nach vorgängigem Einverständnis mit Preußen und dem Bunde zu thun. Es solle eine Sommarion zur Annahme der vier Punkte an Rußland gerichtet werden; wenn dieselbe ohne Erfolg bleibe, solle die Bundesversammlung Beschluß über Weiteres fassen, wie derselben überhaupt alle Beschlußfassung in der orientalischen Angelegenheit zufallen solle. Es ist dabei zu bemerken, daß, was die Sommarion an Rußland betraf, Hr. v. Manteuffel damals schon Kenntniß eines Privatbriefes Nesselrode's an Bubberg hatte. Rußland sei nicht abgeneigt, die vier Punkte als Friedensbasis anzunehmen, das Protectorat sei nur eine Last für es gewesen,

zur Sicherung der Christen und gegen Flüchtlinge, gegen die Freiheit der Donau habe Rußland nie Etwas einzuwenden gehabt; hinsichtlich der Punkte 3 und 4 drückte das Schreiben sich weniger bindig aus. Das Klag nun schon ganz anders, als die erste kategorische Weigerung, die Punkte überhaupt nur zu erwägen; Rußland gab damit vielmehr seinen Anspruch auf, sein Verhältniß zur Türkei nur mit dieser zu regeln und noch ausdrücklicher sprach sich das Cabinet am 6. November in einer Depesche nach Berlin aus. Um Spaltung in Deutschland zu verhindern (!) will der Kaiser an der Friedensunterhandlung unter folgender Auslegung der vier Punkte theilnehmen: 1) Garantie der religiösen und bürgerlichen Rechte der Christen Seitens der europäischen Mächte. 2) Protectorat der fünf Mächte über die Donaufürstenthümer. 3) Revision des Vertrags von 1841. 4) Freiheit der Donauschifffahrt. Am 9. November lehnte Oesterreich die Forderungen Preußens ab und beharrte auf seinen früheren Vorschlägen; wenn Rußland unzweideutig die vier Punkte annehme, habe es von Oesterreich Nichts zu besorgen. Würden dann die Westmächte den Krieg fortsetzen, werde es keine neuen Forderungen derselben unterstützen. Bei den Unterhandlungen werde es loyale und billige Auslegung vertreten, aber Rußland müsse sich ihm gegenüber zum Festhalten an den vier Punkten verpflichten; lehne es sie ab, so werde Oesterreich die diplomatischen Beziehungen abbrechen. Am 15. November gab Preußen bis auf die Formfrage in allen Punkten nach und am 26. November ward in Wien ein Zusatzartikel zum Aprilvertrag gezeichnet, wonach beide die vier Punkte als geeignete Grundlagen für Friedensunterhandlungen betrachten und ihnen Geltung verschaffen wollen. Preußen übernimmt die Verpflichtung der Abwehr für den Fall eines Angriffes auf die Oesterreicher in den Fürstenthümern, beide beantragen die Annahme dieses Artikels am Bunde. Kurz zuvor theilte der preußische Gesandte in Wien, Graf Arnim, eine am 22. November in Berlin eingetroffene, vom Kaiser Nicolaus selbst redigirte Interpretation der vier Punkte mit. Diese Fassung aber war verlausulirt und stellte die Bereitwilligkeit als ein Zugeständniß für Deutschland und als nochmaligen Versuch hin, das gute Einvernehmen der beiden deutschen Mächte zu wahren (NB. Olmütz). Ruol erklärte sie für ungenügend, weil sie der Auffassung der Westmächte nicht entspreche, Gortschakoff telegraphirte nach Petersburg und empfahl unbedingte Annahme. Am 28. November erklärte er in einer Note, daß der Kaiser die vier Punkte annehme, „um als Ausgangspunkt für Friedensverhandlungen zu dienen“.

Inzwischen waren sehr geheime Unterhandlungen zwischen den Westmächten und Oesterreich über eine Allianz gepflogen. Die ersteren mißtrauten letzterem entschieden, aber zeigten es nicht, um es vorwärts zu schieben; bei einem Besuche in Paris Ende November sagte freilich Palmerston, „wir haben die allerbündigsten Versprechungen von Seiten Oesterreichs, et nous faisons semblant d'y croire complètement, à tout événement nous avons la Pologne, la Hongrie et l'Italie.“ Ja, er war so unvorsichtig, Gubner in's Gesicht zu sagen, er habe nicht das geringste Vertrauen in die Ehrlichkeit der österreichischen Politik. Seine Ansicht war, dieselbe wolle die Verbündeten in vorzeitige Unterhandlungen verwickeln, um bei beiden Parteien seine Dienste geltend machen zu können; bei Rußland,

indem es die Vertheidigung Sebastopols gestärkt, vielleicht dasselbe gerettet, und die Bedingungen der Allirten gemäßiget, bei letzteren, indem es Rußland zu Zugeständnissen gebracht habe. Ob der Kaiser selbst perfide oder nur unentschlossen und zögernd (procrastinating) sei, wolle er nicht entscheiden. Palmerston stimmte indeß Napoleon und Drouin de L'huys zu, wenn sie betonten, daß es sehr wichtig sei, Oesterreich durch irgend einen Vertrag mit den Allirten zu binden, vorausgesetzt, daß derselbe ihre Hände nicht unbequem feßle. Er berichtete Clarendon am 15. November, Frankreich sei entschlossen, den Krieg mit der größten Energie fortzuführen; Drouin de L'huys habe gesagt, es sei mehr in der orientalischen Frage interessirt als England, womit er ohne Zweifel auf die Nothwendigkeit großer Gebietsveränderungen anspielen wollte. Der Kaiser habe dasselbe gesagt und bemerkt, wenn Nichts erreicht werde als die Zerstörung der Flotte und Sebastopols, so würde man in Frankreich sagen, er habe nur die Askanien für England aus dem Feuer geholt. Palmerston stimmte übrigens Drouin de L'huys in Bezug auf die zu erreichenden Resultate in der Arim, Georgien, Girkassien, Donaumündung, Polen und Finnland bei; bemerkte aber hinsichtlich Polens, daß dort nichts ohne die Mitwirkung Oesterreichs und Preußens zu machen sei, wenn nicht Aufstände von solcher Bedeutung ausbrächen, die es rathlich erscheinen ließen, daß England und Frankreich sie unterstützten. Gegenwärtig aber sollten sich die Verbündeten weder für noch gegen Territorialveränderungen verpflichten. Wenn Rußland die vier Punkte annehme, so werde es dies nur thun, um Zeit zu gewinnen und auf die öffentliche Meinung in England und Frankreich abwiegelnd zu wirken (to unstring public opinion), deshalb dürften die Verbündeten in keinem Falle auf einen Waffenstillstand eingehen, ehe wirkliche Friedenspräliminarien unterzeichnet seien. Die vier Punkte enthielten nur Principien, für die Unterhandlung mit Oesterreich komme es jetzt darauf an, dieselben in wirklich articulirte Fassung zu bringen (to embody those principles in specific articles). Prinz Albert war ganz dieser Ansicht. Schon um Mitte October war der französische Gesandtschaftssekretär, Graf de Serres, mit einem Entwurf eines Allianzvertrages in Wien eingetroffen. Oesterreich verlangte zu wissen, welche anderen Bedingungen außer den vier Punkten von England und Frankreich gestellt würden? Wenn es dieselben billige, wolle es ein Ultimatum nach Petersburg senden, dessen Verwerfung ein casus belli sein solle. Es war begreiflich, daß das Wiener Cabinet zu wissen verlangte, wofür es eintreten solle, aber bei der Lage der Dinge in der Arim war es schwer zu sagen, auf welche bestimmte Bedingungen man Frieden machen wolle. Lord Clarendon wünschte darüber Prinz Albert's Ansicht zu hören und dieser erklärte, die vier Punkte schienen ihm im Princip Alles zu enthalten, was nothwendig, um Rußlands aggressive Politik gegen die Türkei zu brechen, es handle sich nur darum, sie bestimmter zu definiren und ihnen eine weitere Anwendung zu geben. Das Cabinet stimmte dem vollkommen zu und so richtete Lord Clarendon eine Denkschrift an den Gesandten in Wien, Lord Westmoreland, die eine Auslegung der vier Punkte gab. Ad 1 war nichts Neues gesagt. Ad 2, die Freiheit der Donauschiffahrt nach den Grundsätzen der Wiener Congreßacte, war bemerkt: „Zu diesem Zwecke sollte ein allgemeiner

Tractat die Errichtung einer unabhängigen Autorität sichern, welche das Recht und die Macht hat, alle Hindernisse zu entfernen, welche bisher von Rußland der Freiheit der Schifffahrt an der Sulinamündung in den Weg gelegt worden sind oder welche weiter entstehen könnten. Rußland muß diejenigen etwa bis jetzt geübten Rechte aufgeben, welche mit der Sicherstellung dieser freien Schifffahrt unvereinbar gefunden sind.“ Ad 3, Revision des Vertrages von 1841. Diese Revision soll wirkliche Ausführung der im Eingang dieses Vertrages (cf. die ausgetauschten Noten) vorgezeichneten Politik sicherstellen. Zu diesem Zwecke soll einmal die ausschließliche Herrschaft Rußlands im Schwarzen Meere beseitigt werden, indem dieses Meer den Kriegsschiffen aller Nationen in der Weise geöffnet wird, daß dieselben darin dergleichen Schiffe in einem gewissen, die Präponderanz einer einzelnen Flagge ausschließenden Verhältnis halten dürfen. Dann aber sollen sowol an dem Schwarzen Meere als an anderen Orten (as elsewhere) politische und Handelsagenten angestellt werden, welche von dem Umfang der militärischen und maritimen Etablissements in jenen Gegenden zu dem Zwecke Kenntniß nehmen können, daß diese nur zum Zwecke des Angriffes geschaffenen Einrichtungen nicht in einer Weise vermehrt werden, welche die Existenz der Türkei und den Frieden Europa's bedroht. Ad 4, beanspruchte Schirmherrschaft Rußlands über die christlichen Unterthanen der Pforte. Rußland muß den Anspruch (claim) aufgeben, ein officiellcs vertragmäßiges Protectorat über Unterthanen der Pforte, gleichviel von welchem Ritus, zu üben. Dagegen sollen sich die fünf Großmächte vereinigen, um auf Einladung (invitation) des Sultans die Anerkennung, Feststellung und Beobachtung der religiösen Privilegien der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu erlangen und damit im allgemeinen Interesse — jedoch ohne Beeinträchtigung der Würde und Unabhängigkeit des Sultans — dessen großmüthige Absichten für seine christlichen Unterthanen zur Anwendung und praktischen Ausführung zu bringen. Da der Krieg alle zwischen Rußland und der Türkei bestandenen Verträge aufgehoben hat; da ferner Rußland den Anspruch auf ein Protectorat über die griechisch-christlichen Unterthanen des Sultans (neben welchem Protectorat die Unabhängigkeit des Sultans nicht bestehen könnte) aus einer Interpretation des Vertrages von Rinnardji herleitet, so ist England der Ansicht, daß der Vertrag von Rinnardji nicht wieder hergestellt werden darf.

Die Westmächte hatten dabei starkes Mißtrauen, aber mußten sich in ihren Forderungen gemäßigt zeigen, weil Rußland sich schon bereit erklärt hatte, die vier Punkte anzunehmen, um Oesterreich von weiteren Schritten zurückzuhalten; man kam also thunlichst diesem entgegen. Am 25. November fand eine große Conferenz in der Staatskanzlei statt, der außer Graf Buol und den westmächtlichen Gesandten auch General Stang beizwohnte; der englische General Du Plat war krankheits halber nicht zugegen. Schon am 27. meldete ein Telegramm, es sei eine Convention zwischen Oesterreich und den Westmächten abgeschlossen; dies ward am 29. officiell in Abrede gestellt. Am 1. December bemerkte Buol einem befreundeten Diplomaten, Rußland müsse zwei große aber nothwendige Opfer bringen und zwei Principien anerkennen; die Opfer seien der Verzicht auf das Protectorat in den Fürstenthümern und das Schutzrecht über die Christen, die

Principien die Freiheit der Donauschiffahrt und die Revision der Verträge von 1841. Letzteres würde Rußland nicht unbedingt nachtheilig sein, da es gerade durch die Einsperrung seiner Flotte zu Angriffen auf die Türkei geführt werde. Auf die Bemerkung, daß die Freiheit der Donauschiffahrt erst gesichert sein werde, wenn der Strom nicht mehr russisches Gebiet bespüle, antwortete der Graf: „Das mag sein, aber das führt nicht zum Frieden, und der ist doch auch ein großes Bedürfniß für uns. Leider gestattet uns das bisherige Verhalten der deutschen Mächte nicht, uns ganz auf Deutschland zu stützen, die Bestrebungen der Bamberger und ihre spätere Wiederaufnahme durch Preußen erlauben es nicht. Anders wäre es gewesen, wenn Deutschland uns in dieser orientalischen Frage die Dictatur zuerkannt hätte, aber man wollte uns binden und durch uns Andere und das ging nicht an, 1812 ist das nicht geschehen und darum ist damals so Großes geleistet.“ Eine eigenthümlich kaiserl. königl. Auffassung! Die schwache und schwankende Politik Preußens kam vielmehr Oesterreich ganz gelegen, zumal sie schließlich stets nachgab und letzteres thatsächlich gar nicht hemmte. Denn kaum hatte Preußen am 26. November den Zusatzartikel zum Aprilvertrag gezeichnet, kaum hatte am 28. Rußland die vier Punkte angenommen, als Oesterreich einen weiteren Schritt in das Lager der Verbündeten that. Am 3. December verkündete der *Moniteur*: „Aujourd’hui 2 décembre (Tag von Austerlitz) un traité d’alliance a été signé à Vienne entre les plénipotentiaires de l’Autriche, de la France et de la Grande Bretagne.“ Dieser Vertrag enttäuschte nun freilich, als er bekannt ward, das westmächtlige Publicum, das danach auf eine wirkliche Cooperation rechnete, recht sehr. Er beschränkte sich auf Folgendes. Art. 1. Die Contrahenten wahren sich das Recht, zu dem Inhalte des Protokolls vom 9. April und den vier Punkten noch andere Forderungen zu stellen, die sie nach den Umständen im europäischen Interesse halten können, und verbinden sich, ohne vorhergängiges Einverständnis kein Abkommen mit Rußland zu schließen. Art. 2. Oesterreich wird fortfahren, die Fürstenthümer gegen jeden Angriff Rußlands zu schützen, ohne die freie Bewegung der Verbündeten zu hemmen. Art. 3. Wenn der Krieg zwischen Rußland und Oesterreich ausbricht, werden England und Frankreich mit letzterm ein Schutz- und Truxbündniß abschließen. Art. 4. In diesem Falle werden sie keine Eröffnung Rußlands über Einstellung der Feindseligkeiten ohne vorheriges Einverständnis annehmen. Art. 5. Wenn der Friede bis Ende d. J. nicht hergestellt ist, werden die Contrahenten sofort über die geeigneten Mittel berathen, um den Zweck ihres Bündnisses zu erreichen. Art. 6. Preußen wird zum Beitritt aufgefordert werden. — In Beziehung auf die möglichen militärischen Operationen ward Graf Crenneville als militärischer Gesandter in Paris beglaubigt, wie General Bétang es in Wien war. Der ganze Vortheil des Vertrages war auf Seiten Oesterreichs, es deckte sich für jeden Fall, verpflichtete sich zu keiner Action, es sicherte seine Interessen an der Donau und zugleich vor jedem Appell Frankreichs an die Revolution. Gleichwol legten die Westmächte Gewicht auf diesen Vertrag als einen ersten Schritt zur wirklichen Allianz, der von bedeutsamer, politisch-moralischer Wirkung sein mußte. Mit Recht sagte die „*Revue des deux Mondes*“ vom 1. Januar: „Diplomatiquement ce

traité met fin à tout un système d'alliances en dégageant l'Autriche de toute solidarité avec la Russie, politiquement aujourd'hui il écarte le danger le plus sérieux peut-être d'une intervention des éléments révolutionnaires.“ Außerdem ward Ende d. J. noch ein geheimer Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen, der den italienischen Besitzstand desselben garantirte für den Fall, daß es in das Offensivbündniß eintrete. Oesterreich rief damit Rußlands Annahme der vier Punkte ein Zuspät zu, wie es nach der Räumung der Fürstenthümer durch den Austausch der Noten vom 3. August gethan, aber man kann denken, wie groß das Erstaunen Gortschakoff's war; als ihm Buol, der ihm am 30. auf die Annahme der vier Punkte erwiderte, daß sein Gebieter „die Absichten, die diesen wichtigen Entschluß eingegeben, in ihrem ganzen Werth schätze“, wenige Tage darauf den Abschluß der Allianz mittheilte und ihn bat, die Sache auf's Persönlichste zu berichten ¹⁾.

Zwischen den Westmächten fanden nun zunächst Verhandlungen über die Präcisirung der vier Punkte statt. Drouin de L'huys entwickelte seine Ansichten folgendermaßen: Indem er irrig annahm, daß Rußland das Protectorat nicht nur über die Donaufürstenthümer, sondern auch über Serbien geübt, verlangte er, an die Stelle solle eine Collectivgarantie der fünf Mächte treten; die dort zu treffenden Einrichtungen sollten mit den Rechten der souverainen Macht und den allgemeinen Interessen Europa's in Einklang gebracht werden und miteinander übereinstimmen. Was die freie Donauschifffahrt betraf, so verlangte der Minister eine syndicale Autorität, mit der nöthigen Macht ausgerüstet, um die Hindernisse an der Mündung zu beseitigen; bemerkte aber; der Kaiser sei der Ansicht (avis), die, wie er glaube, von der österreichischen Regierung getheilt werde, daß zu untersuchen sei, ob es zulässig, die durch den Vertrag von Adrianopel Art. 3 festgesetzte territoriale Jurisdiction über die untere Donau fortbestehen zu lassen. (Hier trat also zuerst der Gedanke auf, Rußland von der Donau abjudrängen.) Die Revision des Vertrages von 1841 müsse dahin gehen, das maritime Uebergewicht Rußlands zu mindern (diminuer). Näheres lasse sich darüber nicht sagen, da dies vom Erfolg des Krieges abhängen. Hinsichtlich des Schutzrechtes über die Christen müsse Rußland der falschen (erronée) Auslegung des Vertrages von Rainardji entsagen, welche der Ausgangspunkt des gegenwärtigen Krieges geworden.

England war bereit, hierauf einzugehen, vorausgesetzt, daß das französische Cabinet, statt der „Minderung“ des russischen Uebergewichts, willig sei, zu sagen „de faire cesser“ oder „mettre fin“ und bei dem Worte „prépotence“ das „maritime“ zu streichen. Das Cabinet hielt es ferner für sehr wichtig, daß seine Ansichten über die Revision des Vertrages von 1841 mit denen der französischen Regierung übereinstimmend in einem formellen Document niedergelegt

¹⁾ Klaczko erzählt in seinen Deux Chanceliers, p. 41, eine ergößliche Geschichte, daß der Kanzleibediante, welcher im auswärtigen Ministerium die Gesandten in das Cabinet des Ministers einführte, nach einer langen Unterhaltung Gortschakoff's mit Buol letzterem feierlich meldete, daß ersterer, außer sich vor Zorn aus dem Cabinet kommend, ein Glas Wasser gefordert und eine halbe Stunde im Wartezimmer auf- und abgegangen sei, mit heftigen Geberden von Zeit zu Zeit rufend: „Oh! ils me le payeront un jour, ils me le payeront!“

würden; hierbei würde es von folgenden Gesichtspunkten ausgehen: Sebastopol ist der Sitz der Gefahr für die Türkei, da Rußland von da aus die Existenz derselben jeden Augenblick bedrohen kann, während es die Politik und der Entschluß Englands und Frankreichs verlangt, die Türkei aufrecht zu halten. Wenn auch Rußland noch so sehr durch Verträge gefesselt ist, so kann es doch jeden Augenblick von Sebastopol aus die Türkei mit einer mächtigen Flotte und Armee angreifen. Es kann in 48 Stunden Constantinopel erreichen und so das Herz des türkischen Reichs in Besitz nehmen. Einem solchen Handstreich zu widerstehen ist die Türkei zu schwach und ihre Verbündeten sind zu entfernt; die nothwendige Folge eines gelungenen Handstreichs aber wäre, daß zugleich Circassien, Georgien, Persien und Kleinasien der russischen Macht unterliegen und diese sich auch auf Griechenland, Thessalien, Albanien und die Donaufürstenthümer erstreckte. Dann wäre Rußland in der Lage, Europa das Gesetz zu dictiren und jedes Uebel, das England und Frankreich durch den jetzigen Krieg abzuwenden hoffen, würde möglich werden. Jedes Ziel, das die Allirten durch den Krieg zu erreichen wünschen, würde unmöglich und alles folgende Unglück würde daraus abzuleiten sein, daß man den Russen Sebastopol gelassen. Durch einen solchen Mißgriff würde das Uebergewicht Rußlands zu Lande wie zur See natürlicher Weise größer als je werden und alle Opfer, die bis jetzt England und Frankreich an Gut und Blut gebracht haben, würden vergeblich sein. Die Allirten müssen daher auf Demolirung Sebastopols bestehen und wenn möglich, auch auf der Zerstörung der anderen russischen Festungen an der östlichen Küste des Schwarzen Meeres. Rußland muß durch Vertrag gebunden werden (?), diese Festungen nicht wieder zu erbauen, noch an irgend einem anderen Punkte des Schwarzen Meeres große Arsenale zu errichten; es darf künftig nicht mehr als vier Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere halten und die übrigen Staaten, die Türkei eingeschlossen, müssen auf dieselbe Zahl beschränkt werden, vorausgesetzt, daß die Pforte zustimmt, den Vertrag von 1841 zu annulliren. Bis diese Zustimmung erlangt, ist eine definitive Beschlußfassung über diesen Punkt nicht möglich. Damit aber die vertragsmäßige Beobachtung der Verpflichtungen Rußlands überwacht werden kann, müssen England und Frankreich das Recht haben, Consuln an den Häfen des Schwarzen Meeres zu halten und muß dies im Vertrage selbst bestimmt werden.

Auf Grundlage dieses Gedankenaustausches fand nun eine Verständigung der Westmächte mit Oesterreich über die Auslegung der vier Punkte statt, die in einem Protokoll festgestellt wurde. Darauf trafen sich die Vertreter der drei Mächte bei Lord Westmoreland, der durch ein leichtes Unwohlsein an das Zimmer gefesselt war, am 28. December mit dem Fürsten Gortschakoff zu einem vorläufigen „abouchement“. Das Protokoll war demselben nicht mitgetheilt, jeder der Drei hatte ein demselben entlehntes Memorandum vor sich. Zwischen Gortschakoff und Buol herrschte unverkennbare Kälte; ersterer suchte geschickt die Identität der Stellung Oesterreichs und der Westmächte zu verkennen und Buol als Vermittler zu behandeln, was dieser aber entschieden ablehnte. Das Ergebnis war sehr unbefriedigend. Gortschakoff protestirte besonders gegen die Machtbeschränkung Rußlands; aufgefordert, zu erklären, ob er die Grundzüge

annehme oder ablehne, sagte er, er müsse Instructionen nachsuchen, worauf ihm 14 Tage gegeben wurden. Damit kam er über den terminus fatalis des Decembervertrags, wonach Oesterreich am 2. December versprochen hatte, seine Maßregeln zu treffen, wenn der Friede bis Ende d. J. nicht hergestellt sei und nahm doch nicht an; Oesterreich war wahrscheinlich ebenso erfreut, über die Schwelle des 1. Januar in dieser Weise hinüberzugleiten. Am folgenden Tage that Gortschakoff einen Schritt bei Buol, um die westmächtliden Gesandten zur Milde rung der Grundzüge zu veranlassen; diese wollten nicht und so zeigte Buol ihm an, es müsse dabei bleiben. Jetzt ward ihm auch das Protokoll der Drei mitgetheilt; am mißfälligten war ihm der Eingang, „daß die Allirten die erforderlichen Maßregeln in Betracht zu nehmen hätten, für den Fall, daß man sich veranlaßt sehe, über die vier Punkte hinauszugehen.“ Hierüber, sowie über die Zumuthung der Einschränkung der russischen Macht am Schwarzen Meere war er entrüstet, aber expedirte seinen Courier. Auf Ansuchen erhielt er eine lange Audienz beim Kaiser, der sich sehr verständlich äußerte, worauf er am 3. Januar einen zweiten Courier nach Petersburg sandte. Er verlangte auch von Buol, den deutschen Bund bei den Conferenzen durch einen besonderen Gesandten vertreten zu sehen. Buol erwiderte: „wol Bamberg? Deutschland wird nach Außen durch Oesterreich und Preußen vertreten und wo Preußen fehlt, durch Oesterreich allein.“ Am 7. Januar gab Gortschakoff, nachdem er Tags zuvor seine Instructionen empfangen, den Vertretern der Drei eine Erklärung über die vier Punkte; da diese nicht annehmbar gefunden ward, erklärte er seine Beistimmung zu der Auslegung der Drei vom 28. December, unter Vorbehalt, seine Forderungen bei der Separatverhandlung vorzubringen. Die officielle „Oesterreichische Correspondenz“ theilte am folgenden Tage als höchst befriedigendes Ergebnis mit, daß „der Sinn und die alläemeine Tragweite der Fundamentalpunkte nunmehr von den Bevollmächtigten der vier Mächte in wesentlicher Uebereinstimmung aufgefaßt worden und soweit — vorbehaltlich der noch einzuholenden Zustimmung der Cabinette von London und Paris — eine Grundlage gewonnen ist, auf welcher die Verhandlungen zur Wiederherstellung des europäischen Friedens beginnen können.“ Sehr wenig erbaut aber war man in Wien durch den am 10. Januar erfolgten Beitritt Sardiniens als kriegsführenden Theiles zum Aprilvertrag, der ohne Wissen Oesterreichs zwischen dem englischen Gesandten Sir James Hudson und Graf Cavour verhandelt war. Am 26. Januar ward der Vertrag unterzeichnet, durch den Sardinien sich zur Stellung von 15,000 Mann, England zu einem verzinslichen Vorschuß von 1 Mill. Pfd. Sterl. verpflichteten. Der Moniteur bemerkte dazu am 28. Januar „Il devait convenir à l'illustre maison de Savoie de ne pas se renfermer dans une stérile neutralité quand elle était invitée à participer activement au débat d'une question, qui intéresse si directement tous les états de l'Europe.“ Diese Huldigung mißfiel an der Donau höchlich, indeß mußte man gute Miene dazu machen.

In Petersburg war man nicht minder entrüstet; der Großfürst Constantin bemerkte: „Ich habe immer behauptet, daß der rechte Weg nach Constantinopel über Wien führt.“ Der Kaiser war sehr alterirt und sprach aus, „die Unfälle dieses Krieges seien eine Heimsuchung für die Verfündigungen seiner Groß-

mutter.“ Indesß die Lage zwang zur Nachgibigkeit, und Fürst Metternich behielt Recht, indem er voraussagte, der Kaiser von Rußland werde annehmen, da er bei aller Hartnäckigkeit doch Frieden wünsche und besonders eine andauernde Unentschiedenheit nicht vertragen könne. Man billigte die kluge und doch würdige Haltung Gortschakoff's, der die Ehre Rußlands so gut gewahrt, ohne den Faden abzuschneiden, und beschloß auf die Unterhandlung einzugehen.

II.

Raum weniger erbittert als in Petersburg war man in Berlin über den Decembervertrag, den Oesterreich geheim verhandelt, während Preußen neue Zugeständnisse mit Unterzeichnung des Zusatzartikels gemacht, zu Folge dessen die Thronrede erklärt hatte, mit Oesterreich zusammengehen zu wollen. Indesß wagte man nicht, mit letzterem zu brechen; am 9. Januar stimmte die Bundesversammlung dem Zusatzartikel zu, die beiden Mecklenburg enthielten sich der Abstimmung, worüber Graf Nesselrode ihnen die besondere Befriedigung des Kaisers aussprach. Der König von Preußen hatte schon längst ein Gefühl, daß seine Lage nicht haltbar sei; am 26. October befahl er Manteuffel, den gehässigen Angriffen der „Kreuzzeitung“ gegen Frankreich und Oesterreich Einhalt zu thun, weil dadurch die Stellung der Staatsregierung zu anderen Mächten, mit welchen sie im Frieden sei, getrübt und erschwert werde und wichtige Staatsinteressen gefährdet würden, es sei dem Blatt mit Entziehung der Concession zu drohen. Im November hatte der König den auf seinen Gütern in Rügen weilenden Herrn v. Ugedom beauftragt, eine Denkschrift über Preußens Lage auszuarbeiten; am 6. November berief er ihn nach Berlin, wo derselbe am 12. November eintraf. Manteuffel war zuerst für den Beitritt zum Decembervertrag, Ugedom aber stellte dem König vor, daß dies Preußen ganz in's Schlepptau Oesterreichs bringen würde, es müsse mit den Westmächten einen *traité analogue* schließen; der König stimmte dem sofort zu und nannte diese Idee ein diplomatisches Meisterstück, worauf denn Manteuffel sich angeschlossen. Erst am 16. December theilten die Gesandten der drei Mächte den Vertrag mit und zwar zur einfachen Adhäsion, ohne Discussion. Dies erbitterte aufs Neue, namentlich gegen Oesterreich; aber dessen Gesandter, Graf Esterhazy, der Preußen in seinem Salon „un état vermoulu“ nannte, sagte, darauf sei kein Werth zu legen, Oesterreich habe es in der Hand, Preußen in den Krieg zu verwickeln. Am 19. antwortete die Regierung, daß ihre Haltung wol eine Analogie mit der Oesterreichs habe, aber auch eine Verschiedenheit zeige: der Vertrag vom 2. December sei ein specifisch österreichischer, dem sie nicht einfach beitreten könne, mit Oesterreich wolle sie kein neues Vertragsverhältniß; sie sei indesß bereit, einen ähnlichen Vertrag mit den Westmächten zu schließen, es müßte ihr aber zuvor die authentische Auslegung der vier Punkte mitgetheilt werden, die zwischen den drei Mächten verabredet worden, welche diese erst nach dem Beitritt geben wollten, da Preußen die Tragweite der zu nehmenden Verpflichtungen erst müsse übersehen können. Die österreichische Regierung erwiderte hierauf, die Feststellung einer solchen Auslegung sei noch nicht erfolgt, indem die Verhandlungen darüber noch schwebten. Der

König entschloß sich inzwischen zu neuen Specialmissionen, die, als vom Cabinet ausschließlich ressortirend, immer besondere Vertwirtung bezeichnen. Zunächst wählte er nur Usedom für London, um die beiden protestantischen Mächte wieder in Verbindung zu bringen, da außerdem Frankreich mit Oesterreich einen Separatvertrag wegen Italien geschlossen. Er wollte sich zu einer Demonstration gegen Rußland verpflichten, wenn man ihm verspreche, die polnische Frage nicht anzurühren und keinen Durchmarsch fremder Truppen durch Preußen zu verlangen. Usedom stellte dem König das Gefahrvolle solcher Forderungen vor, bestand aber leider nicht auf dem Fallenlassen derselben, die ein Gelingen seiner Unterhandlung von vornherein unmöglich machten und reiste am 18. ab.

Um diese Zeit (am 22. December) sprach sich der Prinz von Preußen in einem Briefe über die Lage Preußens folgendermaßen aus:

„Vor zwei Monaten sollte nach der Idee des Königs der Refus Oesterreichs, die russische Acceptation der vier Punkte weiter zu befördern, das Criterion sein, an welchem die Bigue zwischen Wien, Rom, Paris (Hilfsweise auch London) zu erkennen sei, die auf Preußens Ruin ausgehe, und um sie zu desavouiren, wollte der König durch England in dieselbe aufgenommen sein. Oesterreich hat diesen Refus nicht eintreten lassen, sondern that das Gegentheil. Aber der Vertrag vom 2. December scheint nun jenes Criterion abgeben zu sollen, und so erfolgt also eine directe separate Verhandlung mit England, um auf einem Umwege das zuletzt zu thun, was man einfacher geraden Weges thun mußte, nämlich dem Vertrag beitreten. Ebenso wenig wie ich vor zwei Monaten den Eintritt in einen Vertrag durch England als Mitcontractanten eines vorausgesetzten und nun erfolgten Vertrages verstand, ebenso wenig verstehe ich heute diesen Weg. Die Art und Weise, wie der Decembervertrag nach Berlin gekommen, hat weh gethan, es war aber verdient. Indes konnte das Gouvernement sich nicht à la remorque nehmen lassen, doch hätte ich dazu einen anderen Weg eingeschlagen, den ich angebeutet habe, aber vergeblich. Nämlich ich hätte der Tripleallianz erklärt, daß Preußen ihr beitreten werde, wenn Rußland nicht bis zum 1. Januar die unzweideutigsten Beweise seines Friedenswunsches gebe. Diese Erklärung mußte gleichzeitig nach Petersburg gehen, und ich glaube, durch dies Verfahren wäre der Kaiser Nikolaus zur Darlegung seiner wahren Absichten gebrängt worden; freilich gehörte dazu, daß nicht gleichzeitig auf Privatwegen eine so ernste Sprache in Petersburg wieder abgeschwächt worden wäre. Bevor wir diesen Weg einschlugen, mußten wir auf's Genaueste die Interpretation der vier Punkte kennen. Es soll einer darunter sein, den ich als unmöglich unterstützbar erklären muß, so lange nicht ein entscheidender Sieg in der Arim erforschten ist — ich meine die Forderung der Schleifung Sebastopols und Reducirung der russischen Flotte im Schwarzen Meer — bevor man beides besitzt. Eine solche Forderung könnte Rußland kaum eingehen, wenn es beides verloren hätte, aber diese Forderung im Voraus stellen heißt in meinen Augen den Frieden nicht wollen.“

Noch schwieriger würde Preußens Lage werden, wenn ein anderer Punkt, der jedoch nicht zu den vieren gehört, zur officiellen Sprache käme: es ist die Wiederherstellung Polens. Diese ist in Preußens Interesse eine Unmöglichkeit, wer uns zum Alirten haben will, darf diesen Gedanken nicht fassen.“ —

Wie vortheilhaft stand diese schlichte Klarheit der Auffassung von der Vertwirtung ab, die am Charlottenburger Hoflager herrschte. Hier hatten zunächst Graf Dohna und General von Gerlach Usedom's Sendung von vornherein in ein falsches Licht zu bringen gewußt, indem sie den König bewogen, gleichzeitig den Obersten von Manteuffel nach Wien zu senden, um einen letzten Versuch zu machen, Oesterreich von den Westmächten loszureißen; sie behaupteten, nach russischen Quellen, der Kaiser Franz Joseph sei gar nicht mit Ruol einverstanden, der ganz unter dem Einfluß des französischen Gesandten, Baron Bourqueney,

stehe. Dies erwies sich als Täuschung und Manteuffel, der sich Buol gar nicht vorstellte, kam ununterrichteter Dinge zurück, während die Sendung den Argwohn der Westmächte auf's Neue rege machte. Auch das gab kein Vertrauen, daß, als Sachsen in Berlin Ende December verlangte, es solle die bei der Vorlage des Aprilbündnisses gemachte Zusage erfüllt werden und der Bund durch einen besonderen Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen vertreten werden, Preußen dies freundlich aufnahm. Man sah darin nur eine Intrigue Rußlands, das die Mittelstaaten aufgefordert, auf Mitwirkung des Bundes zu bestehen. Zugleich aber begann der Minister von Manteuffel eine directe Gegenwirkung gegen Usedom's Sendung zu üben, indem er dem preußischen Gesandten in London, Grafen Bernstorff, schrieb, Usedom reise nur in Familienangelegenheiten und habe keine Instruction von ihm. Bernstorff stellte deshalb zwar Usedom dem Lord Clarendon vor, aber bat ihn, sich zu entfernen, als er mit dem Minister über Geschäfte sprechen wollte; dieser fragte verwundert, was das bedeute? Bernstorff erwiderte, die Sendung Usedom's gehe nur an die Königin; Usedom aber sagte er auf seine Beschwerde, er müsse und wolle die von Herrn von Manteuffel beliebte Fiction aufrecht halten, daß seine Reise eine private sei und nur zu gewissen religiösen Mittheilungen benutzt werde, aber keine politische Mission sei. Usedom widerlegte die Bernstorff'sche Angabe nun durch Uebersendung einer Abschrift des königlichen Handschreibens an J. Majestät und hatte dann bei der Königin Audienz. Er ward persönlich sehr freundlich aufgenommen, aber Prinz Albert sagte ihm offen, das Mißtrauen gegen den preußischen Hof und sein System sei in England allgemein, die Forderungen wegen Polens und des Nichtdurchmarsches seien unpraktisch. In weit herberer Form hielt Drouin de Lhuys Preußen eine Vorlesung über seine Unschlüssigkeit (Mitte Januar). Frankreich bestritt Preußen die Rolle der Großmacht nicht, es habe dasselbe vielmehr wiederholt an die Verpflichtungen derselben erinnert; aber die Eigenschaft als solche sei permanent, man könne sich ihrer nicht entkleiden, wenn sie Lasten darbiete, um sie wieder aufzunehmen, sobald sie nur Vortheile gewähre. Preußen habe noch nichts gethan; eine Macht, die aus freien Stücken außerhalb der Ereignisse geblieben, könne nicht verlangen, die Ergebnisse derselben zu regeln. Es habe sich geweigert, neutral zu sein; aber auf welcher Seite stehe es dann? Was sei der Zweck der Sendung des Herrn von Usedom nach London, die man mit solchem Geheimniß umgebe? mit der einen Hand das Schwert der verbündeten Mächte abzulenken, mit der andern Rußland zu bedecken. Preußen verspreche durch Aufstellung eines hinlänglichen Truppencorps an der russisch-polnischen Grenze sich jeder Invasion seitens Rußlands zu widersetzen, wogegen die Westmächte versprechen sollten, keinen Angriff gegen die polnische Grenze durch Deutschland hindurch zu richten, noch eine Insurrection in Polen hervorzurufen, wozu bemerkt ward: „Ne serait-on pas autorisé à croire que Mr. d'Usedom portait différents traités dans son portefeuille et qu'il en a tiré par erreur à Londres celui qui ne devait être produit qu'à St. Pétersbourg?“ Am 18. Januar überreichte übrigens Lord Bloomfield in einer Audienz dem König die Antwort seiner Souveränin, wobei sich im Beisein Manteuffel's eine Unterredung entspann; er betonte den Werth, den England auf die Bethheiligung Preußens lege,

voraußgesetzt, daß der König sich unter gewissen Umständen zu einer Cooperation entschließen könne. Dies ward gut aufgenommen, der König empfand den Aus-
schluß von allen Verhandlungen tief, um so mehr, je größer die Gefahr war,
durch seine Verbindlichkeiten gegen Oesterreich in den Krieg gezogen zu werden.
Eine Allianz mit Rußland war ihm ganz unsympathisch, so blieb nur eine Ab-
findung mit den Westmächten. Uledom erhielt also neue Instructionen und sollte
nur als Vorbedingung Preußens Zulassung zu den Wiener Conferenzen ver-
langen, weil es die früheren Protocolle gezeichnet; auch Uledom's Wunsch auf
eine Parallelmission nach Paris gab der König nach. Er bestimmte dazu den
Gouverneur von Luxemburg, General von Wedell, welcher als alter Genosse
Schill's von Napoleon I. begnadigt, jahrelang in Cherbourg gefangen gewesen,
aber von Napoleon III. mit Auszeichnung behandelt war, als er im letzten
Sommer in das Lager von Boulogne geschickt war. Drouin de Lhuys spottete
etwas über diese „missions supplémentaires, complémentaires, extraordinaires
et très extraordinaires, ces lettres autographes plus ou moins sentimentales“,
setzte aber hinzu: „Nous sommes assez polis pour recevoir poliment Mr. le
Général de Wedell“. Dies geschah und auch der preußische Gesandte Graf Haß-
felbt nahm den General gut auf. Uledom, der bereits in Brüssel mit demselben
zusammengetroffen war, um sich mit ihm zu besprechen, kam nun nach Paris
und beide arbeiteten eine Esquisse paraphée des zu schließenden Vertrages aus,
die sie durch den Oberst von Olberg am 12. nach Berlin sandten. Am 14. ge-
nehmigte der König dieselbe, zeichnete sie und ließ Vollmachten zum Abschluß
ausstellen. Graf Haßfelbt aber wurde von Manteuffel nicht zur Cooperation
angewiesen. Der Wortlaut der Esquisse war folgender:

Esquisse paraphée. Signée 14 févr.

1. La Prusse propose à la France aussi bien qu'à l'Angleterre de conclure avec elle
un traité à deux, analogue à celui du 2 Déc., mais qui définirait d'une manière plus précise
le „casus foederis“ ainsi que les obligations et les sûretés nécessaires.

2. Invitée à la Conférence de Vienne, la Prusse de concert avec les autres puissances
y prendra en considération les 4 points de garantie du 8 Août, interprétés par le protocole
du 28 Déc. et déjà acceptés par la Russie, dont on discutera maintenant le détail.

3. Si le détail des 4 points réglé en commun, aura eu l'adhésion de la Prusse, cette
puissance s'obligerait de les faire accepter à la Russie, même par voie de contrainte, en
commun avec ses alliés.

4. Elle serait prête alors à opposer à la Russie une armée, excédant s'il le fallait le
nombre de son contingent fédéral. Cette disposition militaire embrasserait non seulement
la frontière de la Prusse fédérale, mais aussi celle qui n'appartient pas à la Confédération.
Les troupes seraient tenues en état de pouvoir agir contre la Russie, le cas échéant.

5. Dans le cas que la Prusse ne prendrait pas une part active aux mesures coercitives
contre la Russie par rapport aux conditions de la paix et aux 4 points, elle s'engage
néanmoins à défendre le territoire de l'Autriche touchant au royaume de Pologne, si cette
dernière puissance faisait dans le but susmentionné une guerre offensive à la Russie et en
cas de revers demandait le secours de la Prusse.

6. La Prusse demande cependant que les puissances belligérantes ne fassent pas agir
sur la Pologne russe le moyen d'une propagande révolutionnaire qui réagirait nécessairement
sur les provinces polonaises de la Prusse.

7. La Prusse demande en outre de voir évitée sur le territoire allemand la présence
de toute troupe, qui n'appartienne pas à un des états de la Confédération. Cette stipulation

étant conforme à la constitution de la Confédération germanique, on ne saurait s'en départir sans dissoudre la dite Confédération.

Nimmt man dies nicht an, so wälzt Preußen die Schuld von sich.

Am demselben Tage, den 14., hatte General von Wedell eine Audienz bei Napoleon III., der nach seinen Instructionen fragte; es sei nicht gut, daß man ihn so lange warten lasse, er habe zur Erleichterung für Preußen sich mit England über den Entwurf eines Vertrages verständigt, den er ihm hiermit übergebe für seine Regierung. Daran knüpfte sich folgendes Gespräch ¹⁾:

Nap. Ich ehre und achte Ihren König vor Allen und hege großen Wunsch, mich mit ihm zu vereinigen; aber wir müssen auch endlich zum Ziele kommen.

W. Den Wunsch nach Einigung bezeugt seitens des Königs diese Mission; wenn er aber mit den Mächten wieder in Gemeinschaft handeln soll, hält er es für eine Ehrensache, dazu von ihnen aufgefordert zu werden.

Nap. Dies ist in dem Ihnen soeben eingehändigten Project der Fall und thue ich dies jetzt auch noch persönlich, womit ich Sie beauftrage, dies Sr. Maj. zu wiederholen. Ihr König ist ein so kluger und wohlwollender Mann, doch wenden dessen Umgebungen Alles an, um Seine Entschlüsse zu durchkreuzen, so daß sie ihn vor der Welt als unschlüssig erscheinen lassen.

W. Ich kann es nicht leugnen, daß es bei uns Parteien gibt, die verschiedener Ansicht sind; doch wird ihr Spiel vom König durchschaut und sie haben nicht den Einfluß, den man ihnen im Auslande beilegt. Die Nation im Ganzen genommen wird aber stets dem Willen des Königs folgen und zu jedem Opfer bereit sein.

Nap. Seitdem ich die Regierung angetreten, habe ich mich überzeugt, daß man Alles mit dem Volke machen kann. Denn hätte ich mich gegen England ausgesprochen, so wäre ganz Frankreich gegen dasselbe gewesen. So habe ich mich nun für England und für eine Allianz mit demselben ausgesprochen, nun sind sie ebenso für England enthusiastisch. Ein kräftiger Wille kann Vieles durchsetzen, ja beinahe das unmöglich Scheinende. Wir haben den Krieg sehr heldenmüthig angefangen, weil gleich erklärt worden, weder Ländergebiet noch sonstige Vortheile dadurch zu gewinnen und wir hoffen, ihn auch so zu endigen. Die einzigen, welche einen Vortheil daraus ziehen könnten, sind unsere Verbündeten.

W. Ich kann Ew. Maj. versichern, daß dies ganz die Grundsätze meines Königs und Herrn sind, dem es sehr fern liegt, sich in irgend einer Art auf Kosten eines Nachbarn vergrößern zu wollen.

Nap. Ich bin dem König sehr dankbar, daß er Sie zu dieser Mission gewählt, ich habe Sie schon bei Ihrer ersten Sendung als offen und wahr erkannt, als einen Mann, den keine Nebenabsichten leiten, und wünsche, daß Sie, und zwar Sie allein diese für Preußen und Frankreich so wichtige Verhandlung leiten.

Am 16. Februar nach Tisch sagte der Kaiser zu Wedell in der Unterhaltung: „Ich bin, als ich Präsident war, immer mehr für Preußen als für Oesterreich gewesen. Jetzt haben sich die Sachen etwas geändert. Um Ihnen zu beweisen, daß es wirklich so war, hatte ich, als 1850 der Krieg mit Oesterreich ausbrechen sollte, Truppen an die Grenze geschickt, um Preußen im Nothfall zu unterstützen. Es ist eine ganz besondere Sache, die wir doch eigentlich nicht als freundschaftlich ansehen können, daß Preußen Holland und Belgien in diesem Augenblick auffordern läßt, eine bewaffnete Neutralität mit ihm einzugehen.“

Der General leugnete dies ab, der Cabinetrath Niebuhr sei zurückgerufen.

Der französisch-englische Entwurf lautete folgendermaßen:

Projet d'un traité présenté par l'Empereur au

Général de Wedell. 14 février.

Rédact. combinée.

S. M. l'Empereur des Français, S. M. la Reine de Grande-Bretagne et S. M. le Roi de Prusse désirant mettre

à 2 statt à trois . .

¹⁾ Vom General gleich darauf niedergeschrieben und von ihm dem Verfasser mitgetheilt.

un terme aussi prochain que possible à la guerre actuelle et garantir l'Europe, au moyen du rétablissement de la paix générale sur des bases solides et durables, contre le retour des complications qui ont si malheureusement troublé son repos, ont jugé que ce but ne saurait être atteint que par l'union complète de Leurs efforts et en conséquence, LL. MM. ont résolu de conclure entre Elles un traité d'alliance en nommant à cet effet pour LL. plénipotentiaires etc.

Art. I.

Les Hautes Parties Contractantes se réfèrent aux délibérations contenues dans les protocoles signés à Vienne le 9 Avril et 23 Mai derniers par Leurs envoyés respectifs et reconnaissent que les principes énumérés dans un autre protocole annexé au présent traité doivent servir de bases aux négociations qu'Elles entameraient avec la Cour Impériale de Russie.* Elles se réservent non obstant, le droit, de proposer, selon les circonstances telles conditions qu'elles pourraient juger nécessaires dans un intérêt européen et s'engagent mutuellement et réciproquement à n'entrer dans aucun arrangement avec la dite Cour avant d'en avoir délibéré en commun.

* et ils en régleront le détail également de commun avec l'Autriche et la Grande-Bretagne (France).

Art. II.

Dans le cas * où la paix ne pourrait être rétablie sur les bases indiquées dans l'art. I et où les négociations entamées à cet effet seraient rompues,** les Hautes Parties Contractantes délibéreront sans retard sur les moyens les plus efficaces de réaliser l'objet de Leur alliance.

* — où la Russie n'accepterait pas les conditions réglées par un accord complet des puissances sur les bases indiquées dans l'art. et où les négociations etc.

** la Prusse promet sa coopération active pour les faire accepter de commun avec ses alliés à la Russie (par voie de contrainte).

Art. III.

Les hostilités venant à éclater entre la Prusse et la Russie, S. M. l'Empereur des Français et S. M. le Roi de Prusse se promettent mutuellement Leur alliance offensive et défensive dans la guerre actuelle et emploieront à cet effet selon les nécessités de la guerre, des forces de terre et de mer dont le nombre, la qualité et la destination seront, s'il y a lieu, déterminés par des arrangements subséquens.

Art. IV.

Dans le cas prévu par l'art. précédant les Hautes Parties Contractantes se permettent réciproquement de n'accueillir de la Cour Imp. de Russie, sans s'en être entendues entre Elles, aucune ouverture ni aucune proposition, tendant à la cessation des hostilités.

Art. V.

Les Hautes Parties Contractantes en prévision des éventualités mentionnées dans l'art. II et III du présent traité procéderont immédiatement à la préparation des arrangements militaires, dont il est parlé dans le dernier de ces articles.

Art. VI.

La France, la Grande-Bretagne et la Prusse porteront ensemble le présent traité à la connaissance de la Cour Imp. de l'Autriche et s'entendront avec elle pour l'exécution de l'art. V.

Art. VII.

Ratification

Suivent les art. 5. 6. 7. de
l'Esq. paraphée.

Die Westmächte, namentlich Frankreich, legten jetzt in der That Gewicht auf das Zustandekommen eines Vertrags mit Preußen, um eine Handhabe für weitere Schritte zu gewinnen, vielleicht auch um auf Oesterreich einzuwirken, dessen Zögerungen damals wieder verdächtig waren; ja Rußland selbst wünschte den Abschluß, damit Preußen in der Conferenz sitze. Der westmächtl. Vertragsentwurf entfernte sich auch von dem preussischen nicht erheblich, nur wegen des Schwarzen Meeres wollte Preußen sich weniger binden. Hätte man nun sofort dem westmächtl. Entwurf die Esquisse paraphée entgegengehalten, so wäre die Initiative gerettet; aber Graf Hatzfeldt weigerte dazu seine Mitwirkung, obwol er das vom König vollzogene und von Manteuffel gegengezeichnete Creditiv vor sich hatte und letzterer, dem der Entwurf vom französischen Gesandten Marquis de Moustier mitgetheilt war, verschwieg dies dem König. General von Wedell und Herr von Ussedom brachten nun eine Combination der beiden Entwürfe zu Stande, die oben als *rédaction combinée* mitgetheilt ist. Inzwischen aber war der Wind in Berlin wieder umgeschlagen. Anfangs war man zum *traité analogue* bereit, wenn nur die Westmächte ohne Oesterreich wollten; jetzt verlangten sie weniger, als Preußen damals bot, aber in dem Maß, als dieses sah, daß die Westmächte Werth auf seinen Beitritt legten, zog es sich zurück und suchte die Sache immer mehr zu verdünnen. Oberst von Oberg, der die *Rédaction combinée* überbracht, kam am 24. von Berlin mit solchen Aenderungen in derselben zurück, daß der erste Augenschein die Gesandten von der Unmöglichkeit überzeugen mußte, sie vorzulegen. Das Wort *alliance* war gestrichen, die Clausel, daß sich die contrahirenden Mächte weitere Bedingungen vorbehalten, ebenfalls; im Art. 2 statt „*par un complet accord*“ — „*d'un commun accord*“. In dem Art. 3 war die Unverletzbarkeit des Deutschen Bundes ausgesprochen; statt des Versprechens, Oesterreich zu decken, hieß es „*la Prusse se réserve de s'arranger avec l'Autriche sur la défense éventuelle du territoire autrichien, limitrophe du royaume de Pologne, si l'Autriche etc.*“; man wollte „*que toute action révolutionnaire sur la Pologne sera énergiquement réprimée*“. Zugleich war ein Contreprotocole gegen das vom 28. December beigelegt, eine an sich unmögliche Idee, da Preußen an diesem Consensus nichts ändern konnte; das Beste aber war, daß die Aufhebung des Uebergewichtes Rußlands am Schwarzen Meere stattfinden sollte, „*sans toutefois porter atteinte aux droits de souveraineté de S. M. l'Empereur de toutes les Russies*“. Da die Unmöglichkeit der Vorlage klar war, so glaubten die Bevollmächtigten, das einzig Mögliche sei die Rückkehr zum einfachen *traité analogue*, womit alle Erörterungen über Polen und Durchmärsche abgeschnitten würden. Nun aber drängte Hatzfeldt, den Manteuffel zur Cooperation hatte antreiben müssen, plötzlich vorzugehen und verlangte die Einladung zu den Conferenzen, worauf Drouin den Abschluß des Vertrags als Bedingung hinstellte. Wedell reiste nun nach Berlin, um Klarheit in die Sache zu bringen, aber plötzlich kam die Nachricht vom Tode des Kaisers Nicolaus, die einen tiefen Eindruck auf den

König machte, namentlich da der Kaiser in seiner letzten Stunde durch die Kaiserin dem König und der Königin sein Reich, von dessen Regierung er abberufen werde, warm an's Herz gelegt und sie hatte bitten lassen, Rußlands Freunde zu bleiben, „fideles aux dernières paroles de Papa“¹⁾. Der König erklärte nun (7. März), er sei zu betrübt und müsse die Unterhandlung einige Zeit ruhen lassen. Ufedom ward beauftragt, dies dem englischen Cabinet mitzutheilen und zugleich zu sagen, daß Preußen dem Protocoll vom 28. December beitrete, daß es sich auf westmächtllicher Seite stehend betrachte, so lange Nichts gegen Preußens Ehre und Interesse geschehe und die Türkei gegen eine russische Aggression mitzugarantiren bereit sei. Dagegen verlange er die Einladung zu der Conferenz ohne vertragmäßiges Arrangement. Ufedom theilte dies Bernstorff mit, der es billigte und formulirt an Clarendon übergab, zugleich es aber an Manteuffel telegraphirte, der diese Unterhandlung durch die Antwort kreuzte, Preußen trete dem Protocoll vom 28. December nur bei, wenn die puissances signataires es dazu aufforderten, es fordere die Einladung als Recht und behalte sich weitere Schritte vor, falls sie nicht erfolge. Bernstorff theilte dies, ohne Ufedom's Wissen, sofort an Clarendon mit. Dieser nahm beide Erklärungen in den Cabinetsrath mit; die erste erschien demselben zwar nicht als ausreichend, befriedigte indeß durch ihren annähernden Inhalt und ihre verbindliche Form, um so mehr überraschte die zweite, welche Clarendon als „fiere communication“ bezeichnete, zumal Bernstorff vor wenigen Tagen demselben zum ersten Male im Sinne Ufedom's von dessen Sendung gesprochen und dieselbe unterstützt habe. Die Antwort war natürlich entschieden ablehnend, nur durch Prinz Albert's Einfluß in einem höflichen Tone gehalten; derselbe sagte zu Ufedom, Manteuffel habe kürzlich Bloomfield erklärt, es sei dem König ganz einerlei, ob er eingeladen werde oder nicht und von anderer Seite erfuhr Ufedom, der König habe dem Prinzen Karl aufgetragen, nach Petersburg zu sagen, er werde das Protocoll vom 28. December zeichnen, es bedeute aber weiter Nichts.

In Paris gingen die Dinge einen ähnlichen Gang. General von Wedell kehrte nach Paris zurück mit einem neuen Handschreiben an den Kaiser, worin derselbe Engagements versprach, wenn er eingeladen werde. Er erhielt von Drouin, der anderweitig bemerkte, „Wedell ne nous rapporte que les larmes de son roi“, und sehr verstimmt über den preussischen Antrag in Frankfurt wegen der westlichen Bundesfestungen war, die Antwort: daß ohne Sicherung eines vertragmäßigen Verhältnisses zu den Westmächten keine Einladung erfolgen könne, indem die Conferenzen keinen europäischen Charakter hätten, sondern lediglich zwischen den kriegführenden Mächten und deren Verbündeten stattfinden könnten. Alles, wozu er sich verstehen könne, sei die eventuelle Einladungsnote vorzudatiren, um den Schein einer bedingungsweisen Zulassung zu vermeiden.

Die Missionen waren gescheitert, wie das von vornherein nach ihrer An-

¹⁾ Man vergleiche den Brief des Königs Friedrich Wilhelm III. an Bunsen (Ranke, Briefwechsel, S. 324), wo er den Kaiser „einen der edelsten Menschen, eine der herrlichsten Erscheinungen in der Geschichte“ nennt.

lage nothwendig erscheinen mußte, die beiden außerordentlichen Gesandten waren stets in Rivalität und Conflict mit den ordentlichen. Manteuffel, der durch letztere erst die Weisungen des Königs an erstere erfuhr, kreuzte dieselben durch abweichende Instructionen und der König schwankte haltlos zwischen dem Wunsche, in das Concert wieder einzutreten, und dem Widerstreben, sich zu Etwas zu verpflichten, was ihn mit Rußland in wirklichen Conflict bringen konnte. Die Königin Victoria hatte in ihrer Antwort darauf angespielt, daß nach den neuesten Erfahrungen man nicht hoffen könne, zu einer Verständigung zu kommen, solange der König sein Vertrauen Personen schenke, die bis jetzt jedes befriedigende Ergebnis vereitelt, und Bloomfield hatte dies in der Audienz näher begründet. Manteuffel, der dabei zugegen war, hatte dies geschickt so gewendet, daß damit die Männer der Kreuzzeitungspartei gemeint seien und der König nahm dies nicht übel, da er danach jedenfalls den Minister behalten konnte, der ihm stets zu Willen war und noch soeben in der Kammer auf die Interpellation Binde's wegen der Entlassung Bonin's geantwortet hatte, es sei des Königs Wille gewesen und er sei bereit, jedes Ministers Entlassung gegenzuzeichnen, wenn der König es befehle. Er hatte sich auch an den Prinzen von Preußen gewandt und ihn gebeten, nach Berlin zu kommen, da ihm sein militärischer Rath nothwendig sei, in der That aber, damit derselbe der Hofpartei die Stange halte, indem er hoffte, sich so auch für den Fall zu halten, daß es zu einer Abmachung mit den Westmächten komme. Diese aber mußten einsehen, daß bei den Dispositionen des Königs auf eine wirkliche Cooperation doch nicht zu rechnen sei, zumal Manteuffel sich schließlich doch der Hofpartei fügte. Das Ergebnis war die traurigste Verwirrung, die in einer bemerkenswerthen Debatte des Oberhauses am 21. März von Lord Lyndhurst beleuchtet ward. Clarendon lehnte es zwar ab, demselben auf dies Gebiet zu folgen, aber betonte, daß diese Zurückhaltung nicht so ausgelegt werden dürfe, als wolle er das Berliner Cabinet vertheidigen. Es sei traurig, Preußen auf die hohe Stellung verzichten (abdicate) zu sehen, die es bisher eingenommen; es spreche stets vom Frieden, während seine Politik nur dazu führe, den Schauplatz des Krieges zu erweitern und seine Dauer zu verlängern. Es sei in einer isolirten und falschen, folglich ohnmächtigen Stellung, was von seinen Feinden mit Befriedigung, von den Verbündeten mit Leidwesen gesehen werde. Die Behauptung, daß Preußen isolirt sei, war vollkommen zutreffend, denn das Verhältniß zu Oesterreich, obwohl dieses am 13. Februar dem *traité analogue* zugestimmt, war geradezu gespannt. Graf Esterhazy reiste vor dem ersten Hofball ab und kam nach dem letzten wieder. Preußen hatte nur die Bamberger; die Gesandten Bayerns, Württembergs und Sachsens in Wien, scherzhaft die drei Wiedertäufer genannt, tabelten die österreichische Politik so laut, daß die Erzherzogin Sophie den letzteren, Baron Rönneritz, rufen ließ und ihn warnte, vorsichtiger zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preukischen Generals¹⁾.

~~~~~

Erinnerungen aus seinem Leben niederzuschreiben, nicht ausschließlich für Diejenigen bestimmt, die dem Schreiber unmittelbar nahe standen, sondern ausdrücklich mit der Absicht, das Interesse größerer Kreise für sie in Anspruch zu nehmen — wer ist dazu berechtigt? Muß es nicht als Ueberschätzung und Anmaßung erscheinen, wenn Lebenswege, die nicht außergewöhnlich geführt, kaum bemerkenswerth wurden, in eingehender Weise besprochen und aus der allgemeinen Entwicklung der Zeit hervorgehoben werden? Und doch ist gerade diese Entwicklung, ist dies allgemeine Werden nicht zu verstehen, wenn es nicht an den Lebensläufen Einzelner anschaulich wird, mögen diese Einzelnen nun zu den Führern ihrer Mitwelt gehören, oder nur im großen Getriebe des immer Neugestaltens mitempfundene, mitgedacht, mitgestritten und mitgenossen haben. Jene, die Repräsentanten ihrer Zeit, die typischen Merkzeichen ihres Zeitmoments, überragen ihre Umgebung derartig, daß nur zu oft vergessen wird, sie als Kinder ihrer Zeit anzuerkennen. Und doch ist ihre Eigenthümlichkeit, ist ihre Bedeutung nur als hervorgetwachsen zu denken aus den Gestaltungen, an deren Inhalt und Färbung unbemerkt und unscheinbar die große Menge arbeitete und schuf.

Wenn ich auf die Lebensjahre zurückblicke, die hinter mir liegen, auf die Zustände und Lebensweisen, in denen meine Kindheit und Jugend sich entwickelten, ja noch auf die Zeit, in der ich zum Manne reifte, so ist es mir kaum erklärlich, wie die mich gegenwärtig umgebende Welt sich in jener Vergangenheit zurecht zu finden im Stande sein soll. Für eine größere Menge von Verhältnissen fehlen fast die Berührungspunkte; Anschauungen und Empfindungsweisen sind verändert; für Wissen und Können sind andere Maßstäbe gewonnen; aus einer stetig seßhaften Bevölkerung mit abgegrenzten Berufsclassen und Ständen ist eine in steter Bewegung treibende geworden, der jede feste Gliederung fehlt; Heimath und Familie sind in ihrer sittlichen Bedeutung verschoben; Gesichtskreise und Interessen sind in ihrer Erweiterung größeren Lebenskreisen zugäng-

---

<sup>1)</sup> Aus dessen handschriftlichem Nachlaß.

lich geworden; eine allgemeine Verflachung ist Hand in Hand damit gegangen. Arbeit und Concurrrenz, Handel und Erwerb, Besitz und Verbrauch sind zu Dimensionen herangewachsen, von denen man sich vor einem halben Jahrhundert Nichts träumen ließ; an die Stelle der dem Einzelnen fest vorgezeichneten Lebensziele ist Jedermann unbestimmt und unbegrenzt ein unersättliches Streben eingeimpft, vorerst sich selbst zur Geltung zu bringen, sich Thätigkeit und Genuß zu verschaffen. Kurz, alle Factoren, welche die socialen Verhältnisse und Beziehungen beeinflussen und bestimmen, sind andere geworden, und ebenso sind die sich bekämpfenden Gegensätze vollständig umgestaltet. Das ist aber, was der Rückschau auf mein Leben Interesse zu geben vermag, daß es mit seiner Jugend dem ersten Decennium nach den Freiheitskriegen angehörte, und daß es mir somit gestattet war, nicht allein den Entwicklungen, die mit den vierziger Jahren des Jahrhunderts begannen, mit Bewußtsein und Verständniß zu folgen, sondern jetzt auch Vergleiche anzustellen und am Vergleiche die Eigenthümlichkeiten der Vergangenheit zu charakterisiren und zu würdigen. Zugleich hat das Leben mich mit einer sehr großen Zahl von Persönlichkeiten zusammengeführt, deren charakteristische Bedeutung gewichtiger wog, als die Alltäglichkeit. Konnten sie in ihrer Eigenthümlichkeit gezeichnet werden, so wurde damit auch ein Anhalt für die Darstellung der Zeit gewonnen, der sie halsen Signatur und Färbung zu geben. — Wenn ich dann später selbst in Verhältnisse gelangte, die mir Aufgaben größerer Tragweite stellten, so erwuchs mir damit die Berechtigung, die eigene Arbeit in ihrem Antheil an dem gestaltenden Werden der Geschichte zu schildern. Möchte sie auch nur in kurzen Momenten weitgreifender werden, immerhin gestattete sie mir Einblicke und Eindrücke, die niederzulegen nicht unerfreulich sein möchte. —

### I. Kindheit.

Mein Elternhaus, wie es meinen frühesten Erinnerungen vorschwebt, war in Döhren, einem Kirchdorfe ohnweit Hannover gelegen. Mein Vater hatte dort ein bäuerliches Freigut erworben, mit geräumigem, wohlausgebautem Wohnhause, großem Garten und ansehnlichen Wirthschaftsgebäuden. Den Garten begrenzte die Leine, von der sich gerade unmittelbar unter den Fenstern des Wohnhauses ein wasserreicher Mühlengraben abzweigte; breites Wehr, Mühlengehöft, schöne alte Bäume, Wiesenflächen gaben dem Vordergrunde mannigfaches Leben; darüber hinaus lag ein wohlangebautes Land mit Dörfern und Kirchthürmen, mit Feld und bewaldeten Höhen; jenseits begrenzten den Ausblick die schön gezeichneten Berglinien des Deister und Süntel. Noch immer gedenke ich mit lebendigster Vorliebe der überaus freundlichen und anmuthigen Landschaft, die wir vom Hause und von dem höher gelegenen Theile des Gartens, dem Vergarten, der als eigentlicher Blumengarten besonders abgezweigt war, übersehen. Dazu war uns Kindern mannigfachster Spielraum für unser Schauen und Treiben geboten. Auf der Leine wurde Holz gefloßt; große Fischteiche gaben für Netz und Angel reiche Ausbeute; die kleine, mit dem Gute verbundene Landwirthschaft füllte Stall und Scheuer; Hühnerhof und Taubenschlag waren stets belebt; das größte Fest für uns Kinder bot aber die Obsternte. Der Garten

war reich besetzt mit Bäumen, und Nichts glich dem Vergnügen, das wir empfanden, wenn wir beim Abnehmen und Einbringen der verschiedenen Sorten mit thätig sein konnten.

Mein Vater war damals Obrist, von 1818 an Generalmajor in der hannoverschen Artillerie. Er hatte ein reiches militärisches Leben hinter sich. Wesentlich unter Scharnhorst's Einfluß gebildet, bewahrte er für diesen eine enthusiastische Erinnerung. Mit ihm und zum Theil unter ihm war er als junger Officier 1793 in den Krieg gezogen, hatte die Schlachten bei Farnars und die Belagerung von Valenciennes, sodann den dreitägigen unglücklichen Affairen von Hondslotten beigewohnt und hatte 1794 als ältester Subaltern-officier von der Artillerie beim Ausfall von Menin in der Festung zurückbleiben müssen, um, nachdem der größere Theil der Besatzung sich durchgeschlagen hatte, im Auftrage des Commandanten mit dem General Vandamme die Capitulation des Places abzuschließen. Eine im Innern Frankreichs verbrachte längere Gefangenschaft hatte ihm, trotz mannigfacher Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen, doch die Gelegenheit gegeben, Land und Leute kennen zu lernen und sich ihre Sprache anzueignen. Erst nach Eintritt der Bedingungen des Baseler Friedens auch für Hannover, 1795, war er ausgeliefert worden.

Scharnhorst, dessen Interesse ihm zugewandt geblieben war, hatte ihn dann auf dem Generalquartiermeisterstabe beschäftigt; der Dienst bei den Truppen, die mit einem preussischen Corps die Demarcationslinie besetzt hatten, brachte ihn mit preussischen Verhältnissen und Officieren, mit Müßling und Secoq in Berührung, und als für Hannover und die hannoverschen Truppen die Katastrophe von 1803 eingetreten war, hatte er als einer der hoffnungsvollsten und tüchtigsten jüngern Hauptleute der Artillerie in weitem Kreise sich Geltung und Anerkennung zu verschaffen gewußt.

Es war daher natürlich, daß bei den Anfängen der in England betriebenen und vom Könige Georg sehr begünstigten Errichtung einer deutschen Legion aus den Elementen der aufgelösten Truppen die Augen auf meinen Vater gelenkt wurden. Ein Werbebrief, der ihm nach Hannover hin zugestellt wurde und ihn autorisirte, eine Compagnie Artillerie unter seinem demnächstigen Commando zu formiren, fand willkommene Aufnahme. Unter Fährlichkeiten verschiedenster Art schickte er die von ihm gewonnene Mannschaft über's Meer und folgte nach England, als sein Bleiben und Werben in der Heimath den französischen Nachstellungen gegenüber nicht mehr durchzuführen war. Noch vor Jahreschluß war er wohlbestallter Chef der ersten reitenden Batterie innerhalb der nun officiell anerkannten „Kings german legion“. Als einer der ausgezeichnetsten und anerkanntesten Officiere dieses Truppencorps war in ihm der Geist, der dasselbe sich zwölf schwere Jahre hindurch unverändert und unwandelbar unter den schwierigsten Verhältnissen bewähren ließ, unvergleichlich verkörpert. Loyal, voll lebendiger Liebe für Heimath und Fürstenhaus, eifersüchtig die flectenlose Ehre des Corps und seiner Officiere überwachend, hingebend thätig für seine innere Tüchtigkeit und Ausbildung, war dann seine persönliche Leistungsfähigkeit bald auch in weitem Kreise anerkannt worden. Er war einer von jenen Vertretern der Legion geworden, die den Engländern jene hohe Achtung

abgewonnen hatten, welche in officiellen Documenten, wie in der allgemeinen Landesstimme während des langen Krieges auf der spanischen Halbinsel und nach der Schlacht bei Waterloo weit über das militärische Publicum hinaus sich zu Gunsten der deutschen Truppe kundthat. Zum Major avancirt, hatte mein Vater an verschiedenen Expeditionen 1805 nach Norddeutschland, 1808 nach Schweden theilgenommen; Ende des letztgenannten Jahres erfolgte seine Einschiffung mit drei deutschen Batterien nach Portugal. Damit war er denn unter die Befehle Wellington's getreten. Er verblieb bei dessen Armee der „Peninsula“ bis zum Abschluß des Friedens 1814. An zahlreichen Affairen hatte er in den verschiedensten Dienstverhältnissen theilgenommen, bei Talavera, Albuera, Salamanca, Vittoria, bei St. Sebastian und bei den Gefechten in den Pyrenäen war sein Name mit Auszeichnung genannt worden, und als nach Beendigung des Krieges England seine Kriegsehren in sparsamster Weise austheilte, hatte er zu den fünf oder sieben Ausländern gehört, denen der Bath-Orden zuerkannt wurde. Als „Commander of the Bath“ führte er den englischen persönlichen Adel. Die Rückkehr Napoleon's von Elba hatte von Neuem dazu geführt, eine englische Armee in den Niederlanden unter des Herzogs von Wellington Befehle zu stellen; meinem Vater war das Commando der gesammten deutschen Artillerie zugefallen. In der Umgebung des Herzogs focht er bei Waterloo, und mit ihm machte er den Einzug in die feindliche Hauptstadt.

Anfangs 1816 war die Legion aufgelöst worden. Mein Vater trat mit dem größern Theile ihrer Officiere in die neuformirten hannoverschen Truppen. Jetzt war er, in schärfstem Gegensatz zu den einflußreichen Stellungen, in die ihn der Krieg gebracht hatte, unter der Ungunst des Friedens-Etats Bataillons-Commandeur, während zwei ältere Kameraden, die mit ihm in England dienten, außerhalb der Legion und außerhalb Englands aber so gut wie keine Verwundung gefunden hatten, als Regiments-Commandeur und Feldzeugmeister seine Vorgesetzten waren. Nach dem Friedensschlusse 1814 war mit vielen Legions-officieren auch mein Vater nach der Heimath geeilt. Hier hatte er meine Mutter kennen und lieben gelernt; die Unsicherheit aller politischen Verhältnisse hatte ihm Zurißhaltung geboten. Aber als 1815 Napoleon zum zweiten Male gänzlich niedergeworfen war, warb er von Paris aus um ihre Hand. Lange Tage mußte er auf die freudig erteilte Zusage warten; sechzehn Tage war damals ein Brief von Hannover bis Paris unterwegs. Wie aber der Enthusiasmus für die Heimkehrenden, die Leben und Lebenskraft im vieljährigen Kampfe für die Befreiung des heimathlichen Bodens eingesetzt hatten, meiner Mutter Zuneigung einen erhöhten Reiz gegeben hatte, so gewann das Verhältniß meiner Eltern zu einander überhaupt aus jener Zeit patriotischer Erhebung einen ganz eigenthümlichen Reiz an Innigkeit und Wärme. Meine Mutter war die Tochter des frühverstorbenen „Hofsträmers und Hoffabrikanten“ Hausmann in Hannover. Das altererbtte Geschäft, das im vorigen Jahrhundert sehr blühend und einträglich gewesen, war jetzt in den Händen ihres Bruders Bernhard. Ebenso thätig, wie energisch hatte dieser seiner Gold- und Silbermanufactur mit der politischen Restauration einen erneuten Aufschwung gegeben, zugleich aber geschickt die sich damals günstig bietenden Conjunctionen benützt und, ein Schüler und Freund

Mumohr's, seine später in weiten Kreisen bekannt gewordenen werthvollen Sammlungen von Kunstwerken begründet. Ein anderer Bruder besleidete in der Westphälischen Zeit bei der Verwaltung des Harzes eine einflußreiche Stellung, hatte eben jetzt aber eine Professur an der Universität Göttingen als Docent der Mineralogie, Geologie und Technologie übernommen. Von zwei Schwestern war die ältere Marie an einen Oberappellationsrath Wedemeyer in Celle verheirathet; bei ihr hatten während der letzten Jahre meine Mutter und die jüngere Schwester Caroline gelebt. Alle drei Schwestern vereinte das innigste Band der Liebe und Freundschaft mit einander. In weiten Freundeskreisen waren sie gefeiert, und wenn der älteren der Preis eines überlegenen Verstandes zugesprochen wurde, so gewann sich das überaus zart empfindende Herz meiner Mutter Zuneigung und fast schwärmerische Anhänglichkeit, während anmuthige Heiterkeit der jüngsten ihren eigenthümlichen Reiz zutheilte. Mein Vater war, als er sich verheirathete, 43 Jahre alt, also im Vollgenuß und Vollgefühl seiner ganzen ungewöhnlich großen männlichen Kraft. Rasch und leicht erregt, heftig auffahrend und streng gebietend, bedurfte es der ganzen Sanftmuth und Milde meiner Mutter, um dem Hause stetig das Gleichgewicht zu bewahren. Ich erinnere mich eines Zwiesgesprächs der Eltern, etwa aus dem Jahre 1823, in dem mein Vater immer heftiger und lebhafter werdend, den ruhigen, sanften Widerspruch meiner Mutter nicht zu beschwichtigen im Stande war. Am andern Tage fragte ich ziemlich naseweis meine Mutter: „Wer hatte denn gestern Recht von Euch Beiden?“ Im ersten Augenblicke stutzte sie, dann erwiderte sie ebenso ernst, als milde, wie sie Tags vorher ihre Ansicht vertreten hatte: „Dein Vater hat immer Recht.“ Diese selbstlose hingebende Liebe vergalt dann aber auch der offene, treue, nie lange grollende Charakter meines Vaters mit der zärtlichsten Verehrung und Zuneigung.

Meine Eltern lebten in Mitten eines großen Verwandtenkreises; alle Familienbeziehungen wurden mit großer Vorliebe gepflegt. Von fünf Brüdern meines Vaters gehörten vier der höhern „Staatsdienerschaft“ an. Der eine war Oberappellationsrath, der zweite Amtmann; zwei hatten Stellen als Ministerialräthe inne, auch die einzige Schwester meines Vaters war an einen höhern Beamten verheirathet. Nur ein Bruder, der meinem Vater besonders nahe stand (seit 1849 mein Schwiegervater), war Officier, hatte ebenfalls in der Region gebient und commandirte jetzt ein hannoversches Infanterie-Bataillon. — Aber auch über dem stetig aufrechterhaltenen Verkehr mit allen den Familien der Geschwister väterlicher und mütterlicher Seits, die in unserem Hause gern ihren Vereinigungspunkt fanden, wurden die Beziehungen zur Jacobi'schen Familie, namentlich von meiner Mutter, werth und theuer gehalten. Ihr Großvater mütterlicher Seits war der im Lande vielverehrte und einflußreiche General-Superintendent Johann Friedrich Jacobi gewesen, ebenso bekannt als Kanzlerredner und theologischer Schriftsteller, wie, charakteristisch für seine Zeit, als Director der neu errichteten Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle. Ihm erwuchsen zwölf Kinder, von denen einzelne nicht minder zahlreiche Familien begründet hatten. Ganz besonders nahe stand meiner Mutter Caroline, Vice-domina des Klosters Heiligenrode. Sie war lange Jahre hindurch Vorleserin

der Königin Charlotte, der Gemahlin Georg's III., gewesen und ergözte uns Kinder durch ihre Erzählungen vom englischen Königshause und von ihren Reisen nach England und zurück in ihre Heimath. Sie starb hochbetagt, lange Jahre nach dem Tode meiner Mutter. Wenig verkehrten meine Eltern mit der Umgegend; bisweilen besuchten wir Willenburg, das einem alten Hauptmann v. A. mit seiner nicht sehr anziehenden und nicht minder betagten Frau zugehörig war. Mein Vater pflegte gern von ihr zu erzählen, daß sie jeden Tag, wenn sie ihre altmodische Kutse bestieg, ihren gleichfalls alten Kutscher fragte: „Johann, wird's heute regnen?“ Und ganz regelmäßig erfolgte die Antwort: „Kann sien, oder ol nich sien, gnädige Frau.“

Mehr als in Willenburg fand ich meine Rechnung in einer Familie von Bülow, die auf dem „rothen Hahn“ zwischen Döhren und Hannover Wohnung hatte. Hier waren erwachsene Töchter und Söhne, die in der Armee dienten; da fehlte es denn nicht an den belustigendsten Unterhaltungen. Ganz besondere Freude gaben aber immer die Sommerreisen nach dem etwa vier Meilen entfernten Elbassen, einem kleinen Kalenbergischen Landstädtchen. Dort hatte mein Onkel Webemeyer ein sehr schönes Gut, ein Familien-Seniorat; er brachte gern den Sommer mit seiner Frau dort zu, richtete auch daselbst der jüngeren Schwester meiner Mutter die Hochzeit zu, als sie sich 1821 mit dem eben aus Italien heimkehrenden Dr. Brandis verheirathete. Als Legationssecretär war er Niebuhr nach Rom gefolgt und hatte dort im innigsten freundschaftlichen, wie wissenschaftlichen Verkehre mit seinem Gesandten gelebt. Jetzt einem Rufe als Professor an der neubegründeten Universität Bonn Folge leistend, wollte er zugleich seinem jungen Hause die Herrin geben. Die Trauung fand im Garten unter prachtvollen alten Bäumen statt. Der gute Pastor war so benommen von der Aufgabe, einen bekannten, vielgereisten Gelehrten mit der Schwägerin eines Generals zu trauen, daß er seine Rede in die schönsten Jamben gebracht hatte, die mit dem ungeheuerlichsten Bombast überlastet waren. Unendlich oft hörte ich davon erzählen.

Der Lebenszuschnitt in allen den genannten Familien war, wie auch in unserem Hause, ein sehr reichlicher und vollständiger, freilich ohne Luxus und Pracht. Der viel bedeutendere Werth des Geldes im Vergleich mit jetzt gestattete den Berufsclassen, welchen unsere Verwandten und Freunde ebenso wie wir selbst angehörten, eine viel weniger besorgliche Eintheilung ihrer Mittel, als sie jetzt aufgezwungen ist. Eine Menge von Lebensannehmlichkeiten, die sich jetzt nur bevorzugt situirte Familien gönnen, galten damals in den entsprechenden Kreisen als selbstverständlich dazugehörig. Die Ausstattung der Zimmer hatte weder so viel Zierlichkeit noch so viel Eleganz als heutzutage, dagegen aber weit mehr Behaglichkeit und Gebiegenheit. Die Beengung des Raumes in den Wohnungen, wie sie uns jetzt selbst in kleinen Städten und auf dem Lande entgegentritt, hätte als etwas Unerhörtes gegolten. Große Dielen, Vorplätze, Böden, besetzt mit wohlgefüllten Schränken, großen Pendülen und Tischen, erleichterten die Bewegung in den Häusern, gaben Luft und Licht. In unserem Döhrener Wohnhause waren zwei vollständig eingerichtete „corps de logis“, wie man jetzt sagen würde; das eine zu ebener Erde wurde im Sommer, das andere

im ersten Stock im Winter bewohnt. Die erheblichen Einnahmen, welche mein Vater als englischer Obristleutnant im Halbsold und im Genuß einer außerordentlichen Pension für gut geleistete Dienste bezog, erleichterte es ihm um so mehr, diesen sehr behaglichen Querschnitt des Lebens durchzuführen.

Tageseintheilung, Küche und Keller waren damals in meinem Elternhause ganz nach englischer Weise geregelt. Ueberhaupt hing mein Vater mit großer Vorliebe an seinen englischen Gewohnheiten und Beziehungen. Mit besonderer Genugthuung führte er ausschließlich seinen englischen Titel „Sir Julius“; unsere Zimmer schmückten englische Kupferstiche, die Porträts der Königsfamilie, des Herzogs von Wellington, Lord Hill's und anderer englischer Generale und Staatsmänner, Darstellungen aus den letzten Kriegen und Genrebilder aus dem englischen Leben. Er sprach sehr gern englisch, auch mit meiner Mutter und mit mir, und correspondirte sehr eifrig mit seinen englischen Freunden.

Wenn so schon meine kindliche Phantasie auf das Lebhafteste angeregt wurde zu Gunsten jenes ritterlichen Kampfes, der von England als Hauptträger unablässig und unermüdblich gegen Frankreich und seinen Kaiser geführt worden war, bis Beide endlich besiegt wurden, so fügte meine Mutter das Ihrige aus ihrem deutschen Herzen hinzu, um mein erstes Denken und Empfinden gegen französisches Thun und Wesen auf das Entschiedenste einzunehmen. Ihre Erzählungen von dem Drude, unter dem das Land gelitten, von dem Uebermuth, mit dem Franzosen und Westphälinger aufgetreten waren, von dem Jubel, den das erste Erscheinen der Kosaken in Gelle hervorgerufen hatte, von einem leichten Gefecht, das sie wieder vertrieben, und in das meine Mutter mit ihrer Schwester fast mitten hinein gerathen war, von einem verwundeten Kosaken, der dann Tage lang im Wedemeyer'schen Hause verborgen gehalten wurde, beschäftigten mich mehr wie Märchen und Sagen. Eine französische Kugel, die meinen Vater getroffen, an einem Stuhl, das er getragen, plattgedrückt war, wurde uns wie eine Reliquie gezeigt. Ein Pferd im Stalle führte den Namen „Waterloo“; es war unter meinem Vater während der Schlacht von einer Musketenkugel hinter den kurzen Rippen vollständig durchschossen und trug die Narben davon sichtbar und fühlbar. Ein alter Rutscher hatte meinen Vater in seinen Feldzügen begleitet und wußte zu berichten; die vieljährige Ordonnanz, jetzt anderweitig placirt, war, wenn sie erschien, der Stiefel und Verzug des ganzen Hauses; alte invalide gewordene Soldaten, die unter meinem Vater gedient hatten, holten sich bei meiner Mutter ihre regelmäßige Unterstützung. Der beträchtlichste Theil aller Freunde wurde mit dem großen, vor wenig Jahren beendeten Kampfe in Beziehung gebracht. Da war ein Herr von Dachsenhausen<sup>1)</sup>, der, als der Oberst von H. mit dem neuerrichteten hannoverschen Husaren-Regimente unbegreiflicher Weise vom Schlachtfelde von Waterloo abgerückt war, mit noch einem Kameraden allein ausgehalten und treu und brav mitgefochten hatte. Ein Vetter Jacobi hatte Studien und Amt verlassen und war 1813 unter Wagnissen und Gefahren als Freiwilliger zur Armee gegangen. Da waren die alten Kameraden meines Vaters, die mit ihm der Heimath Lebenswohl gesagt hatten, ein Major Geseuius, ein Hauptmann Sympfer

<sup>1)</sup> Gestorben als Landdrost in Hannover.

und ein Hauptmann Michman. Kurz alle Lust, die ich athmete, trug mir Eindrücke derselben Art zu und so lebendig und warm, daß sie bleibend für's Leben wurden. Die ersten Gedichte, die ich lernte, hatten einen patriotischen Klang; die ersten Lieder, die ich sang, waren Spottlieder auf Napoleon und die flüchtigen Franzosen.

Mein Vater konnte unschwer seinen Dienst von Döhren aus verrichten. Das „Stadthaus“, welches meine Eltern in Hannover besaßen, war vermietet; dagegen ein Absteigequartier mit Stallung der Regidien-Kirche gegenüber zur Verfügung, von dem aus Geschäfte besorgt, Theater und Gesellschaften besucht wurden. Auch wenn mein Vater allein sich nach der Stadt begab, und dann immer zu Pferde, nahm er mich gern mit, mich vor sich auf den Sattel setzend. Er überließ mich dann den freundlichen Wirthsleuten, die mir Alles zeigten, was das städtische und militärische Leben auf dem sehr belebten Platze vor ihrem Hause nur für ein Kind Sehenswerthes darbot. —

Zur Zeit residirte in Hannover als General-Gouverneur der Herzog von Cambridge, jüngster Sohn Georg's III. Er war noch nicht lange vermählt und seine Hofhaltung belebte die damals noch auf verhältnißmäßig geringe Hilfsmittel angewiesene Stadt. Im Winter wurden meine Eltern zu den Hoffesten eingeladen, gingen auch gern hin, besuchten indessen noch lieber Concerte und Theater; der Herzog war leidenschaftlich musikalisch und begünstigte deshalb Beides, spielte selbst in Quartetten, zu denen er meinen Onkel Hausmann, der ein bekannter Geigenspieler war und sehr werthvolle Instrumente besaß, mit heranzog. Gerade damals hatten der „Freischütz“ und „Preciosa“ von Carl Maria von Weber alle Welt begeistert. Die Melodien, die mir zuerst in's Ohr klangen und sich mir einprägten, waren die aus jenen beiden Opern; meine Mutter sang sie mir sich auf dem Clavier begleitend vor, und es war ihre ganze Freude, wenn ich sie richtig festhielt. Eine sehr lebhafteste Erinnerung habe ich von dem Besuche Georg's IV. in Hannover behalten. Der alte, blinde und gemüthsranke Georg III. war 1820 gestorben. Der Prinz-Regent hatte endlich definitiv den Thron bestiegen. Zum ersten Male seit länger als sechzig Jahren sahen die hannoverschen Lande ihren Souverain wieder. Unendlich viel Bewegung kam in mein elterliches Haus; Besuche von auswärts trafen ein, mein Vater war außerordentlich in Anspruch genommen. Auch ich sollte, damals vier Jahre alt, den König sehen. Er hielt seinen Einzug von Herrenhausen durch's Steinthor. Meine Mutter hatte mich mit nach dem Garten ihres Bruders genommen, der nahe vor dem Thore an der Straße gelegen war, welche der Zug passiren mußte, und in dem ein sogenannter „Berg“ den Ueberblick über die Gartenmauer hinaus trefflich ermöglichte. Eine unendlich zahlreiche, ziemlich unruhige Menge wogte hin und her, bis der lange Zeit erwartete König eintraf; eine enorme Suite begleitete ihn; ihre bunten und glänzenden Uniformen interessirten mich um so mehr, als ich in ihr meinen Vater wußte; auch mein Onkel an der Spitze einer berittenen bürgerlichen Ehrengarde war im Zuge. Wir sollten sämmtlich die Hüte abnehmen, sie schwanken und Hurrah rufen, aber, ich weiß nicht wie es kam, ob es mir unbequem war, den Leichten, immerhin auf meinem Kopfe befestigten Strohhut eiligst herabzuziehen, oder ob mich die Sonne incommodirte, kurz ich wurde mit dem Geschäft nicht fertig und zu-



gleich eigensinnig. Meine sanfte Mutter kam darüber so außer sich, daß sie mir einen Backenstreich versetzte. Und nun mußte der schreiende Junge eiligst entfernt werden, so daß ich von dem größten Theile der Herrlichkeit Nichts zu sehen bekam. Der Kummer darüber hat mich lange beschäftigt.

In unserm Dorfe genossen sowol mein Vater wie unser ganzes Haus einer großen Popularität; wo er sich zeigte, wurde er auf das Zuvorkommendste begrüßt; er verstand es, sich mit den Bauern zu unterhalten, sprach plattdeutsch mit ihnen, wie er es denn auch gerne mit seinen Altersgenossen that, wenn er mit ihnen allein war: er interessirte sich für die Verhältnisse des Dorfes, wie für die Einzelnen und half mit Rath und That, wo er es vermochte. Da fehlte es dann auch nicht an Ehrenbezeugungen, die ihm wurden. Bei dem alljährig abgehaltenen Freischießen zog die gesammte Bauernschaft, den Schützenkönig zu Pferde an der Spitze, mit Musik vor unser Haus und paradirte; beim Erntefest erfolgten ähnliche Aufmerksamkeiten; schon lange vorher freuten wir uns auf diese Aufzüge. Wenn wir dann auf dem Freischießen vor dem Dorfe erschienen, so kostete es immer große Mühe, uns den Gunstbezeugungen der Bauern wieder zu entziehen.

Es war nun auch Zeit geworden, an einen geregelten Unterricht für mich zu denken. Das, was mich die Bonne meiner Schwestern lehren konnte, genügte nicht mehr; ich war sechs Jahre alt geworden. Da mußte ich denn täglich nach Wülfel, einem benachbarten Dorfe, wandern, wo ein Herr Wehner ein großes Pensionat für junge Engländer, gleichzeitig aber eine Privatschule unterhielt. Mein Weg betrug nahezu eine halbe Stunde und stets machte ich ihn, den kleinen Tornister mit Büchern und Frühstück auf dem Rücken, bei allem Wetter zu Fuß, hin und zurück. Man fand eben nichts Besonderes darin, weder in der Anstrengung für den nicht vorherrschend kräftigen Knaben, noch daß man meinte, mir könne unterwegs eine Fährlichkeit begegnen. Selten begleitete mich ein Diener, dagegen nahmen mich oft die Bauern des Dorfes in ihre Obhut, wenn sie gleichen Weges gingen. Der Unterricht, den ich genoß, war übrigens wenig geregelt und entsprach meinem Alter nicht durchgehends. Meine Mutter klagte, daß ich Gedichte lernen müsse, deren Inhalt ich nicht verstünde; man trieb mit mir Lateinisch und Französisch weit über meine Kräfte, so daß ich, als ich später in bessere Hände kam, mit den Anfängen wiederum von Neuem beginnen mußte.

Die Döhrener Idylle sollte indessen ein rasches und überaus schmerzliches Ende finden. Die Kräfte meiner Mutter waren seit längerer Zeit sehr geschwächt; ein Fall, den ich that, und dessen Folgen die Erhaltung meines einen Auges gefährdeten, der Selbstmord eines verheiratheten Dieners, der sich Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen, hatten sie außerordentlich in Anspruch genommen. Am 19. August Morgens wurde mir gesagt, ich könne meine Mutter, bevor ich zur Schule gehe, nicht sehen, sie sei unwohl. Sorglos hatte ich den Tag verbracht, als mir der Herr Wehner ankündigte, ich solle für die nächsten Tage bei ihm bleiben, meine Mutter sei kränker geworden. Doch bald kam unser alter Kutscher, um mich abzuholen. Meine Fragen nach dem Ergehen meiner Mutter wurden einsilbig beantwortet; ich trat in's auffallend stille Haus, in's Zimmer meines Vaters, mein Onkel Hausmann aus Hannover und

die älteste Schwester meiner Mutter waren eingetroffen. Mein Vater schloß mich in seine Arme ohne Etwas zu sagen, ich brach in Thränen aus, kaum wissend, was mir geschehen war. Dann führten mich alle Drei an die bleiche entseelte Hülle; mich überkam eine entsetzliche Bangigkeit, als mein Vater sich auf dieselbe niederbeugte und sie küßte, aber erst nach und nach wurde es mir klar, daß ihre Augen sich nie mehr öffnen würden, und daß mir ein unerseßlicher Schatz an Liebe, Zärtlichkeit und Güte für immer verloren war. — Sie hatte am Morgen ihrem sechsten Kinde das Leben gegeben und war dann in vollständiger Erschöpfung verschieden.

Es begann nun eine überaus trübe Zeit für unser Haus; meine Tante blieb freilich vorläufig, aber Alles schien zerstört und auseinander gerissen. Dazu kam, daß wir Kinder, vier hatten meine Mutter überlebt, sämmtlich erkrankten und zum Theil andauernd Sorge machten. Mein Vater war ganz zusammengebrochen und konnte nicht zum Entschluß gelangen, wie er sein Haus nunmehr gestalten sollte. Man überredete ihn, seiner jüngsten Schwägerin, der Professorin Brandis in Bonn, einen Besuch abzustatten. Sie verlangte auf's Innigste danach; er entschloß sich, mich mitzunehmen und reiste Mitte September dahin ab.

Es war die erste wirkliche Reise, die mir Erinnerungen zurückgelassen hat, diese aber außerordentlich lebhaft und unvergeßlich. Wir reisten nun, wie man eben damals reiste — mit eignem Wagen, Extrapost-Pferden und dem Bedienten auf dem Boock. In der einen Wagentasche steckten die Terzerole meines Vaters, in der andern reichlicher Proviant; ein Laufzettel war vorausgeschickt, damit die Pferde auf den Stationen rasch zur Hand waren. So gelangten wir mit vier Nachtquartieren über Göttingen, Kassel, Arolsen, Brilon, Arnsberg, Herlohn, Köln am fünften Tage nach Bonn. Mein Vater war in all den Gegenden, die wir passirten, sehr bekannt und hatte mir Viel zu erzählen; Köln erreichten wir spät Abends; bei herrlichem Mondenschein fuhren wir über die Rheinbrücke; die Mächtigkeit des Eindrucks war für mein kindliches Gemüth fast überwältigend. Bonn und der Rhein oberhalb dieser Stadt waren meinem Vater neu. Die Schönheit der Natur, die Zuneigung meiner Tante, der Eintritt in einen belebten Kreis bedeutender Männer, die die junge Hochschule vereinigt hatte, belebten ihn und ließen ihn seine Spannkraft wiedergewinnen. Unsere Verwandten wohnten damals hinter dem Münster bei einem alten Canonikus, einem originellen Ueberrest der alten Kurkölnischen Zeit. Auf dem Münsterplatz sah ich zuerst preußische Soldaten einexerciren, es waren Ulanen. Dort lag auch das Postgebäude, und die neu eingerichtete preußische Schnellpost interessirte mich auf's Lebhafteste. Das Thor, welches jetzt Münsterplatz und Bahnhof mit einander verbindet, existirte nicht; den einzigen Ausgang, den Bonn außer dem Leinpfade am Rhein nach dem Süden hin besaß, bildete das Coblenzer Thor; der „alte Zoll“ lag ziemlich vernachlässigt als eine alte Bastion da, von ihm herab über sah man nur Weingärten und Feld; der gesammte, sehr große und geschmackvolle Stadttheil, der jetzt zu beiden Seiten der Coblenzer Straße sich weithin ausdehnt, fehlte vollständig. Außer einzelnen Gartenhäuschen lagen dort nur ganz vereinzelt die vinea domini und das Haus von Ernst Moritz Arndt. Zu dem letztern ging ich Tag für Tag; der weite Garten auf der Terrasse über'm Rhein mit dem vollen Blicke auf's Siebengebirge war mir als Spielplatz angewiesen,

die Söhne des Hauses waren meine Spielgenossen. Man sagte mir von dem deutschen Manne in blauer Blouse und mit weit übergeschlagenem weißen Hemdstragen, wie er für Deutschlands Befreiung mit Wort und Schrift gestritten und wie er jetzt verfolgt und verleumdet leide; ich las seine glühend warmen patriotischen Gedichte und hatte ein unendliches Gefallen an seinem festen Gange, seiner lauten Stimme und seinem festen Händedrucke. Er begegnete sich mit meinem Vater in außerordentlich vielen Anschauungen, und beide Männer blieben bis zu ihrem Tode in nahen freundschaftlichen Beziehungen. Nur ein Gegenstand des Gesprächs entzweite sie jedes Mal, wenn er berührt wurde: über England und englische Politik konnten sie sich nie einigen; der eine war ein ebenso lebhafter Beurtheiler, wie der andere ein Verehrer Beider. Es war auch in spätern Jahren oft peinlich, oft auch höchst ergötzlich für die Zuhörer, wenn die beiden lebhaften Männer immer heftiger und lauter auf einander losredeten, ohne sich gegenseitig zu verstehen, noch sich verstehen zu wollen. Gleich darauf waren sie wieder die besten Freunde.

Auch im Niebuhr'schen Hause fand ich Altersgenossen; ich fühlte mich dort aber nicht so heimisch wie im Arndt'schen Garten, wol aber folgte ich mit Aufmerksamkeit alle dem, was man mir von Niebuhr und von seinem Vater, dem berühmten Reisenden, erzählte.

Ein besonderes Ergötzen bot mir Poppelsdorf mit seinem zoologischen Museum. Ich benutzte jede Gelegenheit, selbst ohne Wissen und Willen der Meinen, mich dorthin mitnehmen zu lassen. Die ausgestopften Thiere verwirklichten mir das, was bis dahin nur meiner Phantasie vorgeschwebt hatte.

Dann wurden kleinere und größere Excursionen gemacht, Godesberg, Rolandseck, das Siebengebirge wurden besucht; die fliegende Brücke, die uns von einem Rheinufer zum andern brachte, belustigte mich; die alten Burgen und Ruinen, das Kloster Nonnentwerth und das Hofkreuz gaben zu tausend Fragen Veranlassung. Wir hatten mehrere Wochen in Bonn zugebracht. Die Rückreise ging über Neuwied, wo wir nächtigten, das fürstliche Schloß mit seinen Sammlungen und die Herrenhäuser besuchten, dann nach Ehrenbreitstein fuhren. Mein Vater wünschte den General Aster, der damals dort haute, die neuen preussischen Befestigungen und die Sayner Hütte, wo die Regierung Geschütze gießen ließ, kennen zu lernen. Ich war daher fast während des ganzen Tages mir selbst überlassen und genoß noch einmal in vollen Zügen die Freude am Rhein und an dem Leben, das ihn umgab. Mein Vater eilte indessen zu Haus, das jüngste Kind, das den Namen meiner Mutter, Sophie, erhalten hatte, war ernstlich erkrankt. Ueber Simburg, Wehlar, Marburg, Kassel fuhren wir nach Hannoversch Münden, wo der zweite Bruder meines Vaters im alten herzoglichen Schlosse Amtswohnung hatte. Dort sollten neue Nachrichten darüber entscheiden, ob wir länger verweilen würden oder nicht. Indessen hatte ich mich kaum im alten Schlosse orientirt und die langen Gänge und weiten Treppen mir herrlich als Tummelplätze mit dem gleichaltrigen Sohne meines Onkels ausertoren, als die Kunde vom Tode des Kindes meinen Vater zur sofortigen Abreise bestimmte. Doppelt trübe war die Heimkehr.

Ein außerordentlich trauriger Winter folgte; Stille und Trauer lagerten über dem sonst so froh bewegten Hause. Mein Vater wollte nicht in Döhren

bleiben, suchte die Besizung zu verkaufen; die Erziehung meiner Schwestern wünschte die älteste Schwester meiner Mutter, deren Gatte mittlerweile als Ganglei-Director (Obergerichts-Präsident) nach Göttingen versetzt worden war, in ihrem Hause zu leiten; für mich wurde ein Pensionat auf dem Lande gesucht.

## II. Im Pfarrhaus.

Nach langen Mühen wurde ein, wie es schien, passendes Haus gefunden. Ein Pastor Stephan in Bischhausen, drei Stunden jenseits Göttingen, war meiner Tante von dem sehr geachteten und ausgezeichneten Superintendenten Ruperti in Göttingen auf's Entschiedenste empfohlen. Er hatte drei Söhne im Hause und unterrichtete sie selbst, zwei Pensionäre nahmen Theil an diesem Unterricht. Mein Vater stimmte schnell zu, und um Ostern 1825 verließ ich das geliebte Elternhaus und wurde von meiner Tante in die neue Heimath geleitet. Man hatte gefürchtet, die Trennung mit ihrem ganzen Weh werde mich außerordentlich erregen. Als ich mich aber durchaus ruhig in's Unvermeidliche schickte, ohne Thränen und Ausbrüche von Zärtlichkeit von meiner Tante schied, die erste Nacht unter dem neuen Dache vorzüglich schlief, wurde mir großes Lob zu Theil, was mich um so mehr überraschte, als ich nichts Besonderes in dem Allen sah.

Der „Herr Pastor“ und die „Frau Pastorin“, wie meine Pflegeeltern von uns genannt wurden, waren übrigens sehr liebe und verständige Leute. Er bekleidete sein Amt bereits seit 1800, hatte in demselben Viel erlebt und genoß Achtung und Zuneigung sowol in seinem Dorfe, wie in weiteren Kreisen. Mit seiner Frau war er in dritter Ehe verbunden, sie war die Tochter eines sehr bekannten Hildesheimer Arztes, Hasenbalg mit Namen, und that sich darauf um so mehr zu Gute, als ihr Mann der Sohn eines dortigen Handwerkers war. In Allem, was sie that, sehr maniert und affectirt, gab sie uns vielfach Veranlassung zu übermüthigen Scherzen und Nachahmungen hinter ihrem Rücken, stand aber ihrem Hausstande mit großer Umsicht und Thätigkeit vor und wußte sich auch bei uns Autorität zu verschaffen. Es waren drei Töchter im Hause, davon die eine aus einer frühern Ehe ihres Mannes, also — ihr Stiefkind, und das in entschiedenster Bedeutung des Wortes. Die beiden andern hatten eine sehr gute Erziehung genossen, hatten mehrere Jahre lang die höhere Töchterschule in Magdeburg besucht, an der eine Schwester der Mutter Lehrerin war, und die von dem zu jener Zeit sehr bekannten Director Heyse <sup>1)</sup>, dem Bearbeiter der damals anerkanntesten deutschen Grammatik, geleitet wurde. Von den drei Söhnen verließen die beiden älteren etwa ein Jahr, nachdem ich eingetroffen war, das Haus, um auf dem Gymnasium zu Nordhausen sich für die Universität vorzubereiten; an ihre Stelle traten Pensionäre. Die Zahl derselben wuchs bald auf sieben bis neun. Es waren ausschließlich Söhne gebildeter und geachteter Familien. Den Unterricht in den alten Sprachen, im Deutschen, der Geschichte und der Mathematik ertheilte der Pastor, anderweitig unterrichteten die Töchter, denen wir sehr zugethan waren. Um einen Maßstab dafür zu haben, wie gering damals die Beträge waren, welche man für ähnliche Pensionen zahlte, will ich

<sup>1)</sup> Vater von Paul Heyse.

erwähnen, daß man sich hier, wo man die Knaben ganz besonders gut untergebracht glaubte, über die Summe von 32 Pistolen (Louisd'or) für's Jahr, und zwar für Wohnung und Kost, Unterricht und Wäsche, geeinigt hatte. Ganz besonders ausbedungen war, daß wir täglich Fleisch erhalten sollten.

Der Pastor hatte in Göttingen studirt, war dann während längerer Zeit Hofmeister und Erzieher im Gräflich Wrisberg'schen Hause gewesen, hatte mit seinen Zöglingen Reisen nach Süddeutschland und der Schweiz gemacht und dann von dem Vater derselben die recht einträgliche Pfarre, deren Patron er war, erhalten. Er erzählte gern und mit großem Geschick sich unserm Verständniß und unserm Interesse anpassend von den alten Hildesheimer Zuständen, von der Stadt, die reichsunmittelbar mit dem Bischof in beständiger Fehde lag, vom letzten Fürstbischof, dem wohlwollenden Egon von Fürstenberg, von den Domherren, die, da der Hildesheimische Adel protestantisch war, meistens westphälischen und münsterschen Familien angehörten. Auch an Humor fehlte es seinen Berichten nicht. So führte er uns die alte Stadtmiliz vor, die die Stadt stetig unterhielt, schon um ihrem Hoheitsrecht dem Bischof gegenüber Ausdruck zu geben, und die sie aus altgedienten preussischen oder hurnannoverschen Soldaten rekrutirte. Ein solcher Stadtsoldat war so alt und krüppelhaft gewesen, daß er nur sitzend seinen Posten am Stadthore einnehmen konnte und dann selbst von sich sagte: „Ja sitte hier und stahe Schildwache.“ Einem andern hatten kurz nach dem Tode Friedrich's des Großen in die Stadt einreitende und von ihm angehaltene preussische Cavallerie-Officiere sich als „der hochselige König von Preußen mit Gefolge“ kundgegeben, worauf er dann gerufen: „Wach' heraus! Der hochselige König von Preußen kann passiren.“ Auch von dem gräßlichen Hause und seinen Figuren, den Perrücken und Zöpfen, den armen Bettlern, und dann auch wieder von den guten gesellschaftlichen Formen, die in demselben geherrscht hätten, erzählte derselbe gern. Am liebsten verweilte er bei seiner Universitätszeit. Alle die berühmten Lehrer der Hochschule, die die Träger ihres Ruhmes in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts gewesen waren, Lichtenberg und Raestner, Gatterer und der ältere Eichhorn, Schläyer, die Dichter des Hainbundes wurden uns genannt. Dann berichtete er von dem enormen Einflusse, den Kant und seine Schriften auf alle Kreise der Studirenden geübt, wie geradezu befreiend seine Lehren gewirkt hätten. Noch fesselnder für uns waren die Erzählungen von den Calamitäten der französischen Zeit; der preussische Rückzug 1806 hatte das Göttingische mit bedeutenden Kräften gestreift, die westphälische Regierung hatte manches Wohlthätige und Fördernde gebracht, die dissolute Wirthschaft in Cassel aber jede Achtung verschmerzt; während der spätern Jahre hatte das Pfarrhaus die Bekanntschaft von Truppen jeder Nationalität gemacht, selbst die Spanier vom Corps Romanac waren einquartiert gewesen; bei dem Vorrücken der verbündeten Heere nach der Schlacht bei Leipzig hatte General York beim Pastor während einer Nacht gewohnt. Kurz, die mannigfaltigsten Bilder entfalteten sich vor unseren Augen, die die Stille unseres Dorfes um so lebensvoller werden ließ.

Auch hatte der Pastor mannigfache Verbindungen mit bedeutenden Kreisen und Persönlichkeiten sich zu erhalten gewußt. Eine derselben, die mich vorzugsweise interessirte, war die mit Gronau, dem Schwiegersohn des preussischen Staatsmannes Dohm, der nach des Letzteren Tode auf dem ererbten Gute Pustleben

wohnte und der Herausgeber des Dohm'schen Nachlasses war. Alljährlich wurden längere Besuche ausgetauscht, die man damals bei dem Mangel aller guten Wege, zu Pferde bewerkstelligte. Mit großer Aufmerksamkeit folgte ich den Gesprächen der beiden Männer, einzelne Capitel aus den Dohm'schen Denkwürdigkeiten wurden gemeinsame Lectüre; vornehmlich erinnere ich mich, daß die Darstellung der Lütticher Revolution und des Rastadter Gesandten-Mordes immer von Neuem anregten und spannten.

Auch der bekannte Historiker Wachsmuth in Leipzig stand in sehr nahen Beziehungen zum Pastor und besuchte das Pfarrhaus mehrere Male. Ich besitze jetzt noch ein von ihm gelegentlich eines solchen Besuches geschenktes Buch.

Der Unterricht, den uns der Pastor ertheilte, war wie der ganze Mann klar, bestimmt, sehr geregelt, das Unwesentliche bei Seite lassend und sehr anregend. Im Besitze einer verhältnißmäßig nicht unansehnlichen Bibliothek, verstand er es, uns eine große Freude am Lernen zu geben; unsere Spiele standen im engsten Zusammenhange mit demselben; der Trojanische Krieg lieferte uns die Helden, deren Namen wir trugen, die Denkwürdigkeiten des Cäsar, die Muster für unsere Befestigungen und Lager, die wir zu bauen versuchten, und unsere Ersparnisse vom kärglich zugemessenen Taschengelde fanden zum großen Theile ihre Verwendung beim Ankauf von hübschen Ausgaben lateinischer Classiker und bei der Beschaffung geschmackvoller Einbände für dieselben.

Das Schwächste, was uns geboten wurde, war wol der Religionsunterricht. Alle eingehende Erklärung des Dogma's der Lutherischen Kirche, der wir angehörten, blieb fern; wir hatten einfach den kleinen Katechismus auswendig zu lernen und uns mit diesem hausbackenen Brod zu begnügen; auch beschränkte sich unser Unterricht meistens auf die Theilnahme an dem der Confirmanden im Winter. Die Bauernkinder marschirten dann in unserer Schulstube auf, die Knaben links, die Mädchen rechts; wir stellten uns auf den linken Flügel der ersten und hatten in der sehr heißen Stube stehend eine Stunde lang auszuharren. Auch die Kanzelreden des Pastors waren wesentlich nur moralisirend, Gottvertrauen, thätige Liebe und Selbstzucht predigend. Auf eine Verherrlichung des Glaubens an sich und seiner Kraft ließ er sich nicht ein. Wir Knaben hörten ihn aber, ebenso wie die Bauern, gern. Wir mußten im Allgemeinen jeden Sonntag zwei Mal in die Kirche, Morgens zum eigentlichen Gottesdienst, Nachmittags zur Kinderlehre, die der Schulmeister abhielt. Nur zu oft läutete es zur letzteren gerade, wenn der Sonntagsbraten auf den Tisch gesetzt wurde und uns freundlich anlachte. — Bei Hausandachten, die ausnahmsweise abgehalten wurden, las die Pastorin sehr gepreijt aus den Pscholle'schen Stunden der Andacht vor. Die gesunde sittliche Nahrung, die wir anderweitig bekamen und die ihren Einfluß in durchgreifendster Weise auf den ganzen Ton unter der jungen Welt geltend machte, war hiernach in keiner Weise von irgend welchem besonders angeregten Glaubensleben getragen.

Zur Pfarre gehörte noch eine Filiale, Weißenborn, etwa dreiviertel Stunden von Bischofshausen gelegen. Der Pastor besuchte dieselbe ein um den anderen Sonntag zu Fuß; wenn der Weg zu schlecht, oder es zu heiß war, zu Pferde. Es gehörte zu unseren besonderen Freuden, wenn wir ihn im ersten Falle sehr früh am Tage begleiten konnten. Unser Dorf lag an den beiderseitigen

Hängen eines gegen einen ziemlich wasserreichen Bach sich absehbenden Höhenlandes. Die Kirche, der sich anschließende Kirchhof und das in unmittelbarster Nachbarschaft gelegene Pfarrhaus waren als am höchsten gelegen weithin sichtbar. Auf dem Kirchhofe, dicht unter unseren Fenstern, wurde noch begraben; er war mit zahlreichen Zwetschen- (Pflaumen-) Bäumen besetzt; den Ertrag derselben theilten sich Pastor und Schulmeister; weil aber die Pastorin behauptete, sie könne die prachtvollen Zwetschen, die den Gräbern entwuchsen, nicht essen, so wurden sie zu Nuß verköcht und mundeten dann dem ganzen Hause während des langen Winters ganz vortrefflich.

Die Kirche war alt, ein Altar stammte noch aus katholischer Zeit, er trug viele, in Holzschnittwerk allerdings sehr roh ausgeführte Gestalten der heiligen Familie, einzelner katholischer Heiliger und Kirchenväter, Spuren von guten Farben und reichlicher Vergoldung waren erhalten. Im Innern der Prieche des Pastors hingen eine Anzahl Porträts seiner Vorgänger mit sehr sprechenden Gesichtern. Auch die alten Kirchenbücher waren bis auf den dreißigjährigen Krieg herauf wohl erhalten. Gerade während eines Theils desselben hatte sie ein Pastor mit vielem Humor geführt und mancherlei geschichtliche Notizen eingeflochten. An Winterabenden Sonntags bekamen wir wol die alten Folianten in die Hände und belustigten uns an Schreibweise und Ausdruck. Mir ist noch eine Notiz erinnerlich, wo der gute Pastor von seiner Einquartierung berichtete, „die spanischen Fliegen hätten ihm den ganzen Keller aufgezogen.“

Wir waren in der Kirche natürlich vollständig zu Hause. Das Läuten der Glocken und das Anschlagen der Betglocke, Morgens, Mittags und Abends gehörte zu unseren besonderen Freuden. Der Pastor pflegte uns aber auch wol bei tiefer Dunkelheit und ohne Licht, allerdings immer wenigstens zu Zweien, nach seiner Prieche zu schicken, um von dort Bücher oder andere Gegenstände, die liegen geblieben waren, zu holen. Er benahm uns so jede Befangenheit, Nachts Kirche und Kirchhof zu betreten. Den Hilfsdienst beim Gottesdienst besorgten zwei geachtete Bauern, Altaristen genannt. Kirchenstrafen und Kirchenbußen, namentlich für gefallene Mädchen, waren noch in voller Geltung. Ganz besonders wurde unser Interesse in Anspruch genommen, wenn junge Candidaten kamen, um sich auf der Dorfkanzel die Sporen zu verdienen und sich auf ihr Sicherheit und Zutrauen zu gewinnen. Der Pastor ließ gern derartige Predigten zu, besprach nachher mit den jungen Leuten die gehaltene Rede und belehrte in freundlicher Weise. In der Regel ging die Sache auch recht gut. Einmal jedoch blieb der arme Candidat stecken, konnte nicht weiter, und die Orgel mußte einsetzen, um den Unglücklichen aus seiner entsetzlichen Lage zu befreien. Es war der Sohn einer benachbarten und befreundeten Pächterfamilie; Eltern, Geschwister, ja sogar die Braut waren gegenwärtig. Er hat nie die Kanzel wieder bestiegen, sagte der Theologie Lebewohl und wurde Landwirth.

Der große Garten, der zum Pfarrhause gehörte und sich in einer größeren Anzahl von Terrassen zum Bache hinab erstreckte, bot Alles, was sich nur Kinderherzen wünschen können. Dichtes Bosquet, Grasplätze, Obst- und andere Bäume in großer Fülle, Lauben und Felder, auf denen wir unsere eigene kleine Gartenwirthschaft treiben konnten. Beengter waren wir im Hause, indem unsere Schulstube zugleich als Arbeits- und gemeinsames Eßzimmer diente. Da

dasselbe nun auch unmittelbar neben der „Studirstube“ des Pastors lag, und ein sehr primitiv eingeschnittenes Loch in der Thüre ihm gestattete, uns jeder Zeit zu beobachten, so waren wir auf große Stille und Ordnung im Zimmer angewiesen. Im Uebrigen führte der Pastor ein mildes Regiment; körperliche Strafen wurden nie angewandt.

Die höchste Pünktlichkeit herrschte. Der Tag begann früh, um 11 Uhr wurde zu Mittag gegessen, um 9 Uhr Abends war das ganze Haus in Ruhe. Wir mußten uns ohne Licht an- und auskleiden, waren ganz darauf angewiesen, uns selbst zu bedienen. Wir lernten dadurch mit allen möglichen Dingen hantieren; z. B. Holzkleinmachen und Feuer anmachen; und wie primitiv ging man dabei zu Werke! Mit Stahl und Stein wurden Funken geschlagen, die von leicht brennbaren Zeuglappen aufgefangen, mit Schwefelsäden und Schwefelhölzern auf Talglöchte übertragen wurden. Jedes Licht hatte seine Lichtschere. Die Fabrication von Papierfidibüschen füllte manchen Winterabend aus. Erst in späteren Jahren kamen chemische Feuerzeuge und Astrallampen in Gebrauch. Wachslichter zu brennen galt als Luxus.

Der Pastor bewirthschafte den Pfarracker selbst, und lebten wir in Mitten einer vollständigen Landwirthschaft mit allem Zubehör. Bedeutende Erträge gewann er aus den ihm zustehenden Zehnten. Wenn die Ernte sehr „hille“ (eilig) ging, und der bestellte Zehntner nicht überall sein konnte, wurden die älteren Knaben zum Abzehnten der Bauernfelder abgeschickt und auch willig als berechtigt anerkannt. Wir wurden auf alle die kleinen Kunstgriffe aufmerksam gemacht, die angewandt wurden, den Zehnten möglichst knapp ausfallen zu lassen. Auch Naturalabgaben an Hühnern, Gänsen und Eiern wanderten in unseren Haushalt. Ich erinnere mich nicht, daß Unfriede und Streit zwischen dem Pastor und seinen Bauern geherrscht hätte. Er war ihr Rathgeber und Helfer in allen Nöthen. Selbst wenn das Vieh erkrankte, wurde seine Ansicht eingeholt; ich sehe ihn noch, wie er mit dem Trocar eigenhändig die Operation ausführte, um Röhren, die durch den übermäßigen Genuß von frischem Futter aufgebläht waren und die ihm zugebracht wurden, die Luft zu entziehen. Ein Arzt ließ sich erst in späterer Zeit in der Nachbarschaft nieder; die Hausmittel des Pastors wurden ihm vorgezogen. Es machte mir einen eigenthümlichen Eindruck, wenn bei plötzlichen Todesfällen als Ursache derselben angegeben wurde, entweder: „Das Hart is em afeßtött“ oder „der Magen is em umekippet“<sup>1)</sup>.

Das Dorf hatte eine große Ausdehnung; es mußte in alter Zeit von ganz besonderer Bedeutung im Gau gewesen sein. Die Ausgänge hießen noch Thore, vor dem einen, dem „Dübelsthore“, wurden Reste eines heidnischen Opferplatzes gezeigt. Röstlich waren in Mitten des Dorfes zunächst dem Kirchhofe eine Anzahl mächtiger Linden, die die alte Dingstätte umstanden, auf welcher auch damals noch die Besprechungen der Bauern und ihre Belustigungen statthatten. Wir hießen im ganzen Dorf: „Den Pastor siene Stadenten“ und waren wohl gelitten. Wir kannten jeden Bauernhof und wußten über seine bauerliche Qualität Auskunft zu geben. Arme im eigentlichen Sinne waren nicht vorhanden, selbst die Tagelöhner hatten ein Häuschen und ein Stück Vieh, das mit aus-

<sup>1)</sup> „Das Herz ist ihm abgestoßen,“ oder „der Magen ist ihm umgekippet.“



getrieben wurde. Eine Anzahl junger Bauernburschen dienten als Freiwillige in den hannoverschen Cavallerie-Regimentern und waren dann während eines größeren Theils des Jahres nach dem obwaltenden System mit ihren Pferden auf die Höfe ihrer Verwandten beurlaubt; mit ihnen hielten wir die beste Freundschaft. In Handwerkern waren der Schmied, Stellmacher, Tischler und Schuster, Schneider und Seiler des Dorfes vorhanden; Bäcker und Fleischer fehlten. Nur ein Mal wöchentlich brachte eine alte Frau Weißbrot, nur ein Mal wöchentlich ging ein alter weißköpfiger Bote mit breitkrämpigem Hut, Elend mit Namen, nach Göttingen, um Briefe und Pakete fortzubringen und zu holen. Die Wege nach allen Richtungen waren, wenn die nasse Jahreszeit eintrat, in einem geradezu entsetzlichen Zustande; man konnte sich dann für den Verkehr zu Wagen fast als abgeschnitten von der auf eine halbe Wegstunde Entfernung am Dorfe vorbeiführenden Göttingen-Heiligenstädter Chaussee ansehen. —

Das Dorf gehörte mit vier andern Dörfern zum Gericht Garte. Das Wrisberg'sche Patrimonial-Amt war in Rithmarshausen, wo auch im gräflichen Schlosse der Pächter und Bevollmächtigte des zeitigen Besitzers, den Titel „Conductor“ führend, sehr behaglich wohnte. Die Bauern des Gerichtsbezirkes hielten sich in strenger Abgeschlossenheit von den Nachbarn; am schroffsten von dem unmittelbar angrenzenden, früher thürmainzischen, jetzt preussischen Eichsfelde. Hier trennte die Verschiedenheit des Volksstammes, des Idioms, der Confession und der staatlichen Zugehörigkeit; es läßt sich zur Bezeichnung der Entschiedenheit des Hasses, der hier obwaltete, der Ausdruck nicht stark genug wählen. Mit der größten Nichtachtung sahen unsere Bauern auf das Eichsfeld herab. Von dort kamen die Bettler, die Hadebrettspieler<sup>1)</sup>, die Flachstämmer, die Latern (wie man die Zigeuner nannte, welche im Eichsfelde angesiedelt waren). In einem Gasthause, das auf der Grenze an der Chaussee lag, fanden die blutigsten, mehrfach mit Todtschlag endenden Kämpfe zwischen hannoverschen und preussischen Burschen statt. Derselbe Haß und Gegensatz war aber auch in den gebildeten Ständen lebendig. Der hannoversche Particularismus, wie man es jetzt nennen würde, war so urwüchsig gegen Preußen gewandt, daß er sich jedem Verkehre über die Grenze feindlich entgegenstellte. Man schmähete die preussischen Einrichtungen, man wollte kein preussisches Geld als vollgültig anerkennen; es hieß, der König von Preußen schäme sich der Münze, die er schlage, er werde roth auf dem Silbergroßen. Beim Volke war die Feindschaft localer Natur; das lutherische, niederländische, altwelfische Land dem katholischen, thüringischen, thürmainzischen gegenüber; bei den Gebildeten waren locale und allgemein politische Gegensätze, durch die Begebenheiten der Jahre 1803 und 1806 geschürt, mit einander zusammengewachsen. Auch von den andern Nachbarn hielt man sich fern. Da waren früher heftige reformirte Dörfer, die erst 1815 bei der allgemeinen Gebietsregulirung an Hannover abgetreten waren, unsern Bauern gänzlich fremd. Aber auch die Geistlichen verkehrten nicht mit einander. Nach einer andern Seite lagen Dorfschaften und Güter, die der Familie Uslar-Gleichen angehörten; auch mit ihnen wollte man nicht viel zu thun haben. Ein schlecht

<sup>1)</sup> Ein eigenthümliches Seiteninstrument, das geschlagen wird.

wirthschaftender Herr von Uslar hatte in einem der Dörfer Juden zugelassen. Sie waren Fleischer, Pferde- und Schnittwaarenhändler und trieben Buchergeschäfte, ließen sich aber immer nur mit Vorsicht bei uns blicken, und mehr als einmal habe ich es mit angesehen, wenn die Burschen und Jungen einen alten Juden aus dem Dorfe hekten, ja habe den alten Judentuf: „Hep, Hep!“<sup>1)</sup> mitgerufen, um damit den Gehekten zu verhöhnen und zu verschmeißen. Die Lage unseres Dorfes nahe der preussischen und nahe der hessischen Grenze gab uns dann auch eine Anschauung von der allgemeinen Verwirrung von Geld, Maß und Gewicht im lieben Deutschland. Nirgends bestand eine allgemein gültige Regelung, ja im Hannoverschen selbst hatte man die verschiedensten Münzen: Mariengroschen zu 8 guten Pfennigen, gute Groschen zu 12 guten Pfennigen, Conventions-, Andreas- und Cassen-Gulden, alle mit verschiedenem Silbergehalt geprägt, dazu preussische Thaler und Silbergroschen zu 12 leichten Pfennigen, hessische Albus, Kupfer-Seller, Friedrichsd'ors, Ducaten, Pistolen; die wunderbarsten Verschiedenheiten traten zu Tage.

Unser Pastor hielt darauf, daß wir Knaben von allen diesen Erscheinungen, wie sie uns entgegentraten, angemessene, möglichst genaue Anschauung gewännen. Unablässig ging sein Streben dahin, bei uns das Verlangen zu nähren, sich in dem, was uns umgab, genau und gründlich zu orientiren. Wir mußten die Namen kennen von allen den Ortschaften, Kirchthürmen und Bergen, die man über sah; wir mußten Auskunft geben können, wohin die Wege führten, die wir bei unsern Spaziergängen beschritten, wir mußten Bäume, Sträucher, Fruchtarten, die um uns herum wuchsen, mit ihren Benennungen bezeichnen können. Ich bin gerade für die Richtung, die in dieser Beziehung unserer Erziehung gegeben wurde, später sehr dankbar gewesen.

Es wurden dann auch Ausflüge in großer Zahl auf geringere und weitere Entfernung gemacht. Die schön gelegenen Ruinen des Gleichen, des Hansteins, des Rüstebergs, die Städte Heiligenstadt und Witzenhausen, ferner Scharzfeld und Herzberg wurden besucht; am häufigsten aber wanderte speciell ich nach Göttingen. Dort standen mir die Häuser meiner Verwandten offen, das meines Onkels Hausmann, des Mineralogen, in dem gleichaltrige Knaben mir befreundet waren, namentlich aber das meiner Tante Wedemeyer, in welchem ich mein zweites Elternhaus fand. Letzteres, als Eigenthum erworben, reichlich und mit Geschmack ausgestattet, war Mittelpunkt einer angenehmen Gastlichkeit sowohl für einen größeren Freundeskreis, als auch namentlich für die gelehrte Welt Göttingens geworden. Die Universität war grade in jenen Jahren in vollster Blüthe, eine große Zahl der ersten Rorhphäen der Wissenschaft fand sich dort vereinigt, die Hörsäle wurden von 1500 und mehr Studenten besucht. Alle Nationen, die unserer Culturtwelt angehören, waren vertreten und die freundliche Mufenstadt war belebter als früher und auch wie jemals später. Das Haus meiner Tante war ein sehr gesuchtes. Eine größere Zahl der Professoren fanden dort einen zusagenden Austausch ihrer geistigen Interessen, Studirende wurden ihnen näher gebracht. Unter den letzteren erinnere ich mich wiederholt den damaligen Kronprinzen, nachherigen König Maximilian II. von Baiern gesehen zu haben. Mit

<sup>1)</sup> Hierosolyma est perdit.

der angeregtesten Neugierde forschte ich den Persönlichkeiten nach, denen ich begegnete. Das Leben der Universität und ihrer Facultäten, die verschiedenen Lehrfächer und ihre Bedeutung, Alles das trat mit in meinen Ideenkreis und beschäftigte mich. Einzelne der zur Universität gehörenden Familien standen meinen Verwandten besonders nahe. Sehr häufig war ich beim alten Professor B., der Gefallen an mir hatte und mir seine schönen zoologischen Sammlungen zeigte. Er hatte so wunderbar scharfe Züge und verzog dieselben zu so entstellenden Grimassen, daß ein Bauer, der in seinem Hause zu thun hatte, ihn nicht kannte, wol aber davon gehört hatte, daß er einen Affen besitze, ihn für diesen nahm und mit seinem Stocke zu reizen und zu necken begann, bis daß die zornigen Worte des alten Herrn ihn eines Besseren belehrten. Ebenso war ich bei Sartorius, dem Vater des jetzt an derselben Universität wirkenden Gelehrten; bei Gauß, dem großen Astronomen; bei Langenbeck, dem berühmten Onkel des Berliner Arztes und Chirurgen; bei Stromeyer, dem Mediziner, und andern. Zu den Freunden des Hauses gehörten aber vor Allen ein Herr von Vassert, Curator der Universität, der vordem hannoversches Mitglied der auf Veranlassung der demagogischen Umtriebe in Mainz niedergesetzten Central-Untersuchungs-Commission gewesen war; sodann der frühere württembergische Staatsminister Graf von Wimpfingerode. Von großer geistiger Bedeutung, hatte er als Vertreter liberaler Grundsätze in den ersten Regierungsjahren Wilhelm's I. großen Einfluß geübt, war dann aus räthselhaft gebliebenen Gründen plötzlich in Ungnade gefallen und unter schärfster Bezeugung derselben entlassen. Er lebte in Göttingen und später auf seinem Gute Bodenstein im Eichsfelde. Allen Staatsgeschäften fern, unterhielt er ein angenehmes Haus. Auch die Künstler, die nach Göttingen kamen, wurden an meine Tante adressirt. So habe ich in ihren Abendkreisen die berühmte Sängerin Catalani und den Violinspieler Paganini gesehen und gehört. Ueberall sammelte ich unwillkürlich ein und fand Anregung der verschiedensten Art.

Die Besuche in Göttingen wurden häufiger, als man in den späteren Jahren bemüht war, uns Zeichen-Unterricht durch Lehrer zu verschaffen, die Sonntags nach Bischofshausen heraus kamen, uns Morgens mehrere Stunden lang beschäftigten und Nachmittags nach der Stadt zurückkehrten. Ihnen schlossen sich dann häufig die älteren Knaben an, insoweit sie in Göttingen Verwandte hatten und bei diesen den Sonntag oder die Festtage zubringen konnten. Es gelang zunächst nicht, die richtigen Leute für diesen Unterricht zu finden. Der erste Lehrer, den wir hatten, war ein verdorbener Student. In Jena war er mit Sand, dem Mörder Kobehue's, Mitglied jener Studenten-Verbindungen gewesen, auf welche besonders gefahndet wurde, und war so jeder Aussicht auf eine Zukunft in der Heimath verlustig gegangen. Er führte, wie wir glaubten, unter angenommenem Namen ein sehr kümmerliches Leben, war einsilbig und in sich gekehrt. Nur zuweilen erzählte er von Sand und dessen Tode, den er mit angesehen. Er verstand es nicht, uns an sich zu ziehen oder uns zu fördern. Sein Nachfolger entpuppte sich als Anhänger einer Secte von Mystikern, die damals in Göttingen ihr Wesen trieb. Er vertheilte unter uns Knaben Traktätchen und versuchte in ganz anderm Sinne auf uns einzuwirken, als er angewiesen war. Erst der Dritte paßte für uns. Er hieß Schaefer, war voll Frische

und Lebenslust und gewann unsere ganze Zuneigung. Die prächtvollsten Wege kannte er innerhalb der reizenden Landschaft, die wir auf unseren Wegen nach Göttingen zu durchziehen hatten; er belebte sie mit seinen Erzählungen; das eine Mal wanderten wir über die Gleichen; das andere Mal über Gelliehausen, wo Bürger Gerichtsamtmanu gewesen war; er wußte uns Dichter und Dichtung vorzuführen. Niemals aber hatte er mich so gefesselt, als an einem Tage, wo er mir versprochen, mich bei dem göttingischen Scharfrichter einzuführen. Wir mußten regelmäßig an der Wohnung desselben, die etwa eine halbe Wegstunde von der Stadt abgelegen war, vorübergehen. Das Amt war ein erbliches und schon seit langer Zeit in der Familie. Der Vater des jetzigen Inhabers war weit und breit berühmt gewesen durch seine Geschicklichkeit und die Sicherheit, mit der er das Schwert führte. Denn im Hannoverschen wie im Hessischen wurde nicht mit dem Beile, sondern mit dem Schwerte gerichtet, und es bedurfte einer großen Kunstfertigkeit, um mit einem Streiche das Haupt des Missethäters vom Rumpfe zu trennen. Er hatte zwei Söhne hinterlassen und beide wohlgeschult. Der ältere war in seine Stelle getreten und hatte zum ersten Male seines Amtes gewartet bei der Hinrichtung zweier Mordbrenner. Wir kannten den noch erhaltenen kleinen Hügel im schönen Bremker Thale an der Heiligenstädter Chaussee, wo die Execution vor einigen Jahren stattgefunden hatte. Der erste Streich war glücklich geführt und hatte den Uebelthäter sofort vom Leben zum Tode gefördert; beim zweiten Verurtheilten aber hatte er gefehlt, ihn nur verwundet, ein zweiter und dritter Streich war nothwendig geworden, um den Kopf in den Sand zu werfen; die zahllos herbeigeströmte Zuschauermenge tobte und wüthete; der Aermste hatte alles Selbstvertrauen verloren und sich kurze Zeit darauf das Leben genommen. Nun war der jüngere Sohn Erbe geworden, ein schlanker, freundlich blickender, wenig redender Mann. Mich ergriff eine wunderbare Scheu, als er uns Thor und Thür öffnete; das verlor sich aber, als er uns unbefangen herumführte und von seinen anatomischen Studien erzählte, deren er bedurfte, um genau zu erkennen, welche Stelle des Halses getroffen werden müsse; als er uns zeigte, wie er Tag für Tag seine Uebungen anstellte, um Auge, Arm und Hand zu befähigen, das schwere Richtschwert mit Zuverlässigkeit zu führen und er uns endlich in ein großes Zimmer brachte, in dem wohlgeordnet die Schwertex aufgehängt waren, mit denen seine Väter und er selbst gerichtet hatten. Bei jedem Schwert war verzeichnet, wer damit vom Leben zum Tode gebracht worden war.

Ich athmete doch freier auf, als ich das Haus hinter mir hatte, und erzählte meiner Tante, ganz benommen von alle dem, was ich gesehen. Sie war aber nichts weniger als erbaut davon und voll Unwillen, daß man mir einen so kräftigen Trunk praktischer Romantik gereicht hatte.

Unser guter Herr Schaefer spielte dann auch eine nicht unerhebliche Rolle bei einem Vorgange, der während des letzten Jahres meines Wirschäuser Aufenthalte Göttingen und selbst unser friedliches Dorf in die größte Aufregung bringen sollte, bei der Göttinger Revolution. Wir hörten wenig von den Welthändeln, eine eigentliche Zeitung wurde nicht gehalten; in's Haus kamen nur die in Thüringen wöchentlich einmal erscheinende und dann nur ein Blättchen bringende „Dorfzeitung“, welche, in kurzen Sätzen satyrisch gefärbt und für

die ländliche Bevölkerung berechnet, eines Freibriefs für ihre Aeußerung genoß und in diesem Sinne über Geschehenes berichtete; ferner das „Hannoversche Magazin“, das Landwirthschaftliches und Geschichtliches in längeren Artikeln besprach. Der Ausbruch der Juli-Revolution und die großen Bewegungen, die im Anschluß daran ganz Europa erschüttert hatten, war ziemlich spurlos an uns vorübergegangen. Da hatte in unserer Nachbarschaft in Braunschweig der Herzog dem Aufstande weichen müssen; wir hörten, daß er seine Flucht nicht allzu weit von uns über Osterode bewerkstelligt hatte. Alles war daher aufmerksamer und gespannter wie gewöhnlich, als plötzlich Anfang Januar 1831 die Nachricht eintraf, Göttingen sei in vollstem Aufruhr, das Bataillon Jäger, das dort garnisonirte, sei nicht eingeschritten, sondern abmarschirt, Studenten hielten die Wache, ein Gemeinderath, Dr. Rauschenplatt an der Spitze, regiere und die Behörden seien vollständig bei Seite geschoben. Es dauerte nicht lange, so wurde es auch im Dorfe lebendig, die Bauern traten zusammen, man sprach von Aufhebung der Zehnten, Herabsetzung der Steuern; gedruckte Aufforderungen zum Umsturz des Ministeriums Münster, die von Göttingen verbreitet wurden, circulirten und regten auf, so wenig sie verstanden wurden. Zwei Abgesandte der Bauernschaft tagten mit in der Stadt, fünfzig Piken wurden bestellt und der Zugzug vorbereitet. An den Pastor war noch nichts Beunruhigendes herangetreten, da erschien unser Herr Schaefer, diesmal als Emissär des Gemeinderaths mit der dreifarbigten Binde um den Arm, mit langem Säbel bewaffnet, voll Feuer und Flamme für die heilige Sache der Freiheit, die ihren Hort in Göttingen, dem Mittelpunkt der Wissenschaft, gefunden habe. Er sollte eine große Versammlung der Bauern des ganzen Amtes abhalten und ihnen auseinanderlegen, daß es jetzt gelte, den letzten Blutstropfen an die Vertheidigung Göttingens zu setzen, gegen das ein Truppencorps von Hannover aus unter General Louis Busche vorrückte. Er erzählte uns, wie Alles Begeisterung und Aufopferung in der Stadt sei, wie auch die Schüler der höheren Classen mit den Studenten wetten, wie man den Wall zur Vertheidigung herrichte, und Bürger und Studenten ein Herz und eine Seele wären. Wir stammten natürlich hoch auf und vermeinten, wir müßten mitziehen, um zu rathen und zu thaten.

Unser guter Pastor lud den Freiheitsapostel zunächst zum Mittagessen ein; dann bei Tische begann er ganz leise sich erzählen zu lassen, warf kurze Fragen ein, nahm dann bald selbst das Gespräch in die Hand und zerpflückte in Kurzem alle die Ideale unseres Freundes, die die unsern geworden waren, zugleich so ruhig und so freundlich und doch so erbarmungslos, daß zuletzt Nichts übrig blieb, als daß Herr Schaefer die dreifarbige Binde ablegte und den Zeichenunterricht mit uns aufnahm. Seine Mission blieb gänzlich unerfüllt; er kehrte am Abend vollständig ernüchtert nach Göttingen zurück. Für das Dorf folgte eine noch bessere Ernüchterung sehr bald, als eine Abtheilung von nur zehn hannoverschen Husaren einrückte und beim Schulzen Quartier nahm. Unser Herr Schaefer aber kam zwei Tage darauf flüchtig an. Die Stadt hatte ohne Widerstand capitulirt, die Mitglieder des Gemeinderaths entzogen sich der Verfolgung, wie sie nur konnten; die Universität war geschlossen, und die Studenten eilten auf allen Straßen von dannen. Auch Schaefer konnte bei uns nicht bleiben; der Pastor gab ihm, da das flotte Leben der Revolutionswoche alle

2 dieser selben Welt den Menschen von allen anderen lebenden Wesen so scheidet, daß sie wie getrennte Welten neben einander bestehen und niemals ein Urein-  
gang sich finden, eine Verwandtschaft entstehen wird. Wie die Sprache sich zu äußern begann, in den ersten Stadien sich verhalten haben mag, später zu concretem Sprachinhalt und Sprachformen sich entwickelt hat, wird Gegenstand unserer Untersuchung sein. Ueber den Gegensatz der anderen Thiere aber läßt sich die Betrachtung kurz fassen. Keinerlei Thier hat Anlage zur Sprache, also wird kein Thier je sprechen.

Es gibt Thiere, welche den menschlichen verwandte Sprachwerkzeuge besitzen und im physiologisch anatomischen Sinne sind sie befähigt, Laute hervorzubringen, die in Form und Klang den menschlichen Worten gleichen und zu Worten sich zusammenstellen lassen; einige Thierarten können auf das Nachsprechen von Worten eingeübt werden. Aber der Hülle fehlt der Geist, welcher den mechanisch hervorgebrachten Wortklang zum lebendigen Wort befeelt. Von dem Klang bewegter Gegenstände, von der Wortnachahmung im Automaten, im Phonographen unterscheidet sich dieses „Sprechen“ der Thiere nur dadurch, daß der Proceß in jenen durch physikalische, in diesen durch physiologische Bewegungen erzeugt wird; mit dem Urgrund und dem Endziel der menschlichen Sprachen, mit der Geselligkeit, haben jene beiden Lautbewegungen Nichts gemein. Das im äußeren Gefüge wortartige Geräusch des „redenden“ Vogels kommt nicht hinaus über den Werth eines Naturlautes, durch welchen das Thier sich mit dem Menschen in Verbindung zu setzen, einen Wunsch zu äußern pflegt. Der besteingesübte Papagei regt nicht mit seinen „Worten“ den Hörer gefellig an, sondern wenn die Nachahmung besonders gut gelingt, ruft er einen komischen Eindruck hervor, oder ein Unbehagen ungefähr von derselben Beschaffenheit, wie man es im Wachsfigurencabinet empfindet, wenn ein bis zur Täuschung gelungenes aber unkünstlerisches Bild dem Beschauer entgegenstarrt. Als ich zum ersten Male ein solches Cabinet gelungenster Nachbildungen besuchte, empfand ich dieses unbehagliche Gefühl und es steigerte sich bis zum Grauen, als ich in der stillen Welt der Täuschung unvermuthet auf eine Figur stieß, deren Haupt durch eine mechanische Vorrichtung in Bewegung gesetzt war und mich anzunicken schien. Und dies war keine bloß subjective Empfindung, sondern der gleiche Eindruck auf Andere bestätigte mir den sachlichen Grund. Je näher die geistlose Gestalt, der undurchgeistete Laut in äußerer Ähnlichkeit dem Wesen des Menschen sich anschließt, um so unheimlicher stoßen sie den Ueberraschten ab. Der Mensch fühlt sich bekümmert, weil er das Hohe durch das Niedere herabgezogen sieht und doch eine gewisse Verwandtschaft seines Lebens mit dem Leblosen <sup>1)</sup>, seiner Geistesthat mit der mechanischen Bewegung anerkennen muß.

Dennoch knüpft der Widerstreit der Anschauungen auch an jenen rein äußerlichen Berührungspunkt an. Wer in allen Thieren bis hinauf zum Menschen nur eine Ureinheit mit verschiedenartigen Schicksalen und Stufen der Entwick-

<sup>1)</sup> Die wunderlichen Sitten vieler Völker bei der Leichenbestattung, der Abscheu gerade vor dem menschlichen Leichnam und die religiösen Vorschriften, welche denselben als unrein behandeln und zurückstößende Verhaltensregeln gebieten, scheinen auf dieser Empfindung zu beruhen.

lung anerkennt, findet in den „redenden“ Thieren den Beweis, daß auch in den Manifestationen der Sprache die Geschicklichkeit der Thiere das anfangende, die Fertigkeit der Menschen ein weiteres Stadium der Entwicklung bilde. Wer dagegen die Bedeutung des Menschen auf einem ganz anderen Grunde beruhend glaubt, als die der Thiere, findet diese Ansicht auf das Unwiderleglichste bestätigt durch den Vergleich zwischen den natürlichen Äußerungsmitteln, welche jedem Thiere auf eigene Weise zuertheilt sind, und der Lautbildung, welche einzelnen Thieren künstlich eingeübt ist, und durch den ferneren Vergleich dieser beiden in sich grundverschiedenen Äußerungsweisen der Thiere mit der Redefähigkeit der Menschen. Die erste Seite des Vergleiches überzeugt, daß die natürlichen Äußerungsmittel der Thiere eine bestimmte, freilich eine der Beschränktheit des Thieres entsprechende Lebensaufgabe erfüllen, die Nachahmung der menschlichen Laute aber nichts als ein müßiges Spiel ist, ohne irgend eine fortbildende Tendenz. Der Vergleich dagegen der menschlichen Sprache mit den beiden Äußerungsweisen der Thiere thut dar, daß es etwas Anderes ist, als die bloße Äußerungsfähigkeit der Thiere an sich, und etwas Anderes auch, als die sinnlich wahrnehmbare Hervorbringung der Laute und die Zusammensetzung solcher Laute zu Worten, was der menschlichen Sprache das ihr eigenthümliche Wesen verleiht. Sein durchweg höherer Beruf hat der Äußerungsfähigkeit des Menschen das höhere Ziel angewiesen, daß er vermittelt derselben strebt, empfangene Eindrücke in einen begreiflichen Ausdruck zusammenzufassen, das Bild, welches solche Eindrücke und die durch sie angeregte Combination in ihm hervorrufen, in sich selbst festzuhalten und in einem Anderen möglichst gleichartig hervorzurufen. Diesen Zweck erreicht die Sprache erst, wenn sie bewirkt, daß die Vorstellungen derer, welche in Unterhaltung getreten sind, in demselben Punkte sich begegnen. Derselbe Zweck weist ihr aber auch die unübersehbare Entwicklung fähige und bedürftige Aufgabe zu, die völlige Uebereinstimmung beider Vorstellungen herbeizuführen. Keine Absicht dieser Art bestimmt das Thier, selbst nicht zu den Äußerungen, welche die Natur ihm als Mittel der Erhaltung oder des besseren Fortkommens zugewiesen hat. Mit den „Worten“ aber, auf deren Nachahmung es eingeübt ist, verbindet es gar keine Vorstellung<sup>1)</sup>, deshalb ist für solche Worte der Begriff der Sprache völlig ausgeschlossen. „Worte“ solcher Art stehen mit keinem Gefühl in Berührung, erregen keine Sympathie, wirken in keiner Weise productiv, und die eingeübte Geschicklichkeit ist keiner Fortbildung fähig.

Andererseits darf man nicht in die entgegengesetzte unrichtige Annahme verfallen, zu welcher die ausschließliche Vertiefung in die Redefähigkeit des Menschen leicht verführen könnte, daß jede Befähigung zu absichtlicher Mittheilung nur ganz eigenartig und ursprünglich beim Menschen erst anfangen. Viele, wenn

<sup>1)</sup> Damit ist nicht ausgeschlossen, daß, was häufig beobachtet wird, die Wiederkehr derselben Erscheinung das Thier zum Hervorbringen der eingeübten Worte veranlaßt; die Kunst der Abweichung erstreckt sich auch darauf, daß solche Wechselbeziehungen gesichert werden, wie der abgerichtete Hund auf dasselbe Zeichen die hierfür eingelesene Kunstbewegung macht. Aber an dem Inhalt der Worte nimmt die Vorstellung des Thieres keinen Antheil, wie der redende Mensch.

nicht alle Thiere können auf empfangene Eindrücke in Zeichen oder Lauten reagiren, und bei vielen Thieren steigert sich diese Fähigkeit bis zu absichtsmäßiger Mittheilung und entgegenkommendem Verständniß. Das an menschliche Umgebung gewohnte Thier drückt durch Laute oder Bewegungen eine bestimmte Empfindung, ein bestimmtes Wollen aus, beansprucht oft die Theilnahme des Menschen und es gelingt ihm, die Mitempfindung in einer von ihm beabsichtigten Richtung anzuregen. Von dem Lieblingshund rühmt der Herr, daß er Alles verstehe, was man mit ihm spreche, daß er wie ein Mensch Gefühle, Wünsche ausdrücke, Mittheilungen mache. Der gezähmte Elephant „Boy“ im zoologischen Garten Berlins stieß auf die Aufforderung seines Wärters, nach empfangener Gabe, regelmäßig einen Ruf aus, welchen man bei einem unendlich redenden Menschen für ein articulirtes Wort hätte nehmen können, und die Menge der Umstehenden meinte gewöhnlich das Wort „Dank“ deutlich zu vernehmen. Gewiß ist und keine Sinnesirrung, daß Hausthiere durch Blicke, Bewegungen, Laute, welche sie allein für ihre menschliche Umgebung bereit halten, mit diesen verkehren und auch über fernliegende Dinge sich verständlich machen. An Umgang gewohnte und andere abgerichtete Thiere lernen ihre Ausdrücke den Gewohnheiten der Personen anpassen, unter deren Einfluß sie stehen, auf welche sie wirken wollen. Sich selbst überlassene Thiere haben Zeichen der Mittheilung, welche in dieser abgerundeten Form ihnen nicht angeboren, sondern durch Gelegenheit und Noth entwickelt sind. Murmelthiere warnen die ihrer Obhut anvertrauten Genossen vor einer herannahenden Gefahr durch Pfiffe, welche mit wenigstens in zahllosen Fällen, an weit auseinander liegenden Orten gleichmäßig klingen, und welche dennoch im Einzellaut und in der Combination weder auf Willkür noch auf Naturgesetz zu beruhen, sondern durch Erfahrung, Umgestaltung und Ueberlieferung ausgebildet scheinen. Thiere des Waldes locken mit eigenthümlichen Rufen einander zur Begattung, und es gelingt den Jägern, indem sie den bestimmten Ruf der Gattung naturgetreu nachahmen, hierdurch verleitete Thiere zum Schuß zu stellen. Es ist nicht bloße Abrichtung, wie beim Papagei, der in Wortform Unverständenes herausstößt, sondern wirkliches verstandenes Lernen und beabsichtigte Uebung, wenn der Hund auf eine bestimmte Anrede, auf ein gegebenes Zeichen, unter genauer Beachtung der Mienen den aufgegebenen Dienst leistet, eine ihm beigebrachte Kunst producirt, in der Ausführung sich vervollkommen.

Aus den vielen Beobachtungen, wie Thiere verschiedener Arten die Anlagen besitzen, Worte mechanisch zu gestalten und einzelne dieser Arten thatsächlich Worte erlernen und hervorbringen, ohne an dem Inhalt irgend einen Antheil zu nehmen, wie dagegen andere Thiere zwar keinen wortähnlichen Laut hervorbringen vermögen, jedoch verständliche Mittheilungen machen und entgegennehmen, innerhalb ihres Verständnißkreises sogar in Unbequemung an die menschliche Weise mit ihrer menschlichen Umgebung verkehren, folgen zwei wichtige Gesetze für den Gegenstand meiner Untersuchung. Die Mittheilungsfähigkeit an sich ist kein ausschließliches Vorrecht des Menschen; andererseits ist die Grenze, welche die Sprache zwischen dem Menschen und den anderen Thieren zieht, nicht zu suchen in der Kunstfertigkeit, Worte hervorzubringen, gleichviel welche organische Gewandtheit dabei in Betracht gezogen wird. Den einzelnen Thiergattungen ist Mit-



theilungsfähigkeit als Anlage gegeben, und so weit der dieser Gattung zu Grunde liegenden Schöpfungsidee gestattet, machen sie von der Anlage Gebrauch, entwickeln und steigern sie an der Nothwendigkeit, welche die Einzelgeschicke ihnen auferlegen und jeder Fortschritt wird für die Gattung verwerthet. Auf dieser Grundlage beruht der Verkehr der Menschen mit den Thieren, welcher von anderer Art ist als die Behandlung der leblosen Dinge zu Zwecken des nutzbaren Gebrauchs oder der Unterhaltung. Aber unüberschreitbar ist die Grenze, welche die Sprache zwischen den Menschen und Thieren zieht, durch dieselben Merkmale und denselben Inhalt, welche überhaupt das Wesen der Menschen von den Thieren trennen. An anderer Stelle habe ich diese Grundverschiedenheit ausführlicher dargestellt, wovon ich hier nur die zusammenfassenden Sätze wiedergebe. „Den Kern und Inhalt des Menschthums, die Scheidegrenze gegen die Thiere bildet, daß der Mensch in seinem Wollen und Streben nicht haften bleibt an der Befriedigung gewisser Triebe und Bedürfnisse, welche die Natur ihm anweist. In diesem engern Kreise sind die Thiere eingebannt.“ „Der Mensch allein ist es, der zwar anknüpfend an Gebote der Natur und an äußerste Grenzen gebunden, nicht bei der niedrigsten Nothdurft stehen bleibt und nicht allein dem Zuge des Behagens und der Bequemlichkeit folgt.“ Der Mensch allein ist von Trieben erregt, welche nicht durch Selbsterhaltung und Fortpflanzung bedingt sind; von Trieben, welche zu diesen großen Naturzwecken entbehrlich scheinen und doch im Innersten ihn so gewaltig aufregen, daß sie selbst in den Kernpunkt seiner Existenz umgewandelt erscheinen. Ein solcher allumfassender, bewältigender Trieb ist das Mittheilungs-Bedürfnis; das dem Menschen allein eigenthümliche Bedürfnis, daß er, ohne dadurch sein Leben erhalten, seine äußere Lage verbessern zu wollen, ohne jeden von Außen herkommenden Zwang, durch seine Beschaffenheit als Mensch sich angetrieben fühlt, gegen seinen Mitmenschen auszudrücken, was er als Eindruck empfangen hat.

Wie in den andern Lebensübungen gibt es auch im Mittheilen eine gemeinsame Zone, innerhalb deren der Mensch den anderen Thieren gleich bewegt wird und reagirt. Durch Eindrücke der Noth, des Schmerzes, der Freude, der Ueberraschung kann er unter größerer oder geringerer Theilnahme des Willens nach denselben Gesetzen (Instinct), welche die Thiere zu Auflauten und zur Aeußerung ihrer Empfindungen bewegen, in einen gleichartigen Zustand der Reaction versetzt werden. Auch der Mensch kann in völliger Vereinsamung vor Schmerz wimmern, aus Freude über die Beute aufjauchzen, aber in solchen Zuständen handelt er nicht als Mensch, sondern wie andere Thiere auch; und wenn mit größerer Fertigkeit, als sie andere Thiere bereits erreicht haben, so zeigt sich hierin die Erbschaft der langen Cultur, welche auch in den thierischen Bewegungen des Menschen sich nicht ganz verleugnet. Aber das Gebiet der Sprachmittheilung beginnt erst, wo der Geselligkeitstrieb die Mittheilung veranlaßt, entweder ganz selbständig und von jedem andern Zweck losgelöst, oder verbunden mit einem andern Zweck, der als die einzige Triebfeder erscheint, unter gehöriger Beobachtung aber den Drang nach Geselligkeit als Ausschlag gebendes Moment in sich trägt.

## II.

Der Geselligkeitstrieb ist ein Bestandtheil des Menschen; gleichfalls abgeleitet von dem System der Anziehung, welches die belebte und unbelebte Welt beherrscht, aber eigenartig gestaltet und auslaufend in die innige Verschmelzung der Gefühle, welche in der physischen Verührung mit thierischem Affect anfängt und in der sprachlichen Mittheilung bis zur höchsten Vollkommenheit und Klarheit sich emporhebt. Die Entwicklung des Menschen ist nur denkbar als eine gesellschaftliche. Jedes Kind muß eine geraume Zeit in Gesellschaft sein, bis es auch nur zur Möglichkeit einer isolirten Existenz aufgebracht ist. Wird Jemand nach diesem Erziehungsstadium von jedem Umgang abgesondert, so erhält er sich fortan als Mensch durch die Erinnerung an die frühere Geselligkeit und durch die Phantasie, welche in dem Vorleben angeregt worden und zu gestaltungsvoller Thätigkeit erstarrt ist. Je nach der Fülle der Vorerlebnisse, der Stärke der Eindrücke, der Umfassungs- und Gestaltungskraft setzt der Vereinsamte das gesellig durchtränkte Erinnerungs- und Phantasieleben fort, erhält die Phantasie den Umgang mit ehemaligen Genossen der Gesellschaft, schafft neuen Umgang mit ihren eigenen Neubildungen, welche sie zuweilen in vollkommener Täuschung körperhaft vorspiegelt. In der größten Einsamkeit gewinnt die ungeregelte Phantasie eine solche Macht, daß Gebilde des schlafenden und wachenden Traumes mit den körperhaften Dingen, das Märchen mit der Wirklichkeit um Anerkennung ihrer wahren Wesenheit streiten; dem Einsamen in der Wüste sind die meisten Offenbarungen in wörtlicher Mittheilung aus überirdischem Munde geworden, sind die meisten Engel und Teufel lebhaft erschienen. Aber auch wahrheitsgetreue Gestalten und Ereignisse erweckt die Erinnerung, die darum nicht minder wahr sind, daß die Phantasie mit ihrem Schönheitsfann zart verflärt, und nicht selten dringt der Einsame erst an der Hand dieser Führerin in die Quintessenz der Geselligkeit ein. Andere dagegen erliegen. Die schwachen Eindrücke werden verwischt, der geringere Flug des Geistes erlahmt, mit der letzten Erinnerung erlischt das Menschthum ganz und der Gesellschaftslose verfällt in die Gewohnheiten eines Thieres; von größerer Vollkommenheit, so weit die Geschicklichkeit der Glieder durch die Nothdurft des Lebens in Übung erhalten wird; von geringerer Vollkommenheit gegen jedes andere Thier, welches die Triebe der Gattung vollkräftig in sich bewahrt und nach Gelegenheit befriedigt. So kann der aus jeder Geselligkeit ausgeschiedene Mensch, je nach den Wirkungen des Vorlebens und der persönlichen Anlage, in gesteigerte Aufregung der menschlichen Empfindungen oder in thierische Versunkenheit gerathen, oder wenn Vorleben und subjective Gemüthsverfassung gleicherweise begünstigen, in angewöhnter Maßhaltung fortleben. Aber der Boden, aus welchem allein das Menschthum hervorleimt, ist die Geselligkeit; in ihr muß der Einzelne wurzeln, in ihr wurzelt die Gesamtheit der Menschen mit ihren organisch entwickelten Ordnungen.

Die Geselligkeit ist der normale Entwicklungszustand, aus welchem die vereinzeltten Ausnahmen mit verschiedenartigem Erfolg sich lösen. Zur ersten Paarung mag der Naturtrieb angeleitet haben, welcher nicht als Vorzug dem

Menschen zu Theil ward, sondern als ein Gesetz, welches für alles Lebende wirkt. Aber schon in der nächstfolgenden Ausdehnung der Vereinigung kommt das Moment der Geselligkeit rein zum Vorschein; in der Art und Nachwirkung des Familienbundes. Die Thiere entlassen die Nachkommen, sobald sie zu selbstständiger Ernährung tauglich sind, und selbst wo die Zucht sie bei einander hält, stellt sich mit der Möglichkeit selbständiger Existenz zwischen den Jungen unter einander, zwischen jedem von ihnen und den Alten völlige Entfremdung ein<sup>1)</sup>. Unter den Menschen aber bleiben die Eltern, die Geschwister, die nahen Angehörigen durch ein intimes Band vereinigt, wenn die Geschicke nicht gewaltsam auseinander reißen, und es findet sich bald die Form, welche die Familie zu einer, von den persönlichen Neigungen unabhängigen Einheit macht. Die so gewonnene Form führt aufsteigend zu immer weiteren künstlichen Einheiten; zum Stamm, zur Verbindung in Gemeinde und Staat, bis zuletzt sogar die Zusammengehörigkeit aller Menschen zu einer bewußten Empfindung, zur Grundlage folgenreicher Beziehungen wird. Indem der Geselligkeitstrieb mit der Neigung zum Fortschritt sich combinirt, strebt der Einzelne so viele Personen und Beziehungen zu umfassen, als er ohne Zerstörung anderer wichtiger Lebensbedingungen zu umfassen vermag. Der menschliche Geselligkeitstrieb aber konnte seine vollendete Verwirklichung in keiner andern Weise finden, als in der Sprache, und der Fortschritt im Geselligkeitstrieb kann sich nicht anders vollziehen, als in der Ausbildung der Sprache zum vollkommenen Austausch der Gedanken.

Wo zwei Menschen bei einander sind, ruft der Geselligkeitstrieb die Lust zum innigsten Verkehr hervor. Für die ersten rein sinnlichen Zwecke genügt die Annäherung, Berührung, das Betasten, der innige Anschluß, die Umarmung. Aber so mächtig die körperlichen Verbindungen sind, durch welche der eine Lebensstrom in den andern fließt, so reichen sie doch nur aus für solche vereinzelte Beziehungen, die nur gelegentlich und nach großen Zwischenräumen geübt werden, meist also unterbrochen sind. Sie kommen unmittelbar aus dem Drang der Empfindungen, steigern sich mit diesem bald bis zum Höhepunkt und weichen der Abspannung; eines continuirlichen Zusammenhanges sind sie nicht fähig und sie enthalten keine Mittheilung in irgend einem bestimmten Ausdruck, als nur der Lust und der Hingebung. Selbst unter dem Einfluß vernünftiger Mäßigung ist die Skala der Liebkosungen klein und bald stellt sich die Ermüdung ein, welche bis zur Ueberwindung der aus der Sättigung entstandenen Unlust die Vereinigten aus einander bringt, und weil die Unlust oder doch die naturgesetzlich auferlegte Enthaltung über den weit größeren Zeitraum sich erstreckt, bildet die Trennung den regelmäßigen Zustand. Die menschliche Geselligkeit dagegen wirkt als ein beständiger Impuls, und die Unterbrechung bietet die Pausen der Erholung, welche die Begrenztheit unseres Wesens jeder freiwilligen, noch so continuirlichen Handlung auferlegt, ohne den Begriff der Stetigkeit aufzuheben.

<sup>1)</sup> Wenn manche Thiere, wie die Rahe mit ihren Jungen, spielende Genossen bleiben und eine Familie zu bilden scheinen, so beruht dies nicht auf der Verwandtschaft, sondern auf dem Beisammensein. Zusammengebrachte Rachen werden auf gleiche Weise vertraut.

Der menschliche Trieb zur Geselligkeit äußert sich in dem fortwährenden Mittheilungsbedürfniß, das in seinen einfachsten Umrissen sich so darstellt, daß unter zwei Gesellschaftern der Eine sich angeregt fühlt, was er selbst erfahren hat, dem Andern durch einen verdeutlichenden Ausdruck verständlich zu machen, der Andere sich angeregt fühlt, dieses Mitgetheilte zu begreifen, und der letzte Zweck auf beiden Seiten ist ein möglichst nahe Mitempfinden, welches als höchste Lust und höchstes Verlangen den Menschen eingepflanzt ist. Jedem Bedürfniß, welches sich als Naturgesetz aufdrängt, entspricht ein Vermögen, welches die Natur als Mittel verlieh, daß ihrem Gebot genügt werde. Das Mittheilungsvermögen, welches dem Mittheilungsbedürfniß entspricht, äußert sich in der jeder Zeit bereiten Fähigkeit, die Aufmerksamkeit des Genossen anzurufen, einen empfangenen Eindruck ihm zu schildern und für denselben Mitempfindung in ihm zu erwecken. Nun sind wir bei dem Urquell der Sprache angelangt. Es fällt schwer, sich diesen einfach genug zu denken. In die Mitte des heutigen Zustandes, oder selbst in die Mitte desjenigen Zustandes gestellt, der für uns noch als geschichtlicher Anfang erkennbar ist, begreifen wir unter Sprache den Austausch von Worten mit genau oder annähernd begrenzter Bedeutung. Die Vorstellung von den ersten Hilfsmitteln des Mittheilungsvermögens muß sich von diesem auch in seiner denkbar größten Einfachheit unendlich complicirten Aufbau des Sprechens gänzlich losagen. Bei all der Ungulänglichkeit unserer Kenntniß von den Anfängen der Sprachen und des Sprechens, wissen wir doch genug aus dem Vergleich unseres heutigen Besizes mit Ueberresten ursprünglicher Sprachanfänge, daß bis zu der einfachsten Satzconstruction, bis zur einfachsten Wortbildung zahllose Stufen der Entwicklung hinaufgestiegen werden mußten. Die geschichtliche Spur führt kaum über die vollständig entwickelte Grundlage der heutigen Sprachen hinaus, ich möchte weder zu erforschen versuchen, noch der Zukunft in Aussicht stellen, daß dereinst werde erforscht werden können, wie geschichtlich aus dem einfachen Urquell des Mittheilungsbedürfnisses diese oder jene Sprache geworden und in eine der heutigen Sprachen übergegangen sei. Es verhält sich mit dieser wie allgemein mit jeder Genese; das erste Werden entzog sich der Beobachtung.

Aber den sichersten Leitfaden ergreifen wir, wenn wir, gleich frei von Willkür wie von der Absichtlichkeit eines als gewiß erdachten Zieles den Ursprung der Sprache suchen: in dem reinen, voraussetzungslosen Mittheilungsbedürfniß, welches wir an den Menschen aller Zeiten als Antrieb wahrnehmen; und in den beiden Mitteln der Verständigung, welche wir als die einfachsten Elemente noch in der heutigen Sprache erkennen, Lauten und gewissen ausdrucksvollen Bewegungen der Glieder von der einfachsten Art, wie sie als Anlagen angeboren sind, der Vervollkommenung fähig aber noch nicht theilhaftig.

Willkürlich, unerweisbar, dem allgemeinen Gesetze unseres Entwicklungsganges widersprechend ist die Annahme, daß die Sprache von Hause aus dem Menschen anerschaffen sei. Zwar der directe Gegenbeweis durch unmittelbar anschauende Beobachtung ist nicht zu erbringen. Einige vereinzelte Menschen sind entdeckt worden, welche niemals gesprochen oder die Sprache verloren hatten; was sich jedoch unbeschadet einer fertig verliehenen Ursprache daraus erklären ließe,

daß der Empfang wie die Erhaltung dieser Gabe eine ununterbrochene Geselligkeit unter mindestens zwei Menschen voraussetzt; wie denn erwiesener Maßen Vereinsamte das erlernte Sprechen wieder verlernt haben. Ebenso wenig stütze ich mich auf die ganz vereinzelt Sagen und schwankenden Berichte von Völkern, welche des Sprechens ganz unkundig gewesen seien<sup>1)</sup>. Wenn aus den geschichtlich bekannten Jahrtausenden und aus den ethnischen Forschungen und Entdeckungen der letzten Menschenalter nur die wenigen unsicheren Berichte sich erhalten haben, so spricht dieser Umstand schon für die Werthlosigkeit derselben, und nach meiner Anschauung sind sie wahrheitswidrig, weil in jeder Gemeinschaft von Menschen das Mittheilungsbedürfniß sofort die Anlage in Bewegung setzt und das Sprechen beginnen läßt. Möchten deshalb, was gleichfalls nicht mit Sicherheit berichtet wird, doch möglich wäre, Stämme ohne eine bestimmt ausgebildete Sprache, ohne irgend welche fertige Worte mit feststehender Bedeutung aufgefunden werden; aber unmöglich gibt es einen Menschenstamm, der keine wortähnlichen Laute hervorbringt, sondern wie jene vereinzelt Sagen gehen, nur zischt, bellt oder einen andern Naturlaut von sich gibt. Ich halte das volle Gegentheil für wahrscheinlicher, daß niemals andere Menschengemeinschaften beobachtet wurden, als die mit einer bestimmten Sprache bereits ausgestattet waren. Wir übersehen eben nur einen Theil der schwierigen Arbeit, welche das Geschlecht auf die Ausbildung der Sprache verwendet hat. Es ist noch keine Menschengattung in ihren allerersten Culturansätzen beobachtet worden, in geschichtlicher Zeit hatte eine jede bereits einen großen Theil der Arbeit gethan und das Menschthum in sich bis zu einem bedeutsamen Abschnitt entwickelt; mit welchen Anstrengungen und durch eine wie lange Zeitdauer, das läßt sich mit immer größerer Deutlichkeit ahnen, sobald eine neue Entdeckung ein völlig überlebtes Stadium unvollkommener Ausdrucksweise offen legt. An eben diesen unterscheidbaren Stadien verschiedenen Inhalts thut sich kund, daß die Anlagen zum Sprechen, nicht aber die Anlage selbst in irgend einem Anfange irgend welchen Menschen als Gabe verliehen war. In den Gaben und Anlagen hat die Natur keinen Stamm bevorzugt. In allen natürlichen Körperbewegungen sind gewiß alle Menschen in gleicher Entwicklungszeit zu einem gleichartigen Maß der Tüchtigkeit gelangt, aber in allen Werken der Kunstübung, zu denen nur die Anlagen gegeben waren, sind Zweige des Menschengeschlechts früher oder später herangereift. Und in der That können wir verschiedene Stadien controliren, welche die nähere und weitere Entfernung von dem mühevollen Anfang nachweisen, und es wird uns schon aus den bisherigen Beobachtungen leicht, auf einen gleichartigen Anfang, ein gleichartiges Streben und einen nach Zeitdauer und Kraftaufwand verschieden bemessenen Erfolg zu schließen.

<sup>1)</sup> In Geschichtswerken des Alterthums habe ich solche Angaben nur gefunden, einmal bei Herodot, wo von einem Stamme an der nubischen Küste erzählt wird, der nicht spreche, sondern nach Art der Fledermäuse zische, und das andere Mal bei Max Duncker (Geschichte des Alterthums), der nach einer mit Sagen gespeisten Quelle des Alterthums einen afrikanischen Stamm erwähnt, der nach Art der Hunde belle. Aus neuester Zeit habe ich Aehnliches gehört über einen neu aufgefundenen Stamm in Asien, doch habe ich die literarische Spur nicht aufgefunden.

Ursprüngliche Anlagen waren die Bewegung der Glieder und die Bildung von Lauten, hervorgerufen durch Eindrücke, denen die Bewegung als ein adäquater Ausdruck oder als Reaction entspricht. Beides beobachten wir an dem Kinde in den ersten Lebensmomenten<sup>1)</sup>, in welchen es noch ganz den ursprünglichen Anlagen folgt, und allmählig stellen sich die Uebergänge ein. Die erste dem Anscheine nach ganz unwillkürliche Reaction ist der Aufschrei, mit welchem das normal gebildete Kind in die lastvolle Arbeit der selbständigen Athmung eintritt. Als bald mischt sich der Wille mitbestimmend ein und sein Antheil wächst mit dem Erwachen und Steigen des Selbstbewußtseins. Raum ist dem Kinde die Freude der Nahrung aufgezwungen worden und es schreit, sobald die Unlust des Hungers es anwandelt und die Lust nach Befriedigung erwacht. Ebenso verhält sich das Kind zu den Erfahrungen, welche es mit dem Lager, der Wärme, der Reinlichkeit, mit Schmerzempfindungen gemacht hat. Allmählig wird es für mannigfaltig verschlungene Eindrücke empfänglich und die combinirtesten Wünsche stellen sich ein. Mit dem Unterscheidungsvermögen nimmt der Ausdruck der Empfindungen eine immer bestimmtere Form an, indem er einen möglichst nahen Anschluß an innere Vorgänge sucht. In den allerersten Anfängen folgen die Bewegungen, die Laute lediglich einem allgemeinen Zuge des Begehrens und der Abwehr, aber schon früh, lange vor der Aneignung und Hervorbringung von gebräuchlichen Worten, müht sich das Kind um einen speciellen Ausdruck seines Wollens und seiner Abneigung, und es nimmt zur Hilfe, was sich ihm zunächst und am leichtesten darbietet, bald Zeichen und Bewegungen der Glieder, bald Laute in verschiedenartiger, anscheinend willkürlicher Gestaltung, die jedoch auf irgend einem für das Kind maßgebenden Grunde beruhen<sup>2)</sup> und auf irgend eine Verwandtschaft mit dem Gegenstande oder mit der Richtung des Wollens hinweisen. Und hat das Kind an seinem eigenen Bedarf und an dem Verhalten der Umgebung einmal erfahren, wie nützlich ihm ist, nicht allein die

<sup>1)</sup> Die Entwicklung des Kindes ist ein wichtiges, bisher sehr vernachlässigtes Feld der Beobachtung für die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Große Vorsicht ist freilich geboten, weil bei den individuellen Anlagen jedes Kindes, auch in seiner Körperbeschaffenheit, das Ergebnis der vorangegangenen Cultur seiner Ahnenreihen nicht unerheblich in's Gewicht fällt. Aber in gewissen Hinsichten fängt der Mensch in jedem Kinde von vorn an, und in anderen Hinsichten ist der Entwicklungsengang, wenn auch unter einer anderen Combination von Fähigkeiten, mindestens analog der allgemeinen Menschenentwicklung. Einzelne solcher Momente benutze ich an dieser und an einigen anderen Stellen dieser Abhandlung. Dagegen möchte ich mir für eine selbständige Untersuchung vorbehalten, die Grenzen darzulegen, innerhalb deren das Leben des Kindes in der bezeichneten Weise verwertet werden darf, und in einigen leitenden Fügen an der Hand von Erfahrungen die Ergibigkeit der Ursache zu prüfen.

<sup>2)</sup> Nach meinen Wahrnehmungen entscheidet überwiegend bei ungewöhnlich früh sprechenden Kindern der Zufall, bei spät sprechenden Kindern die eigene Gedankenarbeit, welche freilich oft genug den undeutlichsten Effect hervorbringt.

Interessant ist an den ersten articulirten Äußerungen des Kindes zu unterscheiden, welche völlig imaginär, und welche bereits durch die Nationalsprache beeinflusst sind. In die erste Kategorie zu fallen scheinen gewisse, den Kindern verschiedener Nationen gemeinsame Bezeichnungen, wie Ma, Pa, Ta; anderseits auch solche Laute, welche Kinder unabhängig, von vorgegebenen Wortbildungen, nach individueller Sinneswahrnehmung und Organbeschaffenheit sich zurecht machen.

Aufmerksamkeit der Umgebung zu erregen, sondern auch deren Aeußerungen zu beachten und die eigenen Aeußerungen danach einzurichten, so lauscht es auf die Zeichen und Laute, welche daher kommen, und eignet sich nach und nach ein Verständniß derselben an, bis Intelligenz und Organe zur Wortkenntniß heranreifen und der wunderbare Proceß der Wortföbung beginnt. Weiter, als bis das Kind mit reflectirter Absicht aus den Vorräthen der Cultur für den bequemeren Gebrauch zu schöpfen angefangen, will ich die Entwicklung derselben nicht verfolgen, weil von da ab jede Analogie aufhört zu dem ursprünglichen Menschen, der keinen Vorrath fand, sondern völlig neugestalten mußte. Auch auf die früheste Kindheit, schon auf den werdenden Menschen übt die Cultur einen erheblichen helfenden Einfluß; aber so viel ich für diesen Einfluß in Anzug bringe, bleibt immer noch ein brauchbarer Zeitfaden zu Schlüssen aus den ersten Mittheilungsphasen des Kindes auf die ersten Mittheilungsphasen des Menschen in seiner frühesten Kindheit, und diese stimmen überein mit den Schlüssen, in welchen andertweitige Erfahrungen mit der Vogelf zusammenreffen.

### III.

Laute und Bewegungen der Glieder waren die gegebenen Mittel, der Mittheilungsbrang bot den Anreiz, die bereitstehenden Mittel zu handhaben und auszubilden. Unter den beiden Aeußerungsarten müssen ursprünglich die Bewegungen der Glieder als Zeichen der Vorstellung überwogen haben. Gering ist die Zahl der Laute, welche dem Kinde in den ersten Mittheilungsstadien zu Gebote stehen; nicht sehr mannigfaltig sind die Naturlaute, welche die einzelne Thiergattung für ihren Ausdrucksbedarf empfangen und ausgebildet hat und es gibt nur wenige der Natur abgelassene Laute, welche in der heutigen Sprache noch zu erkennen, in bestimmte Wortformen aufgenommen sind oder gelegentlich zum Ausdruck kommen. Die Sprachlaute sind einer umfangreichen, fast unbegrenzten Combination fähig, die wenigen Naturlaute sind kaum anders als durch den Tonfall, durch Erhöhung, Dehnung, Verdoppelung zu variiren, durch die Intensität des Luftdruckes in den Sprachorganen zu steigern oder herabzumildern, und der Combinationswerth aller dieser Grade reicht nicht weit<sup>1)</sup>. Die Bewegungszeichen sind viel zahlreicher, einer weit umfangreicheren Combination fähig, als die Naturlaute, überbieten diese an Werth als Verständigungsmittel. Wollen Zwei, welche keinerlei Gemeinschaft des Sprachausdruckes besitzen, sich dennoch verständigen, so vermögen sie es durch Laute sehr wenig, weit mehr dagegen erreichen sie durch Bewegungszeichen, welche nach kurzem Zusammenleben als das natürliche Mittel der Verständigung sich erweisen, neben welchen Natur- und Nachahmungslaute ab und zu Aushilfe leisten. Die Mimik im modernern Sinne ist bereits eine Frucht der Sprache, und selbst die Bewegungszeichen, welche ganz

<sup>1)</sup> Die Naturlaute bewegen sich nur in den Vocalen und deren Biegung; Consonanten und zusammengesetzte Vocaleusdrücke, welche keine bloße Biegung sind, fallen bereits in das Gebiet der Wortlaute. In den Thierlauten kommen keine Consonanten und keine Vocalzusammensetzungen vor. Sinnestäuschungen und der unwillkürliche Versuch, Naturlaute buchstäblich wiederzugeben, machen zuweilen das Gegentheil glauben.

ursprünglich in Gebrauch kommen und nicht mimisch genannt zu werden pflegen, sind mit den durch die Sprache geschaffenen Vorstellungen und Erkennungsmerkmalen innig verwebt. Mit Hilfe dieser haben sich theils sinnverwandte, theils symbolische, theils bloß durch Übung bestätigte Bewegungen mit herkömmlicher Verständlichkeit ausgebildet. Dadurch haben die Bewegungen einen über den ursprünglichen weit hinausgehenden Werth als Verständigungsmittel gewonnen. Dennoch ist die vollendetste mimische Darstellung, verglichen mit der Rede, sehr eingeschränkt im Umfange des darstellbaren Inhalts und so einförmig, daß das moderne Ballet, mit allem Aufwand und Auspuß, seinen Reiz fast ausschließlich aus der Anziehungskraft des Körpers und aus der Schönheit der Bewegungen herholen muß; als Drama ist es armselig, unbeholfen und tief unter der niedrigsten Stufe des Wortdramas. Wie denn überhaupt die über den allereinfachsten Inhalt hinausgehenden Bewegungszeichen von so geringer Bestimmtheit sind, daß für die verschiedenartigsten Gefühlsregungen dieselben Bewegungen dienen und oft wiederum viele Bewegungen nothwendig sind, um ein etwas zusammengesetztes Gefühl annähernd zu verdeutlichen.

Aus solchen Wahrnehmungen ziehe ich mein Urtheil über die vermuthliche Reihenfolge der Entwicklung. Als der Mensch mit den ersten Mittheilungen sich versuchte, fand er die bereitesten und zahlreichsten Hilfsmittel in den Bewegungen der Glieder und er bediente sich ihrer, wie sie den empfangenen Eindruck am besten auszudrücken schienen. Daneben brachen einige Naturlaute fast unwillkürlich hervor, andere bildeten und vermittelten die Uebergänge von ganz natürlichen zu berechneten, von ganz einfachen zu componirten Lauten. Rufe der Ueberraschung, des Schreckens, der Freude; der tiefere Athemzug, der Seufzer; das Rascheln in dürren Blättern, Nachahmung des Riesels und mannigfacher Geräusche der Thiere, der bewegenden und erklingenden Luft — geben einen andeutenden Schattenriß von der Stufenleiter, an welcher der Mensch zum Bereich der sprachlichen Lautbildung sich hinauffchwang. Als er, im fortschreitenden Bedürfniß und Vermögen des großen Reichthums sich bewußt wurde, welches die Combination von Lauten darbot, wendete er sich mit größerem Fleiß der Ausbildung dieser Geschicklichkeit zu. In solchen Versuchen begann die Rede und ihrer Natur nach müssen diese schon, gegen die bis dahin aufgewendeten Mühen, eine große Ersparniß an Kraft und Zeit eingebracht, muß jede halbwegs gelungene Fixirung eines mit einem bestimmten Laut verbundenen Sinnes die Art der Verständigung erleichtert, die Häufung solcher gelungenen Versuche das Gebiet der Verständigung erweitert haben. Da dieses Wissen und Können die Mittheilung zum Inhalt hatte, so war es seiner Natur gemäß, daß jede Bereicherung auf den Umgangskreis sich ausdehnte, und im Gegensatz zu anderen Auffindungen und Fertigkeiten war es unmöglich, daß der Einzelne, aus Eigennutz oder anderen Gründen, seinen Erwerb als Geheimniß für sich behielt. Welch ein Reiz in der gemeinsamen Arbeit, welch ein Lohn in dem täglich sich offenbarenden Erfolg, in dem Nutzen und in der Anerkennung Vieler, welche sichere Obhut des Erworbenen in dem allgemeinen und täglichen Gebrauch. Hier konnte es nur ein Ansammeln geben, keine Einbuße. Ob tausend Ansätze scheiterten, Niemand ermüdete; es war kein Stück Arbeit, welches in fremdes



Eigenthum übergehen sollte und der nicht reichlich genug belohnte Arbeiter ungethan läßt, sondern unabhängig von den Anstrengungen für den Lebensunterhalt, als bester Theil der Ruhe in der Unterhaltung, bewußt oder unbewußt, wurden die neuen Lautbildungen hervorgebracht und angenommen, und es war ein fortgesetzt wirkender Proceß, daß das Untaugliche bald wieder verschwand, das Taugliche aber blieb, im Gebrauch sich befestigte und zur bequemerer Handhabung abschliß. So denke ich mir die erste Entstehung einfachster Worte (Wurzeln, Stämme).

Was geschah inzwischen mit dem andern originären Hilfsmittel der Verständigung, mit den Zeichen und Bewegungen der Glieder? Wo für einen darzustellenden Stoff, der bis dahin nur durch Zeichen, vielleicht durch schwerfällige Bewegungen begreiflich zu machen, ein Wort gefunden und gemeinverständlich war, ergab es sich von selbst, daß das bequemere Ersatzmittel die frühere schwerere und minder vollkommene Uebung ganz verdrängte. Wurde das Sch w i m m e n vorher durch wiederholte Stoß- und Curvenbewegungen der Arme, später durch eine kurze Lautcombination verständlich gemacht, so mußte natürlich die mühevollere, länger dauernde Arbeit der Armbewegungen wegfallen. Aber weder darf man die Entstehung und Einbürgerung der Worte sich so einfach, noch in ihren selbständigen Anfängen so bestimmt und losgelöst von begleitenden Zeichen denken, noch fiel neben vollendeten Sprachgebilden der Werth der Körperbewegungen gänzlich fort, noch endlich ist es Verus des menschlichen Geistes und der Sprache, die empfangenen Eindrücke und innerlich wirkenden Empfindungen lediglich durch Worthilder auszudrücken, sondern auch sie erhalten beseeltes Leben erst durch die am Körper sich offenbarenden Bewegungen, wie die Schönheit nicht in den plastisch geregelten Formen sich vollendet, sondern in dem beseelten Leib, der eben so schön bewegt wie schön gestaltet ist.

Die Worte brachten nicht gleich mit dem Entstehen das Verständniß ihrer Absicht mit sich, sondern sie bedurften je nach dem Verhältniß des Inhalts zum Laut und noch anderer Eigenthümlichkeiten mehr oder minder nachdrücklich und andauernd, der Erläuterung durch das zur Zeit geläufigere Mittel der Verständigung, durch Zeichen und Bewegungen der Glieder. Es gibt Forscher, welche den ersten Wurzelwörtern durchweg phonetischen oder poetischen Ursprung zuschreiben. Den Tönen, Lichtwirkungen, anderen Effecten, welche ruhende und bewegte Eigenschaften unseren Sinnen, besonders dem Gehör oder auch den Sehnerven zuführen, habe der Mensch einen solchen Lautausdruck gegeben, welcher entweder unmittelbar jene Naturanschauung nachahme oder die Sinne durch gleichartige Einwirkung gleichartig erzeuge. Ich stimme jener Anschauung nicht bei. Alle für dieselbe angeführten Beweise sind unkräftig, besonders ist es vergeblich, an einer großen Zahl von Wurzelwörtern einer oder mehrerer Stammsprachen die Ähnlichkeit der hervorspringenden Buchstaben mit der sinnlich vernehmbaren Naturwirkung des Gegenstandes zu vergleichen und hieraus den poetischen Ursprung zu erhärten. Die Vocale haben für diesen Zweck der Untersuchung einen untergeordneten Werth, da sie, außer ihrer Verwendung zu Naturlauten, in der Gestaltung von Wortlauten fast ausschließlich nur bestimmt sind, die Tonweite zu kennzeichnen, weshalb sie mehr das physische Element der Worte

bilden. Für das poetische Element kommen ausschließlich, oder doch bis zur Regel überwiegend die Consonanten in Frage. Es gibt aber nur wenige charakteristische Urconsonanten und jeder von ihnen hat so viele Abtönungen und Uebergänge, daß sie nicht allein unter einander Zusammenhang und Verwandtschaft gewinnen, sondern auch in sich und in ihren unmittelbaren Umleitungen eine weite Scala von Lautwirkungen umschließen. Danach erscheint fast jeder Urconsonant durch abtönende Klangfärbung fähig, die mannigfachsten Sinneseffecte auszudrücken. Die Wurzelziehungen und Deutungen derjenigen Forscher, welche die poetischen Quellen für die ergibigsten halten, so nützlich sie der philologischen Forschung sind, für die genetische Aufklärung des Wörtergrundes haben sie keinen Werth. Es ist zu viel Denken und zu wenig zwingende oder auch nur entgegenkommende Natürlichkeit in der Methode, welche die Wortwurzeln mit den Sinnwirkungen der Gegenstände zusammenpaart, als daß sie tauglich wäre, bis in die Gedankenstätte der ersten Wortbildner zurück zu leiten, und der poetische Beweggrund hat es doch nur mit den allerersten Anfängen zu thun. Ueberdies wird in dieser Darstellung der Sprachanfänge zweierlei übersehen, was an sich schon genügt, die in dieser Methode gesuchte Aufklärung zu verdunkeln. Die Naturlaute der bewegten Gegenstände kommen, selbst unserem auf die bestimmten Consonanten eingeleiteten Ohre, nicht rein und nicht allen gleichklingend zu Gehör; noch weniger ist dies bei anderen als Gehöreffekten der Fall. Es ist bekannt, daß aus dem Glockenklang beliebige Worte mit den verschiedensten Consonanten gehört werden können; ebenso bekannt ist, daß ursprünglichen Naturlauten von verschiedenen Personen ganz verschiedene Buchstabenetzte untergelegt werden, daß, beispielsweise, in demselben Geräusch dem Einen das K, dem Anderen das R mit beherrschender Deutlichkeit heraustönt. In der deutschen Sprache sind mancherlei Vögel nach den ihnen eigenthümlichen Naturlauten benannt; darunter beispielsweise der Auehahn, aber wer will feststellen, ob der wirkliche Ruf in „Auiwit“ oder „Dibit“ besser wiedergegeben werde, und ob nicht noch „Didrit“ zulässig sei. Und doch sind wir schon an die in unserer Sprache temperirten Buchstaben so sehr gewöhnt, daß wir mit weitgehender Uebereinstimmung ihren Klang gleichmäßig formen, und daß wir mit einiger Reichtigkeit den Weg finden, die Naturlaute mit bestimmt geformten Consonanten in eine für uns erklärliche Klangverbindung zu bringen. Sehr erschwert wird diese Uebertragung schon, wo Dialekte die Klangfarbe einzelner Consonanten umgestalten oder ihre charakteristische Schärfe abzuschleifen beginnen. Während wir nicht einmal innerhalb desselben geographisch abgerundeten Sprachgebietes verbürgen können, daß derselbe Consonant in den Ohren aller Sprachgenossen übereinstimmend klinge und gleichartige Klangvorstellungen hervorrufe, setzt die poetische Erklärungsweise voraus, daß die ersten Wortbildner die Consonanten in der heute scharf ausgebildeten Bestimmtheit ausgesprochen und gehört, die völlige Analogie der Naturlaute und anderer Sinneswirkungen erkannt und begriffen haben, und daß Alles dies unter den Genossen auf gleiche Weise geschehen sei. Ich dagegen bescheide mich, daß wir, die wir lange herumirren, ohne endgiltig festzustellen, wie Römer, Griechen, Hebräer einzelne ihrer Buchstaben aus-

gesprochen haben <sup>1)</sup>, von den Klangwirkungen der jetzigen Consonanzlaute in den Werbetagen der Worte nichts Genügendes wissen, noch je genügende Kenntniß erlangen werden, um aus den heutigen Wurzeln die Richtung des Sprachbildungs-triebes mit wissenschaftlicher Bestimmtheit aufzuklären.

Für das Wahrscheinlichere halte ich, daß an der ersten Wortbildung Zufälle und Vorgänge, welche unter den damaligen Umständen innerlich begründet waren, durch einander gewirkt haben; die Auffindung der Zufälle, die Aufklärung der originären Beziehungen halte ich für unmöglich. Unter den innerlich begründeten Vorgängen gab es gewiß auch poetische Einwirkungen, deren Umfang ich jedoch nur verhältnißmäßig klein schätze, weil die Naturlaute zu wenig distinct und nur geringer Combination fähig, die anderen psychischen Einwirkungen aber zu ungleichmäßig, zu individuell verschieden und für consonanzliche Beschreibung wenig tauglich sind. Viel eher möglich, sogar wahrscheinlich ist, daß in den späteren Stadien einer bereits vollkommeneren Sprachgestaltung der phonetische und poetische Werth der Buchstaben in die endgiltige Revision der Worte eingriff, als man sich damit beschäftigte, die Wortwurzeln zu schreiben, oder die Worte für Niederschrift oder grammatische Aussprache buchstabemäßig zu redigiren. In einem solchen weit vorgeschrittenen Stadium des Sprechens und des Denkens philosophirte bereits der Redende über Inhalt und Gestalt der Worte, und für einen solchen Zeitpunkt ist es natürlich anzunehmen, daß manche Umbildungen und Wortklärungen vor sich gingen, welche am Gehör geprüft wurden, wobei dem Klangwerth der Buchstaben eine erhebliche Rolle zufallen mußte. Diesem Umbildungsproceß nachzuforschen, ist ein würdiges Ziel der vergleichenden Sprachwissenschaft, welche auf diesem Wege die geschichtliche Entwicklung vieler Worte aufzrollen, über den Geist und die Verwandtschaft von Nationen bedeutsame Aufschlüsse erwerben kann, aber bis zur Genesis einer Ursprache führt sie nicht hinaus. Besonders hätte man sich vor dem verführerischen Irrthum, als ob die Eindrücke der Sinne, in erster Linie des Gehörs, oder auch des Gesichtsinnes, zur Nachahmung in anstimmenden Lautbewegungen angeregt, und daß das Verständniß des Hörers, vermöge der gleichen Empfindung derselben Sinne, sofort gewonnen oder leicht vorbereitet worden wären. Nicht einmal heute mit den grammatisch und national geschulten Sinnesorganen, nach dem völligen Umgestaltungsproceß der Worte, bei welchen auch das poetische Moment mitwirkte, führt diese Methode weit, wenn man nicht ein bis in's Humoristische getriebenes System von Umwandlung, Verschiebung, Verschmelzung von Lauten zu Hilfe nimmt.

Wie immer Zufälle, subjective Klangempfindungen, Sinnesreize und andere Motive zu den ersten Versuchen von Sprachlauten angeleitet haben, deutlich genug waren die ersten Worte nicht, um für sich allein zu bestehen und jedes andere Mittel der Mittheilung entbehrlich zu machen. Die Fälle, in denen der erste Versuch lautlicher Darstellung sofort volles Verständniß beim Hörer fanden,

<sup>1)</sup> Beispielsweise das β., das Digamma, die Vocalzusammensetzung α υ, das spiritirte δ oder ϑ im Griechischen; das c, v und r im Lateinischen; die verwandt lautenden ך und ם, ן und ך, ן und ך, ן und ך im Hebräischen.

konnten nicht zahlreich gewesen sein, und es ist fraglich, ob es überhaupt solche gab. Dagegen spricht die dreifache Schwierigkeit: richtig zu hören, das Gehörte in einen möglichst adäquat gebildeten Laut zu übertragen und die völlige Uebereinstimmung der beiden Unterhaltenden in der zweifachen Sinnesvorstellung; für die ersten Mittheilungsstadien eine kaum denkbare Combination auch nur in wenigen Fällen. Deshalb waren die Körperbewegungen gar nicht zu entbehren, und es ist wahrscheinlich, daß diese als hauptsächliches Mittheilungsmittel vorangegangen sind. Naturlaute waren ursprünglich, aber sie waren weder mannigfaltig genug, noch gaben sie dem Ausdruck genügende Bestimmtheit; articulirte Laute mögen, bei besonders geeigneten Anlässen, sehr bald sich eingestellt haben, aber bis sie ausgebildet und eingeübt waren, dienten sie gewiß nur zur Begleitung der Bewegungen, welche sie verständlicher machen sollten. Wegen ihrer natürlichen, noch jetzt erkennbaren Beschaffenheit fiel die Priorität den Bewegungszeichen zu. Die Motive, sie mit Lautäußerungen zu begleiten, und später sie durch Lautäußerungen zu ersetzen, können mannigfach gewesen sein; um größere Deutlichkeit oder Bestimmtheit hinzuzufügen, als das bloße Zeichen gewährte; um die nicht geringen Anstrengungen, welche die Bewegungen verursachten, möglichst zu erleichtern; oder weil ein zur Lautäußerung anregendes Moment in der darzustellenden Erscheinung den Mittheilenden in einer neuen Weise oder besonders heftig aufregte. Wenn nun für einen Gegenstand der Darstellung ein Zeichen gebräuchlich und verständlich war, oder zwischen zwei Personen gebraucht war und zur Verständigung geführt hatte, und wenn alsdann Einer angeregt wurde, denselben Gegenstand lautlich darzustellen, so ließ er natürlich das erste Verständigungsmittel nicht sogleich und nicht eher fallen, als bis er gewiß war, durch die Lautäußerung das Ziel mindestens mit der früheren Deutlichkeit zu erreichen. Sonach bildet die zweite Stufe der Sprachbildung, daß Zeichen und Lautäußerungen zusammen die Mittheilung bewirken, wobei zunächst der Laut die Unterstützung des älteren Mittheilungsmittels übernahm. Aus vielen Gründen, wegen der größeren Combinationseigenschaft, der geringeren Mühe, der schnelleren Erledigung, wandte sich die Vorliebe den Lauten zu, sofern diese nur den Dienst der Zeichen leisteten. Auch schon auf dem Wege dahin wurden die Bewegungszeichen minder ausdrucksvoll und in dem Verhältniß abgeschwächt, als die Erklärungskraft der Laute zunahm, und es lehrte sich an einem bestimmten Grenzpunkt das frühere Verhältniß insofern um, als nunmehr der Laut das Haupt- und das Zeichen das begleitende Hilfsmittel wurde. Hatte der Laut im Umgangskreis völlige Anerkennung und genügende Deutlichkeit gewonnen, so konnte das Zeichen gänzlich entbehrt werden.

Demnach lassen sich, zur systematischen Uebersicht verschiedene Stadien der Sprachbildung abgrenzen: in denen Zeichen alleiniges Mittheilungsmittel waren; die Lautäußerungen hinzutraten und Hilfsmittel wurden; die Lautäußerungen vorwogen und die Zeichen als Hilfsmittel dienten; endlich die Lautäußerungen zur umfassenden Regel geworden sind, oder wie man den heutigen Zustand bezeichnen darf, die Sprache in einer Combination von Worten besteht. Aber es gab keine

diesen Stufen entsprechenden, genau abgegrenzten Perioden, sondern die Entwicklung geschah im stetigen Fluß, und ist bis heute noch nirgend abgeschlossen. Noch bei Völkern hochgradiger Civilisation erhielten sich Bedürfnis und Gewohnheit, die Worte mit erklärenden Zeichen zu verbinden, weil die Worte allein für die Bestimmtheit des beabsichtigten Ausdrucks nicht hinreichten. Einen belehrenden Einblick in dieses Verhältniß gewähren die Hieroglyphen. Diese hatten wahrscheinlich ihren Ursprung nicht, wie man vielfach annimmt, in der Absicht, die Schriftzeichen zu erläutern, als vielmehr die mannigfachen Deutungsfähigen Worte für den beabsichtigten Sinn zu fixiren. Der Mangel an Buchstaben konnte schwerlich Verlegenheit bereiten und zu dem weitläufigen Apparat der Hieroglyphen zwingen. Die schriftliche Aufzeichnung entstand erst in einem so vorgeschrittenen Stadium der Geistesentwicklung, daß, nachdem die Absicht schriftlicher Aufzeichnung eronnen war, die Buchstaben leicht gefunden werden konnten, wie sie denn in den späteren Jahrhunderten der Hieroglyphenzeit vollständig gefunden waren und neben den bildlichen Zeichnungen gebraucht wurden. Nichts leichter, als die wenigen Buchstaben, nachdem sie einmal eronnen waren, lautmäÙig zu fixiren und gemeinverständlich zu machen. Viel schwerer dagegen war, die Menge der darstellbaren Gegenstände mit einer gleichen Menge von Worten zu versorgen, jedem Gegenstand einen ihm eigenthümlichen Ausdruck zu geben. Viele Gegenstände mußten sich mit demselben Wort behelfen. Es ist schwer zu erklären, welche Umstände die Gruppe von Sachen und Begriffen unter demselben Ausdruck brachten, und es fehlen wahrscheinlich die Anhaltspunkte meist, wie für den Wörtergrund überhaupt. Leicht dagegen erklärlich ist die Entstehung der zahlreichen Synonymen. In den mannigfachen Versuchen die Ausdrücke zu fixiren, gelang es vielen Bezeichnungen sich für denselben Gegenstand zu erhalten, weil dem einen Kreis oder bei der einen Gelegenheit diese Bezeichnung, in einem anderen Kreis oder unter anderen Verhältnissen eine andere Bezeichnung treffender erschien; auch verhalfen verschiedene Eigenschaften demselben Gegenstand zu verschiedenen Bezeichnungen, ohne daß der Redende oder der Hörer sich bewußt wurden, nur einen Theil und nicht vielmehr das Ganze zu beschreiben. Aus diesen und gleichartigen Gründen bürgerte sich in demselben Umgangskreis eine Vielheit von Wörtern für denselben Begriff ein und die individuelle Willkür ursprünglicher Versuche war längst entfernt, als der Gebrauch dem Redenden noch erlaubte, unter der Menge von Wörtern auszuwählen, welches ihm gerade bequem war, ohne irgend eine Begriffsschattirung gegen das gleichdeutige andere Wort damit zu verbinden. Der Hörer bedurfte, wenn für denselben Gegenstand viele Worte mit völlig gleicher Bedeutung zur Auswahl standen, viel größerer Geschicklichkeit und Geistesanspannung, um den Sinn des Wortes sofort zu erfassen, als wenn nur ein einziges Wort gleichmäÙig für denselben Begriff gebraucht wurde. Ganz natürlich, daß der Redende mit einem erläuternden Zeichen nachhalf, so lange das Wort für die Deutlichkeit nicht ausreichte. Bei den Synonymen mußte, im Verhältniß zur Menge, der Zeitpunkt momentaner Verständlichkeit später eintreten, und die Menge der Synonymen war, wie älteste Sprachdocumente vermuthen lassen, noch in Perioden der Niederschrift erstaunlich groß. Vollends die Homonymen konnten kaum ge-

braucht werden, ohne daß eine Erläuterung hinzutrat. Noch heute, bei den wenigen Homonymen, die sich erhalten und neugebildet haben, bedarf es, wo nicht die Logik des Satzes den Sinn des zweideutigen Wortes leicht erzielt, der Erläuterung, welche schriftlich meist in verschiedener Schreibart, mündlich im Tonfall oder durch ein anderes Begleitzeichen gegeben wird. In sprachlich alten Vorzeiten war die Zahl der vieldeutigen Worte sehr groß, die Bedeutungen eines solchen Wortes sehr mannigfach, und die Aushilfe stand bereit in den Bewegungen, welche seither gebräuchlich oder als begleitendes Moment leicht zu regeln waren<sup>1)</sup>.

Aber nicht blos in der abgeschlossenen Vergangenheit, noch jetzt muß wegen ungenügender Sprachkenntniß die Mimik als Mittel der Verständigung dienen und selbst in der eigenen Muttersprache unterstützende Aushilfe leisten, weil der sprachliche Ausdruck die Absicht nicht genügend verdeutlicht oder dem Redenden für seine Zwecke unzulänglich erscheint. Im Verkehr mit Fremden, deren Sprache uns nicht geläufig ist, nehmen wir zum Ausdruck durch Körperbewegungen Zuflucht, und eine weit kürzere Gemeinschaft, als zum Erlernen der Worte, genügt, um mit diesem Hilfsmittel eine für den gewöhnlichen Gebrauch ausreichende Verständigung herbeizuführen. Erregbare Völkerschaften pflegen ihre Reden mit lebhaften, wilde mit heftigen Geberden zu bezeichnen, weil das bloße Wort ihnen noch nicht voll und ganz die Eindrücke wiederzugeben scheint, unter deren Herrschaft sie stehen<sup>2)</sup>. Annähernd gleichartiger Bewegungen bedienen wir uns im heftigen Affect, in welchem die Ausdrucksfähigkeit der Sprache übersprudelt. Die meiste Verwandtschaft mit den Doppelausdrücken der frühen Sprachperiode in Wort und Zeichen hat unsere fast unbewußt vollbrachte Gewohnheit, solche Worte, welche nur dem Namen nach geläufig aber inhaltlich nicht eingelebt sind, durch Zeichen zu unterstützen, welche uns den Begriff näher bringen; wie beispielsweise Elle, Schuh, Fuß, Meter durch Distanzierung der Handflächen, Kreis, Ellipse, andere mathematische Begrenzungsflächen durch Fingerbewegungen verdeutlicht zu werden pflegen<sup>3)</sup>.

Aber noch in weit umfassenderer Weise sind die Bewegungen des Körpers

<sup>1)</sup> In einer vortrefflichen Abhandlung „Ueber Sprache und Aegyptische Sprache“ (Monatsschrift „Nord und Süd“, Band 9, Heft 27, Juni 1879, S. 358 bis 369) hat Herr E. Abel in Berlin an den Homonymen und Synonymen, welche in der altägyptischen und koptischen Sprache vorkommen, die Nothwendigkeit begleitender Zeichen erwiesen und schöne Gedanken daran geknüpft, wie die Sprache aus unverständlichen Anfängen zu größerer Verständlichkeit sich entwickelt habe. Ich hatte die im Texte vertretenen Ansichten in einem früher (April 1879) in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage bereits entwickelt, doch ist die jetzige Darstellung nicht unbeeinflusst von jenem vortrefflichen Artikel geblieben, obgleich unsere Ansichten nur theilweise zusammentreffen.

<sup>2)</sup> Der Chor der Scythen in Gluck's Iphigenie auf Tauris ist in dieser Hinsicht eine ebenso psychologisch wahre wie dramatisch meisterhafte Leistung.

<sup>3)</sup> Die Masse bieten hierfür wie für mehrere andere Regeln der Sprachentwicklung einen interessanten Gegenstand der Beobachtung. Die Bezeichnungen desselben haben häufig gewechselt und es gibt kaum einen legalen Namen des Längen-, Hohl- oder Flächenmaßes, welcher in dem nicht gerade hierauf eingelebten Hörer sofort die richtige oder überhaupt eine bestimmte Vorstellung hervorbringt. Im örtlichen Verkehr behält man nach Generationen noch die populären Bezeichnungen bei. Sonst hilft man sich in der Unterhaltung mit Erklärungen, Zeichen und Körperbewegungen. Die Verständigung erfordert viel Zeit und Mühe und gelingt schwer.

als begleitende Gesten im sprachlichen Verkehr erhalten und man darf sie als solche für einen wesentlichen Bestandtheil unserer Sprache erklären. Die bloßen tonlosen Wörter bedeuten der Regel nach nicht mehr, als was die Benennung des Gegenstandes an sich schon im Hörer hervorruft, und noch minder ist die Wirkung unmodulirter Worte, wenn entweder der Sprechende gar nicht gesehen wird oder wenn er regungslos in Blick und Stimme sich verhält. Aber außer in Träumen, krankhaften Zuständen oder in einer auf gewisse Effecte berechneten Absicht, wie etwa in der dramatischen Darstellung redender Gespenster, kommt ein völlig regungsloses Verhalten des Redenden nicht vor, sondern je nach dem Bildungszustand, dem Inhalt und der Situation, in welcher gesprochen wird, befeelen Blick, Stimme und andere Gesten die Rede und geben oft den Wörtern verschiedenartige Bedeutung und Wirkung. Von dem großen englischen Schauspieler Garrik berichtet man glaubhaft, daß er durch die Declamation des ABC die Hörer in die verschiedenartigsten Stimmungen versetzen, bis zum Weinen rühren konnte. Gewiß brachte er diese Wirkungen mit völlig inhaltslosen Lauten nicht allein durch den Tonfall, sondern zum wesentlichsten Theil durch seine Person hervor, wie wir auch sonst an tüchtigen Declamatoren und Schauspielern gleichartig, wenn auch in einem minder erstaunlichen Grade wahrnehmen, daß sie demselben Wort einen verschiedenen Effect verschaffen, zum Theil vorbereitet durch eine vorangehende Erläuterung, wesentlich jedoch durch Ton und Geberden, welche den Sinn desselben Wortes differenzieren. Und während wir solche declamatorischen Leistungen bewundern, kommt uns kaum in den Sinn, daß wir selbst täglich Ähnliches leisten, freilich selten in so zusammengefaßter Form, daß der Gegensatz gleich scharf hervortritt, aber nicht gar zu selten fällt die wesentlichste Erläuterung in die begleitenden Zeichen, welche den beabsichtigten Sinn der Worte erst verständlich machen.

Auch hierin, wie an anderen vielleicht an allen Gebilden des Geisteslebens erweist sich die fortschreitende Bildung als treue Bewahrerin des ursprünglichen Planes, den sie stilvoll verfeinert. Im Anfang sprachlicher Combination leisteten die Laute wenig, die Geberden das Meiste; wirklich mühevoll denke ich mir die Arbeit, welche der Unbeholfene in den Bewegungen der Glieder vollbrachte, mit deren Hilfe er Verständniß finden wollte für einen ihm selbst nur äußerlich klar werdenden Eindruck. Im entsprechenden Verhältniß, wie die Laute geläufiger und gemeinverständlicher wurden, traten die Bewegungen an Bedeutung und Umfang zurück, verminderten sich die auf sie verwendeten Mühen. Aber mit der wachsenden Herrschaft über die Wortform, mit der zunehmenden Durchgeistigung der Rede fällt den Zeichen eine immer wichtigere und höhere Rolle zu. In fein schattirten Tönen geben Geberden und Blicke der Rede das Colorit, in kräftigen Zügen ohne Gewaltthatigkeit, ohne jede äußere Anstrengung markiren sie den Inhalt. Je gesicherter die Herrschaft des Redenden über sich, über seine Beziehungen zu Anderen, um so müheloser, gehaltreiner, wirksamer und umfangreicher sind diese Begleitungszeichen. Beinahe zwei äußerste Punkte der Cultur zeigen sich an diesem Gegensatz. Der Wilde schreit auf vor Lust und Schmerz, in Zustimmung und Zorn, greift zu und reißt die Glieder, zeigt seine innern, meist nicht nachhaltigen Bewegungen in gewaltsamen Zerrungen; die Heerschar der Wilden droht mit heftigen Geberden, in heftigen



Anläufen, welche den Angriff darstellen, ehe dieser wirklich erfolgt; ihre Krieger beginnen den Streit mit Gebrüll, lärmten und zerran an sich und Anderen, so oft sie einen starken Willen, einen werdenden Entschluß ausdrücken wollen. Selbst unwillkürlich kündigen die zornigen und freundlichen Mienen an, was im Innern vorgeht<sup>1)</sup>. Dagegen im Zustande der Civilisation ertönt der kraftbewußte, im Umgang geübte, feinberechnende Mann seine Mienen nicht minder genau, als die Worte; geräuschlos kündigt er Gewährung und Versagung, Absicht und Entschluß an; eine leise Bewegung der Hand, ein Nicken, ein Blick, ein Zucken der Brauen oder ein Stirnrunzeln sagt mit noch größerer Bestimmtheit, als das ausdrückliche Wort, und zuweilen gegen den Inhalt einer wörtlichen Aeußerung, was noch der Erwägung unterliegt und Gegengründen zugänglich ist, oder was feststeht und jeder Anfechtung entzogen ist. So bedeutsam verändert ist nun das Spiel der Mienen, der Sinn der Bewegungen.

## IV.

Wie in allen übrigen Dingen, so hat der Mensch auch in der Sprache gering und niedrig angefangen, aber ausgestattet mit zahlreichen Antrieben, den Naturdrang zu veredeln, und sofort wirksam in dieser Richtung. Die ersten Versuche entsprangen dem dunkeln Drang des Geselligkeitstriebes, und er griff zu den Mitteln, welche bereit standen und dem Mittheilungsbedürfniß Erfolg versprochen. Aber bald empfand er das höhere Bedürfniß, seine Vorstellungen klar zu erfassen und für sie einen Ausdruck aufzufinden, der geeignet wäre, gleiche Vorstellungen in Andern hervorzurufen. Dazu mußte er die Mittel erweitern, vervollkommen und das vermehrte Können steigerte die Aufgaben. In diesem hochauftrebenden Bildungsangang nimmt die Sprache Wesen und Formen an, welche über ihren Ursprung weit erhabener sind, aber der natürliche Beweggrund und das natürliche Ziel sind dieselben geblieben.

Das Wort ist auch heute nur ein Theil der Mittel, mit denen der Mensch seine Vorstellungen in faßliche Gestalt bringt und sie Andern verständlich mittheilt<sup>2)</sup>. Demnach ist die Untersuchung, wie die menschliche Sprache geworden

<sup>1)</sup> Bei zwei Schriftstellern, welche aus verschiedenen Welttheilen über das erste Zusammenreffen von Weissen mit den wilden Ureinwohnern ausführlich berichten, habe ich kraftvolle Illustrationen gefunden. Bei Parke über die Ureinwohner von Canada, und bei Stanley über die Ureinwohner in Centralafrika. Der Culturstand, die Temperamente und Charaktere der in Betracht kommenden Menschenstämme sind sehr verschieden, das Geberdenspiel und die heftige Bewegungsart stimmt bei Beiden, wenn auch in verschiedenen Ausdrucksweisen, genau überein. Besonders lohnend sind die zahlreichen und drastischen Darstellungen Stanley's von den Bewegungen der wilden Krieger, welche einem Angriff voranzugehen, oder auch nur einen solchen bedingungsweise anzukündigen pfliegen.

Uebrigens haben die heftigen Bewegungen auch bei den Culturvölkern in einer für unsere Gefittung maßlosen Weise sich erhalten; wie beispielsweise noch bei Homer des Achilles Zähneknirschen und Wuthausbrüche, das Jammern der Frauen, Zerschlagen der Brüste und des Gesichtes, Ausraufen der Haare, unserem Geschmack widerstrebt. Für ein günstiges Zeichen halte ich, daß in unseren Tagen der Rest der heftigen Bewegungen zusehends abnimmt.

<sup>2)</sup> Mit dem sprachbildnerischen Tact und der Feinheit der Empfindung, welche dem Sprachgefühl der Griechen eigen ist, haben diese für die wörtliche Bezeichnung von Rede und Wort denselben Ausdruck angenommen, welcher die Denktätigkeit bezeichnet. *λεγειν*, *λογος* drückten das concrete Reden aus und zugleich wie vernunftgemäße Aeußerung einer inneren Vorstellung.



fei, wesentlich verschieden von der philologischen Untersuchung, wie in einer bestimmten Sprache die Wortwurzeln sich gebildet haben und die Redeformen aus denselben erwachsen seien. Beides wird oft vertwechselt aus einem leicht ersichtlichen Grunde. Wir leben so ganz eingeschlossen in der Sphäre der Nationalsprache, daß uns schwer wird, auch nur begrifflich uns in einen Zustand zu versetzen, der eine solche noch nicht kannte. Der gewohnten Denkweise scheint die Sprache erst mit dieser oder jener bestimmten Gestaltung zu beginnen, und man meint zum Ursprung der Sprache vorzudringen, wenn es gelingt, an solchen Wurzeln, welche allen oder den meisten civilisirten Sprachen gemein sind, Spuren der ersten Nationalsprache aufzufinden. Das Studium aber wirft sich auf die Worte, als ob diese alleiniger Bestandtheil der Sprache wären, weil die Nationalsprachen sich in den abweichenden Wortformen und Wortverbindungen unterscheidbar gegen einander abheben, während Zeichen und Geberden, soweit sie zur Verständigung beitragen, in ihren wesentlichen Zügen allen Nationen gemeinsam oder doch, wegen ihrer Ähnlichkeit, zu praktischen Zwecken verwendlich sind und gerade deshalb dem Sprachfremden „an Stelle der Sprache“ zur Vermittelung zu dienen pflegen. Doch niemals wird die Ursprache gefunden werden, niemals werden vielsprachige Wortkerne zum ersten Ursprung hinführen. Am Wenigsten für diesen Zweck verspricht das Studium an den Sprachen der Gebiete, welche auf irgend eine Weise an der jetzigen Cultur Theil genommen haben. Bündige Betheile gemeinsamer Ableitung aus einer Sprachquelle mögen eine vergleichungsweise Vorherrschaft der betreffenden Nation im Gebiet der Sprachbildung darthun; damit ist für die Völkerkunde vielleicht Manches, für die Annäherung an den Sprachursprung Nichts gewonnen. Der mittelbare oder unmittelbare Civilisationsverkehr, in welchem alle Nationen unseres Gesichtskreises früher oder später eingetreten sind, erklärt es leicht, daß fremde Worte vom wichtigsten Inhalt und häufigsten Gebrauch einverleibt und zu eigen gemacht wurden, als die eigenthümliche Sprache der Nation, welche Worte aus der fremden Sprache entlieh, im Großen bereits fertig und abgeschlossen war. Ueberdies sind viele Entdeckungen trügerisch. Bei der geringen Zahl von Buchstaben und der großen Menge nöthiger Combinationen kann der Zufall an Orten, welche in gar keinem Zusammenhange waren, einzelne Uebereinstimmungen zu Stande gebracht haben, besonders wenn, mit Recht, einem charakteristischen Buchstaben Ausschlag gebende Bedeutung beigelegt und manche hervorstechende Verschiedenheit als für diesen Zweck gleichgültig bei Seite geschoben wird. Aber selbst wenn Semitisch, Slavisch, Tartarisch, Indogermanisch zuletzt auf eine gemeinsame Quelle hinaufführten, so würde diese Quelle weder geschichtlich noch begrifflich der Ursprache der Menschen, dem ersten Werdeprouß der Sprachbildung nahe bringen. Weit eher würde uns in diesen Prouß hineinschauern lassen, wenn es gelänge in bisher unbekannten Erdgegenden Menschenvereinigungen zu entdecken, welche sich noch kein Sprachidiom angeeignet hätten, sondern immer noch im Wechsel des Ausdrucks begriffen wären, bei denen neben der Armuth an anerkannten Sinnbezeichnungen die Neigung zu neuen Wurzelbildungen noch mächtig wäre, die Zeichen und Bewegungen als

Mittel der Verständigung noch überwögen<sup>1)</sup>. Dagegen eine Sprache, welche bis zu einem typischen Werth der in ihr gebräuchlichen Worte gelangt ist, gestattet nicht mehr neue Einblicke in das erste Ringen nach Zeichen und Lauten<sup>2)</sup>. Selbst die altägyptische-hieroglyphische Periode, in welcher die Menge der Homonymen die begleitenden Zeichen zur Specialisirung des Wortinhalts noch nöthig machte, ist von dem ersten Ursprung des menschlichen Sprechens ungemein weiter entfernt, als von den modernsten Errungenschaften der Sprachvollendung.

Auf eine andere Art müssen wir dem Ursprung nachzuforschen streben; die zwar nicht überall auf concrete Zeugnisse sich stützt, doch für einige wichtige Aufklärungen zuverlässigen Anhalt bietet.

Ueber den Streit, ob irgend eine Sprache eine den Menschen verliehene Gabe gewesen sei, habe ich mich bereits vernehmend ausgesprochen. Auf diesen Satz komme ich zurück, weil dieselben Gründe auch die Annahme einer einzigen Ursprache ausschließen, und erst die Beseitigung beider Irrthümer Raum schafft für einige zutreffende Gedanken, welche Ursprung und Entwicklung als ein gleichartiges Wirken des Geistes, als Wirkung derselben Mittel an demselben Stoffe darthun.

Jedes Sprachgebilde, auch wenn man sich in einen gänzlich ungrammatischen Zustand lose aneinander gefügter, unverbundner Wurzelwörter hinein denkt, ist eine so kunstreiche und verwickelte Einrichtung, daß jeder Gedanke einer Ursprünglichkeit, d. h. einer in solcher Form gewährten „Gottesgabe“ aus dem Rahmen unserer natürlichen Vorstellungen herausfällt. Weit eher ließe sich begreifen, daß der Mensch sofort mit seinen jetzigen Gliederformen fertig gewesen sei, ganz ursprünglich Acker bestellt, gesät und geerntet, Feuer angefaßt, Speisen bereitet, Aggregatzustände umgeleitet, Maschinen angefertigt habe; alles dies würde nicht an das Wunder einer gottgeschenkten Sprache heranreichen, so viele Zwischenstufen allmählicher Heranbildung überspringen. Nicht in dem Geschenk vollendeter Fertigkeiten, sondern in den größeren Anlagen bestand die reichere Ausstattung des Menschen; das Aufziehen aus den ersten Reimen sollte das Verdienst seiner Arbeit sein. Ohne einen Prometheus sprühte der erste Funken aus dem heftig angeschlagenen Feuerstein, zündete der Funken einmal ein lebhaftes Feuer an, strömte das Feuer die wohlthätige Wärme dem Bedürftigen zu, und der sinnende

<sup>1)</sup> Alle bisher aufgefundenen Wilden waren bereits im Zustand der National- oder Stammessprache, und ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß neue Sprachperioden noch werden entdeckt werden, weil das Alter aller Menschen sehr groß ist, überall Stammvereinigungen stattgefunden haben und die Sprachbildung sofort begonnen hat.

<sup>2)</sup> Eine verhältnißmäßig wichtige Mittheilung habe ich neulich von meinem Freunde Dr. Gustav Joseph aus Breslau empfangen. Ein jetzt leider verstorbener Arzt soll bei einer Völkerguppe Afrika's, deren erwachsene Menschen auf vier Monate jährlich in ihre entfernten Jagdgründe ausziehen und nur die Kinder und reisuntauglichen Erwachsenen zurückzulassen pflegen, beobachtet haben, daß die Kinder während einer solchen Periode regelmäßig neue Worte bildeten und die Sprache so umgestalteten, daß die Rückkehrenden erst Mühe hatten, mit den Zurückgebliebenen sich zu verständigen, dann aber die Worte annahmen und als neue Bestandtheile in die Sprache einführten. Die hierüber gedruckte Abhandlung habe ich vor Abschluß dieser Arbeit leider nicht zu Gesicht bekommen. Die Entdeckung wäre wichtig und verdiente für das Studium über den Ursprung der Sprache durch Beobachtungen weiter verfolgt zu werden.

Mensch sammelte aus den zerstreuten Zufällen die Erfahrung, wie er willkürlich den Funken herausbringen, das Feuer anzufachen, die wohlthätige Wärme sich zu-leiten, die Zerstörung und den Schmerz des Brandes von sich abhalten konnte.

Ebenso denke ich mir, versuchte der Mensch, sich dem Genossen verständlich zu machen, wie es die Gelegenheit gerade darbot und mit welchen Mitteln er die Verständigung zu erreichen vermochte. Lebte derselbe Personenkreis längere Zeit und eng bei einander, und dies geschah von Urzeiten her in der engeren und weiteren Familie, in gemeinsamen Wohnungsstätten und im nachbarlichen Verband, so stellte sich mit der Zeit eine gewisse Gleichmäßigkeit der Mittheilungsweise ein; nur war dies zunächst keine sprachliche Uebereinstimmung im modernen Sinn. Die Verkehrsgenossen unterhielten sich mit einander, lange ehe derselbe Mensch bei Wiederkehr desselben Eindruckes denselben Ausdruck zu gebrauchen verstand, geschweige denn, daß der ganze Umgangskreis desselben Ausdruckes sich bediente; wir müssen uns vielmehr in die Seelenzustände zurück-versehen, in denen es überhaupt schwer wurde, den Inhalt der Eindrücke zu erfassen, in der Erinnerung festzuhalten, in seiner Totalität zu würdigen und zum Ausdruck zu bringen. Es stellt schon einen bedeutenden Fortschritt dar, wenn die Methode der Mittheilung geläufiger, der Ausdruck selbst leichter wurde, der Sinn für mehr als die allerelementarsten Eindrücke sich erschloß. Mochte ein Jeder in seiner Weise sich äußern, bei jeder Gelegenheit im Ausdruck wechseln, es war doch schon Sprache und eine regere, geistig höhere Welt, in welcher das Individuum gewohnheitsmäßig improvisirte. Ein weiterer Moment des Fortschritts war, wenn eine, mehrere, oder viele doch immerhin festgehaltene Bezeichnungen für einen bestimmten Eindruck sich fixirten; woran der mehrseitige Gewinn sich knüpfte, daß der Eindruck selbst typisch und der Ausdruck erleichtert, der Sinn leichter faßlich wurde. Wodurch aus der Ueberfülle improvisirter Lautbildungen diese oder jene eine längere Dauer und allgemeinere Verwendung errangen, lasse ich als eine nicht beantwortbare aber auch untergeordnete Frage dahin gestellt; bald mögen sachliche, bald persönliche Motive beeinflußt haben. Genug, eine Anzahl Menschen desselben Umgangskreises hatte einen Vorrath von Wortbildungen, welche entsprechenden in der Erinnerung haftenden Empfindungen entgegenkamen und jedem gleichartig anregenden Ereigniß einen begreiflichen Ausdruck gaben. Dabei herrschte noch die relative Freiheit des Individuums, aus den vielfachen Benennungen desselben Gegenstandes die ihm beliebige zu greifen, willkürlich oder weil er an einem der vielen Merkmale des Gegenstandes haften bleibt. Freilich immer noch ein schweres Stück Arbeit, aus der Menge von Lauten und Zeichen, welche für denselben Gegenstand zu Gebote standen, einen herauszufinden und in das Gefüge der Mittheilung schnell einzureihen; eine noch mühevollere Arbeit für den Hörer, aus der Menge der Formen, welche der Mittheilende für die einfachste und schwierigste Mittheilung zu wählen die Freiheit hatte, die gewollte Meinung sofort und sicher herauszufinden. So viel der Mensch gegen die ersten mühevollen Versuche gewonnen hatte; was er damals leistete, stand immer noch weit zurück gegen das, was er vermochte und wovon die Tüchtigsten mindestens ein ahnendes Vorgefühl haben mußten. Mit Blitzesschnelle entstehen heute Ein-

druck und Empfindung fast gleichzeitig, Gedanke und Wort verschwistern sich in so schneller Aufeinanderfolge, daß Niemand zu sagen vermöchte, ob das Wort oder der Gedanke früher in geformter Gestalt sich verkörpert habe. Schneller als Klang und Klang zum Ton zusammenfließen, schließt die Rede eine Kette von Gegenständen und Ereignissen an einander, welche weit ausgedehnter ist, als das Auge im weitesten Umfang der unter ihm ausgebreiteten Fläche die Bilder zusammenzufassen vermag. Und mit welcher Ungebundenheit des Wechsels. Nicht die räumliche Entfernung von Welten, nicht tausendjährige Zeiträume, nicht die Fernen völlig unverwandter Gedanken hindern, daß die Rede bald Dieses bald Jenes ergreife, die Aufmerksamkeit des Hörers bald hierhin bald dorthin wende; und der Hörer folgt gleichfalls mit Blitzesschnelle, richtet in sich die Bilder auf, wie Jener sie vorzeichnet, erfährt den Sinn und den Zusammenhang, ohne einen merkbaren Ruhepunkt zur Ueberlegung, überblickt mit einem Mal eine ganze Gruppe dargestellter Begriffe. Und Alles dies geschieht, ehe das reflectirende Bewußtsein Zeit hat, sich darauf zu besinnen, welche Worte den Inhalt der Rede bestimmt, welche Tonbiegungen und welche begleitende Zeichen ihr das Colorit gegeben haben. Etwas von dieser machtvollen Befähigung mußte der Mensch in seinen Anlagen damals schon verspüren, als ihn die in ihren ersten Fortschritten noch kämpfende Sprache zwang, tastend nach dem Ausdruck umher zu suchen, aufmerksamen Willen selbst auf die willkürliche Wahl zu verwenden, das Wort mit Blick und Zeichen zu erläutern, bei einer Verbindung von Vorstellungen Wortstämme an einander zu reihen, und so weit seine Mittheilung über den Einzelbegriff hinausging, den besten Theil des Verständnisses der richtigen Combinationsgabe des Hörers anzuvertrauen; als er bei den häufigen und unvermeidlichen Irrthümern sich wehrlos gegenüber sah, wenn es ihm nicht gelang, durch zahlreiche Verneinungen zur richtigen Spur hinzuleiten. Freilich war schon der damalige Zustand in ungemeiner Höhe über dem Urfang, an welchem der Mensch vom Scheitel der sich trennenden Richtungen in unmerklicher kleiner Neigung von den Gewohnheiten der andren Thiere sich entfernte; da er nur unter heftigen Eindrücken einen neuen Laut, ein neues Zeichen erfann, nur selten Anderes mittheilte, als wozu ein heftiger Anlaß antrieb und die Mittel in Naturlauten gab. Auf jene ersten Anfänge vergleichend zurückzublicken war damals freilich Niemand befähigt, aber an sich selbst machte der Mensch die Erfahrungen, welche den Vergleich hervorriefen. Wie in allen frühesten Stadien des Lernens und der Ausbildung, vollzogen sich damals einschneidende Veränderungen und Fortschritte weit schneller und weit merkbarer, als in den heutigen vollkommeneren Zuständen. Irgend etwas Neues geschah zu jeder Zeit, irgend eine Bereicherung blieb. Wer zu sinniger Betrachtung angelegt war, rückwärts und vorwärts schaute, verglich aus seiner eigenen Lebenszeit, an sich selbst und Anderen, wie in vielen Hinsichten die Mittheilung leichter, genauer verständlicher wurde, und es lebte der Mann, welcher an seinem Vater und an seinen Kindern und Enkeln wahrnahm, wie viel in der Durcharbeitung der Sprache bereits gewonnen und in weiterer Durcharbeitung noch zu erringen war.

Im Fortschritt wuchs die Kraft, und wenn nur die bisherige Leistung erhalten werden sollte, verminderte sich die Arbeit. Aber nur die lässigsten Na-

turen begnügen sich mit dem gesicherten Besitzstand und mit der dadurch erhöhten Bequemlichkeit; der normal entwickelte, normal erregbare Geist steigert das Streben mit dem Vermögen oder verwendet mindestens die freiverbende Kraft, daß er mit den gewohnten Anstrengungen den Besitzstand erweitere. Diesem Trieb begegnete das andere natürliche Bedürfnis, das Gebiet der Darstellung zu erweitern, und nicht allein einen Ausdruck überhaupt, sondern auch ihn möglichst genau, in möglichst engem Anschluß an den Eindruck, möglichst schnell und im weitesten Kreise verständlich und möglichst bequem ihn zu finden.

Welche Vielheit, welche Höhe und Weite der Ziele. Hier sind alle Tendenzen, die seitdem und heute noch die Sprachbildung beschäftigen: die lexikalische, die grammatische und syntaktische, die stilistische, die ethische, in ihren Anfängen bereits zu erkennen. Wie aus den vielen Beziehungen, welche für denselben Gegenstand nach individueller und augenblicklicher Eingebung gelegentlich gebraucht wurden, einige sich fest einbürgerten, so errang unter den mehreren gebräuchlichen Bezeichnungen eine sich nach und nach das Uebergewicht und wurde das gemeinverständliche Wort. Ob der Wille der Menschen oder der gleichmäßig wirkende Einfluß der Natur, ob das Ansehen eines Familienhauptes, die Berechnung eines klugen oder machtvollen Mannes dies bewirkte, genug, es geschah unter den mannigfachsten Antrieben, denen die schöpferischen Glieder der Gemeinschaft fördernd nachhelfen, die empfänglichen und leutsamen gern folgten, als sie den Nutzen wahrnahmen, welche die größere Präcision in jedem einzelnen Falle ihnen einbrachte. Die Homonyme verringerten sich, modificirten sich durch naheliegende Veränderungen zur Bezeichnung verwandter Begriffe; die Synonymen folgten der gleichen Richtung. Der Nutzen aber dieser größeren Präcision bestätigte sich auf's Neue, so oft die Gemeinschaft inne wurde, daß sie in demselben Wortschatz einen weit größeren Vorrath an Begriffsbezeichnungen besaß, daß die Einzelnen ihre Erinnerung und Aufmerksamkeit nicht mehr als früher anzustrengen brauchten und doch eine größere Summe von Mittheilungen bewirkten.

Als nunmehr der Geist von den Mähen der Erfindung, der Wortwahl und der Erläuterungen zur freieren Arbeit sich erlöst fühlte, wandte er sich einem tieferen Gedankenproceß zu. Die Gegenstände, Kräfte, welche der Mensch um sich bestehen, wirken sah und zu bezeichnen strebte, hatten, selbst wenn sie in völliger Ruhe verharrten, gewisse Beziehungen zu einander; zumeist aber nahm er an ihnen wahr, daß sie sich in Bewegung erhielten, die Beziehungen zu einander veränderten oder in einer erkennbaren Abwechselung regelten. Er aber konnte zunächst mit all dem Reichthum seiner Wortbezeichnungen diese nur aneinanderreihen, während ihn allermeist das Ereignis, welches die Beziehungen der Dinge zu einander und zu ihm selbst herbeiführte oder veränderte, zur Mittheilung anregte. Diesem Hauptzweck gegenüber sah er sich angewiesen auf eine von ihm erdachte Reihenfolge der Worte, und die Verständigung hing davon ab, ob der Hörer auf die gleiche Combination gerieth, welche den Redenden zur losen Anreihung der Glieder bestimmte. Diesem Mißstand konnte nur abgeholfen werden, wenn es gelang, durch den Ausdruck nicht allein die Gegenstände, sondern auch den Theil der Erscheinung zu bezeichnen,

wie die Gegenstände auf einander wirkten, in welchen Beziehungen sie zu einander standen, in welche neue Beziehung sie sich zu einander brachten. Dies nun geschah durch den Gebrauch von Thätigkeits- und Verhältnißwörtern, welche, aus jener Anregung, theils neu erschaffen, theils zu dem neuen Zweck benutzt wurden, und geschah ferner dadurch, daß die Wörter an irgend einer Stelle, zumeist vor oder nach der Wurzel mit End- und Anfangslauten, mit Buchstaben und Silben versehen wurden, welche je nach den Beziehungen zu einander in einer bestimmten Weise verändert wurden. Das erläuternde Beispiel bringe ich unter eine Combination, welche den uns geläufigen Vorstellungen entspricht; diese aber sind, obgleich jetzt vollkommener durchgebildet, doch dem Gedankenproceß der ersten Hervorbildung gleichartig. Hund und Schaf waren in Obhut des zurückgebliebenen Wärters; so lange sie sich ruhig oder im gewöhnlichen Verhältniß zu einander befanden, hatte der Wärter dem Heimkehrenden Nichts zu berichten. Eines Tages biß der Hund das Schaf und der Wärter wollte dies berichten; ihm aber standen nur die beiden Wurzeln (can: Hund; ov: Schaf) zu Gebote und das Beißen konnte er durch das Aufschlagen der Zähne andeuten, also brachte er beide Laute hervor und machte das Zeichen des Beißens; jetzt aber mußte die Verständigung gesucht werden, ob der Hund das Schaf, oder das Schaf den Hund gebissen habe; diese Mittheilung wurde erst durch begleitende Zeichen erreicht, welche Subject und Object andeuteten, später wurden die Zeichen durch die differentiirten Endungen is und em erreicht: canis — ovem. Unter Umständen war auch zu beachten, ob der Vorfall vorher sei oder erst jetzt sich ereigne; hierzu dienten andere Zeichen, welche Gegenwart und Vergangenheit ausdrückten, und abermals wurden die Zeichen durch eine Lautbiegung in dem Worte „Beißen“ ersetzt. Erste Elemente der Grammatik, welche mächtig, gebildenreich, empfindsam, kunstvoll sich entwickelt hat und noch entwickelt, wie irgend eine der triebbegabtesten Naturschöpfungen, wie die complicirteste Maschine, welche unter einem Druck zahlreiche Hebel und Instrumente in Bewegung setzt, damit, nach dem vorgezeichneten Plane oder nach der leisen Weiterführung der Hand, das fertige Werk aus dem Rohstoff sich vollende. Den wunderbarsten Erzeugnissen der Natur und der Kunst ebenbürtig ist, was die kunstgeübte Handhabung der Worte zu schaffen vermag, indem sie festen Regeln folgt und sie mit gestatteter Freiheit verwendet. Wort und Sätze lassen sich den schädlichen Plaz antweisen. Verbindungen entstehen, welche die verborgensten Beziehungen aufdecken, die entferntesten mit genau zugemessenem Maß nachweisen, welche Regungen des Geistes und körperliche Stoffe in gemeinsamer Thätigkeit darstellen, unter gehöriger Vertheilung des Antheils; welche ein Thema von zahllosen Gesichtspunkten bis zur Erschöpfung des Inhalts behandeln, Stunden hinter einander darauf verwenden, und Hörer finden, welche nicht allein willig ausharren und verstehen, sondern in der Mühe des Hörens Genuß finden. Formen entstehen, welche in ihrem Wechsel bald die Aufmerksamkeit in weitesten Entfernungen abrufen, bald an dem sonst beibehaltenen Darstellungsgegenstand durch einen veränderten Laut, den Hinzutritt und Wegfall eines Buchstabens, die veränderte Dehnung eines einzigen Vocals verschiedenartige Regungen der Seele schildern.

## V.

Glücklicher als für die Methode der ersten Wurzelbildungen und Ausbildung der Worte läßt sich an den jetzigen Sprachzuständen beobachten, wie die Elemente der Grammatik, wie die höheren grammatischen Regeln als Syntax, wie der Stil sich allmählig aus der ersten Dürftigkeit zu höheren Stufen hinaufarbeiten. Wer sich in die Grammatik einer hochentwickelten Sprache vertieft, entdeckt mit Staunen die Tiefe der Logik, die Weite der Gesichtspunkte, die Fülle der Gefühle und Empfindungen, den plastisch gestaltenden Schönheitsfönn, die er in fortwährender Arbeit, in stetem Gestalten und Gelingen vor sich sieht. Vergleicht er diese Sprache mit einer minder entwickelten, oder versucht er durch Uebertragung oder Umbildung gleichartige Wirkungen in einer anderen Sprache zu erzielen, so entdeckt er die Spuren, in denen die Sprache zu ihren grammatischen und stilistischen Versuchen und Errungenschaften gelangt ist, und er erkennt, wie viel der Mensch durch die sprachlichen Fortschritte nicht allein für die Gewandtheit und Leichtigkeit, für alle Bieden des Ausdrucks, sondern auch für seine gesammte sittliche Haltung gewonnen hat<sup>1)</sup>.

Denn auch in der bedeutsamsten Eigenschaft, im Streben nach Wahrheit wird der Mensch unterstützt und gehoben durch die Vervollkommenung der Sprache, und hieraus erklären sich die merkwürdigsten Erscheinungen, welche in den Denkmälern und der Literatur frühesten und späteren Geschlechter aufbewahrt sind, und in den geselligen Zuständen der Völker beinahe als die beherrschenden Merkmale des jeweiligen Culturzustandes zu betrachten sind. Als der Mensch in den Anfängen der Wortbildung bei jeder noch so einfachen Mittheilungslust mühsam nach irgend einem Ausdruck rang, der dem Hörer den Vorfall verständlich machen sollte, mußte er zufrieden sein, wenn das Unternehmen annähernd die Absicht erreichte, wenn der Ausdruck den mitzutheilenden Eindruck ungefähr andeutete. In dem Ringen um die Elemente des Ausdrucks konnte er in der Nüancirung nicht allzu wählerisch sein, aber je leichter ihm durch die mannigfachen Verbesserungen, welche ich bereits geschildert habe, die Elementarsprache wurde, um so stärker wurde die Lust, sich möglichst genau auszudrücken, geleitet von demselben Triebe, aus welchem das Mittheilungsbedürfniß seinen Ursprung herleitete. Schon von Hause aus schränkte nicht etwa der Redende mit bewußter Resignation sich darauf ein, nur ungefähr zu bezeichnen, was ihn zur Mittheilung bewog; es ist vielmehr anzunehmen, daß, wie heute, so auch von jeher tiefe Verstimmung den Redenden beschlich, wenn der rechte Ausdruck sich nicht finden ließ. Aber ebenso nach einer allgemeinen Regel der Entwicklung, hielten Antrieb und Kraft des Vollbringens gleich gemessenen Schritt, so daß der Antrieb in stets gleicher Entfernung den einen Schritt dem Können voranging und dieses

<sup>1)</sup> Ein gebildeter Schotte, mit dem ich zufällig auf Reisen zusammentraf und dem ich, weil er es gern sah, in der deutsch geföhrten Unterhaltung manchen Ausdruck verbesserte, den Grund dafür angab und den Unterschied erläuterte, rief mir zu: „Wie könnt ihr Deutschen nur sprechen? ihr philosophirt ja fortwährend.“ Ich überzeugte ihn bald, daß die Engländer, wenn nicht genau dasselbe, doch dem Wesen nach Gleiches thun.

zum Folgen anleitete. Für Unterscheidungen, zu denen die werdende Redekraft noch gar keine Hilfsmittel bot, fehlte dem Redenden der Sinn gänzlich und die Absicht konnte nach solchen Zielen nicht gerichtet sein; wol aber war dafür gesorgt, daß schrittweise mit der im Ausdruck gewonnenen Erleichterung der Unterscheidungsfinn verfeinert und für die Mäncirung des Ausdrucks geschärft wurde. Der Doppelzweck der Rede, daß die Mittheilung, hier gemacht, verstanden werde, schützte vor Selbstgenügsamkeit. In den frühesten Stadien der Entwicklung merkte der Redende, wenn ihm die Absicht mißlang, und er nahm die Arbeit immer wieder auf, bis sie zweckentsprechend gedieh. Fand die Mittheilung gar kein Verständniß, so mußte er den ersten Versuch von Grund aus wiederholen; vielleicht in anderen Ausdrücken, ohne ein fortbewegendes Moment. Rief dagegen die Mittheilung eine in wesentlicher Hinsicht irrige Vorstellung hervor, that in Folge des Irrthums der Angeredete das Angereignete und der Redende verstand, worin die Ursache der abweichenden Vorstellungen lag, so suchte er nach einer ferneren Bezeichnung, welche den Gegenstand der Mittheilung auch in der Hinsicht, die zum Irrthum veranlaßte, richtig beschrieb. Hierzu mußte er der Natur des Gegenstandes die näher bezeichnenden Merkmale ablauschen, den in Verwechselung gerathenen Gegenständen oder Zuständen die Momente des Vergleichs und des Unterschiedes abgewinnen. Und war er einmal durch den Zwang so weit geleitet, nicht nur den Gesamteindruck, sondern auch einzelne Eigenschaften des Gegenstandes zu erkennen, so unterließ er nicht, wenn er eine auf denselben gerichtete Mittheilung zu machen hatte, in die Bezeichnung mit aufzunehmen, was er für die Verdeutlichung passend hielt oder worauf er neben dem Gehamminhalt gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Hörers lenken wollte<sup>1)</sup>. Denn in seinem Mittheilungsdrang strebt der Mensch, den Gegenstand so zu bezeichnen, wie er ihm selbst zur Erscheinung kommt; je mehr Eigenschaften er an diesem erfast, um so genauer beschreibt er ihn und er begnügt sich nicht anders, als indem er einen einheitlichen Ausdruck gefunden, welcher den Gegenstand in allen diesen Eigenschaften kenntlich macht, oder er häuft die Bezeichnungen, bis er die interessirenden Merkmale erschöpft hat<sup>2)</sup>. Wenn, beispielsweise, in frühesten Fällen dem Menschen für seine Unterhaltungszwecke völlig genügte, mitzutheilen, daß er einem Thier begegnet habe, eine andere Fügung der Umstände aber ihn belehrte, daß es für eine bestimmt zu erreichende Absicht und die hierzu nöthige Verständigung wichtig war, genauer zu bezeichnen, von welcher Gattung das ihm begegnende Thier gewesen sei, ob es flog, schwamm oder auf dem Erdboden lief, so mußte der Mittheilende nach einem verständlichen Ausdruck für das unterscheidende Merkmal suchen; noch mehr specialisiren mußte er, wenn es ferner darauf ankam, die be-

<sup>1)</sup> Hieraus erklären sich die häufigen Epitheta in den ältesten Schriftstellern, auch die unserm Sprachgefühl fremde, bisweilen unverständliche Art, in welcher diese Epitheta häufig angewandt sind.

<sup>2)</sup> An einem ungewöhnlich früh sprechenden Kinde habe ich wahrgenommen, daß es mit einem speciellen Wort viele Gegenstände bezeichnete, welche stets unter denselben Begriff fielen; mit „Apfel“ (Apfel) alle runden Früchte; beispielsweise Kartoffeln, Rettig und verschiedene Obstsorten; mit „Milch“ bezeichnete es alle Flüssigkeiten, welche es zum Trinken forderte.



sondere Art des Laufenden, Fliegenden, Schwimmenden Thieres zu kennzeichnen. Waren erst die Beschreibungen gefunden und dem Umgangskreis durch wiederholten Gebrauch geläufig, so blieben sie üblich, auch wenn kein besonderer Zweck zu dieser Genauigkeit des Ausdrucks zwang. So hören wir in unserem eigenen Umgang, daß unter den Unkundigen, welche die Vögel des Waldes nicht zu unterscheiden vermögen, man sich begnügt mit der Mittheilung: Ein Vogel fliegt vorbei, während der Kundige, ohne irgend eine Nebenabsicht, sofort ausruft: Eine Amsel fliegt vorbei. Oder auch, wer einen Vogel genug kennt, um zu wissen, daß er zur Gattung singender Vögel gehört und seinen Werth von dieser Geschicklichkeit herleitet, der wird sich, wenn er einen äußerlich als solchen kenntlichen Vogel besitzt, der im Singen nicht geübt, oder als Ausnahme von seiner Gattung diese Anlage nicht besitzt, redlicher Weise einen die Abweichung bezeichnenden Ausdruck hinzufügen, während der Unkundige, ohne jede Absicht der Täuschung, darüber hinweggehen muß.

Also leitet der größere Reichthum der Erfahrungen zur feineren Beobachtungsgabe, diese zur größeren Geschicklichkeit der Rede und diese zur tieferen Erfassung der Natur, zur innigeren Hingabe an sie. Durch Alles dies tritt zu dem subjectiven Streben getreuer Mittheilung die objective Wahrheit der Darstellung, und im Verlauf der Zeiten löst sich die Wahrheitsliebe zu einer selbst-erweckten Tugend los und erwächst zu einer solchen Gewalt, daß sie mit den verlockendsten Gegenzwecken, mit den mächtigsten Gegentrieben in ein siegreiches Ringen eintritt und die Waffen der Gegner immer mehr abstumpft. Hieraus erklären sich viele geschichtliche Erscheinungen, werden uns Denkmäler und literarische Aufzeichnungen verständlich, welche, im Lichte der heutigen Zeit gesehen, unglaublich, abgeschmackt und unbegreiflich klingen, unter der richtigen Beleuchtung aber selbst zum bedeutsamen und gefälligen Abbild vergangener Zustände werden, den Gang der Culturentwicklung verdeutlichen und viele Räthsel der eigenen Gegenwart auflösen.

Unglaublich und für unseren prüfenden Verstand abgeschmackt sind die Uebertreibungen der bildlichen Beschreibungen auf den Pyramiden, in denen die Pharaonen ihre Heereszüge, Siege, die Zahl der Krieger, die Strecken der eroberten Länder, die Massen der besiegten Völker darstellen; Uebertreibungen, welche jedes Denkbare zurücklassen, nicht durch Verhundertfachungen zu erreichen sind. Aber die Ereignisse selbst, welche die Darstellung verherrlichen sollen, sind nicht erfunden; selbst der kritische Forscher darf sie in dieser Hinsicht als ein zuverlässiges Geschichtsmaterial benutzen. Die Pharaonen erfannen nicht aus Ruhmsucht nie geschehene Begebenheiten, und auch den Umfang ihrer Thaten dehnten sie nicht mit lägnerischem Sinn in's Ungemessene aus, sondern das Große, welches sie in ihren eigenen und ihrer Mitwelt Augen gethan hatten, wollten sie vor der Nachwelt verewigen und es fehlte der Maßstab, um die Thaten groß und doch auch nur annähernd nach den wirklichen Verhältnissen zu beschreiben. Der Pharao hatte entfernte Gebiete durchzogen, große Heere geschlagen, weite Länderstrecken erobert; Niemand hatte die Entfernungen berechnet, die Krieger gezählt, die eroberten Länder gemessen; Niemand wußte zu schätzen, ob es sich um Tausende oder Millionen von Menschen, um wie viele Tagereisen, um welche

Weltregionen es sich handelte, und die Darstellung ging so weit, bis dem Darstellenden der Begriff des Unermeßlichen und Gewaltigen erreicht schien<sup>1)</sup>. Bewußtes Bösen würde sich in bescheidenen Grenzen gehalten haben, um nicht dem Spott der Mitwelt zu verfallen, um nicht, statt den Ruhm für die Nachwelt zu erhalten, ein Denkmal der Schande zu errichten. Auch würden nicht viele Pharaonen sich so schwer verirrt, die Priester und Künstler vieler auf einander folgenden Geschlechter zu demselben Wahnsinn Dienst und Rath geliehen haben. Der Mangel an Unterscheidungsvermögen zwang zur Uebertreibung; man kannte den Unterschied von Groß und Klein, aber nicht von Wiegroß und Wieklein. Jene Denkmäler bekunden einen Zustand naiver Unwahrheit, welcher lange Geschichtsperioden hochcultivirter Völker umfaßt, von welchen sehr deutliche Spuren in den bewundernswürdigsten Schriftwerken des Alterthums aufbewahrt sind, deren Erscheinungen, je nach dem Culturstand der Völker, in minderer und schrofferer Form bis in unsere Gegenwart hineinreichen.

Der Mangel an einem richtigen Maßstab für halberkannte Begriffe machte Götterlehre und Helden sagen möglich, in denen die krassesten Unmöglichkeiten von Göttern und von Menschen berichtet, göttliche Hoheit und niedrigste Menschenleidenhaft durch einander geworfen werden. Fast jede Mythologie, Heroen- und Patriarchengeschichte alter Zeit, oft auch Religionslehren sind mit Ungereimtheiten angefüllt, und Wortgläubige haben später versucht, weil sie das Ehrwürdigste nicht herabgezogen sehen wollten, Einiges als Symbol, Anderes als eingekleideten Sinnspruch und ausgeschmückte Lehre zu erläutern, noch Anderes als Kunstgestaltungen zu preisen, für welche leider der richtige Sinn verloren gegangen sei. In Wahrheit jedoch sind aus den frühesten Perioden die Ueberlieferungen im Sinne der Erzähler und der Gläubigen wörtlich zu nehmen. An der Grenze, wo Göttliches und Menschliches zusammenstoßen, entschwand, weil die berichtenden Beispiele der unmittelbaren Sinnesindrücke fehlten, jeder Maßstab und der Sinn für das Richtige fehlte ganz. Erst später, als wenigstens das negative Verständniß für das Unmögliche äußerster Unmöglichkeiten erwachte, traten die symbolischen Deutungen ein und regten zu symbolischen Nachbildungen an. Früher war es anders, man nahm die Berichte wörtlich, so gänzlich fern selbst dem gläubigsten Gemüth der späteren Periode die Unmittelbarkeit des Glaubens für solche Dinge entrückt ist. Da noch Niemand einen Gott, einen Engel leibhaftig gesehen hatte, so konnte jeder wohlgestaltete Fremde, der Erfreuliches oder Schreckliches in's Land gebracht hatte, für einen Gott, für einen Engel gelten. Dieser Gott machte sich zum Stier, der andere Gott verwandelte die fliehende Schöne in einen Delbaum; in Weidern offenbarten sie die göttliche Macht, welcher der Mensch nicht widerstehen kann oder nicht ungestraft widersteht. Ehrfurcht, List, Gewalt, alle Motive gelten gleichviel, haben denselben Erfolg; der Wille des Gottes geschieht und der Mensch erliegt im Widerstand. An dieser Grenze und mit solcher Wirkung bewegen sich

<sup>1)</sup> Hieran erinnern die heutigen Anhaltssahlen, welche auch von Niemand wörtlich genommen werden, sondern nur das Viel oder Wenig allgemein bezeichnen. „Ich habe es Dir schon tausendmal gesagt.“ Auch solche Ausdrücke erleichtern den Uebergang zu absichtlichen Uebertreibungen.

zahlreiche Berichte des Homer, viele von mächtiger Schönheit noch heute, andere dagegen, welche nur die Pietät vor Verspottung schützt. Der geniale Dichtergeist, welcher alle Dinge seiner Umgebung mit Naturtreue schildert, so daß man von ihm die ergreifende Poesie sachgetreuer Darstellung erkennen lernt, derselbe Dichter schwelgt in Uebertreibungen, wo es sich um die Schilderung einer über das Maß hinausgehenden Heldenkraft, und vollends, wo es sich um überirdische Einwirkungen handelt; in solchen Uebertreibungen, daß den Zeitlebenden weder die Gewalt der Sprache, noch die Pietät über die Empfindung des Lächerlichen hinweghilft und wir am liebsten an ein Einschießel späterer Stümper glauben würden, wenn nicht die Kunst der Darstellung uns diese Ausflucht versperre. Die epischen Nationalgedichte verschiedener Nationen, die theogonischen Gedichte und Volkslieder verschiedener Zeitalter geben einen Ueberblick, in welchen Beziehungen des Lebens die Vorstellungen klar und der Wirklichkeit gemäß, in welchen anderen Beziehungen sie von jeder Kenntniß der Wirklichkeit entfernt waren und die Darstellung deshalb kein anderes Maß kennt, als daß das Große ungeheuer, das Seltene wunderbar, das Kleine bis zum Verschwinden unbedeutend und zwerghaft war. Tausende vom gemeinen Troß sammt den unberühmten Führern mäht der Held nieder und schneller als der Sturmwind durchfliegt er die Fernen, allenfalls auf dem Roß, welches der Zauberer oder ein guter Geist ihm leiht. Dabei ist wohl zu merken, wo die Naivetät ohne jede Kritik und selbstgläubig an die Gebilde der Phantasie den Griffel führt, oder wo der Dichter schon im Zweifel, wo er im Unglauben befangen ist und nur dem Stil die großen Beispiele nachahmt; denn zu der ersten Regung des Zweifels gesellt sich ein leiser Zug des Humors, der mit dem Zweifel wächst und, beim Unglauben zur Ironie wird (Aristot).

Und nicht allein das Gedicht, auch die Prosa, welche den Erfindungen der Phantasie nicht den geringsten Spielraum einzuräumen gedenkt, verfällt den wunderlichsten Uebertreibungen und Zusammenstellungen, wo immer der passende Maßstab noch nicht aus dem Wesen der Sprache und der eindringenden Kenntniß der Dinge hergestellt ist. Neben den tiefsinnigsten Betrachtungen solche Ideen und Pläne, die uns heute albern erscheinen; neben der ängstlich getreuen Berichterstattung des mit kritischem Instinct ausgestatteten Geschichtsschreibers die unglaublichsten, ja unsinnigen Gerüchte. Kein Historiker ist ängstlicher als Herodot, die Verantwortlichkeit ausdrücklich abzulehnen, wenn ihm eine Erzählung, welche das schriftstellerische Gewissen ihn mitzutheilen zwingt, nicht glaubwürdig oder beanstandungswerth erscheint; vielleicht hat das erwachende Bewußtsein von der naiven Unzulänglichkeit des Urtheils früherer und mitlebender Erzähler ihn zu dieser Vorsicht bewogen. Und daneben, wie viele Erzählungen, die unseren Ohren närrisch klingen, gibt er ohne den sonst üblichen einschränkenden oder anzweifelnden Zusatz wieder, weil ihm jedes Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit fern lag. Der kritischste, wahrhaftigste Geschichtsschreiber nimmt unter seine Verantwortlichkeit, was ihm kein halbwüchsiger Jüngling unseres Geschlechts ohne Lächeln nacherzählt. Unter den Völkern niederer Kulturgrade findet sich heute noch das Gemisch scharfer Urtheilskraft in der einen und naiver Urtheilslosigkeit in der anderen Beobachtungssphäre, mit der entsprechenden Wirkung,

daß Wahrheitsfönn und naive Unwahrheit neben einander bestehen. Sogar in den unteren Bildungsschichten derselben hochcivilisirten Nation dieselben Erscheinungen. So habe ich noch in meiner Kindheit von solchen Greisen, welche in vielen Stücken an der vollen Civilisation Deutschlands Theil nahmen, in anderen von dem Hauptstrome abgeschlossen und auf verjährtten Anschauungen stehen geblieben waren, fabelhafte Geschichten von Riesen und Zwergen, von Wunderdingen und Seltsamkeiten als Selbsterlebnisse vortragen gehört. Und in anderen Gesellschaftskreisen habe ich erlebt, daß in der Vorstellung solcher Personen, welche keine rechte Vorstellung von den Verhältnissen des Längenmaßes hatten, auffällig große Personen zu Riesen herantouchsen, auffällig kleine zu Zwergen zusammenschrumpften, indem sich der wirklichen Abweichung von der Regel allmählig unwirkliche Dimensionen unterschoben; während andere Personen gleichen Bildungsgrades die Vorstellung der wirklichen Maße beibehielten, sobald diese zahlenmäßig an der Elle oder durch ein Abzeichen an dem Pfosten festgestellt und gegen irrige Verschiebungen der Phantasie geschützt waren.

Dies nun ist nach meiner Anschauung die Wechselwirkung zwischen den Graden der Befähigung und dem Verhalten, zwischen der Beweglichkeit und Elasticität der Sprache und dem sittlichen Gemeinwerth des Menschen. Wenn zuerst das wenig empfindliche Unterscheidungsvermögen zum ungenauen Ausdruck zwang und die annähernde Erzählung für den Verkehr genügen mußte, so konnte, wie gut auch der eingepflanzte Wille sein mag, das Gefühl für Wahrheit nicht durchdringen. Die naive Unwahrheit erhält sich nicht mit böser Absicht, sondern als eine Naturnothwendigkeit, und, so weit die Unzulänglichkeit zwingt, hat sie keinen verwerflichen Charakter. Aber sie ist doch immerhin Unwahrheit und mit den Mängeln ihres Wesens so weit behaftet, als sie forterzeugend Böses wirkt. Es macht sich zwar auch in jenem naiven Zustand, innerhalb des Gebietes, welches der klaren Erkenntniß und der richtigen Schätzung zugänglich war, der Sinn für Wahrheit geltend; der natürliche Antrieb war ja auf getreue Wiedergabe des Eindruckes und nicht auf Täuschung gerichtet, und die naive Wahrheit bestand, ehe der Mensch noch den sittlichen Gehalt der Wahrheit oder den unsittlichen der Unwahrheit begriff. Aber eben um deswillen darf man sich für damals die beiden Gebiete nicht so getrennt denken, wie heute. Waren doch auch in intellectueller Hinsicht die Gebiete nicht so scharf geschieden. Leicht übertrug sich der unzweifelhafte Vortheil der minder gebundenen Phantasie auch auf solche Gegenstände, welche mit einiger Anstrengung genau behandelt werden konnten. Wenn das wunderbare Eingreifen höherer Mächte wirklich bestand und wie ein alltägliches Ereigniß geglaubt wurde, warum sollte nicht das Wunderbare berichtet werden, so oft dies bequemer war, als das Natürliche, oder größeren Vortheil einbrachte? Wenn die Engel häufig in Gestalt der Menschen erschienen, warum sollte nicht bei passender Gelegenheit der Mensch sich gefallen lassen, wenn er für einen Engel gehalten wurde und die Vortheile dieser Erscheinung genoß? Ja, in sich selbst konnte der Mensch im ernstesten Zweifel befangen sein, ob ein Gott oder gewaltsamer Sinn ihn aufregte und er mochte gutgläubig für Triebe des Eigennuzes und der Herrschsucht eine „höhere Sendung“ sich zuschreiben.

Dagegen, wie die Bemühung nach einer-verständlichen Beschreibung die Erkenntniß der Merkmale erweiterte, schloß diese den Umfang der naiven Unwahrheit immer enger ein, verdrängte sie ringweise aus den üblichsten und üblicheren Auffassungen des Verkehrslebens, verschärfte die Grenzlinie zwischen der bewußten und der unbewußten Lüge und machte zuletzt immer mehr Gattungen von Unwahrheit im Durchschnittskreis der Gebildeten ganz unmöglich, weil sie lächerlich waren, keinen Glauben fanden, keinen Nutzen eintrugen. Wer, nachdem die Himmelsleiter abgebrochen ist, noch für einen Engel sich ausgäbe, würde mit Spott überhäuft und keinen Nutzen aus der offenbaren Betrugslust ziehen, wie ja dieselbe Geistlichkeit, welche in früheren Jahrhunderten den Wunderbetrug als einen wesentlichen Hebel ihrer Macht selbst veranstaltete, heute die Versuche, obgleich sie in weit zurückgebliebenen Gegenden immer noch einigen Vortheil verschaffen, doch mit Energie zurückweist, weil sie die Lüge verabscheut oder den überwiegenden Nachtheil der augenfälligen Lüge einsieht. Der ethische Fortschritt ist vollbracht ohne bewußt ethisches Motiv, aber mit voller Wirkung desselben. Das Lügen wird zu einem sittlichen Mangel in demselben Verhältniß, in welchem die Erkenntniß das Unterscheidungsvermögen geschärft, die Entdeckung der Lüge erleichtert, wahrscheinlich, gewiß gemacht hat.<sup>1)</sup> Daher Unwahrheit und Lüge am längsten üblich bleiben und von dem Mangel sich frei halten in entwickelten Verhältnissen, welche die Einsicht der Menge nicht zu überschauen vermag (Diplomatie). Freilich wird die Wahrheit auch eine Macht für sich, und sie dehnt ihre Herrschaft über ihre ergebensten Jünger auch auf solche Beziehungen aus, in denen die Lüge nicht gut controlirt werden kann und ihres Gewinnes noch ziemlich sicher ist. Aber ihre unbestrittene Herrschaft leitet die Wahrheit doch her von der Erkenntniß, welche in das Wesen der Dinge tief eindringt und die genaueste Bezeichnung derselben ermöglicht. Um das Geseß unmittelbar an die Beschaffenheit und Kraft der Sprache anzuschließen: die Zweideutigkeit des Ausdrucks begünstigt die unwillkürlichen Irrthümer und den beabsichtigten Betrug. Von der Zweideutigkeit der Worte haben die trügerischen Orakel sich genährt, und noch heute blüht der Schwindel am üppigsten in den Gebieten solcher Idiome, welche die meisten Synonymen ohne jede oder mit schwer merklicher Bedeutungsverschiedenheit aufweisen, deren Worte die leichteste Verschiebung der Buchstaben gestatten und doch durch diese Operation den Sinn verändern.

Wie viel des Weges zurückgelegt ist, das können wir zum Theil schließen aus dem Vergleich früherer mit den heutigen Zuständen, für welchen einwandfreie und berebte Zeugnisse sichern Anhalt gewähren; nicht blos in den unwillkürlichen Märchen und naiven Uebertreibungen, sondern in naiver Erzählung von Lüge und Rückhalten, welche von den angesehensten, gottesfürchtigsten Männern berichtet werden. Der Knabe Jacob wird von der frommen Mutter angeleitet, den blinden Vater durch Verkleidung und wirkliche Täuschung zu hintergehen,

<sup>1)</sup> „Ich lüge nicht,“ sagte mir einmal ein sehr schwindelhaft angelegter Mann, „weil ich erfahren habe, daß es jetzt nicht mehr nützt, wie ehemals, und man durchschnittlich mit der Wahrheit besser fortkommt.“

um einen für den Bruder bestimmten Segen zu erschleichen, der doch Gültigkeit vor dem Herrn behält. Jacob und Laban überlisteten sich wechselseitig um bloßen Vermögensvortheil und Jacob bleibt doch der gottesfürchtige ehrwürdige Patriarch. Die heiligen und profanen Schriften jeder ältesten Nation melden solche Listen in weltlichen und göttlichen Dingen. Die griechischen Helden führen sich mit Verstellung und Unwahrheit ein, der Dichter denkt sich die Ränke beinahe zugehörig zur Tapferkeit und zur Klugheit, und die Helden der griechischen Geschichte stehen hierin nicht einen Zoll hinter ihren idealen Vorbildern zurück. List bleibt lange ein unzertrennlicher Bestandtheil großer Staatsmannschaft, und wenn auch die Staatskunst, wegen ihres uncontrolirbaren Inhalts, auch heute noch an Ränken und Lügen leistet, was im Privatleben verächtlich machen würde, so darf sie doch vor dem Tageslicht der öffentlichen Meinung nicht entfernt wagen, was in Vorzeiten ihr Ehre eintrug, Lob und Preis im geschichtlichen Berichte fand. Im Privatverkehr aber wird Untreue und Betrug zu immer größerem Schimpf, vor allen anderen Verbrechen, und der Begriff dafür wird immer feinfühligter, bis zuletzt unsere modernen Gesetze solche Handlungen, welche einst in ehrempfindlichster Weise als Scherze oder erlaubte Vortheile gelibt, oder als lose Streiche nur leise getadelt wurden, als gemeines Verbrechen dem Strafrichter zuweisen. Und was die Civilisation bereits bewirkt hat, läßt erkennen, was sie erstrebt und bereinst gewiß erreichen wird, daß Falschheit und Anstand nirgendwo zusammengehen, sondern in unversöhnlicher Feindschaft einander fliehen.

## VI.

Fortgesetzt verbesserte das Menschengeschlecht das Mittheilungssystem und erlangte dadurch eine Reichtigkeit des Ausdrucks, welche weit mehr als die bloße Befriedigung des täglichen Unterhaltungsbedarfs als Ziel sich vorsetzen darf. Die Geschicklichkeit des Ausdrucks wird eine selbständige Uebung des Geistes, schafft sich eigene Gebiete der Wirksamkeit oder verbindet sich mit anderen Trieben, denen sie Förderung gibt und Förderung entleiht. Wie zu allem menschlichen Thun an der Linie, an welcher die Mäßseligkeit des elementaren Zustandbringens überwunden und die Freude am Schaffen erstarkt ist, gesellt sich der Schönheitssinn auch zur Sprachbildung. Der Redende will die Mittheilung nicht bloß genau und geläufig machen, sondern auch schön gestalten, daß die Form den Inhalt ziere und der Ausdruck gefällig klinge.

Hieraus entstehen die wichtigsten Folgen für den Entwicklungsgang der Sprache, welche neue bedeutame Impulse empfängt, aber auch Momente der Abirrung in sich aufnimmt.

Kunstformen entstehen, welche den Stoff modelliren, den Inhalt in vorgezeichnete Grenzen zwingen, und wenn es dieser Zweck verlangt, lieber einen Theil des Inhalts opfern, als das gegebene Maß verletzen. Selbst die auf praktische Ziele gerichtete Rede gibt sich Regeln, welche den Ausdruck veredeln, mit einigem Schmuck verzieren sollen. Ist aber erst die Werkmannschaft in Betrieb gesetzt, so tritt alsbald der auf Dauer gerichtete Sinn des Menschen hinzu. Was er mit Eifer und Liebe erschaffen hat, will er nicht sofort untergehen lassen, und was schön gelungen ist, soll auch scheinen und Viele erfreuen. Das eben ist ja

die große Bedeutung des Schönheitstriebes und der von ihm erzeugten Kunst, daß sie den Menschen anleiten, im Vorübergehenden das Bleibende zu erfassen und festzuhalten, das Gegentwärtige mit dem Zukünftigen und Fernen in Zusammenhang zu bringen. In der Kunstform war das Gefäß gewonnen, in welchem die zur Verflüchtigung neigende Rede dauerhaft erhalten werden konnte. Von Allem, was schön gelungen oder zu weittragender Bedeutung fähig war, sollte nicht allein der zufällige Genosse der Unterhaltung Kenntniß erhalten, auch die Entfernten und die Nachlebenden sollten daran Theil nehmen. Natürliche Aufbewahrerin war die Erinnerung, welche für das Maß- und Planvolle besonders rege und haltbar ist, und sie genügte, so lange der Umfang des Stoffes nicht zu groß war für den Umfang des Gedächtnisses, oder so lange die Aufbewahrer das Vergessene im Geiste des Ursprungs zu ergänzen, sogar durch eigenes Hinzuthun zu verbessern vermochten. Aber irgend einmal im Laufe der Zeit mußte die Erinnerung unzulänglich sich erweisen, und nun begann die Aufzeichnung, welche vor Vergessen wie vor Willkür der Wiedergabe schützte. Wir wissen genau, daß die ältesten Monumente der Sprache auf solchem Wege zur Aufzeichnung gelangten. Sagen, Empfindungen wurden im Munde der Sänger bis zu vollendeter Formens Schönheit abgerundet, wurden in der gelungensten Form zum abgeschlossenen Werk, an welchem fortan nichts mehr geändert, welches in dieser seiner besten Gestalt der Mitwelt erhalten und der Nachwelt überliefert werden sollte. Sehr wahrscheinlich sind die Schriftzeichen zu solchem Zweck erfunden, oder doch aus schwerfälligen, durch Zufall und Bildwerk entstandenen Abzeichen in eine selbständige und geläufige Darstellungsweise verwandelt worden.

Einfach, wie die Anfänge der schriftlichen Aufzeichnung sich darstellen <sup>1)</sup>, wie wenig Veränderung hiervon die Mitlebenden davon verspüren mochten, so datirt daher doch eine mächtige Revolution, welche in das Geistesleben der civilisirten Nationen mit unübersehbaren Folgen eingriff und nicht unvermischten Segen, sondern auch Zwiespalt und Irrung eintrug, und in manchen Perioden den Zeitgeist in solche Verwirrung bringt, daß beinahe der Zweck der Sprache in Frage gestellt, der Inbegriff ihrer Culturmission völlig mißkannt wird. Aber für die Gesamtentwicklung des menschlichen Geistes ist die Schrift ein unentbehrlicher Factor geworden, und alle Schäden treten zurück in ihrer verhältniß-

<sup>1)</sup> Wann und wie die Buchstaben entstanden sind, interessiert für diese Untersuchung nicht. Räthselhaft ist der Vorgang nicht, sogar viel leichter erkennbar, als manche Erfindung des einfachen Haushalts. An Zeichen als Mittheilungsmittel war der Mensch gewöhnt. Auch einfache Abzeichnungen hat der Mensch gewiß in einem früheren Culturstadium geübt. Daneben bedarf es noch der Aufklärung, ob überall, wie erweislich in einigen Sprachen, das Alphabet aus gegenständlichen Abbildungen in abgekürzter Form, oder ob es in einigen Sprachen aus symbolischen Zeichen sich entwickelt hat. Jedoch sowol zur symbolischen wie zur figurativen Schrift war der Uebergang natürlich und in einem Schritt vollzogen. Dieser Anschauung steht nicht entgegen, daß einige, und darunter heute noch lebende Sprachidiome keine Schriftzeichen entwickelt haben, und daß manche uncultivirte Stämme die Schrift nicht kennen und als großes Wunder anstaunen. Vielmehr stimmt dies mit der Annahme überein, daß die Fülle der Production zur Schriftfindung gezwungen habe.

mäßigen Geringfügigkeit zu dem Aufschwung, welchen die Sprache von ihr empfangen hat und in gegebenen Zeitläufen auf's Neue empfängt.

Die schriftliche Aufzeichnung, von Hause aus zur Unterstützung des Gedächtnisses und zum Dienst für die mündliche Rede bestimmt, hat alsbald über diesen beschränkten Beruf sich erhoben. Nicht bloß was in mündlicher Ueberslieferung allmählig ausgestattet war, sondern Gedanken und Eindrücke wurden niedergeschrieben, welche niemals über die Lippen gekommen waren. Bedeutsame Vorzüge der Schrift bewogen hierzu. Der Mündlichredende mußte immer einen Hörer vor sich haben, die Aufmerksamkeit desselben fesseln und den Ausdruck nach dem Verständniß desselben einrichten. Von diesen und anderen Beschränkungen befreite sich der Niederschreibende, indem er sich einen Hörerkreis nach seinem Willen dachte, nunmehr den Ausdruck nach seinem eigenen Urtheil verständlich machte und abwartete, bis sich der passende Leser fand. Für die Nützlichkeit seiner Production aber gewann er überdies, daß nicht das Wort, wie es über die Lippe kam, unveränderlich feststand, sondern er konnte sinnend und wählend die zutreffendste Form auffuchen. Solcher Gestalt trat die schriftliche mit der mündlichen Rede in einen selbständigen Wettbewerb, und die Schrift schuf sich eine eigene Welt der Literatur, mit völlig neuen Elementen der Darstellung, mit eigenen Regeln und Gesetzen; eine Welt, welche weder den gemeinsamen Zweck mit der mündlichen Rede aufgibt, noch die besonderen Motive ihres Ursprungs verleugnet und in dieser ihrer Doppelnatur die Gesamtsprache mächtig erregt.

Denn verschiedenartige Tendenzen haben sich in die Sprache der civilisirten Nationen eingeführt, deren Bewegungskräfte nicht zu jeder Zeit in der geraden Linie des Fortschrittes resultiren. Aber die letzte Wirkung ist doch, daß die mannigfachen Arten des Ausdrucks, welche aus der neuen Combination entstehen, sich beeifern, jede ihre besonderen Vorzüge zu entfalten, daß die gefährlichen Schwankungen ohne bleibenden Schaden vorübergehen, der aus dem Wettstreit entstehende Vortheil aber sie überdauert und immer wieder fortschreitend in den Weg zum letzten Ziele einlenkt.

Tief eingreifend und umfassend ist die jeder Schriftsprache zugehörige Eigenthümlichkeit, daß sie, wie sie aus reiflicher Erwägung und Auswahl hervorgeht, so auch auf die reifliche Erwägung ihres Inhaltes, auf ein selbst langsames Auffinden ihres wahren Sinnes rechnen darf. Andere Eigenthümlichkeiten nimmt sie nach Gelegenheit und mit besonderem Vorsatz an, je nachdem sie bloß gelesen oder gehört zu werden, sie bloß zum Nutzgebrauch bestimmt oder ein besonderer Kunstzweck mit ihr verbunden, ob darauf gerechnet ist, daß ihr von einem späteren Erläuterer die für den Hörer nothwendige Ergänzung gegeben werden soll. Viele Hilfsmittel muß sie sich beilegen, um auch nur annähernd die Vortheile zu ersetzen, welche der mündlichen Rede aus den Betonungen und begleitenden Pausen des Redenden zufallen. Diese und andere Eigenheiten ziehen die Schriftsprache von den Gewohnheiten der Sprache des täglichen Lebens ab. Aber dieselben Zwischenräume, welche die beiden großen Redegattungen und die mannigfachen, den besonderen Zwecken entsprechenden besonderen Redeweige bilden, gewähren zugleich Raum für aufwärts führende Stufen.



Und gerade darin eröffnet die Geschichte der bedeutenden Literaturen uns den interessantesten Anblick, daß wir in großen Zügen erkennen, in welchem schönen Wettstreit die Sprachformen einander anregen, und wie harmonisch im Endergebniß sie zur Förderung des sprachlichen Hauptzieles sich zusammenschließen.

Den frühesten Anlaß zur schriftlichen Aufzeichnung hat wol die Kunstform gegeben, welche die Poesie in der gebundenen Rede und anderen Regeln der Harmonie ausgebildet hatte, und in ihr entwickelte sich zuerst die Tendenz, welche das Gebiet der Literatur in's Leben rief, erweiterte und eine selbständige Herrschaft in dasselbe einführte. Freilich darf man sich die Dichtung nicht wie eine neue, selbständige Schöpfung denken, welche sich willkürlich von Vorgängen des Lebens trennte. In Form und Inhalt erwuchs sie in fortschreitender Entwicklung aus der Ausbildung der gemeinüblichen Sprache, und sie hat die Verbindung mit ihrem Ursprung nicht aufgegeben, sondern bewahrt ihn, indem sie zwischen allen Gestaltungsformen der Sprache die Wechselwirkung aufrecht hält. Eben um deswillen ist die Literatur keine ausschließliche Domäne der Poesie geblieben, sondern die von der Poesie geschaffenen Tendenzen und mit ihnen die Literatur haben in alle Gestaltungsformen Eingang gefunden und in denselben sich befestigt.

In der Form empfing der Dichter seine Impulse aus den Momenten gehobener Rede, zu welchen hochgespannte Empfindung, plötzlich hervorbrechende Leidenschaft, der Drang einer augenblicklichen Gefahr im gewöhnlichen Leben Anlaß gaben. Auch vom Inhalt dürfen wir annehmen, daß in den frühesten Zeiten nicht die Erfindung es war, was den Dichter beschäftigte, sondern die Beleuchtung und Ausschmückung des Stoffes, welchen er als bekannt vorfand, mit einem schönen Gewand umgab und er überraschte den Hörer, indem er ihm, was auch er kannte, in gefälliger Ausstattung vortrug<sup>1)</sup>. Aber bei Alledem war das Hinzuthun aus eigener Kraft und Phantasie nicht gering und der Dichter bedurfte einer weitgreifenden Freiheit, welche für die Fesseln, die er sich auferlegte, andertweitig ihn entschädigte. Wenn der gefällige Wortklang unter Wägen und Messen der Silben und Accente im Gleichmaß erhalten werden sollte, so mußte der Dichter passende Worte wählen, neue bilden, den Satz und das Gefüge der Worte so lange umordnen, bis das Gesetz erfüllt war. Und von dem Stoff konnte er nicht Alles und nicht in der Reihenfolge beibehalten, wie die That geschah oder die Sage sie überlieferte, sondern wie sie seinem dichterischen Sinn schön erschien. Die Hauptzüge brauchten nicht verwischt zu werden, denn nur der Stoff wurde zum dichterischen Vorwurf verwendet, der mit leichten Strichen oder doch mit solchen Aenderungen, welche nicht unkenntlich

<sup>1)</sup> Sehr wahrscheinlich beruhen die ältesten Nationalhelbengesänge im Hauptinhalt auf Wahrheit. Die griechischen Tragödien behandeln nur bekannte Volksagen, welche sie lyrisch ausschmücken, in Nebensachen erweitern und durch Charakterisirung der Personen dramatisch machen. Dasselbe oder doch Annäherndes findet sich bei den größten Dichtern späterer Zeit. Die Tragödien Shakespeare's sind entweder historische mit ziemlich treuem Anschluß an die geschichtliche Wahrheit, oder sie folgen Erzählungen, welche der Dichter aus der Literatur kennen gelernt hatte. Dahin gehört auch der bedeutende, aus tieffter Sachkenntniß geschöpfte Satz Goethe's, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse.

machten, sich schönheitsvoll gestalten ließ. Aus innerm Antrieb wuchs der Antheil der Phantasie in dem Verhältniß, in welchem die schöpferische Kraft von der Uebung, und die Sprache aus der Behandlung an Elasticität gewann, der Geschmack des Dichters und der Hörer sich verfeinerte und wählerisch wurde. Anfangs mochte wol schon die zusammenhängende Erzählung dem Zwecke dienen, mit wechselnder Form und Darstellung, wenn nur der Gang und die hervortretenden Züge beibehalten wurden, welche die Erinnerung festhielt. Dies war die Zeit reiner natur- und sachgemäßer Improvisation, welche im Inhalt auf das Gedächtniß, in der Form auf die Stimmung des Augenblicks sich verließ, ganz wie wir heute die gewöhnliche Rede führen. Aber die Geseze des Rhythmus wurden erfunden, als der Dichter nicht mehr auf die augenblickliche Eingebung sich verlassen konnte; nicht weil seine Redegewalt abgenommen hätte, da diese vielmehr im steten Wachsen begriffen war, sondern weil sein und der Hörer Geschmack empfindlicher geworden war, die Grenzen höchster Schönheit erforscht hatte, die Regeln feststellte und keinen Fehler vertrug. Eben darum war es natürlich, daß die Improvisation abnahm und der Dichter sich die Zeit gönnte, die beste Form auszuwählen, welche er alsdann beibehalten konnte. Vom Nachsinnen und Sicheinprägen ist es nur noch ein kurzer Schritt bis dahin, daß der Dichter den Griffel zur Hand nahm und das Gefüge der Worte befestigte.

So war der Dichter Bildner und Ordner der Sprache, der genau abmaß, wie sich neue Worte gestalten, bekannte umgestalten ließen, bei welcher Wortstellung im verschlungenen Satzbau der Sinn noch verständlich blieb. Nachdem Werke gelungen, die Elasticität der Sprache erhöht, die Grenzen gefunden waren und ohne Zwang von den Errungenschaften sich Gebrauch machen ließ, folgte die ungebundene Sprache, indem auch sie, sogar für den Gebrauch des täglichen Lebens, oder für besondere Gelegenheiten die größere Wirkung der bedachten und wohlgeordneten Rede ausnutzte, andererseits auf die Schönheit des Stils einen selbständigen Werth legte. Für beide Zwecke dienlich, unter Umständen unentbehrlich war die Niederschrift, welche vom Augenblick nur die günstigen Eingebungen anzunehmen brauchte, diese aber für immer fixiren konnte. Schon in früher Zeit kam es dahin, daß die bedeutenden Redner, um Eindruck und Erfolg der Rede vorher sorgfältig abzumessen, sogar die Rede, welche ihrer Natur nach zukünftigen Ereignissen und Zuständen angepaßt werden sollte, schriftlich vorbereiteten, an den Text sich wirklich hielten und mit Kunstmitteln der Technik ihren Hörern die Improvisation vorspiegelten.

Dies nun ist eine der Irrungen, welche dem Kunststreben auf dem Fuße folgen; einer der Nachtheile, mit denen wir die großen Vortheile der Doppelnatur büßen, mit welcher die Schrift die Sprache begabt hat. Weder in den großen Scheidungen zwischen mündlicher und schriftlicher Rede, noch in den Unterabtheilungen der auf verschiedenen Zweck berechneten Sprachform wird immer das legitime Gebiet eingehalten, in dessen Grenzen allein Inhalt und Form zusammenpassen. Geseze des Maßes und der Verhältnißmäßigkeit werden den Verlockungen eines gebildeten Geschmacks geopfert. Hier statt des Schmuckes eine Ueberlast an Zierrath, bis zur schnörkelhaften Verrentung

aller Formen; dort statt der gemessenen Knappheit eine steife, verworrene, armselige Behandlung des Inhalts. Vor Allem aber hat die Niederschrift und die Neuschöpfung einer literarischen Welt die Gefahren heraufbeschworen und über einzelne Personen wie über wichtige Gesellschaftskreise ganzer Zeitabschnitte die Gefahren herbeigeführt, daß in den schriftlichen Werken und zuletzt auch in den Köpfen Vieler die Fiction an Stelle der Wirklichkeit tritt, Verstand und Sinne für die richtige Wahrnehmung der äußeren Begebenheiten abstumpft. Gelehrte gewöhnen sich eine Sprache an, welche das gewöhnliche Volk nicht versteht; sie selbst denken geringschätzig von der Redeweise des Volkes, und dieses wendet sich ab von dem unverständlich vorgetragenen Wissen. Dichter mit geiler Phantasie erfinden Begebenheiten, welche niemals in solcher Seltsamkeit sich zusammenfinden, aber den zügellosen Gelüsten nach Neuem und Ungeordnetem Nahrung geben. Ernst angelegte Männer selbst ergeben sich, wie der Dichter des Don Quixote so wahrheitsgetreu zu schildern weiß, einem Gange, welcher nur in der Büchertwelt seine Grundlagen findet, der wirklichen Welt aber völlig entfremdet ist. Statt der guten Impulse, welche die Sprachbildung von der Literatur empfangen hat, bereitet diese nun die größten Hemmnisse, schweist ab von der innigen Hingabe an die Natur, von der getreuen, gemeinverständlichen Wiedergabe der Eindrücke und Empfindungen, leitet ihre ergebensten Jünger von der Fühlung mit dem wirklichen Leben und wendet die Sinnesrichtung von der Wahrheit ab.

Glücklicher Weise kann die Literatur nicht aller Geistesregungen sich bemächtigen, bleibt trotz ihres oft gewaltigen und corrumpirenden Einflusses auf das tägliche Leben immer noch ein ihr unzugänglicher Boden, aus welchem der Genius der Sprache sich wieder einartet. Die gewöhnliche Verkehrssprache muß an einer gewissen Einfachheit und Gemeinverständlichkeit, an einem ursprünglichen Ziel der Rede festhalten, und sie thut dies, wenn auch nicht in der vollkommensten Form, so doch unter Aufbewahrung des Grundcharakters und der Bildungsfähigkeit, welche die Nationalsprache bereits erlangt hat; bis die Noth die Genien der Nation ansacht, welche die Verirrten zurück auf den richtigen Weg und auf diesem weiter führen. Dieselbe Schriftwelt, welche durch ihre Verirrungen das Unheil geschaffen hatte, bewahrt die Muster der vollendetsten Leistungen der besseren Zeiten und gestattet dem Genius in einem Sprung einzuholen, was Jahrzehnte, Jahrhunderte versäumt haben. Gerade auf dem Tiefpunkt der Entartung pflegt der Vergleich mit der besseren Vorzeit dem Genius die Anregung zu geben. Und wie bisher stets, so wird es auch in Zukunft nach der Entartung einer civilisirten Nation niemals an einer Wiebergeburt fehlen, welche die Früchte früherer Arbeit der Menschheit zurückholt und Neues hinzuthut. Denn die großen Ziele der Sprache hat nicht Willkür geschaffen und keine Verirrung kann sie verrücken. Dieselben Grundbedingungen des menschlichen Wesens, dieselben Anlagen, Triebe und Fähigkeiten, welche den Menschen zur Aeußerung, Mittheilung, Lautbildung uranfänglich drängten, zu den Grundformen und zur feineren Ausbildung der Sprache anleiteten, wirken fort und fort und dulden keinen dauernden Abbruch und keine unheilbare Verirrung.

Das Ziel aber, wohin die Sprache strebt, entzieht sich niemals dem künftigen Auge; es liegt deutlich ausgedrückt in dem Anfangsgrund der Sprachbildung und in der Richtung, welche sie in jedem Schritt ihres Entwicklungsganges eingehalten hat. Der Mensch sollte seiner Anlage nach nicht, wie jedes andere Thier, sich damit begnügen, Stimmungen und Wünsche anzudeuten, sondern er sollte in sich selbst über den empfangenen Eindruck klar werden, denselben verständlich mittheilen und in einem Andern gleichartig hervorrufen. Mit dieser Bethätigung des Geselligkeitstriebes begann die Civilisation, welche die Menschen in solidarischer Gemeinschaft zur Menschheit zu verbinden strebt. In den ersten Kämpfen um den elementaren Ausdruck war es schon ein bedeutender Erfolg der Unterhaltung, wenn es gelang, den Sinn des Andern nach der Richtung des eigenen Empfindens hinzuwenden. Aber das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit verließ den Menschen nicht, wie es ihn heute noch nicht verläßt, so lange ihm selbst der Ausdruck zum Zweck der beabsichtigten Umstellung nicht genügt, oder wenn er an dem Genossen wahrnimmt, daß dieser nicht begreift, was er ihm mittheilen will. Daher das Streben nach größerer Deutlichkeit und Genauigkeit, und dem erweiterten Willen standen neue Hilfsmittel der Sprache zu Dienst. In steter Wechselwirkung wuchsen das eigene Erkennen, Absicht und Elasticität des Ausdrucks. Und nun offenbart sich als höchste Aufgabe der Mittheilung und letztes Ziel der Sprachbildung, daß der Mensch den Gegenstand seines Interesses in allen seinen Eigenschaften erkenne, den Eindruck hiervon in sich aufnehme, den in allen Stücken genau passenden Ausdruck forme und den identischen Eindruck in dem Andern hervorrufe. Hierin erst vollendet sich die Lustempfindung, welche wir an uns selbst wahrnehmen, wenn wir, von einem Eindruck stark bewegt, das Wort finden, welches uns ganz genügt und im Hörer volles Verständniß bewirkt. So zu begreifen, so zu sprechen, so verstanden zu werden, ist unser höchster Wunsch; einen solchen Zustand normal auszubreiten, ist die sprachbildende Arbeit der Menschheit.

Um alle Momente dieser großen Aufgabe zu erfüllen, darf die Sprache nicht stehen bleiben bei dem bloßen Verus, einen empfangenen Eindruck wiederzugeben, sondern sie muß das Verständniß der Menschen fortgesetzt erweitern, das Gemüth für alles Empfindenswerthe empfänglich machen. Diesen Verus, welchen sie mit jeder Kunst der Darstellung gemein hat, erfüllte sie mit weit reicheren Mitteln, als irgend einer anderen Kunst zu Gebote stehen. Denn die Empfindung erfährt vollkommen nur die Eigenschaften, für welche sie den sprachlichen Ausdruck hat; ebenso erhält sich die Gesamtempfindung einer Sprachgemeinschaft nur im Besitz solcher Erkenntnisse, für welche die sprachliche Bezeichnung Gemeingültigkeit erlangt hat. Ist unter den Genossen der Sprachgemeinschaft das Verständniß so weit gefördert, daß der Name sofort den Begriff eröffnet und alle beachtenswerthen Merkmale des Gegenstandes zur Anschauung bringt, dann ist die Sprache zur idealen Vollkommenheit ihres Berufes gelangt, welche darin besteht, daß Ausdruck und Inhalt des Empfindens sich decken.

Und hierin trifft das sprachliche mit dem sittlichen Entwicklungsgesetz, das höchste Sprachziel mit dem letzten Ziel der Civilisationsbewegung zusammen. Denn die Congruenz von Inhalt und Ausdruck ist Wahrheit, die Befähigung

hierzu ist Vorbedingung der Wahrhaftigkeit. Dieses Gesetz kommt nicht unbedingt an den Individuen, und kommt nicht in allen Zwischenstufen der Entwicklung rein zum Vorschein, aber in der großen Uebersicht der Völker und der Zeiten macht es sich geltend. Die Sprache uncultivirter und übercultivirter Völkerschaften entfernt sich gern von der Wirklichkeit, ergeht sich in unpassenden Bildern, übertreibt im Lob und Tadel, und so weit der Zustand der naiven Unwahrheit überschritten ist, findet man diese Sprachweise immer gepaart mit Unzuverlässigkeit, Falschheit und Hinterlist. Präcis sprechende Völker dagegen sind wahrheitsliebend und zuverlässig. Darum ist die Literatur der Nation ein getreuer Spiegel nicht allein ihres sprachlichen, sondern auch ihres gesamt sittlichen Zustandes, und das eben so sehr in der stilistischen Form, wie im Inhalt der Werke.

Dies ist der Gewinn aller sprachlichen Fortschritte und zugleich sittlicher Kern des Menschthums, daß kein Individuum für sich abgeschlossen lebe, sondern als Glied des Ganzen sich fühle, wirke, Wohlthaten gewähre und empfangen. Die zur Congruenz zwischen Inhalt, Ausdruck und Verständniß hinstrebende Sprachbildung befähigt den Menschen, seinen Gesichtskreis über den Umfang der eigenen Erlebnisse hinaus zu erweitern, indem er mit Anderen Erfahrungen austauscht und dieselbe Wirkung eintritt, als wenn der Hörer die dargestellten Vorgänge selbst erlebt hätte. Eben dahin zielt die in steter Steigerung begriffene Menschengemeinschaft, daß Jeder gleichzeitig für sich und Andere arbeite, an den Errungenschaften der Anderen Theil nehme, ohne diese an den Früchten ihres Erwerbes zu beeinträchtigen. Und so reiht sich an die Uranlage des Menschen das Streben der Einzelnen und das Ziel der Gesamtheit. Wie der Mensch von Hause aus auf Geselligkeit angewiesen, ihrer bedürftig und mit Lust strebsam ist, um weit über die engen Kräfte des auf sich gestellten Individuums zu wirken, so liegt das Idealziel der Menschheit in jenem Zustand vollendeter Solidarität, in welchem der Einzelne für sich und die Gemeinschaft wirkt, an den Erwerbnissen der Gemeinschaft Theil nimmt, die Gattung aber mit Hilfe dieser Gesamtarbeit bis zu den äußersten Grenzen ihrer Befähigung vordringt.

---

## „Die freie Kirche im freien Staat.“

~~~~~  
Von
Ednard Beller.
~~~~~

Die Frage über das Verhältniß des Staates zu den Religionsgesellschaften, die sich in seinem Gebiete bewegen, hat die deutsche Wissenschaft und Publicistik in den letzten Jahren aus naheliegenden Gründen nicht mehr so lebhaft beschäftigt, wie dies beim Beginn des sog. Kulturekampfes der Fall war; wenn auch immerhin einzelne beachtenswerthe Erscheinungen, wie das bekannte irenische Schriftchen des rüstigen theologischen Veteranen Karl Hase<sup>1)</sup>, darauf hinweisen, daß sie fortwährend von solchen, die dazu Beruf haben, zum Gegenstand einer sorgsamten Erwägung gemacht wird. Dagegen haben sich die romanischen Völker, und vor allem die Italiener, dieser Frage gerade in der neuesten Zeit in verstärktem Maße zugewendet, und es ist zu wünschen, daß man bei uns dem alle Aufmerksamkeit schenke, was von dieser Seite zur Förderung und Klärung derselben geschieht. Treffen solche Stimmen aus dem Ausland mit unserer eigenen Ansicht zusammen, so kann uns dies ein erfreuliches Anzeichen dafür sein, daß die letztere nicht aus nationalen Vorurtheilen hervorging und nicht bloß von unseren Verhältnissen abstrahirt wurde; weichen sie von ihr ab, so wird diese Abweichung uns veranlassen, ihren Gründen nachzugehen und unsere Ueberzeugungen aufs neue zu prüfen; und mag nun diese Prüfung zu ihrer Berichtigung oder zu ihrer weiteren Bestätigung führen, immer werden wir und wird die Sache daraus Gewinn ziehen.

Es liegen mir im Augenblick zwei Schriften vor, welche beide „Staat und Kirche“ betitelt sind: die eine von einem Genfer Theologen, Dr. Ernst Ströhl<sup>2)</sup>, die andere von einem höchst angesehenen und auch durch seine politischen und volkswirthschaftlichen Schriften hervorragenden italienischen Staatsmann, dem

---

<sup>1)</sup> Des Kulturekampfes Ende. Eine Denkschrift von Karl Hase. Leipzig, 1878. 3. Aufl. 1879.

<sup>2)</sup> L'église et l'état. Dialogue entre un partisan de l'union et un séparatiste par Ernest Ströhl, Docteur en théologie et député au Grand Conseil. Gen., 1879.

früheren Minister Marco Minghetti<sup>1)</sup>. Beide sind vortrefflich geschrieben, beide gehen vom Standpunkt der heutigen freien Bildung, eines besonnenen theologischen und politischen Liberalismus aus; aber beide kommen zu sehr verschiedenen Ergebnissen, indem die eine auf die absolute Trennung des Staats und der Kirche mit aller Entschiedenheit dringt, während die andere zwar für die vollkommene Freiheit der Religionsübung und der Lehre nicht minder entschieden Partei nimmt, aber das Band, welches die Kirche bisher mit dem Staate verknüpfte, auch in Zukunft erhalten wissen will. Und die Vertheilung dieser Rollen ist das Gegentheil dessen, was man vielleicht nach dem ersten Anschein erwarten möchte: nicht der Katholik, sondern der Reformirte, nicht der Monarchist, sondern der Republikaner, nicht der Jurist, sondern der Theolog vertheidigt die Abhängigkeit der Kirche vom Staate; der conservative Staatsmann dagegen, der Minister Victor Emanuel's, der Bürger des monarchischen Staates und der römischen Kirche ist es, welcher der radicalen Maßregel einer gänzlichen Scheidung zwischen Staat und Kirche das Wort redet. Es mag dies immerhin darauf hindeuten, daß die Frage, um die es sich hier handelt, nichts weniger als einfacher Natur ist, und sich nicht mit einigen allgemeinen Grundsätzen erledigen läßt; daß sie vielmehr eine ganze Reihe speciellerer Fragen in sich befaßt, deren Lösung von zusammengefügten und veränderlichen Bedingungen abhängt; daß daher ihre befriedigende Beantwortung neben der Schärfe und Folgerichtigkeit des Denkens zugleich eine in's Einzelne eindringende Sachkenntniß voraussetzt, und daß auch solche, denen es weder an der einen noch an der anderen fehlt, doch in der Beurtheilung dessen, was der Aufgabe des besonderen Falles entspricht, selbst bei wesentlicher Uebereinstimmung in den allgemeinen Voraussetzungen, sich weit von einander entfernen können.

Herr Ströhl hat nun das Thema, welches er in dem oben ange deuteten Sinne mit Geist und Gewandtheit behandelt, doch in zu specieller Beziehung auf die Genfer Verhältnisse ausgeführt, als daß an diesem Ort auf den Inhalt seiner Schrift näher eingegangen werden könnte. Um so mehr scheint dies dagegen hinsichtlich des Minghetti'schen Werkes angezeigt zu sein; auch hier muß ich mich aber freilich auf einige Hauptmomente beschränken, da es auf mäßigem Raum und in durchsichtigster Form eine so reichhaltige und vielseitige Erörterung bringt, daß eine erschöpfendere Besprechung derselben weit über die Grenzen hinausführen würde, die meiner Abhandlung gesteckt sind. Diese Schrift gehört zu dem besten, ja sie ist vielleicht überhaupt das beste, was bis jetzt für die gänzliche Scheidung des bürgerlichen und des religiösen Gemeinwesens gesagt worden ist; und sie verdankt diesen Vorzug nicht zum wenigsten der Umsicht, mit der ihr Verfasser die geschichtlichen Bedingungen wie die praktischen Folgen der Einrichtungen, die er verlangt, erwogen und sich nicht mit ihrer doctrinären Ableitung aus allgemeinen, eben deshalb aber im Einzelnen sehr verschiedener Anwendung fähigen, Principien begnügt hat. In dem ersten von den fünf Capiteln, in die er den Inhalt seines Werkes vertheilt hat, schildert er mit

<sup>1)</sup> *Stato e chiesa di Marco Minghetti. II. edizione riveduta. Milano, 1878. (Die erste Auflage erschien 1877.)*

kurzen aber treffenden Zügen die Systeme, welche von der Voraussetzung einer „rechtlichen Vereinigung“ (*unione giuridica*) von Staat und Kirche ausgehen: das päpstliche und das staatskirchliche, beide sowol in ihrer schrofferen als in ihrer gemäßigteren Form, und als Drittes das der Concordate, durch welche das Verhältniß der beiden Mächte eine vertragmäßige Regelung erfahren sollte. Er zeigt sodann im zweiten Kapitel, von einer umfassenden Geschichtskennntniß unterstützt, wie seit der Reformation und dem westphälischen Frieden jene Einheit sich Schritt für Schritt auflöste, bis sie in der nordamerikanischen Union in die vollständige Trennung des bürgerlichen und des kirchlichen Gebietes umschlug; er findet, daß der unbeschränkten Gewissens- und Kultusfreiheit, der alle civilisirten Nationen zustreben, keine andere gesetzliche Einrichtung Genüge leiste, daß nur diese richtigen Begriffen von dem Wesen und der Aufgabe des Staates entspreche, daß aber auch die Rücksichten der politischen Zweckmäßigkeit sie den heutigen Staaten, besonders den katholischen, und vor allem Italien, dringend empfehlen. Er stellt in dem ausführlichen dritten Kapitel (S. 73—161) eine eingehende Untersuchung darüber an, wie sich das Verhältniß des Staates und der Kirche unter Voraussetzung jenes Principis in allen wesentlichen Beziehungen zu gestalten hätte, auf welche von ihren bisherigen Rechten die Staaten den Kirchen gegenüber verzichteten, welche sie als unveräußerlichen Ausfluß ihrer Souveränität festhalten mußten; welche von ihren bisherigen Vorrechten den Kirchen zu entziehen, von welchen Beschränkungen sie aber dafür auch zu entlasten wären. Er sucht im vierten Kapitel die Gründe zu widerlegen, welche seinem Standpunkt entgegengehalten werden könnten, und er setzt sich bei dieser Gelegenheit nicht bloß mit italienischen, sondern auch mit deutschen und französischen Gegnern desselben auseinander. Er wirft endlich im fünften Kapitel einen Blick auf die Folgen, welche die Ausführung seiner Vorschläge nach sich ziehen werde. Da der Katholicismus, bemerkt er, und der Protestantismus, und innerhalb des letzteren die verschiedensten Secten, neben ihnen allen endlich die freie Wissenschaft voraussichtlich noch unabsehbare Zeit neben einander bestehen werden, so müsse es ein Mittel geben, um diese Mannigfaltigkeit der religiösen Ueberzeugungen und Parteien nicht bloß ungefährlich, sondern auch heilsam zu machen, und dieses Mittel sei eben die gänzliche Trennung des Staates und der Kirche. Es ist so eine wohl erwogene, nach allen Seiten ausgeführte Theorie, die uns hier vorgelegt wird; und wenn diese Theorie zunächst von den Zuständen und Bedürfnissen des gegenwärtigen Italiens ausgeht, so ist doch ihre Haltung und Begründung eine so principielle, daß sie auf alle neueren Kulturstaaten anwendbar ist und sein will.

Minghetti selbst sieht in dieser Theorie nur die folgerichtige Ausführung des Grundsatzes, den sein großer Freund, Graf Cavour, in dem berühmten Wort von der freien Kirche im freien Staat ausgesprochen habe; und er verwahrt sich entschieden gegen die Vermuthung, als ob es sich bei diesem Worte bloß um eine augenblickliche Auskunft des Diplomaten, und nicht um eine aufrichtige politische Ueberzeugung gehandelt hätte. Das letztere wird man ihm nun unbedenklich zugeben können. Denn wenn auch Graf Cavour, als er jenes Loosungswort ausgab, selbstverständlich die Dienste, die es ihm gerade in der



damaligen Lage leisten konnte, sich klar gemacht hatte, so folgt doch daraus nicht im geringsten, daß es ihm damit nicht Ernst war. Wie es vielmehr überhaupt ein Merkmal des selbstständigen und schöpferischen staatsmännischen Denkens ist, daß es die Schwierigkeiten, welche aus den gegebenen Verhältnissen hervorgehen, nicht bloß vorübergehend zu beseitigen, sondern gründlich und dauernd zu lösen bestrebt ist, so werden wir es auch dem großen italienischen Staatsmann zutrauen können, daß er die Unhaltbarkeit des bisherigen, nach allen Seiten hin unklaren und in vielen Beziehungen veralteten Verhältnisses von Staat und Kirche einsah, und dasselbe auf einem neuen Boden, dem der beiderseitigen Freiheit in ihren eigenthümlichen Lebensbeziehungen, neu geordnet wissen wollte. Es ist von hohem Interesse, sich von einem so genauen Kenner Cavour's, wie Minghetti (S. 64 ff. 193 f.) auseinandersetzen zu lassen, wie sich die berühmte Formel ihrem Urheber nicht allein aus dem Bestreben ergeben habe, die auswärtigen Mächte und die katholische Welt über die Folgen zu beruhigen, welche die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstthums für die Unabhängigkeit der katholischen Kirche nach sich ziehen könnte, sondern wie er auch wirklich unter den von ihr bezeichneten Bedingungen einen dauernden Frieden zwischen Staat und Kirche schließen zu können gehofft habe. Indessen räumt der Verfasser selbst ein (S. 68), daß jene Formel erst einen allgemeinen Gedanken ausdrücke, über die Einzelheiten des kirchenpolitischen Systems dagegen, das mit ihr in's Leben eingeführt werden sollte, keinen Aufschluß gebe. „Die freie Kirche im freien Staat“ — in dieser Forderung können auch solche übereinstimmen, deren Ansichten über die ihr entsprechenden Einrichtungen und Gesetze weit auseinander gehen. Es fragt sich eben, was alles zur Freiheit der Kirche und was zu der des Staates gerechnet wird. Die Ultramontanen verstehen unter der Freiheit der Kirche eine Allmacht der Hierarchie, mit der weder die freie Selbstbestimmung der Bürger noch die Unabhängigkeit der Staaten zusammen bestehen könnte. Cavour's Meinung war dies natürlich nicht, und wir werden Minghetti (S. 193) gerne glauben, daß es nie seine Absicht war, den Staat einer bewaffneten Kirche gegenüber waffenlos zu lassen. Allein wie er die Grenzen zwischen der bürgerlichen und der kirchlichen Gewalt gezogen, welche Waffen er dem Staat in die Hand gegeben, welche Schutzmittel er für denselben unentbehrlich gefunden hätte, darüber könnten wir nur dann urtheilen, wenn er bei längerem Leben in den Fall gekommen wäre, dieses Verhältniß für Italien gesetzlich zu ordnen, oder wenn wenigstens irgend welche eingehendere Aeußerungen hierüber von ihm vorlägen, deren aber auch Minghetti keine anzuführen hat. Ob sich Cavour für sich selbst auch noch keinen bestimmteren Plan über die künftige Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche gemacht hatte, oder ob er es nur nicht angemessen fand, ihn schon von Anfang an der Welt mitzutheilen, mag dahingestellt bleiben. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit seiner Formel brachte ihm jedenfalls den Vortheil, daß sich viele auf sie vereinigen konnten, die nicht ebenso einmüthig zugestimmt hätten, wenn ihnen statt derselben ein allseitig entwickeltes kirchenpolitisches System vorgelegt worden wäre. Wenn sich Cavour dieses Vortheils bewußt war und ihn zu Gunsten seiner politischen Pläne benützte, könnte ihm

Niemand einen Vorwurf daraus machen. Aber inwiefern dies der Fall war, läßt sich schwerlich mit Sicherheit ausmitteln; auch Minghetti's Erläuterung des Cabour'schen Grundsatzes wird daher bis auf weiteres nur für eine von mehreren möglichen Auffassungen desselben gelten können.

Unter den Gründen, auf welche sein System von Minghetti gestützt wird, ist der durchschlagendste derselbe, den auch meine Schrift über Staat und Kirche<sup>1)</sup> für die Trennung dieser beiden Gebiete in erster Reihe geltend machte, und der sich jedem unbefangenen Beobachter der thatsächlichen Zustände zunächst aufdrängen wird: daß die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen, der Bekenntnisse und der gottesdienstlichen Uebungen bei den heutigen Kulturvölkern es rechtlich und sachlich unmöglich mache, das religiöse Gemeinleben ebenso, wie das bürgerliche, als eine gemeinsame Angelegenheit des ganzen Volkes zu behandeln und als solche von Einem Mittelpunkt aus durch Gesetze, die für alle Staatsbürger in gleicher Weise verbindlich sind, zu ordnen. Der Staat, sagt er (S. 33 ff. 79 f. 165 f.), hat die doppelte Aufgabe: das Recht zu schützen und sich derjenigen allgemeinen Interessen anzunehmen, für welche die Einzelnen und die gesellschaftlichen Vereine für sich allein nicht genügend sorgen können. Aber die Rechtspflege hat mit der Dogmatik Nichts zu thun, sie ist unabhängig von einer geoffenbarten Religionslehre (und von der positiven Religion überhaupt). Ebensovienig gehört aber die Religion zu denjenigen gemeinsamen Interessen, für welche der Staat zu sorgen hat und mit seinen Mitteln sorgen kann. Denn das religiöse Leben beruht auf dem Glauben und dem Gefühl, es kann nur durch die eigene Thätigkeit Einzelner und freier Vereine, nicht durch staatliche Zwangsgeetze hervorgerufen werden; und wäre es auch nicht unbedingt unzulässig, daß ein Staat eine bestimmte Religion, ohne Unduldsamkeit gegen andere, bevorzugte und zur Staatsreligion machte, so setzte doch auch diese Einrichtung eine Uebereinstimmung des Volkes in seinem Glauben voraus, wie sie heutzutage in Europa, und auch in den katholischen Theilen desselben, thatsächlich nicht mehr vorhanden ist. Es stimmt dies ganz mit dem überein, was ich in meiner oben genannten (Herrn Minghetti, wie ich vermuthe, bis nach dem Erscheinen der seinigen unbekannt gebliebenen) Schrift S. 19 ff. 51 ff. über die Nothwendigkeit einer Trennung von Staat und Kirche auseinandergelegt habe. Aber folgt aus jenen Gründen auch, daß diese Trennung eine so absolute sein muß, wie sie Minghetti im Sinne des nordamerikanischen Systems verlangt? Daß der Staat die sämmtlichen Religionsgesellschaften ohne Ausnahme als bloße Privatgesellschaften zu behandeln hat, die zwar dem allgemeinen Vereinsgesetze unterliegen, um die er sich aber im übrigen nicht mehr bekümmert, als um einen Leseverein oder eine Handelsgesellschaft? Daß er ihnen, wenn ihre Statuten nichts Gesetzwidriges enthalten, die corporativen Rechte nicht verweigern, über ihre Thätigkeit keine Aufsicht ausüben, und nur dann, wenn sie die allgemeinen Gesetze verletzen, sie vor den Strafrichter verweisen darf; daß er aber andererseits auch weder ihrer materiellen noch ihrer geistigen Bedürfnisse, der Bildung der Geist-

<sup>1)</sup> Staat und Kirche. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Eduard Zeller. Leipzig, 1873.

lichen, des Religionsunterrichtes u. s. w. sich anzunehmen verpflichtet oder auch nur berechtigt ist? Die Entscheidung dieser Frage wird in letzter Beziehung, wie ich schon in meiner Schrift ausgeführt habe, davon abhängen, ob die Religionsgesellschaften an sich selbst bloße Privatgesellschaften sind oder nicht. Denn so nachtheilig es ist, und so wenig es sich mit der bürgerlichen Freiheit verträgt, wenn die Staatsgewalt von sich aus über das verfügen will, was seiner Natur nach der freien Thätigkeit der Einzelnen und der Vereine zusteht, so verkehrt ist es andererseits, wenn der Staat wichtigen Lebensgebieten die Fürsorge versagt, deren sie bedürfen, oder wenn er aus lauter Achtung vor der Vereinsfreiheit der Bildung organisirter Gesellschaften unthätig zusieht, deren Gefährlichkeit erst dann mit voller Deutlichkeit an den Tag kommt, wenn sie sich stark genug fühlen, um seinen Gesetzen Trotz bieten zu können.

Nun kann es allerdings geschehen, daß eine Religionsgesellschaft nach ihrem Wesen und Umfang wirklich über den Charakter einer bloßen Privatgesellschaft, eines einfachen Vereins, nicht hinausgeht. So lang eine Gemeinde keine größere Ausbreitung und Bedeutung in einem Lande hat, als etwa die der Irvingianer und ähnlicher Secten in Deutschland, so kann die Staatsgewalt eine solche Besonderheit ruhig ihrer eigenen Entwicklung überlassen, wenn sie nur zu keiner directen Gesetzwidrigkeit führt. Aber die Sachlage verändert sich in demselben Maße, wie die Bedeutung einer Religionsgesellschaft für das Volksganze zunimmt, da einerseits jene zu ihrer Befestigung und Organisation der staatlichen Anerkennung, und bei weiterer Entwicklung, wie wir finden werden, sogar weitgreifender Privilegien nicht entbehren kann, anderntheils aber mit ihrer Ausbreitung und ihrem Einfluß auch dem Staate die Aufgabe näher tritt, sich selbst und seine Bürger gegen einen Mißbrauch dieses Einflusses zu sichern. Umfaßt vollends eine Kirche den größeren Theil eines Volkes, ist sie gar im Besitze einer so ausgebildeten hierarchischen Organisation und einer solchen Weltstellung, wie die römisch-katholische Kirche, so ist sie eben thatsächlich keine bloße Privatgesellschaft, sondern eine öffentliche Corporation. Sie ist dies ihrer rechtlichen Form, ihrem Wesen und ihrem Einfluß nach. Ich erlaube mir dies etwas näher auszuführen.

Als eine bloße Privatgesellschaft ist ein religiöser Verein nur dann zu betrachten, wenn er nicht mehr sein will, als eine freie Verbindung einzelner Personen, die zwar vielleicht durch die festesten moralischen Bande, aber durch keine zu Recht bestehende Verfassung mit einander verknüpft sind. Sobald er sich dagegen Statuten gibt, an die seine Mitglieder rechtlich gebunden sind, bestimmte Personen als seine Beamten mit seiner Vertretung beauftragt, in den statutenmäßigen Formen Beschlüsse faßt, welche auch dann als der Wille der Gesellschaft zu gelten haben, wenn nicht alle einzelnen Mitglieder ihnen beitreten, ein eigenes, von dem Privateigenthum seiner Mitglieder verschiedenes Gesellschaftsvermögen besitzen will — sobald ein Verein sich in dieser Art organisirt, so bedarf er hiezu bereits der Genehmigung des Staates, der Anerkennung seiner rechtlichen Persönlichkeit. Diese Anerkennung wird nun freilich in einem Staate, der sich einer gesetzlichen Freiheit erfreut, keinem Verein verweigert werden, dessen Zwecke und Mittel weder den Gesetzen noch dem öffentlichen Wohl widerstreiten.

Aber ob und wie weit dies der Fall ist, darüber hat doch nur der Staat durch seine gesetzlichen Organe zu entscheiden; er ist daher auch berechtigt, von den Statuten, den Einrichtungen und der Thätigkeit der Vereine Kenntniß zu nehmen und die Anerkennung derselben an bestimmte Bedingungen zu knüpfen, ebenso aber auch in der Folge darüber zu wachen, daß sie diese Bedingungen nicht verletzen und keine andern, als die Zwecke verfolgen, welche sie dem Staat als die ihrigen angegeben und für deren Verfolgung sie seine Anerkennung erhalten haben. Es ist dies wirklich das Wenigste, was der Staat den Religionsgesellschaften gegenüber verlangen kann. Aber die absolute Trennung beider wird schon hiemit durchbrochen, und schon aus diesem negativen Aufsichtsrecht des Staates, aus seinem Recht, Geseßwidriges und Gemeinschädliches zu verhindern, können die gleichen Conflictte entstehen, wie die, für die man in Preußen die angebliche Einmischung des Staates in die inneren Angelegenheiten der Kirche verantwortlich macht. Kein Staat ist nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen verbunden, Vereine zu dulden, die ihre Mitglieder zum unbedingten Gehorsam gegen ihre Oberen verpflichten; und zweimal nicht, wenn diese Oberen seiner eigenen Gerichtsbarkeit nicht unterstehen. Aber die katholische Kirche ist ein solcher Verein; und daß sie jenen Gehorsam dem Namen nach auf religiöse und kirchliche Dinge beschränkt, ist praktisch von keiner Bedeutung: denn was ließe sich nicht der religiösen Beurtheilung unterstellen und vor den Richterstuhl des Gewissens ziehen, dessen Entscheidungen die Kirche, wie sie glaubt, mit unfehlbarer Auctorität zu beherrschen hat? Was dies bedeutet, hat ja auch Italien seit der Besetzung des Kirchenstaates in vollstem Maß erfahren. Wie müßte ferner der Staat einem Verein gegenüber verfahren, welcher die Agitation gegen alle Grundlagen des heutigen Staatswesens und der bürgerlichen Freiheit seinen Beamten in der Art zur Pflicht machte, mit den äußersten Ansprüchen auf Beherrschung des Staatslebens so unumwunden aufzutrete, wie dies in den neuesten amtlichen Erklärungen der römischen Kirche, in der Encyclica von 1864, im Syllabus, in den vaticanischen Decreten geschehen ist! Der katholischen Kirche gegenüber hat man freilich an keine von den Maßregeln gedacht, die man in einem solchen Fall gegen eine bloße Privatgesellschaft unzweifelhaft ergriffen haben würde. Aber man hat es eben nur deshalb so gemacht, weil man sie für keine bloße Privatgesellschaft ansah; hätte man sie nach demselben Maßstab behandeln wollen, wie einen gewöhnlichen Verein, so würde man wol bald genug die Erfahrung gemacht haben, daß man einen viel fester begründeten und mit dem ganzen Volksleben viel tiefer verflochtenen Organismus vor sich habe.

Eine Religionsgesellschaft kann sich aber auch wirklich, wenn sie mehr sein will, als eine vereinzelte und vorübergehende Secte, mit der Stellung eines bloßen Privatvereins auf die Dauer nicht begnügen. Sie bedarf eines Eigenthums, das ihren Zwecken ausschließlich und für immer gewidmet ist, eines ihr gesicherten, mit dem Charakter einer unantastbaren Stiftung ausgestatteten Vermögens; diesen Charakter kann aber (wie ich S. 160 ff. meiner Schrift näher gezeigt habe) nur der Staat dem kirchlichen Vermögen verleihen, und er gewährt damit den Kirchen ein Privilegium, das er nur im öffentlichen Interesse und nur einer diesem Interesse dienenden öffentlichen Corporation gewähren darf.

Jede Kirche bedarf aber auch einer festen, vom Staat anerkannten Organisation, und je entwickelter nun diese Organisation, je größer und einflußreicher die Kirche ist, um die es sich handelt, um so mehr werden ihre Beamten aus bloßen Vertretern einer Privatgesellschaft zu öffentlichen Behörden. Sie werden dies thatsächlich, und wenn das Gesetz sie dennoch als bloße Privatpersonen behandelt, so ist dies eine Fiction, in der man keine gesunde Einrichtung erkennen kann. Selbst in Nordamerika hat sich dies auch jetzt schon herausgestellt und wird sich mit der Zeit wohl noch deutlicher herausstellen. Der Staat, welcher einer Gesellschaft Corporationsrechte erteilt, unterwirft dieselbe zugleich hinsichtlich ihres Vermögens Beschränkungen, die einer bloßen Privatgesellschaft, z. B. einer Handelsgesellschaft gegenüber durchaus unzulässig wären: die Gesetzgebung setzt mit Rücksicht auf den Zweck der Corporation den Maximalbetrag fest, den ihr Vermögen nicht überschreiten darf, und sucht die Einhaltung dieser Grenze durch besondere Einrichtungen zu sichern, welche aber freilich die offenkundigste und großartigste Umgehung dieser Gesetzesbestimmungen von Seiten des katholischen Klerus nicht zu verhindern vermocht haben. Die kirchlichen Würdenträger gelten allerdings in Nordamerika gesetzlich nur als Privatpersonen; daß sie dies aber in Wirklichkeit auch seien, wird niemand glauben, dem der außerordentliche Einfluß des Klerus auf die Millionen eingewanderter Irländer und anderer Katholiken bekannt ist. Noch ganz anders liegen die Dinge aber in Europa; und selbst wenn sich unter den amerikanischen Verhältnissen das System, das alle Kirchen als bloße Privatvereine behandelt, mit weniger Fiktionen, Gesetzesumgehungen und Gefahren durchführen ließe, als es den Anschein hat, würde daraus noch lange nicht folgen, daß es auch auf solche Länder anwendbar sei, in denen der moderne Staat große und mächtige Religionsgesellschaften schon bei seinem Entstehen in einer Stellung vorfand, die sich aus der Anschauungsweise der Völker nicht ohne weiteres auflösen läßt. Es gilt dies vor allem von der Kirche, für welche Minghetti das System der absoluten Trennung vom Staat an erster Stelle empfiehlt, der katholischen. Gerade ihre Verfassung widerstrebt der Annahme am meisten, als ob es der Staat hier mit einem bloßen freien Verein zu thun habe, den er gesetzlich mit einer beliebigen Privatgesellschaft auf Eine Linie stellen könne. Ein freier Verein ist nur ein solcher, der aus dem freien Entschlusse seiner einzelnen Mitglieder hervorgegangen ist und der ihnen auch fortwährend die Möglichkeit gewährt, seine Einrichtungen und Gesetze ihrem Bedürfnis gemäß umzugestalten. Nur einem solchen dürfte daher auch ein Staat, der die Freiheit seiner Bürger nicht preisgeben will, Corporationsrechte verleihen. Dies hat auch Minghetti mit klarem Blick erkannt. Der Staat, erklärt er wiederholt und entschieden (§. 125. 129. 141. 181. 215), solle einer religiösen Corporation nur unter der Bedingung seine Anerkennung erteilen, daß das Statut, nach dem sie verwaltet werde, von ihren Mitgliedern festgestellt sei und durch die Beschlüsse derselben, dem jeweiligen Bedürfnis gemäß, abgeändert werden könne, und er verwahrt sich dabei ausdrücklich dagegen, daß diese Befugniß der Priesterchaft allein übertragen werde, er will vielmehr durch Einführung des Repräsentativsystems die Mehrheit in den Stand setzen, ihren Willen gegen den Widerstand der Minderheit durchzuführen. Es müßte

dies natürlich von ganzen Kirchen ebenso gut gelten, wie von einzelnen Corporationen innerhalb derselben. Nur unter dieser Bedingung könnte überhaupt von einer freien Kirche im freien Staat gesprochen werden: eine Kirche, die von einer Hierarchie absolutistisch regiert wird, kann nach außen hin unabhängig vom Staat sein, aber eine freie Kirche ist sie so wenig, als eine absolute Monarchie deshalb, weil sie unter keinem fremden Oberherrn steht, ein Freistaat ist. Aber man versuche es einmal, der katholischen Kirche diese Bedingung zu stellen. Sie würde sich ihr vielleicht unterwerfen, wenn sie in einem Lande unter keiner andern Aufnahme finden könnte; natürlich mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit abzuschütteln und bis dahin mit den zahllosen und fast untwiderstehlichen Mitteln, über die ihr Clerus verfügt, illusorisch zu machen. Aber wo sie schon im Besitz ist, würde sie derselben den alleräußersten Widerstand entgegensetzen. Und von ihrem Standpunkt aus nicht mit Unrecht. Ihre hierarchische Verfassung ist ja nicht ein Außentwerk, das sich von der katholischen Kirche ohne Verletzung ihres innersten Wesens abtrennen ließe, sie ist nur der folgerichtige Ausdruck für ihre ganze Auffassung der christlichen Religion; sie ist ein integrierender Bestandtheil, für die Hierarchie selbst ihrer Mehrzahl nach ohne Zweifel der wichtigste Bestandtheil ihrer Dogmatik. Wenn der Staat diese Verfassung als zu Recht bestehend anerkennt und anerkennen muß, so ertheilt er den Leitern der katholischen Kirche Vorrechte, wie er sie den Beamten einer bloßen Privatgesellschaft nimmermehr zugestehen würde und dürfte, spricht aber ebendamt auch aus, daß er diese Kirche eben für keine bloße Privatgesellschaft, keinen bloßen freien Verein hält. Auch der italienische Staat macht hierin keine Ausnahme; er hat vielmehr der Anerkennung der katholischen Hierarchie gerade in ihrer Spitze durch das bekannte Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 einen höchst prägnanten Ausdruck gegeben. Unsern Verfasser bringt die Erinnerung an dieses Gesetz sichtbar in einige Verlegenheit. Er vertheidigt es (§. 204 f.) mit der politischen Nothwendigkeit, die ein solches Gesetz zur Beruhigung der auswärtigen Mächte und der katholischen Völker verlangt habe, und was er in dieser Beziehung sagt, ist ganz einleuchtend, wenn es auch nicht alle einzelnen Bestimmungen und Unterlassungen jenes Gesetzes rechtfertigt. Ebenjowenig wird sich bestreiten lassen, daß es dem italienischen Volke gegenüber nicht anging, den Mann, in welchem die große Mehrheit dieses Volkes noch immer den Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen gewohnt ist, einfach als Unterthan des Königs von Italien oder gar als bloßen Vorstand eines religiösen Vereins, als den Herrn So und So zu Rom im Vatican zu behandeln. Aber je klarer alles dies ist, um so weniger läßt sich auch die Folgerung abweisen, daß eine Kirche, der die Nachfolger Cavour's solche Zugeständnisse zu machen sich genöthigt sahen, deren Oberhaupt als solches nicht Unterthan eines weltlichen Staats sein kann, keine bloße Privatgesellschaft, daß die Vorstellung, als ob sie dies wenigstens in ihrem Verhältniß zum Staat wäre, eine Fiction ist.

Der innere Grund für die Unterscheidung der öffentlichen Corporationen von den bloßen Privatgesellschaften liegt in dem, was die einen und die andern für das Volksganze leisten. Wo eine dauernde Institution besteht, auf die ein

bedeutender Theil eines Volkes für die Befriedigung wesentlicher Bedürfnisse angewiesen ist, da ist dies in der Sache eine öffentliche Anstalt, selbst wenn sie die Form einer bloßen Privatcorporation hätte; wenn daher die Verhältnisse so liegen, daß eine solche Anstalt der Beihilfe des Staats zu ihrem Gedeihen bedarf, so hat er ihr diese zu gewähren, er hat sie als öffentliche Corporation zu behandeln und sich in eine gesetzlich geordnete Verbindung mit ihr zu setzen. Solche Anstalten sind nun aber die Kirchen. Mögen Einzelne für sich über den Werth der Religion überhaupt und über den Werth einer bestimmten Confession so oder anders urtheilen: es ist doch Thatsache, daß für den überwiegenden Theil der Bevölkerung in allen heutigen Culturstaaten der Anschluß an eine positive Religion Bedürfniß ist, und daß es für den sittlichen Charakter des Volkes und daher auch für das Wohl des Staates keineswegs gleichgültig ist, in welchem Geiste die Kirchen den ihnen dadurch eröffneten Einfluß benützen. Gibt nun auch dieser Umstand dem Staate noch kein Recht, die Leitung des religiösen Lebens unmittelbar in seine eigene Hand zu nehmen, erscheint dies vielmehr überall, wo sich dasselbe freier und individueller entwickelt hat, unzulässig, so legt er ihm doch die Pflicht auf, sich der Kirchen, so weit sie es bedürfen, anzunehmen, und gewährt ihm andererseits die Befugniß, die dieser Verpflichtung entsprechenden Anforderungen an sie zu stellen. Nur dann wäre beides entbehrlich, wenn sich zeigen sollte, daß die Kirchen ohne eine positive Unterstützung oder Einmischung des Staates ihrer Aufgabe ebenso gut oder besser, als mit derselben, genügen können. Ob dies nun unter den nordamerikanischen Verhältnissen der Fall ist, kann hier nicht untersucht werden; daß es aber von den europäischen gelte, kann ich meinerseits bis auf weiteres nicht glauben. Die protestantische Kirche hat hier fast überall, wo ihr die Umstände dies gestatteten, ihren Rückhalt am Staate gesucht, und sich dabei im Ganzen wohl befunden; und wenn die frühere Form dieser Verbindung heutzutage gewisse Abänderungen erfahren hat oder noch erfahren sollte, so liegt die Sache doch noch lange nicht so, daß es gut wäre, sie ganz aufzulösen. Aber auch die katholische Kirche wird der Aufgabe der religiösen Volksbildung ohne Zweifel besser entsprechen, wenn sie vom Staate nicht unbedingt sich selbst überlassen wird. In Deutschland wenigstens waren es die Regierungen, und vorzugsweise protestantische Regierungen, welche nach den napoleonischen Kriegen zur Ordnung des zerrütteten katholischen Kirchenwesens bereitwillig die Hand boten, waren es fast durchaus staatliche Anstalten, denen der katholische Klerus die wissenschaftliche Bildung zu verdanken hatte, die ihn vor dem anderen Länder auszeichnet. Und wie steht es in Italien? Unser Verfasser entwirft von dem Zustand der katholischen Kirche in seinem Vaterland ein ziemlich düsteres Bild. Dieses Land, sagt er (S. 57 ff.), sei zwar anscheinend ganz katholisch, aber der äußeren Religionsübung fehle es vielfach an dem belebenden religiösen Gefühl. Der Klerus stehe im Durchschnitt an Wissen und Bildung tief unter seiner Aufgabe, wie dem auch nicht anders sein könne, da er geradehin dazu erzogen werde, die Wissenschaft und Kritik zu verabscheuen, über mechanisches Gedächtniß- und Formelwerk nicht hinauszukommen; und wenn er in sittlicher Beziehung durchschnittlich hinter den Laien nicht zurückbleibe, sei er ihnen doch auch nicht überlegen. Das

Voll sei, besonders auf dem Lande, im Allgemeinen gut katholisch; aber seine Religion sei mehr Gewohnheitsache und habe wenig Einfluß auf sein Verhalten; in den Städten, namentlich denen des früheren Kirchenstaats, finde man nicht selten einen tiefen Groll gegen die Kirche und ihre Diener. Unter den Wohlhabenden und Gebildeten stehen den Männern der streitenden Kirche, deren Motive aber oft mehr politischer als religiöser Natur seien, die wissenschaftlich gebildeten und politisch denkenden Leute fast durchweg als Feinde der Kirche gegenüber, und zwischen beiden finde man im Bürgerstande alle Schattirungen vom Alerikalismus bis zum ausgesprochenen Unglauben, am verbreitetsten aber einen toleranten Indifferentismus. Aus allem diesem schließt nun Minghetti, eine ehrliche Verbindung des Staats mit der Kirche sei in Italien nicht möglich, denn keine Form derselben würde die thätige Unterstützung des Volkes finden, und der Staat habe auch nicht die Mittel, das religiöse Gefühl wieder zu beleben. Mir scheint es jedoch, aus seinen Voraussetzungen lassen sich noch andere Schlüsse ableiten. Minghetti ist weit entfernt, die Bedeutung der Religion für den Staat und die Gesellschaft zu verkennen; er führt (S. 254 ff.) gegen Buckle siegreich aus, daß der Fortschritt der Menschheit nicht blos auf dem intellektuellen, sondern ebenso sehr auf dem moralischen und religiösen Factor beruhe; er ist überzeugt (S. 267), „daß die Religion ein wesentliches Element des Menschen und der Gesellschaft sei.“ Wenn aber dieses, so wird es auch im Interesse der Gesellschaft liegen, daß die Religion nicht verkomme und versumpfe, und wenn nun der Staat, wie wir bereits gehört haben, für diejenigen allgemeinen Interessen zu sorgen hat, für die ohne sein Einschreiten nicht genügend gesorgt wird, so läßt sich die Folgerung schwerlich abweisen, daß er auch für die religiösen Interessen zu sorgen hat, falls sie dieser Fürsorge bedürfen. Wenn daher die Diener einer Kirche ihrer Aufgabe so wenig genügen, wie dies nach Minghetti bei dem italienischen Alerus der Fall ist, so wäre es Sache des Staates, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, diesem Uebelstand entgegenzuwirken. Und es gibt dazu ein durchgreifendes Mittel: die Sorge für die Bildung des Alerus. Auch unser Verfasser gesteht zu, daß der Staat das Interesse und das Recht habe, von den Geistlichen wissenschaftliche Bildung zu verlangen. In einer Ausführung, die in seinem Munde doppelte Beachtung verdient (S. 154 f.), bemerkt er: wie der Staat überhaupt die Ausübung eines öffentlichen Berufs (*professione publica*) nur unter gewissen Bedingungen zu gestatten habe, so sei es auch ganz in der Ordnung, wenn er von denen, welche in einer anerkannten Religionsgesellschaft das geistliche Hirten- und Lehramt ausüben wollen, Bürgschaften für ihre Befähigung verlange. Der Grundsatz der freien Concurrenz sei hier nicht anwendbar, da es dem Privatmann in diesem Fall an der Fähigkeit, die Qualifikation des Einzelnen zu beurtheilen, zu sehr fehle, und mit der mißbräuchlichen Ausübung des geistlichen Berufs zu große Gefahren für die Familien und die Gemeinden verknüpft seien. Minghetti billigt daher grundsätzlich die Bestimmung der preußischen Gesetze, welche für die Ausübung eines geistlichen Amtes den Nachweis eines Universitätsstudiums und einer allgemein wissenschaftlichen Bildung zur Bedingung macht. Es versteht sich, daß ich damit vollkommen einverstanden bin; nur die Frage kann ich



nicht unterdrücken, wie das geistliche Amt ein öffentlicher Beruf sein kann, wenn die Kirchen bloße Privatgesellschaften sind, und weshalb sich der Verfasser (S. 156 f.) gegen die Errichtung theologischer Facultäten auf den Staatsuniversitäten erklärt, wenn er doch anerkennen muß, daß der Staat Grund habe und befugt sei, sich um die wissenschaftliche Bildung des Klerus zu kümmern. Denn auch die Einwendung, daß der Staat die Lehren einer einzelnen Kirche sich nicht aneignen und in seinem Namen vortragen lassen könne, ist nicht zutreffend: er übernimmt ja auch in den übrigen Fächern keine Bürgschaft für die Wahrheit der Lehren, die an seinen Universitäten vorgetragen werden, begnügt sich vielmehr damit, daß er den Lehrern die Mittel und die Gelegenheit zur Mittheilung ihrer Ansichten gewährt. Bei dem augenblicklichen Verhältniß der italienischen Regierung zur Curie mag es der ersteren allerdings schwer gemacht sein, auf die Bildung des italienischen Klerus einen nachhaltigen Einfluß zu gewinnen; aber wo es sich um allgemeine Bestimmungen über das Verhältniß des Staats zu den Kirchen handelt, kann diesem Umstand keine entscheidende Bedeutung beigelegt werden.

Sollten aber diese Erwägungen zum Beweise dafür nicht ausreichen, daß sich der Staat nicht damit begnügen kann, solche Religionsgesellschaften, wie die katholische Kirche und auch die größeren protestantischen Kirchen, unter das allgemeine Vereinsgesetz zu stellen, ohne sich im übrigen um sie zu kümmern, so würde schon die Macht dieser Gesellschaften einen hinreichenden Grund für ihn abgeben, sich ihnen gegenüber nach weiteren Bürgschaften umzusehen. Die christlichen Kirchen, um die es sich hier zunächst allein handelt, verhalten sich allerdings in dieser Beziehung nicht gleich. Die griechische hat nie einen ernstlichen Versuch gemacht, sich ihrer Abhängigkeit von der weltlichen Macht zu entziehen. Die protestantischen Kirchen haben weder die hierarchische Organisation, noch die Weltstellung, noch die Neigung zu Eingriffen in's bürgerliche Gebiet, welche der römisch-katholischen eigen sind. Auf einzelne Länder beschränkt und mit auswärtigen der gleichen kirchlichen Partei nur lose verbunden, haben sie sich größtentheils in ihrer äußeren Verfassung an den Staat angelehnt: größere, vom Staat unabhängige kirchliche Verbände haben sich auf protestantischem Boden nur in solchen Ländern gebildet, in denen die Gewöhnung des Volkes an bürgerliche Freiheit und seine lebendige Theilnahme am politischen Leben hierarchischen Bestrebungen, die sich auf's staatliche Gebiet zu übertragen versuchten, die stärksten Hindernisse in den Weg legen würde. Die Macht der protestantischen Kirche ist daher im wesentlichen auf ihren moralischen Einfluß beschränkt geblieben, der aber immerhin bedeutend genug ist, um dem Staate, wenigstens unter unsern europäischen Verhältnissen, von der gänzlichen Auflösung des Bandes abzurathen, das sie bisher mit ihm verknüpfte. Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit der römisch-katholischen Kirche. Sie ist eine Weltmacht mit einer wunderbar festgefügt und wohlberechneten Organisation, überreich an Mitteln, um den Willen und das Denken derer, die ihr anhängen, zu beherrschen, seit einem Jahrtausend gewöhnt, auch das staatliche Leben, so weit sie es vermag, ihren Interessen dienstbar zu machen; und diese Macht wird von einem Einzelnen geleitet, der keinem Staat als sein Unterthan angehört, und der eben erst die letzte

Kirchenrechtliche Schranke seiner Gewalt vollends beseitigt hat. Kann ein Staat, von dessen Unterthanen ein bedeutender Theil dieser Kirche angehört, oder, wie in Italien, nur ein kleiner Bruchtheil ihr nicht angehört, sie mit jedem einfachen Privatverein auf Eine Linie stellen, auf jede Aufsicht über sie und jede Theilnahme an ihrer Verwaltung verzichten, und die einzige Bürgschaft dafür, daß sie sich nicht feindlich gegen ihn lehre, in den Strafen suchen, mit denen er formelle Gesetzesverletzungen bedroht? Es mag sein, daß sich dieses System ohne wesentliche Gefahren in Nordamerika durchführen läßt, wo der Katholicismus in der entschiedenen Minderheit ist, und einer entschlossenen, auf ihre politische Freiheit eifersüchtigen, republicanisch geschulten protestantischen Bevölkerung gegenübersteht, wiewol sich auch dort immer mehr Stimmen vernehmen lassen, um vor den Verlegenheiten zu warnen, welche der ungeheure Machtzuwachs der katholischen Hierarchie der Union noch bereiten könne. Aber daraus kann man nicht auf die so weit abliegenden Verhältnisse der europäischen Staaten schließen; und noch weniger kann man deshalb, weil manche Religionsgesellschaften auch in diesen als Privatvereine behandelt werden können, behaupten, daß dies bei allen, und daß es namentlich auch bei der katholischen Kirche angehe. Es kommt eben alles hier auf die Macht, die Organisation, den Charakter der Religionsgesellschaft an, um die es sich handelt. Daraus, daß der Staat über die Religionsübung Einzelner und kleiner Vereine keine specielle Aufsicht ausübt, folgt nicht, daß er auch um das, was eine hierarchisch organisirte Weltmacht zu ihrem religiösen Beruf rechnet, sich nicht zu kümmern, sich auch ihr gegenüber aller präventiven Sicherungsmittel zu enthalten habe. Er erlaubt ja auch seinen Bürgern den Besitz von Waffen, und legt selbst der Bildung von Schützen- und Kriegervereinen kein Hinderniß in den Weg; aber wenn ein Netz solcher Vereine sich über ein ganzes Land ausbreiten, sich unter einen auswärtigen Oberbefehl stellen, sich als stehendes Heer organisiren, sich mit Geschütz und Festungen versehen wollte, so würde wohl kein Staat in der Welt mit seinem Einschreiten warten, bis diese Macht zur wirklichen Auflehnung gegen die Staatsgewalt benützt worden wäre. Die Anwendung liegt nahe. Mag eine Gesellschaft an sich selbst noch so gute und erlaubte Zwecke verfolgen: sobald sie eine Macht in der Hand hat, die es ihr möglich macht, den Staatsgesetzen mit Aussicht auf Erfolg den Gehorsam zu verweigern, so muß sie der Staat entweder auflösen oder sich selbst denjenigen Einfluß auf die Leitung ihrer Angelegenheiten sichern, der ihn in den Stand setzt, zu verhindern, daß diese Macht sich feindlich gegen ihn selbst lehre. Weiß er vollends, daß eine solche Macht wirklich auf seinen eigenen Untergang ausgeht, so ist es einfach ein Gebot der Selbsterhaltung, daß er von allen Mitteln Gebrauch mache, die ihm das Gesetz ihr gegenüber in die Hand gibt. Eben dieses ist nun aber nach Minghetti die Lage, in der sich die heutigen Staaten in ihrem Verhältniß zur römischen Kirche befinden. Er spricht es wiederholt mit aller Schärfe und Entschiedenheit aus, daß diese Kirche nicht bloß dem gegenwärtigen italienischen Staatswesen in offener Feindschaft gegenüberstehe, sondern daß sie auch die wesentlichsten Grundsätze des heutigen Staatswesens, die wichtigsten Rechte der Völker verdamme, daß nach der römischen Doctrin der Gehorsam gegen den Fürsten an den Entscheidungen des Papstes

seine Grenze finde, und daß Rom selbst zu einer politischen Partei geworden sei, der mehr an der weltlichen Herrschaft liege, als an der Religion (S. V. 3. 12. 55 f.). Wenn er aber dennoch dem Staate den Rath gibt, auf allen positiven Einfluß zu verzichten, der ihm bisher in Beziehung auf die Kirche zu stand, und sich auf die Bestrafung der Gesetzesverletzungen, die der Klerus sich erlauben könnte, zu beschränken, so kann ich mir dies nur aus der Ueberzeugung erklären, daß dem italienischen Volke seine neu errungene staatliche Einheit zu lieb sei, als daß es sich dieselbe auch durch die äußersten Anstrengungen der Kirche wieder entreißen lassen könnte. Allein so begründet dieses Vertrauen ohne Zweifel auch ist, und so wenig sich überhaupt verkennen läßt, daß das italienische Volk im Ganzen jederzeit, trotz allem kirchlichen Glauben und Aberglauben, die römische Hierarchie viel nüchterner zu beurtheilen und seine weltlichen Interessen ihr gegenüber viel besser zu wahren gewußt hat, als das deutsche, so scheint mir doch die Frage damit noch nicht erledigt. Die größte Schwierigkeit wird für den jungen italienischen Staat dann erst beginnen, wenn die Curie den offenen Angriff auf seinen Bestand aufgibt, wenn sie sich in den Verlust Rom's und des Kirchenstaates fügt, dafür aber das Verlorene auf anderem Wege zurückzuerobern, mittelst der Wahlen den beherrschenden Einfluß auf das italienische Staatswesen und seine Regierung zu gewinnen unternimmt. Ob auch dann die absolute Trennung der Kirche vom Staate sich als Universalmittel bewähren, oder ob man nicht schließlich, wenn man dann noch kann, auf manche von den Bestimmungen zurückgreifen wird, welche bisher dazu dienten, die Bischöfe und den Klerus in einem inneren und äußeren Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft zu erhalten?

Bei dieser ganzen Untersuchung darf man aber, sobald es sich um einen bestimmten Staat und eine bestimmte Kirche handelt, Eines nicht vergessen, was nicht selten, namentlich von den Vertheidigern der „freien Kirche“, viel zu wenig beachtet wird: die geschichtlichen Hergänge, welche das spätere Rechtsverhältniß des Staats und der Kirche begründet haben. Die alten, seit Jahrhunderten in unangefochtener Autorität bestehenden Kirchen haben ihre Stellung nicht sich allein und den ihnen zustehenden Mitteln religiöser Einwirkung, sondern zu einem wesentlichen Theile dem Staat und dem von ihm geübten Zwange zu verdanken; und es gilt dies namentlich auch von der katholischen Kirche. Diese Kirche ist in ihrem Ursprung so wenig, als in ihrer Verfassung, die freie Vereinigung, zu der man sie jetzt dem Staat gegenüber stempeln möchte. Sie ist wohl aus den freien Vereinen der ersten Christengemeinden hervorgegangen, die sich in dreihundertjährigem Kampf mit der römischen Staatsgewalt siegreich behaupteten; aber ihre Herrschaft hat sie unter der entscheidenden Mitwirkung des Staates gewonnen und erweitert. Das Schwert Constantin's und die harten Edicte seiner Nachfolger haben die heidnische Majorität im römischen Reiche in eine Minorität verwandelt, und diese schließlich vollends beseitigt; das Schwert Karl's des Großen hat die widerspenstigen Sachsen unter das Joch der Kirche gezwungen; die weltliche Gewalt hat die Urtheile gegen die Ketzer vollstreckt, welche der Einheit und der Herrschaft der römischen Kirche nach Myriaden zum Opfer gebracht wurden; die Heere Lillj's und Wallenstein's haben große Provinzen,

die gestiefelten Missionäre Ludwigs XIV. haben Massen von Hugenotten in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Die hervorragende Stellung, die reichen Privilegien, welche dem Klerus in den mittelalterlichen und den neueren Staaten mit so freigebiger Hand gewährt wurden, haben zur Hebung und Befestigung seiner kirchlichen Autorität, seiner Macht über die Gemüther, unberechenbar viel beigetragen. Der Staat war, seit es christliche Staaten gab, weit weniger der Herr, als der Beschützer und Wohlthäter, lange Zeit fast der Untergebene der Kirche. Aber auch nachdem er sich von dieser Abhängigkeit emancipirt hatte, war der Antheil, den er an der Leitung ihrer Angelegenheiten nahm, nur ein schwaches Aequivalent für die Vortheile, die er ihr gewährte, die Stellung, die sie unter seiner Mitwirkung gewonnen hatte und bewahrte. Wenn jetzt im Namen der Religionsfreiheit verlangt wird, daß der Staat einer Kirche gegenüber, die sich im Besiz dieser Stellung befindet, auf alle aus seinem bisherigen Verhältniß zu ihr entsprungenen Rechte verzichte, so ist dies, wie wenn eine Eisenbahngesellschaft unter Anrufung der Gewerbefreiheit die Erfüllung der Bedingungen verweigern wollte, unter denen ihr vom Staate die Concession ertheilt worden ist, ohne aber deshalb natürlich das factische Monopol aufzugeben, das sie dieser Concession zu danken hat. Der Staat hat die alten Götter zu Gunsten des neuen expropriirt, er hat der Kirche Jahrhunderte lang die Concurrenten, über die sie allein nicht Herr geworden wäre, die Häretiker, vom Halse geschafft, er hat sie mit Reichthümern, Ehren und Einfluß überhäuft, und er hat ihr durch alles dies eine so gesicherte Stellung verschafft, daß sie seine directe Unterstützung bis auf weiteres nöthigenfalls glaubt entbehren zu können. Er hat ihr aber diese Dienste unter gewissen Bedingungen gewährt. Zeigt es sich, daß sich diese Bedingungen unter den Verhältnissen und nach dem Geiste unserer Zeit in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr durchführen lassen und dem beiderseitigen Interesse nicht mehr entsprechen, so folgt nur, daß sie durch zeitgemäßere ersetzt werden müssen, aber nicht, daß der Staat auf alle seine Ansprüche einfach zu verzichten, der Kirche aber die Vortheile, die seine Mitwirkung ihr verschaffte, im Wesentlichen ungeschmälert zu belassen hat.

Es konnte bei den vorstehenden Bemerkungen, wie ich hier zum Schlusse wiederhole, entfernt nicht meine Absicht sein, den Gegenstand, auf den sie sich beziehen, zu erschöpfen, oder einen vollständigen kritischen Bericht über die Schrift zu erstatten, welche zu denselben die nächste Veranlassung gegeben hat. Nur die leitenden Ideen dieser Schrift sollten besprochen, und es mußten hiebei die Punkte vorzugsweise hervorgehoben werden, an denen meine Ansicht von der ihres Verfassers abweicht. Auf vieles, worin sie mit ihr übereinstimmt, konnte hier nicht eingegangen, von der näheren Gestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, welches Minghetti vorschwebt, kein Bild gegeben, manche treffende Ausführung nicht berührt werden. Ich kann nur wünschen, daß meine Leser sich über alles dieses von dem gelehrten und geistreichen italienischen Staatsmann selbst unterrichten lassen; und ich bin überzeugt, daß keiner derselben das Buch ohne Genuß und Belehrung aus der Hand legen wird.

# Lebensrettungen.

~~~~~  
Von
Heinrich Kruse.
~~~~~

Sonntag war es; ich stand auf der Ballastliste zu Stralsund, Mich umschauend im Hafen, der leer von Schiffen bereits war. Als nur das Eis wegging, gleich waren die meisten gefegelt; Denn hoch wurden die Frachten gemeldet und lockten den Schiffer. Auch war's leer beinah' im Hafen von Menschen; es brannte Drückend die Mittagssonne vom heiteren Himmel herunter. Doch jetzt zogen die Wolken im Westen herauf, und der Wind kam, Sand aufwirbelnd, daher und kräuselte weithin die Fläche. „Siehe,“ so sagt' ich zu Gronert, der neben mir stand — der die große Brigg in Demmin sich gebaut und die Aussicht selber geführt. Aber was half's? Raum hat er die Brigg zwei Jahre gefahren, Da war Feuer im Schiffe: der röthliche Schwamm, und je mehr er Früher geprahlt mit dem Schiff, um so mehr verdroß ihn das Unglück. Mancherlei Aerger erwuchs ihm daraus und Streit mit den Rhedern. Gronert sagte, das läme davon, von den leidigen Knochen, Die er im Spätherbst noch nach London gefrachtet. Die Rheder Sagten, das Holz sei naß beim Bauen gewesen. Sie stritten Hin und her, doch das Schiff ward nicht vom Zanken gebessert. Gronert mußte die Brigg kielholen. Da lag sie mit schiefen Masten im Hafen, und draußen die herrlichsten Frachten zu machen! Nun, da mag man sich denken, wie unserem Gronert zu Muth war.

Also ich stand, wie gesagt, mit Gronert im Hafen von Stralsund, Der mir erzählte vom Schiff und sich über die Rheder beklagte. „Hab' ich nicht Recht?“ so fragt' er. „Ja, Gronert,“ so sagt' ich, „Du hast Recht, „Aber die Anderen auch; Ihr müßt Euch zusammen vertragen!“ „Sieh,“ so sagt' ich hinzu, ihn auf andre Gedanken zu bringen, „Dort stößt eben das Boot von Ummanz ab von der Klappe Und hat lustig die Segel gespannt; doch schaue nach drüben! Sieh, wie der Himmel sich schwärzt, und der Wind fährt immer in Stößen Ueber die Stadt. Wenn's nur gut geht! Was fehlt dem Fährmann, So viel Seiwand aufzuhissen bei solchem Gewitter?“ „Mir will auch,“ sprach Gronert, „das Wetter gar nicht gefallen. „Hätt' ich den Fährmann hier, so würd' ich ihn prügeln nach Noten!“

Indem juckt schon ein Bliß. Ich sprach: „Sieh einer die Rußschaal', Wie großmächtig sie fährt mit Klüber und Allem! Ich gebe, Wenn eine Bö kommt, nicht vier Schilling dafür.“ Und so wandt ich Mich zu Riefert, dem Lootsen, herum. Er hatte mir grade Etwas zu melden im Dienst, und man muß nipp<sup>1)</sup> horchen auf Riefert; Denn dem ehelichen Kerl ist in Wind und Wetter die Stimme Ausgegangen; er bringt nur heißere Tön' aus der Kehle. Als ich Bescheid ihm gesagt und zu Gronert mich wiederum wende, Ruft er: „Da liegen sie schon!“ Ich sah auch selber das Unglück. Nämlich, das Boot war kaum, Steinkisten vorüber und Pfaßwert, Eben in's Freie gelangt, da packt es ein heftiger Windstoß, Bläset es um im Ru und leget es platt auf die Masten. Nun, es bedurfte des Angstschrei's nicht, uns zu Hilfe zu rufen. Also wir laufen zur Klappe hinab, wo die Fähre von Rügen. Und nun denkt Euch das Glück, da lag ein rügen'sches Fährboot, Das erst kürzlich gekommen, vor wenig Minuten, bereit da, Fix und fertig, die Segel noch auf. Ich springe mit Riefert Schnell in das Boot und sage zu Capitän Gronert: „So komm doch! Freilich, Du bist im Sonntagsstaat; doch kann es nicht helfen, Hier sind Menschenleben zu retten!“ Und Gronert, er kam auch, Freilich mit tüchtigem Fluch auf den Schlingel, den Schiffer von Ummann. (So viel sagend als: „Ach, mein Frack, du neuer, du blauer, Wie wird dir es ergehn!“) Und ein halbwachsender Junge Half uns zurecht, und da er auf See schon gewesen, so sagt' ich: „Komme nur mit, mein Junge. Wir können Dich brauchen.“ Er war auch Gerne dabei. So saßen wir viertelb Mann schon im Boote. Ich nun hatte das Ruder ergriffen; wir schoben bereits ab, Als spornstreichs noch zwei Fährleute sich melden. Sie hatten Fremde bemerkt in dem Boot und fragten: „Was soll das? Was gibt es?“ Schweigend streckt' ich die Hand nur nach dem gekenterten Fahrzeug. „Kinder, herein! Weiß Einer Bescheid mit unserem Boote?“ „Ich!“ so sagt der Eine. „Ich pfleg' es gewöhnlich zu steuern.“ „Ei, das trifft sich ja gut! So setze Dich her an das Ruder!“ Sprach ich und machte ihm Platz. Denn ein Boot hat eigene Launen, Und man kennt so leicht es nicht aus. Ich nahm mir die Schoten, Wo es der kundigen Hand am meisten bedurfte. Der Segel Hatte das Boot zu viel; zum Reffen war aber die Zeit nicht, Denn inzwischen vertrannten vielleicht die vom Wasser bedrängten Passagiere des Boots, die jämmerlich schrie'n in der Ferne. Nichts blieb also zu thun, als fahren zu lassen die Schoten, Wenn zu arg anbraufte der Sturm, und das Segel im Winde Flattern zu lassen, und dann, wenn die Wuth sich gelegt, die Schoten Wieder zu greifen. So fuhren wir hin. Das gekenterte Fahrzeug Hatte sich bald mit Wasser gefüllt und wieder gerichtet. Acht Fuß lag es auf Grund. Auf der Spitze der Masten und Segel, Die noch ein wenig hervor aus dem Wasser ragten, da hielten, Wie sie konnten, die Leute sich fest und schrie'n wie besessen. Aber vor Allen die Frau des Pächters, des reichen, von Ummann, Die Einkäufe gemacht in der Stadt, und nach Hause begehrend, Hatte sie Eile befohlen dem Schiffer: nun lernte sie warten. Groß ist und fett die Person und schon von natürlichem Umfang, Und nun war sie dazu noch aufgebunnert wie unflug.

<sup>1)</sup> Nahe und genau.

Solch ein Reifrock ist nicht erhört, wie die Pächterin hatte; Schwamm sie doch mitten im Kreis der gewaltigen Sonnenreifen, Schier zu vergleichen dem Mops in der Mitte des Deckels, des runden, Unserer Butterfschale, die wir sonntäglich gebrauchen. Aber ihr Atlasshut, mit Federn und Blumen gezieret, Schaufelte sich auf der Fluth und konnte greifen in Ummanz, Während ihr Sonnenschirm fernab schon schwamm in das Weltmeer. Himmel, wie strampelte sie mit den fleischigen Armen und biden Waden herum in der See und rief nur: „Rettet mich! Rettet! „Herr Inspector, so rettet mich doch!“ Allein der Inspector War wohl sonst an Gehorsam gewöhnt und Respect vor der Herrschaft, Doch jetzt hielt er sich fest an dem Mast und um Nichts sich bekümmern, Ließ er die Pächterin schrei'n, für sich selbst nur denkend an Rettung. Also lagen sie da, nicht weit von den Räucherhäusern, Und wir kamen zur Hilfe heran, so rasch wir nur konnten. Oftmals ward ich dabei von den klatschenden Segeln gemaulschelt; Denn arg war's mit dem Wind, und Ein Stoß folgte dem andern. Aber das Schwerste dabei, worüber am meisten ich sorgte, War: „Wie kommen wir an?“ Daran war Alles gelegen. „Haltet den Anker bereit!“ so rief ich. Sie nahmen den Anker. „Haltet ihn über dem Bord!“ Sie hielten ihn, wie ich befohlen. Und nun ludte ich sachte heran. Sobald mit dem Bugspriet Wir beinahe berührten den Spiegel des anderen Fährboot's, Donnert' ich: „Los!“ Und der Anker, er fiel, und glücklicher Weise Kam eine Welle von vorn, daß das Schiff im Laufe von selbst hielt. Und so lagen wir fest. „Nun geht's an die Lebensrettung!“ Brummte da Gronert. „Das ist ein schönes Vergnügen am Sonntag! Hole der Teufel den Spaß! Mein Frack kam gestern vom Schneider, Und nun soll er schon heut' auf Lebensrettungen ausgehn!“ „Schäme Dich!“ rief ich ihm zu, „von Deinem erbärmlichen Leibrock Jetzt nur zu reden!“ „Ich glaube Dir schon, daß das traurige Schicksal Meines Leibrock's Dir zu Herzen nicht gehet und keine Thränen entlockt. Was denkst Du Dir wohl? Hier Thaler die Elle! Kornblau war er noch eben, nun schluckt' er so viel Spülwasser, Daß er gewiß schon seegrün ist. Dir kann das egal sein! Doch nun Leben gerettet!“ Er legte der erste die Hand an, Und so besreiten wir denn die erschreckten, geängstigten Menschen, Die an den Masten und Segeln sich über dem Wasser erhielten. Erstlich die dicke Madam, die den ungetreuen Inspector Krampfhaft hielt an dem Rock, stets: „Rettet mich! Rettet doch!“ schreiend. Nicht leicht holten wir über die fette Person, und wir legten Sauerlich sie auf den Boden. Ihr klebten die Kleider am Leibe; Aber der Reifrock stand in die Höh' mit zerbrochenen Reifen, Jämmerlich wie ein verschliffener Schirm. O welche Verwüstung Macht die Natur in der Kunst! Da lag sie, die Ärmste, am Boden, Immer noch Rettung begehrend und aller Besinnung benommen. „Also ist es doch wahr!“ sprach Gronert. Ich fragte: „„Was meinst Du?““ „Was man von Ummanz sagt, daß die fettesten Gänse daher find.“ Darauf kam dann die Reih' an den Wirtschaftsführer. Zu Hause Sitzet er unten am Tisch und wagt kein Wörtchen zu reden, Und wenn die Herrschaft schilt, so nimmt er die kränkendsten Worte Still auf den Rücken dahin, wie der lastbare Esel die Sacke. Kommt Euch aber der Stroh in die Stadt, so ist er verwandelt, Spielet den Herrn und trumpt auf den Tisch und schreit nach der Karte;

Fordert sich Austern und Hummeralat und die leckersten Bissen,  
 Und dann ruft er nach Sect, „Rappwasser“ ihn nennend und „Schäumels“.  
 Nichts ist ihm gut genug, und er schimpfet auf Koch und auf Kellner,  
 Prahl mit der goldenen Uhr (doch den hinteren silbernen Dedel  
 Hält er versteckt in der Hand), und prahlt mit dem Geld, das er einnahm,  
 Welches der Herrschaft gehört, als ob's sein eigenes wäre,  
 Prahl und trinket und prahlt und torlet zuletzt in den Tanzsaal,  
 Will vortanzen und findet nicht Ruh', bis man ihn an die Luft setzt.  
 Und dann fährt er nach Haus vierspännig; das heißt, in dem leeren  
 Leiterwagen, verpackt in Stroh, ausschlafend und schnarchend.  
 Ja, so treibt es der Strohm! Ich kenne die Alßbezertreter<sup>1)</sup>!  
 Dieser, er war in der Noth wie ein Kind so bescheiden geworden,  
 Lächelte nur vor sich hin und ließ mit Freuden sich retten.  
 Aber das Beste an ihm, sein Bart, sein riesiger Kinnbart,  
 Den er so sorglich gepflegt, war ganz aus der Krause gegangen,  
 Floß langwallend herab und triefte von fließendem Wasser.  
 „Wenn wir die Linie wieder passiren,“ so sagte ich lachend,  
 „Könnten wir Dich, Freund Strohm, als Neptunus gebrauchen, was meinst Du?“  
 Aber er meinte Nichts und lächelte still nur und selig.  
 Danach retteten wir auch die übrigen Leute von Ummang,  
 Bauer und Bäuerin nur und ein Knecht. Mit eigenen Füßen  
 Sprang dann endlich zu uns auch der Fährmann, stumm und verlegen.  
 Gronert schauet sich um und greift nach der ersten, der besten  
 Stang' und schlägt auf ihn los, der solchen Empfangs nicht gewärtig.  
 „Herr Capitän, was hab' ich gethan?“ so flehte der Fährmann.  
 „Dafür kann ich ja nicht! Ich wollte nicht fahren, gewiß nicht!  
 Aber die Frau, die wollt' es ja so. Herr Gronert, verschont mich!“  
 Gronert versetzte darauf die geflügelten zornigen Worte:  
 „Will das ein Schiffsmann sein und läßt sich im Schiff von den Weibern  
 Commandiren. Du wirfst auch zu Hause regiert von der Alten,  
 Darauf wett' ich mit Dir. Solch ein Rußknacker von Fährmann!  
 Sagt, wer bezahlt mir den Fracht? So frag' ich, aber vergebens.  
 Meinst Du, man hätte Vergnügen von Lebensrettungen, Schlingel?“  
 Und so trillet er los mit der Stang' auf des jammernden Fährmanns  
 Allerempfindlichsten Theil, daß es nur so klatschet und sprühet.  
 „Kannst Du schwimmen?“ so frug er den Kerl, als er endlich ihn los ließ.  
 „Nein!“ entgegnete drauf der die Glieder sich reibende Fährmann.  
 „Nun, so wärest Du ertrunken und kannst bei mir Dich bedanken,  
 Daß Du die Glieder noch fühlst!“ sprach Gronert und legte die Stang' hin.  
 „So! Der wäre bezahlt, und wollt' ich nur wünschen, die Rheber,  
 Die mir die prächtige Brigg mit den lumpigen Knochen verbarben,  
 Hätten ein Jeder sein Theil von den herrlichen Fieben erhalten.“

Aus dem gesunkenen Boot war Alles nun glücklich gerettet  
 Und wir legten den Weg nach der Stadt bei sanfterem Winde  
 Ruhig zurück, doch regnet' es stark mit Donnern und Wiken.  
 Sorgsam hoben wir nun Frau Pachterin erst aus dem Fahrzeug,  
 Legten sie säuberlich hin auf die Brücke, und wunderbar war es,  
 Wie schwach stöhnend auch jetzt sie noch immer nach Rettung verlangte.  
 Also standen wir nun, die Erretteten und die Erretter,  
 Bis auf die Haut durchnäßt in strömendem Regen zusammen.

<sup>1)</sup> „Müthenperrers“. Diesen Spitznamen führen die jungen Landwirths, weil sie, auf dem  
 Acker gehend, die Gewohnheit haben die Erdblöcke mit dem Stock oder dem Fuß zu zertheilen.



„Wollt Ihr vielleicht Euch hier abtrodnen?“ so fragt' ich. „Was steht Ihr Sonst noch herum? Marschiret nach Haus!“ So stoben wir Alle Auseinander und haben uns seit nie wieder gesehen. Alles geschah gleichsam, als wenn es von selbst sich verstände, Niemand, der nur: Danke! gesagt. So geht es beim Retten! Sollt' ich vielleicht antragen auf Rettungsmedaille? Bewahre! Seit ich als Schiffer zur Ruh' mich gesetzt, den Befehl und die Aufsicht Ueber die Booten bekam und die Wache der Küsten, da hab' ich Schon unzählige Mal Schiffbrüchigen Hilfe geleistet. Sollt' ich Medaillen dafür, für jeden Geretteten, tragen, Erlög' ich ja schwerer daran als der Schützenkönig von Stralsund. „Hab' ich es Dir nicht gesagt?“ sprach Gronert und zeigte beim Weggehen Auf den verdorbenen Frack, der hinten und vorne zerfetzt war. „Das ist Alles! Das hab' ich davon, von der Lebensrettung. Kommst nachher doch zum Schwan? Wir müssen uns wieder erwärmen.“

Als am Abend wir Schiffer im Schwan nun wieder versammelt, Unserm gewöhnlichen Ort, und bei steifem Grog uns die Glieder Kräftig erwärmt, nahm Gronert das Wort: „Ihr Leute,“ so sagt' er, „Nehmt Euch vor Wolter in Acht, ich warn' Euch Alle vor Wolter! Wenn man mit ihm harmlos am Wasser spazieret, so späht er Immer nach rechts und nach links, ob irgend nicht Etwas zu retten; Lebensrettungen sind die schwache Seite von Wolter. Zwei Mal kriegt' er mich nun schon heran, zum dritten, da dank' ich! Ich geh' niemals wieder mit ihm am Hasen spazieren. Seht, ich hatte 'nen Frack, 'nen nagelneuen, 'nen schönen — Wolter verachtet ihn zwar und nennt ihn: „„Erbärmlicher Leibrock!““ Doch mein Gottstisch-Rock war wahrlich nicht zu verachten, Kostet mich ja vier Thaler die Ell' und wer es nicht glaubet, Gehe zum Kaufmann hin, nach Billich, der kann es bezeugen. Doch jetzt hängt er in Fäden herab, mit gesprungenen Knöpfen. Nehmt ein Exempel daran; das hat man vom Lebensretten, Das ist der einzige Lohn!“ — „O schäme Dich doch, so zu reden,“ Sagt' ich zu Gronert. „Dich lohnet doch auch das schöne Bewußtsein —“ „Schmickschnad, Wolter! Verschone mich doch mit Deinen gesalbten Redensarten! Ich bitte Dich, Kerl! Was nützen die Fäulsen? Hab' ich nicht preußisch Courant, was hilft mir das schöne Bewußtsein? Kurz, mein Frack ist hin, das hab' ich von Deinen insamen Lebensrettungen! Nun, halt' Du es nach Deinem Belieben, Aber was mich anlangt, ich lasse sie künftig erlaufen!“

Helles Gelächter erscholl aus der sämtlichen Schiffergesellschaft, Und sie brachten ein Hoch auf Gronert, den Lebensretter. „Wider Willen!“ so knurrt' er hinzu. Und sie lachten noch lauter.

## Literarische Rundschau.

### Brandes' Lord Beaconsfield.

Lord Beaconsfield. (Benjamin Disraeli.) Ein Charakterbild von Georg Brandes.  
Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Die Leser der „Rundschau“ kennen bereits ein Stück dieses Buches. (cf. D. R. Jahrgang 1879, Heft 4, 5, 6.) Mit der ihm eigenen Kunst literarisch-psychologischer Analyse unternahm es der Verfasser der „geistigen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts“, in den Dichtungen des merkwürdigen englischen Staatsmannes die allmähliche Entfaltung seines Charakters zu belauschen. Das Studium des Romanschreibers Disraeli, ergänzt und geleitet durch geschichtliche Seitenblicke, sollte zum Verständniß auch des Staatsmannes den Weg bahnen. Die durchaus subjective, ebenso leidenschaftliche als doctrinäre Art Disraeli's legte diese Behandlungsweise nahe genug; seine ganz eigenartige Stellung in der neuern Literatur und Gesellschaft gab ihr einen besondern Reiz, und mit welchem Geschick, welcher Besonnenheit der Verfasser den von ihm wohlerkannten Gefahren seiner Methode zu begegnen wußte, das ist den Freunden der „Rundschau“ in frischem Gedächtniß. Wir erinnern nur mit einem Worte an das überraschende, hier und da wol etwas unheimliche Licht, welches Brandes von den Jugendwerken Disraeli's: „Bivian Grey“ (1825—26), der „junge Herzog“ (1829), „Contarini Fleming“ (1832) über die Grundanlagen, die ersten maßgebenden Lebensindrücke und Stimmungen des poetischen Politikers ausstrahlen ließ. Mächtiges Kraftbewußtsein, brennender, rücksichtslos vorgehender Ehrgeiz, heiße Lebenslust gaben den Grundton des Bildes. Mangel an wissenschaftlicher Erziehung und wissenschaftlichem Sinn wurde als Grundfehler betont; eine heiße, dürre Verstandesphantasie (wenn das Wort erlaubt ist) und scharfe Beobachtungsgabe, aber ohne rechte objective Freude an den Dingen, kennzeichneten den Schriftsteller, dem deshalb von je eine pointirte, oft malitiose Charakteristik und doctrinär-pathetische Ausführungen besser gelangen, als der ruhige, epische Zug der Handlung. Schon in den ersten dichterischen Ergüssen Disraeli's wurde der allmählig fast zur Gewalt einer fixen Idee erstarkende theoretische Grundzug seiner Weltanschauung nachgewiesen: jener doctrinäre Racen- und Stammes-Stolz, den der Sohn des fremden, lange mißachteten und verfolgten Geschlechtes einer übermüthigen Aristokratie, der Semit, der Jude den Abkömmlingen der sächsischen und normännischen Eroberer entgegenstellte; daneben jene Geschmeidigkeit, welche jeden Vortheil wahrnimmt; die es für erlaubt, ja für Pflicht hält, den Vorurtheilen der Menge (und auch der Großen) zu schmeicheln, um die Handhabe des Erfolgs zu gewinnen; jene Zähigkeit, die vor keinem Mißerfolge erschrickt; jene frühreife Weltklugheit, deren Jugendideale durchaus das Gepräge intelligenter und energischer Selbstsucht tragen; für die das Leben des Mannes im Kampfe um Macht, Ruhm, Besitz aufgeht; die nicht in den Ideen,

sondern in den dunkeln Naturgewalten der Racenanlage die maßgebenden Kräfte der Geschichte erblickt, die Beherrschung der Menge höher stellt, als den Dienst der Ueberzeugung, den Jesuitengeneral, den schlauen Führer eines Geheimbundes höher, als den hingebenden, unabhängigen Forscher; endlich eine Sinnlichkeit, die bei aller Gluth und Ekstasie im Dienste des Verstandes und Willens gehalten wird; die auch in den Excentricitäten des Dandythums, in dem Raffinement des Feinschmeckers, des Stügers mehr den Reiz des gesellschaftlichen Erfolges sieht, als den unmittelbaren Genuß. Das waren die Grundzüge des Charakterbildes, welches die unerbittliche, obwohl vorsichtige Analyse aus den Erstlingswerken Disraeli's hervortreten ließ. Schmeichelei wird man ihnen nicht zum Vorwurfe machen; eher vielleicht hier und da eine gewisse Härte, z. B. in jenen Ausführungen über die Stellung des Dichters zu Geld und Besitz, die an eine Stelle im „Lancet“ (1847) anknüpfen: an die Schilderung jenes arabischen Emirs Fakredin, der seine wucherischen Gläubiger mit einer gewissen Künstlerfreude betrog, „dem es Spaß machte, mit leuchtenden Augen, mit einem von Unschuld strahlenden Gesicht über ihre Schwelle zu treten und dann, wenn sie am grausamsten waren, sie vollständig zu überlisten“. „Fühlt der Leser nicht Disraeli's eigenes Naturell in dieser Schilderung?“ meint Brandes. Wir dächten aber, so arge Dinge mußte man nicht bloß fühlen, sondern beweisen, wenn man sie ausspricht; und den Umstand, daß Disraeli einen gewissenlosen Araber gut schildert, sowie den andern, daß er selbst (vor jener reichen Heirath, die seine Respectability auf sichere Grundlage stellte) fünfmal wegen Schulden verklagt wurde, möchte man doch als ausreichenden Beweis kaum gelten lassen. Indessen wird zugegeben sein, daß auch die Anfänge des Politikers Disraeli jene bedenklichen Züge im Bilde des Roman dichters eher verstärken, als verwischen. Der berühmte Toryführer beginnt seine öffentliche Laufbahn als radicaler Wahlcandidat (13. Juni 1832) mit einer theatralischen Demonstration gegen die Reformbill der Whigs, die ihm „nicht weit genug geht“; er verschafft sich von O'Connell einen Empfehlungsbrief, dem er die größtmögliche Oeffentlichkeit gibt; er verlangt ausschließliche Besteuerung des Grundbesitzes zu Gunsten der Industrie und der Arbeiter. Und drei Jahre später, als das Alles keinen Wahlsieg zuwege gebracht hat, entpuppt er sich als der Kämpfe für Thron und Altar. O'Connell ist ihm jetzt der Feinde, der es wagt, „mit blutigen Händen in's Parlament zu treten“; das radical-demagogische Glaubensbekenntniß, welches seine Broschüre „What is he?“ ein paar Jahre früher zum Besten gab, wird in der „Vindication of the english constitution“ (1835) durch eine Verherrlichung des Bundes zwischen dem Gottes-Gnaden-Königthum und der Aristokratie, als der besten Sicherung der Volksinteressen, ersetzt: eine in's englisch-aristokratische übertragene Theorie des — Cäsarismus, wie sie dem radicalen Demagogenthum allerdings von jeher nur zu nahe lag. Brandes wittert sehr richtig etwas von Cassale in dem Manne. In die Gedankenbewegung, welche diese Entwicklung und scheinbare Umkehr begleitete, lassen die Romane „Venetia“ und „Henriette Temple“ (1838) lehrreiche Einblicke thun. Dort bringt der romantisch angehauchte Demagoge in der Tory-Maske auf dem Altar des „zwischen visionärem Ideencultus und Selbstanbetung schwankenden“ Genius seine Opfer, der fromme Tory liebäugelt mit Byron und Shelley; hier feiert die „Liebe“, rein conventionell-spiritualistisch, im Sinne der höchsten „respectability“ geschildert, ihren Triumph als — Triebfeder der Thatkraft und des Ehrgeizes. Der endliche Wahlsieg, dann die unter dem Gelächter des Hauses erstickte Jungfernrede vom 7. December 1838 bilden den Meilenstein zwischen der Schilderung des jugendlichen Disraeli, welche die Leser der „Rundschau“ bereits kennen, und der neu hinzugekommenen zweiten Hälfte des Buches. Vae ridentibus! schloß jene. Wehe den Lachern, welche unter der seltsamen Hülle des aus dem Dandy und dem Romandichter plötzlich entpuppten Politikers die dämonische Kraft, die zähe, jeder Probe gewachsene Geschmeidigkeit, die ungewöhnliche, praktische Intelligenz nicht erkannten. Die Geschichte der Triumphe, welche ihre Sorglosigkeit dem Gegner bereitete, füllt diese Blätter. In der That, eine merkwürdige Geschichte, um deren

ersten Eindruck, wie ihn die scharfe, feine, leidenschaftlose Analyse unseres Autors vermittelt, wir das englische Nationalgefühl kaum beneiden. Dieser Führer des stolzeſten Adels, des stolzeſten Volkes der Welt macht mit den Lieblingsillusionen der von ihm Beherrschten wenig Umstände. Er verſäumt, als Dichter wie als Staatsmann, keine Gelegenheit, ihnen zu ſagen, daß er, der Sohn des ſo lange mißachteten Stammes, als ein Fremder, Höherer auf ſie herab blickt, daß die Ehre der Gemeinschaft ganz auf ihrer Seite iſt. Seine alte Racenetheorie erhebt ſich immer herausfordernder mit ſeinen Erfolgen. „All is race, there is no other truth“, ſagt im „Coningsby“ (1849) der Jude Sibonia, der den hochadligen Helden des Romans etwa ſo leitet, wie Diſraeli in den letzten dreißiger Jahren die enthuſiaſtiſch-romantiſchen Hochtorps ſeines „jungen England“. Die Semiten ſind ihm der Adel des Menſchengeschlechts, die Juden der bevorzugte Stamm der Semiten. „Gott“, heißt es im Tancred, „hat nie zu einem andern als einem arabiſchen Manne geredet.“ Die reinſte Race, in der vollkommenſten Organisaſion, iſt das nicht die Krone der Schöpfung? Für Sibonia ſind faſt alle ausgezeichneten Männer des modernen Europa jüdiſchen Blutes. Er ſelbſt, wie Diſraeli ein Abkömmling arragoneſiſcher Juden, nennt unter ſeinen Vorfahren einen Erzbischof von Toledo, einen Großinquiſitor: lauter heimliche Juden. Im „David Mroy“ und im „Tancred“ wird Chriſtus ganz als ein ebräiſcher Prinz behandelt. Die Chriſten zerfallen in ſolche, die bloß dieſen jüdiſchen Prinzen, und in ſolche, die auch deſſen jüdiſche Mutter anbeten. Das Chriſtenthum iſt Judenthum für den großen Haufen. „Verfolgt uns!“ wird im Tancred (1847) den chriſtlichen Orthodoxen zugerufen. „Wenn ihr aber an das, was ihr bekennet, wirklich glaubet, ſolltet ihr vor uns knien. Ihr richtet den Helden, die ein Land gerettet haben, Statuen auf. Wir haben das Menſchengeschlecht errettet, und ihr verfolgt uns! Denn — Chriſtus war ein Jude.“ Und ſolche Dinge ſpielen nicht etwa bloß in Diſraeli's Romanen, unter dem Aſylrecht der Dichtung. Der Parlamentsredner hat den Dichter nicht ſüßen geſtraft. Im Jahre 1839 bekämpfte er Ruſſell's freſinnige, der Hochkirche unangenehme Schulbill ausdrücklich „im Namen des ſemitischen Religionsprinzips“: die aſiaſiſche, höhere Religion ſei bei ihren Herrſchaftsrechten zu ſchützen; ihr, nicht der ariſchen, helleniſchen Wiſſenſchaft gehöre die chriſtliche Schule. Im Kampfe für die Judenemancipation ſtritt er nicht unter der Fahne des gleichen Menſchenrechts, ſondern ganz ausdrücklich unter der der ſemitischen Race, die Bevorzugung, nicht Unterdrückung verdiene, und mindedeſtens auf der Gleichſtellung beſtehen müſſe. Und die Jahre haben an dieſen ſeinen Glaubensartikeln Nichts gemildert. Sein letzter Roman „Rothair“ (1870) wiederholte, nach dreiundzwanzigjähriger, der praktiſchen Politik gewidmeter Pauſe, die Idee des „Tancred“, zwar dieſmal ohne myſtiſches Pathos, aber vielleicht noch ſchärfer und ſchneidiger. Der bekannte engliſche Racenhochmuth wird da ſchwer mit der Ruthe gezüchtigt, die er ſich ſelbſt gebunden hat.

Wenn das ſtolze Alt-England nun dieſes Alles dennoch nicht nur gleichmüthig erträgt, ſondern dem politiſchen Romancier, dem Emporkömmling, dem Fremden wiederholt den Schutz ſeiner nationalen Heiligtümer anvertraut hat, ſo kommt ſolcher Erfolg denn nun doch freilich nicht etwa bloß auf Rechnung jener Fähigkeit, jenes praktiſchen Geſchicks, jener Kunſt, den Vorurtheilen der Partei, der Menge und — der Königin zu ſchmeicheln, die in Diſraeli's politiſchem Charakter allerdings auf den erſten Blick auffallen. Es ſteht bei alledem Mehr und Höheres in dem merkwürdigen Manne, ein wirklich ſtaatsmänniſcher Zug: und es muß anerkannt werden, daß auch dieſer von Brandes gerecht gewürdigt und in ſeiner, eingehender Analyſe veranſchaulicht wird. Was Diſraeli von der Maſſe der gewöhnlichen Corps unterſcheidet, hängt, ebenſo wie ſeine barocken Doctrinen, mit ſeiner Ausnahmſtellung zuſammen. Er fühlt ſich innerlich offenbar ganz frei von den überlieferten Vorurtheilen der Partei, die er führt. Möchte er, durch die Verhältniſſe beſtimmt, im Kampfe für die Kornzölle und das Sonderintereſſe des Landbeſizes ſeine Spuren verdient haben. Sobald die Frage entſchieden war, hat er ſich ehrlich geſügt und

seine Parteigenossen vor unklugem Anstreben gegen den ausgesprochenen Volkswillen klug bewahrt. Seinen Patriotismus hat, dem Auslande gegenüber, der Parteigeist nie irre geführt. Im Krimkriege, während des indischen Aufstandes, sicherte er der Whigregierung die loyale Mitwirkung der Opposition; während des amerikanischen Bürgerkrieges erwies seine vorsichtige, unbefangene Haltung sich der voreiligen Schadenfreude der herrschenden Partei sehr überlegen. Seine Reformbill (1867) war ein geschickter Schritt zur Durchführung seiner Lieblingsidee: Vertheidigung der Volksrechte unter aristokratischer Führung. Sie brach vollständig mit dem alten steifen Toryconservatismus. „Die Frage sei nicht, ob Veränderung oder nicht; sondern ob Veränderung mit Rücksicht auf die Sitten, Gesetze, Ueberlieferungen des Volkes, oder im Hinblick auf abstracte Principien und willkürliche Regeln.“ Ob auch die neueste Bethätigung seines patriotischen Machtinstincts, sein Eintreten für Englands Einfluß in der Türkei, in Afghanistan, bei den Zulu's die Probe der Erfahrung bestehen wird, das mag hier billig dahingestellt bleiben. Man kann da skeptischer fühlen als Brandes, ohne sich deshalb dem mildernenden, wohlthuenden Eindrücke zu verschließen, welchen seine Darstellung des reifen Staatsmannes, im Gegensatz gegen die oft scharfe Analyse des ehrgeizigen, talentvollen, aber oft paradoxen, ungleichmäßigen und übermäßig subjectiven politischen Dichters hervorruft. Man wird Brandes zustimmen dürfen, wenn er seinem Helden den Ruhm des wahrhaft großen Mannes nicht zusprechen mag, weil ihm die rückhaltlose Hingabe an seine Sache, seine Ueberzeugung fehle; es wird auch zu unterschreiben sein, daß Disraeli, trotz seines semitischen Racensfanatismus, kein vollkommener Vertreter des jüdischen Typus sei; denn zu diesem gehört der hingebende Idealismus, das *vitam impendere vero* eines Spinoza ebensoviel, wie die Geschäftsvirtuosität eines Rothschild. Dennoch ist er ein Talent ersten Ranges, eine Kraft von seltener Ausdauer und Geschmeidigkeit; und der Umstand, daß die harten, unerfreulichen Seiten seiner Erscheinung mit und nach dem Erfolge sich entschieden gemildert haben, spricht sehr zu Gunsten seines innersten Wesens. Die Münze ist legirt, aber nicht ohne echten Gehalt. Des Verfassers Schlußwort: „ich sah ihn plötzlich (bei einer Begegnung auf dem Wilhelmsplatz, während des Berliner Congresses) in einem schöneren und idealeren Lichte und merkte, daß halb wider meinen Willen ein Gefühl der Sympathie sich meiner bemächtigte“ — sie werden vielen Lesern des Buches aus der Seele gesprochen sein. Niemand aber wird diese Darstellung ohne das wohlthuende Gefühl verlassen, welches aus einer mit klarem Sinne und fester Hand durchgeführten Leistung auch auf den theilnehmenden Beobachter überströmt. Die schöne Stellung, welche Brandes in deutschen literarischen Kreisen so schnell erobert hat, wird durch diese seine neueste Arbeit befestigt werden.

F. Kreyßig.

17. **Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes.** Von Dr. Anton Marty, a. o. Professor der Philosophie an der k. k. Universität zu Czernowitz. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1879.

Der verstorbene Lazarus Geiger hat die Ansicht aufgestellt und von neueren Forschern ist sie adoptirt und weiter ausgeführt worden, daß die Farbenwahrnehmung der Menschen eine Geschichte habe. Schwarz und Roth seien einmal die einzigen Eindrücke gewesen, für welche das Auge empfänglich war und von da ab habe sich der geschichtliche Fortschritt, dem Schema des Farbenspectrums entsprechend, bewegt, so daß die Empfindlichkeit für Orange früher als für Gelb entstand, Gelb seinerseits vor Grün gesehen wurde u. s. w. Die vorliegende Schrift sucht diese Ansicht zu widerlegen, und wir sind der Meinung, daß die Widerlegung vollkommen gelungen sei. Die Farbenempfindung wird allen früheren menschlichen Geschlechtern vindicirt, nur für die niedrigen Ordnungen der Thiere eine allmähliche Ausbildung zugegeben, die aber nicht in der Reihenfolge des Spectrums von Roth nach Violetten gegangen sei. Was man als Zeugnisse für ehemalige Farbenblindheit genommen hat, wird auf andere Weise erklärt. Streng scheidet der Verfasser die Empfindung für die Farben und das Urtheil über die Farben, so wie das Interesse für genaue Bezeichnung derselben. Dieses Urtheil und Interesse allerdings hat sich allmählich ausgebildet, wie es sich beim Kinde nur allmählich ausbildet. Die Thatfachen, welche man für die Farbenblindheit Homer's und seiner Zeit geltend gemacht hat, erklären sich aus den Gesetzen der poetischen Diction. Auf diese letzteren wird daher umfänglich eingegangen und manche wichtige Betrachtung angestellt. Wie die frühere Schrift desselben Verfassers „über den Ursprung der Sprache“, so zeichnet sich auch die vorliegende durch große Klarheit und Einfachheit der Untersuchung und Darstellung aus. Der Verfasser geht oft von Eagen aus, die man für trivial halten könnte und die es auch sind. Aber das Triviale hat unter Umständen einen großen Werth für die Erkenntniß. Das Triviale wird in der Regel das allgemein Zugegebene sein, und das eigenthümliche Verdienst des Verfassers ist, daß er daraus überraschende und weittragende Folgerungen zu ziehen weiß, welche dann eine besonders einleuchtende Kraft besitzen. Die Kunst, an dem Naheliegenden nicht vorüber zu gehen, ist fast ebenso groß wie die Kunst, das Fernliegende aufzusuchen. Die Philosophie kann den Credit, den sie in so erfreulicher Weise wieder-gewonnen hat, nicht besser bewahren und erweitern, als durch Arbeiten von so gesunder Methode, wie die vorliegende.

18. **Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen.** Ein Beitrag zur Bedeutungs-geschichte. Von Fritz Vachtel. Weimar, Herm. Böhlau. 1879.

Die Arbeit trägt das Motto: „Die Sprache ist ein Wörterbuch verblichener Metaphern.“ Der Verfasser, ein Schüler von August Fick, folgt den klühnen Wurzelanalysen

dem er Antwort auf die Frage zu geben sucht: wie gelangten die Indogermanen zu ihren Wörtern für die Begriffe des Tastens, Schmeckens, Riechens, Hörens und Sehens? Die fünf Sinne in ihren sprachlichen Reflexen auf indogermanischem Gebiete werden uns vorgeführt. Es wird dadurch ein wichtiger Beitrag zu der noch so arg vernachlässigten Geschichte der Bedeutungen und zu einer historischen Synonymik gegeben und eine Reihe von Betrachtungen vorgelegt, welche nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Psychologie und Poesiegeschichte hervorragende Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen. Ohne Zweifel werden viele das angenehme Verfahren zu läßt, die Resultate nicht gesichert genug finden. Aber so lange Fick's Ansicht der indogermanischen Wurzeln nicht widerlegt ist, darf von dieser Grundlage aus weiter geforscht und geschlossen und der Versuch gemacht werden, ob der eingeschlagene Weg nicht auch für die Bedeutungslehre merkwürdige Aufschlüsse ergebe. Die Bedeutungsübergänge, welche der Verfasser annimmt, hat er so viel als möglich aus der lebendigen Poesie belegt; und die allgemeinen Resultate, zu denen er gekommen ist, legt er kurz in der Vorrede dar. Der Indogermane benennt nicht die Empfindung als solche, sondern er nennt sie meist nach der Beschaffenheit des Objectes, auf welche sie gerichtet wird, oder nach der Quelle, aus der sie fließt. Hören und Tönen haben sprachlich denselben Ursprung; ebenso Sehen und Leuchten, Riechen und Rauschen. Die vergleichende Sprachwissenschaft arbeitete bisher nur selten der Philosophie in die Hände; um so mehr ist es Pflicht, literarische Erscheinungen zu beachten, welche diese beiden Wissenschaften einander nähern können.

19. **Manuel de la langue chkipi ou albanaise** par Auguste Dozon. Paris, E. Leroux. 1878.

Die Sprache der Albanesen oder Schtipetaren ist ohne Zweifel die interessanteste aller auf der Balkanhalbinsel gesprochenen, und seitdem durch die jüngsten politischen Ereignisse dieses Volk wieder in scharfe Beleuchtung gerückt worden ist, haben die mannigfachen historischen und linguistischen Fragen, die sich an seine Sprache knüpfen, eine allgemeinere und weiter greifende Bedeutung gewonnen. Der nördliche Theil der Balkanhalbinsel, wo sich, ähnlich wie in Kleinasien, seit den ältesten Zeiten die heterogensten Völkerschichten über einander gelagert haben, bietet dem Historiker wie dem Ethnologen und Linguisten gleich schwierige Probleme dar. Die albanesische Sprache ist höchst wahrscheinlich die Tochtersprache eines indogermanischen Dialektes, der im Norden des alten griechischen Sprachgebietes gesprochen wurde, ohne mit dem Griechischen selbst näher verwandt zu sein als das Slavische oder Italische; sie ist in ihrer Vorphase durch die Vermischung einer ungarischen Anzahl fremder Elemente, besonders romanischer, sehr verunstaltet und neuer Elemente sehr reichhaltig. In ihrer grammatischen Gestaltung durchdrungen mit auf-geläuterten, vielfach durch die griechische Sprache modifizirt. Der Werth der Sprache ist durch die Consuls von Albanien, von Fick, von Albanen

Grund zu einer umfassenden Kenntniss der beiden Hauptdialekte des Albanesischen, des Gegischen und des Toskischen; neben diesem hat von älteren Arbeiten nur das Compendium des Jesuiten Leccie wegen der in demselben aufbewahrten älteren Sprachformen Werth. Weiteren Sprachstoff führten der Wissenschaft von den Albanen Attia's das Büchlein des deutschen Arztes Reinhold „Noctes pelasgicæ“, von den Albanen Unteritaliens und Siciliens die grammatischen Arbeiten von Rada und Camarda, sowie das Wörterbuch von Rossi zu. Sowol in Bezug auf die Mittheilung neuen Materials, wie auf die praktische Anordnung desselben, ist das vorliegende Buch des französischen Consuls in Moskau, Dozon, mit Freude zu begrüßen. Der in demselben in erster Reihe behandelte Dialekt ist der toskische, freilich der jüngere jener beiden Hauptdialekte. Von ganz besonderem Werthe sind die aus dem Munde des Volkes niedergeschriebenen Märchen und Volkslieder, die im ersten Theil des Buches mitgetheilt sind; leider sind nur die letzteren von einer französischen Uebersetzung begleitet. An sie schließt sich eine Darstellung der toskischen Grammatik mit Angabe der hauptsächlichsten Abweichungen des Gegischen an, schließlich ein albanesisch-französisches Wörterbuch, das außer den in den Texten und in der Grammatik vorkommenden Wörtern auch eine große Anzahl anderer im Volksgeheimen enthält und so als Ergänzung zu den Werken von Hahn und Rossi sehr willkommen ist. Zu bebauern ist, daß der Verfasser sich an keine der bereits vorhandenen Schreibungen des Albanesischen angeschlossen, sondern eine neue Orthographie eingeführt hat; jede der albanologischen Arbeiten hat bis jetzt ihr eignes orthographisches System, was natürlich das Studium derselben unnütz erschwert.

x. **Ideale Fragen in Reden und Vorträgen.** Von Prof. Dr. M. Lazarus. Berlin, Hofmann & Co. 1878. (Veröffentlichung des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur“.)

Die Aufsätze dieses Bandes, durchweg aus Gelegenheitsreden und wissenschaftlichen Vorträgen vor einem gemischten, gebildeten Publikum hervorgegangen, beginnen mit einer Schilderung Herbart's, veranlaßt durch die Enthüllung des Denkmals in Oldenburg am hundertjährigen Geburtstag des Philosophen, 4. Mai 1876. Der formvollendete, einfache und warme Hinweis auf den großen Meister unserer neuern, wissenschaftlichen Psychologie eröffnet sinnig und passend eine Reihe jener Untersuchungen, in welchen Lazarus so geschickt die Methode und Ergebnisse philosophischer Betrachtung für die Erkenntniss der im Volksleben, in der Gesellschaft waltenden Gesetze zu verwerten versteht. „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit“ (Vortrag in der Singakademie am 20. Januar 1872 mit einem Nachwort aus dem Jahr 1878) konstatirt, wie selbstverständlich, die fast unbedingte Herrschaft der naturwissenschaftlichen Denkweise auf der einen, der materialistischen Bestrebungen auf der andern Seite; verweist aber nicht an der Möglichkeit, die jetzt auseinander und

gegen einander strebenden Kräfte wieder in einer höhern, idealen Einheit zu sammeln. Ausgeführt wird dieses Thema in der folgenden Untersuchung über „das Herz“, d. h. unsere persönliche Theilnahme an der Welt der Erscheinungen, zu dem ein Vortrag in der Singakademie am 3. März 1877 die Veranlassung gab, sowie in den „Gedanken über Aufklärung“, denen ein Vortrag in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig (12. Februar 1877) zu Grunde liegt. Die beiden noch übrigen Aufsätze „über Zeit und Weile“ und „über Gespräche“ streifen ihn nur. Lazarus vertritt bekanntlich fein und würdig einen von der exacten Wissenschaft ausgehenden, die Fühlung mit ihr nie verlierenden Idealismus. Wie das physische Leben des organischen Wesens mit dem Herzen, dem einzigen nie ruhenden Organ, beginnt und endigt, so das geistige sittliche Leben der Menschheit mit der „Religion“, d. h. der Ahnung des Ideals, des Vollkommenen und dem Streben, sich ihm zu nähern. Die „Aufklärung“, für welche der Verfasser mit der ganzen Macht seiner Ueberzeugung eintritt, ist ihm, (wie jedem Vernünftigen) kein System, kein Dogma, am Allerwenigsten jenes „Dogma des Unglaubens“, zu dem urebliche Feinde und unverständliche Freunde sie wol gemacht haben, sondern ganz einfach die Methode des selbständigen, nie ruhenden Denkens, durch welche wir den überlieferten Vorrath von Ideen zu eigen machen und fortbilden. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Also: lebendiger Fluß des geistigen Lebens, pietätvolle Durchdringung und Weiterbildung des Ueberlieferten, Zusammenfassung der Fülle alles Einzelwissens und Könnens in der dem Idealen zugewandten Persönlichkeit! „Es sei denn, daß man die Religion um ihrer selbst willen sucht, sonst wird man sie nicht finden!“ Wer stimmte da nicht ein? So seien diese Untersuchungen zu erster Erwägung empfohlen, wenn sie auch in Inhalt und Form keineswegs überall gleich durchsichtig und abgerundet erscheinen.

q. **Allgemeine Geschichte in Einzelbarstellungen.** Unter Mitwirkung von Felix Dambach, Alex. Bräuner, Felix Dahn, Joh. Dalmich, Bernh. Erdmannsdorffer, Theob. Flathe, End. Geiger, M. Gofke, Gust. Hertberg, Ferd. Jauch, Friedr. Kapp, B. Kugler, E. Lefmann, M. Philippson, C. Ruge, Eberh. Schrader, W. Stabe, A. Stern, Otto Walz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf, herausgegeben von Wilhelm Duden. 1.—8. Abth. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.

Bei der stets anwachsenden Menge des historischen Materials schien es längst geboten, an Stelle der aus einer Hand hervorgegangenen Weltgeschichten ein Werk treten zu lassen, das dem Verein mehrerer, auf einzelnen Gebieten besonders orientirter Gelehrten sein Entstehen dankt. Nur damit dürfte man sich der Hoffnung hingeben, die Fülle von Resultaten der Forschung zweckentsprechend zu benutzen und zu verwerten. Dabei mußte es in's Auge springen, daß ein derartig angelegtes Werk um so weitere Kreise ziehen, einen um so größeren Einfluß üben würde,



wenn es nicht allein den Bedürfnissen der Gelehrten, sondern auch denen der Gebildeten der Nation überhaupt entgegenkäme. Die durch ihre schönen Classicausgaben und verständnißvolle Pflege der neueren Literatur bekannte Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin hat sich die Realisirung dieser Idee angelegen sein lassen und zu ihrer Durchführung den bekannten Verfasser des großen Geschichtswerkes „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“, Prof. Wilh. Dindorf in Gießen, an die Spitze und zur Leitung des Unternehmens berufen. Die in der oben gegebenen Titelangabe angezeigten mitarbeitenden Kräfte theilen sich nun im Verein mit dem Herausgeber in den gewaltigen Stoff, der zunächst in vier große Hauptabtheilungen, in alte Geschichte, Geschichte des Mittelalters, neuere und neueste Zeit gegliedert wurde. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in Monographien, die mit Ausnahme der ersten Abtheilung, nicht die zusammenhängende Geschichte eines einzelnen Staates oder Volkes geben, sondern mehr an besondere Ereignisse, Zeitströmungen und Persönlichkeiten anknüpfen. Gerade dadurch darf man hoffen, eine um so größere Lebhaftigkeit der Darstellung und zugleich ein größeres Verständniß für die politischen und culturellen Strömungen zu erzielen, die ja viel weniger in staatlicher oder geographischer Begrenzung, als vielmehr in der Gesamtheit ihrer Wirkungen recht zu erfassen sind. Das Alterthum mit seinen in sich abgeschlossenen historischen Erfahrungen bot zu solcher Behandlung keine Veranlassung und wird daher in einzelnen, ein Volk oder Land in der Gesamtheit seiner Entwicklung darstellenden Werken, geschildert werden. Etwa mit 100 Lieferungen, deren jede ca. 10 Bogen großes Lexicon-Octav umfaßt, soll die „Allgemeine Geschichte“ complet werden. Bis jetzt liegen die Lieferungen 1—8 vor, die dem Herausgeber und den betreffenden Mitarbeitern alle Ehre machen. Die erste Lieferung enthält einige Bogen der sehr eingetragenen Geschichte des alten Aegypten von Prof. Dr. Joh. Völsch und den Anfang von Prof. Dr. Ferd. Justi's Geschichte des alten Persien, die in der Lieferung 2 fortgesetzt wird. Abth. 3, 4, 6 u. 8 bilden den ersten Band der Geschichte von Hellas und Rom aus der Feder Prof. Dr. G. F. Hegberg's. Forschung und Darstellung sind hier gleich musterhaft, der an sich schon interessante Stoff ist in der feinsten Weise gestaltet und zu einem Bilde verarbeitet, das die Vorgänge von der pelasgischen Urzeit bis zu dem macedonischen Zeitalter unter Berücksichtigung auch des zarsten Details wiedergibt. Man darf in jeder Beziehung auf den Abschluß der interessanten Arbeit gespannt sein. Um den Subscribenten des Gesamtwerkes zugleich eine Probe zu geben, welcher Art die Behandlung der späteren Abtheilungen sein wird, hat die Verlagsbuchhandlung mit der 5. u. 7. Lieferung den Anfang einer Geschichte Peter's des Großen von Prof. Dr. Alex. Brückner in Dorpat zur Ausgabe gebracht, die schon darum das höchste Interesse beanspruchen darf, als in ihr der wichtige Gegenstand zum ersten Mal auf der Basis russischer Quellen behandelt wird, und

der Geschichte Peter's des Großen und seiner Zeit eine Schilderung der Entwicklung Rußlands vorausgeschickt ist, die in anziehender Form eine Fülle des Wissenwerthen bietet.

Kein geringer Vorzug der „Allgemeinen Geschichte“ vor ähnlichen Werken ist ihre Ausstattung im Allgemeinen und ihr bildlicher Schmuck im Besondern. Die Illustrationen, im Voll- und Textbild wirklich künstlerisch ausgeführt, sind nicht systemlos zu bloßer Augenweide zusammengewürfelt, sondern wollen den Text ernstlich erläutern und seine Anschaulichkeit vermehren. Architekturen, Sculpturen, Portraits, Hauseinrichtungen aller Zeiten, Münzen, Waffen, Costüme, Monumente, Karten und Pläne, Nachbildung alter Handschriften und Drucke sollen bildlich wiedergegeben werden. Auch hiervon liefern die ersten Hefte charakteristische Proben. Als Muster für die Sorgfalt der Darstellung kann der im ersten Hest enthaltene altägyptische Brief aus der Ramesszeit gelten, ebenso das in demselben Hest befindliche Papyrus-Facsimile des Todtengerichts vor dem Gotte Osiris. — Auf die weiteren Lieferungen der „Allgemeinen Geschichte“ werden wir nach Erscheinen zurückkommen.

9. **Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Von Ludwig Salomon. Leipzig. 1 u. 2. Stuttgart, Leub & Müller.

Im Zusammenhang mit der Zeit, aus der sie hervorgingen, die Persönlichkeiten der deutschen Nationalliteratur in unserm Jahrhundert dem deutschen Volke vorzuführen, für sie und die literarische Production der Gegenwart das Publicum zu begeistern ist die Aufgabe, welche sich Salomon gestellt hat. Gewiß ein verdienstliches Beginnen, für welches der Verfasser auch literarisches Geschick und gute Belesenheit mitbringt. Dagegen können wir hinsichtlich seines Urtheils — man lese nur den Abschnitt über Gölderlin — nicht immer mit ihm übereinstimmen. Wohlthunend berührt seine Wärme, verdienstlich ist seine Einteilung und Anordnung des Stoffs, durch die nicht allein Biographie mit Charakteristik verbunden, sondern auch die Verbindung von Proben ermöglicht wird. Die ersten beiden, elegant ausgestatteten und mit guten Holzschnitt-Portraits gezielten Lieferungen geben außer einer Einleitung, welche die Zeit von der Reformation bis zur klassischen Periode kurz behandelt, eine Darstellung der Epigonen des weimarischen Kreises, Jean Paul's und seiner Nachfolger, der romantischen Schule, wie der Dichter und Redner der Befreiungskriege.

10. **Die Principien der Politik, Einleitung** in die staatswissenschaftliche Betrachtung der Gegenwart. Von Dr. Franz von Holtzendorff. Zweite durchgehends verbesserte und ergänzte Auflage. Berlin, Carl Habel. 1879. Die drei Bücher, in die das Ganze zerfällt, behandeln (in elf Capiteln) das Wesen der Politik, das rechtliche und sittliche Princip der Politik, den Staatszweck als Princip der Politik. Es handelt sich hier nicht um eine sachmännische Beurtheilung des Buches: dies wird der Anzeige vielleicht zum Vortheil gereichen, weil



naturgemäß das Laieninteresse ein gemeinsames ist zwischen dem Referenten und jenen, welche er auf das Buch aufmerksam machen will.

Da auf unsern Schulen von staatlichen Dingen, von volkswirtschaftlichen Verhältnissen, von Leistungen des Staates und des Einzelnen u. a. m. Nichts obligatorisch gelehrt, nur selten einmal von einem tüchtigen Geschichtslehrer etwas erwähnt wird, so ist, natürlich zum Schaden des gemeinsamen Wesens, große Unwissenheit in jenen Dingen vorwiegend. Das Buch von Holkenborff ist so klar geschrieben, daß es für jeden Gebildeten verständlich ist, welcher das Bedürfnis hat, sich über allgemeine Fragen des Staatslebens zu orientiren. In die Politik gehört Alles, was sich auf das Leben des Staates bezieht. Einerseits unterliegen daher seine Beziehungen zu andern Staaten der Betrachtung, andererseits und hauptsächlich die Elemente, welche das Leben und Gedeihen seines eignen Organismus bedingen. Diese Theilung entspricht ungefähr der gewöhnlichen in innere und äußere Politik. Auf den Willen und die Befähigung, in innerer Politik etwas zu leisten, legt der Verfasser stillschweigend ein sehr großes Gewicht. So erörtert er u. a. das Verhältniß des positiven Rechts zur Politik, die Konflikte zwischen der Handhabung des Rechts und der praktischen Politik, das Verhältniß der Moral zur Politik. Natürlich bilden die Staatszwecke den zweiten Haupttheil der Betrachtung. In ersterer Beziehung weist er nach, daß das in Beziehung auf den Staat unsittliche weber als Zweck von der Politik gewollt, noch als Mittel zur Erreichung eines an sich zulässigen Zweckes gebraucht werden darf. Man müßte denn momentane Erfolge der Politik mit dauernden Ergebnissen des staatlichen Fortschritts verwechseln. Wahrheitsliebe und die Förderung allgemeiner Zwecke — nicht die Durchsetzung des eignen Willens — bezeichnen also wie die Weisheit, so die moralische Würde des Staatsmannes. — Jede nicht schließlich notwendige Beschränkung in der gerichtlichen Verfolgbarkeit der von Beamten verübten Gesetzesverletzungen ist unsittlich. Drei Theorien über den Staatszweck unterwirft sodann der Verfasser einer eingehenden Betrachtung: die Theorie des Wohlfahrtszweckes, des Rechtszweckes und des Sittlichkeitszweckes. Die erste Theorie findet der Verfasser wegen ihrer Maßlosigkeit und Unbestimmtheit unbrauchbar und unzweifelhaft schlechter als die zweite. Aber weder diese noch die dritte, meint der Verfasser, könne als befriedigend betrachtet werden. Er selbst stellt keine Theorie darüber auf und wendet sich sodann zu den realen Staatszwecken, dem nationalen Machtzweck, dem individuellen Rechts- und gesellschaftlichen Kulturzweck. Sein allgemeines Ergebnis ist dies, daß jede Zuwiderhandlung der Staatsgewalt oder der Gesellschaft gegen einen Staatszweck dem letzten Erfolge nach auch zu einer Beeinträchtigung der andern Staatszwecke führen muß und daß die dauernde Förderung des einen Staatszweckes durch Verletzung eines andern undenkbar ist.

Die Theorie fordert immer auf zum Vergleich mit der Praxis und ertheilt Antriebe zum Handeln. Wir glauben, daß das Buch des ge-

schätzten Verfassers vielfache und gründliche Belehrung gibt, wie sie jedem Gebildeten erwünscht sein muß. Die Anmerkungen enthalten überaus mannigfaltige literarische Nachweise zu den vielen Gebieten, welche der Verfasser berühren mußte.

5. **Vom künstlerischen Schaffen in der bildenden Kunst.** Eine ästhetische Studie von Richard Freiherrn von Friesen. Dresden, Wilhelm Baensch. 1879.

Der Verfasser des Buches führt sich in sehr beschreibender Weise als Laie ein, dessen Absicht gewesen sei, sich selbst über das Verhältniß der Phantasie zum Kunststoffe klar zu werden. Eine derartige captatio benevolentiae macht bei einem Werke, das innerlich doch auch ein philosophisches Gefüge haben muß, keinen guten Eindruck; sie ist hier auch vollständig unnötig. Herr von Friesen ist zwar kein Professor, aber doch in gewissem Sinne Fachmann, weil seine wissenschaftlichen Studien auf diesem Gebiete sich dem Kenner überall verrathen. In einer sehr übersichtlichen Weise hat er den Gegenstand so behandelt, daß die Beziehungen zwischen dem allgemeinen Kunststoff und der schöpferischen Phantasie klar entwickelt werden und auf ihrer Grundlage die charakteristischen Unterschiede des Wahren und des Wirklichen, andererseits die gemeinsamen Ziele des Wahren, Guten und Schönen greifbar hervortreten. Kann man auch nicht mit Allem vollkommen einverstanden sein, bleiben auch Einzelheiten, wie das Verhältniß des Charakteristischen zum Schönen, etwas schwankend, so ist das Ganze doch ein vortreffliches Büchlein, welches dem Laien ein gewisses Verständniß ästhetischer Fragen erschließt, viel besser als andere ähnliche Werke, welche die Popularität in klingenden Phrasen suchen. Auf eine Kleinigkeit machen wir den Autor aufmerksam. Er erklärt (S. 67) den Ausdruck „häßlich“ für unpassend, weil er ihn mit „Haß erregend“ zusammenstellt. Das mittelhochdeutsche hazzen bedeutet aber nicht nur „hassen“, sondern auch „ungern sehen“. Mit dieser Bedeutung hängt die Ableitung „häßlich“ zusammen — so bedeute auch das Wort vollkommen den ästhetischen Begriff.

6. **Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren.** Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzt zuerst an's Licht gestellt. Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

In diesem interessanten Fund einer längst verfloßenen Vergangenheit spiegelt sich das durch mannigfache Vorzüge einen ersten Rang in der deutschen Städtegeschichte einnehmende Leipzig um so interessanter, als der Verfasser ohne die Absicht, sie dem Druck zu übergeben, seine Aufzeichnungen machte und gerade eine Zeit geschildert wird, die der, in welcher Goethe sich in Leipzig aufhielt, sehr nahe liegt. Wenn auch vorzugsweise des Verfassers Sinn auf die Erscheinungen der wissenschaftlichen Welt gerichtet war, so war er doch zu lebhaften Geistes, zu offenen Augen, um nicht auch die meisten übrigen Zustände und Vorgänge in's Auge zu fassen. Ja gerade die intimsten Einzelheiten seines Gegenstandes fesselten ihn mit am meisten und wenn

er seinen Lesern erst eine allgemeine Orientierung gibt, um sich dann über die öffentlichen und privaten Gebäude, Universitäten, Gesellschaften, Sammlungen, Buchhandlungen, Gasthäuser, Vergnügungen und Messen zu verbreiten, so vermehrt er doch auch nicht, sich gelegentlich über „die blass, meistens gelbe Farbe der Einwohner, besonders der Frauenzimmer“, die kleinen Scandalgeschichten der Universität, die Mieths- und Abfuhrverhältnisse, kurz über alles Mögliche zu verbreiten. Die löbliche Zuversicht nehmen wir aber gerade hierdurch auch aus diesem Buch, daß unsere Zeit denn doch eine vielfach bessere, und gar manche der als modern bezeichneten Uebelstände recht alten Ursprungs sind. Der Postbetrieb wird in Hinsicht des zuerst Gesagten eine besonders lehrreiche Parallele zur Gegenwart geben. Ein ungenannter Herausgeber hat sich durch orientierende Anmerkungen verdient gemacht, ebenso muß lobend der schönen Ausstattung und der artistischen Beilage (Promenade de Leipzig 1777), wie des beigegebenen Planes der Umgegend Leipzigs gedacht werden, der als Probe des J. G. J. Breitkopfschen Landkartensatzes von dem noch in der Officin der berühmten Druckerei stehenden Originalsatz gedruckt wurde.

**c. Einsprüche aus dem Talmud und der rabbinischen Literatur.** Zusammen- gestellt von H. Sailer. Berlin, Friedr. Stahn.

Zeit des unvergeßlichen Emanuel Deutsch' berühmte Abhandlung über den Talmud die Aufmerksamkeit der modernen Welt wieder nachdrücklich auf dieses lange mit einer Art von Dunkelheit bedeckte gewesene monumentale Werk des jüdischen Mittelalters gelenkt hat, ist mehrfach der Versuch gemacht worden, einige seiner schönsten, durch Tiefe der Lebensanschauung ausgezeichneten Sprüche in der Gestalt von Aphorismensammlungen dem Publicum vorzulegen. Wie wenig auch diese Bruchstücke hinreichen mögen, von der Eigenthümlichkeit und Größe des Ganzen einen Begriff zu geben, so können sie doch vielleicht dazu dienen, selbst dem noch so Fernstehenden zu zeigen, wie erhaben diese Lehrer und Philosophen des jüdischen Volkes über die wichtigen Fragen des Daseins dachten und von welcher hohen sittlichen Voraussetzungen sie ausgingen. Das Pointenreiche, welches für den jüdischen Genius, bis auf Börne und Heine, charakteristisch geblieben ist, gibt diesen Aussprüchen etwas Schlagendes, unmittelbar Treffendes, was den Werth ihres allgemein gültigen Inhalts durch den Reiz der Antithese nicht wesentlich erhöht. Auswahl und Anordnung der vorliegenden Sammlung sind gleich lobenswerth; und die Ausstattung ist so zierlich, daß das Büchlein wol auf jedem Salonisch erscheinen dürfte. Wenig freilich haben es sich diese Weisen des Talmud träumen lassen mögen, für eine Gesellschaft, wie die unsre, zu schreiben; ihr aber könnte es nicht schaden, Bescheidenheit im Glück, Würde im Unglück und Ruhe in allen menschlichen Dingen auch von ihnen zu lernen.

**d. Schiller's Werke.** Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger.

Von diesem Prachtwerke, welches dem deutschen Volke seinen Schiller in einer bisher nicht

erreichten Vollenbung der künstlerischen Ausstattung bei mäßigem Preise gibt, liegen seit unsrer letzten Anzeige die Lieferungen 34—50 neu vor. Sie enthalten (34—37 und 47—50) Stilde des dritten und (38—46) vierten (Schluß-) Bandes, welche das großartig angelegte Unternehmen in gedeihlichem Fortschritt und immer auf der gleichen Höhe der Ausführung zeigen. Die genannten Lieferungen bringen: „Wilhelm Tell“, „die Huldigung der Künste“, die Uebersetzungen: „Iphigenie in Aulis“, „Macbeth“, „Zurandot“ und „der Parasit“; dann die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ und den Anfang der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“. Wenn der Illustrationsgeschmack durchweg zu loben ist, so gaben doch vorzugsweise die beiden Geschichtswerke dem Zeichner Gelegenheit zu höchst interessanten historischen Portraits und dramatisch belebten Gruppenbildern. Ausdrückliche Anerkennung verdienen die stets charakteristischen, stil- und stimmungsvollen Titelvignetten.

**e. 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte von Johannes Scherr. 2 Bde. Leipzig, Otto Wigand. 1879.**

Mit wärmster Vaterlandsliebe schildert der Verfasser die beiden großen Jahre, denen unsre Heimath die staatliche Einigung verdankt. Eine schriftstellerische Individualität wie die Scherr's muß hingenommen werden, wie sie ist — „ad usum Delphini“ pflegt er nicht zu schreiben. Wenn auch in einzelnen seiner Essays und größeren Arbeiten die Originalität unter Umständen übertrieben erscheint und die Fischart'sche Sprachneterei zu weit geht; wenn die Anschauungen und Urtheile nicht selten durch den radicalen Standpunkt zu sehr gefärbt sind, so enthält doch das Werk eine Fülle des Anregenden. Diese ist auch in dem neuen Werk vorhanden, wirkt aber reiner, weil der Zug polternder Unzufriedenheit durch die aufrichtige Begeisterung für die große Zeit getilgt erscheint. Vielleicht werden vor Allem die Historiker vom Fach Manches gegen das Buch einwenden — am meisten jene, welche die „Zeitgeschichtsschreibung“ überhaupt verhorresciren — aber gerade, daß der Autor als Mitlebender und selbst von dem Zuge der Nation ergriffen, die Ereignisse schildert; daß er uns, auf deutsche und fremde Quellen gestützt, die ganze Stimmung der Jahre wieder hervorruft, gibt dem Buche einen Reiz, welchem sich wenige Leser entziehen werden. Ganz besonders hervorzuheben ist die energische Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten, besonders diejenige Bismarck's, dessen Gestalt in ihrer markigen Edligkeit lebensvoll aus der ganzen Darstellung hervortritt. Dasselbe gilt von den übrigen Männern des Rathes und der That — wenige bezeichnende Striche geben ihnen individuelles Leben. Das Urtheil über den Gegner ist meist gerecht.

**f. Fünfshundert Jahre Berliner Geschichte.** Vom Fischerdort zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. Zweite Auflage. Berlin, V. Brigl.

Die erste Auflage dieses verdienstlichen Werkes, welche im Jahre 1864 erschien, brach in seiner Darstellung mit dem Jahre 1808 ab — dem Jahre

der großen Verwaltungsreformen und der Städteordnung. Der Druck, welcher damals, dicht vor dem Ausbruch des Krieges mit Dänemark, und mit den noch im Schooße der Zukunft ruhenden Kriegen von 1866 und 1870–71 auf den deutschen und ganz besonders auf den preussischen Verhältnissen lastete, machte es dem Verfasser, nach seinem eigenen Geständniß, unmöglich, die Geschichte Berlin's weiter fortzuführen. „Harren wir daher einer besseren Zeit,“ so schloß er sein Buch, „ehe wir es unternehmen, die hochwichtige und interessante Geschichte der Weltstadt Berlin vom Jahre 1808 bis auf unsere Tage zu erzählen.“ Als der Verfasser diese Worte schrieb, konnte er nicht ahnen, welchen reichen Glanz schon die nächsten sechs Jahre über Deutschland ausgießen und wie klein, wie kümmerlich die „Weltstadt“ von 1864 gegen das Berlin vom Jahre 1879, die Reichshauptstadt sein würde! Nun, da mit den Hoffnungen des Verfassers auch die der Nation sich erfüllt haben, heißen wir sein Werk in doppeltem Sinne willkommen. Es ist keine Arbeit mit wissenschaftlichen Ansprüchen und für unsern Geschmack stellenweise sogar etwas zu derb; allein mit seiner Fülle von Material, durchaus ehrenhaft in der Gesinnung und unterhaltend in der Darstellung, kommt es ganz dem populären Bedürfnis entgegen und wird sicherlich die Kenntniß der Geschichte Berlin's in weite Kreise tragen.

5. **Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunst-Denkmäler der Provinz Sachsen.** Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. Erster Heft: der Kreis Zeitz. Halle a. d. S., Otto Henbel. 1879.

Das erste Heft dieses in umfassendster Weise angelegten Sammelwerkes ist von den Herren Gustav Sommer und Heinrich Otto bearbeitet. Der Fleiß und die peinliche Sorgsamkeit, mit welcher sich dieselben ihrer Aufgabe unterzogen haben, ist wahrlich bewundernswürdig. Jedes größere Bauwerk wurde nach allen Richtungen hin durchforscht, um Nichts zu übersehen, was für den Kunsthistoriker irgendwie von Bedeutung sein konnte. Die unbedeutenderen Bauten sind wenigstens kurz erwähnt. Die Illustrationen stehen nicht ganz ebenbürtig neben dem Text — es sind mehr flüchtige Skizzen, wie sie sich der Architekt zur Erinnerung aufzeichnet; bei der Darstellung einiger kunstgewerblicher Gegenstände (S. 49. 50. 51) bleiben verschiedene Details unklar. Besondere Anerkennung verdient die genaue Uebersicht über sämtliche Glöden des Kreises und die Abbilde von Bauverträgen und ähnlichen Documenten. Wir machen Bibliotheken, Gewerbeschulen und Bauschulen auf das Unternehmen besonders aufmerksam.

6. **Das projectirte Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt, soll es ein genrehafteß Stübild des Hamburger Dramaturgen oder ein monumentales Standbild des Deutschen Geisteshelden sein?** Eine kunstkritische Zeitstudie über Prof. Schaper's Denkmals-Entwurf von Carl Hirsch. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1879.

Wenn nicht bekannt wäre, wie wenig die deutschen Künstler, besonders die der jüngeren

Generation, zu lesen pflegen, so müßte ihnen diese kleine Broschüre besonders dringend empfohlen werden. Die moderne „Denkmalswuth“ hat in der Plastik bis jetzt schon viel Unheil angerichtet, so daß es nöthig scheint, bringend auf die Principien hinzuweisen, welche den Bildhauer bei der Auffassung seines „Helden“ zu leiten haben. Das erste derselben ist: „Versteh den Mann, welchen du verkörpern sollst.“ Das ist leider, besonders bei den Standbildern von Dichtern und Gelehrten, höchst selten der Fall, denn meist kennen die Künstler nur den Namen, aber nicht die Werke, das Aeußere, aber nicht das Innere des Mannes, den sie „unsterblich“ machen sollen. Dieser Mangel einer allgemeinen Bildung trat auch bei der „Lessingdenkmal-Concurrenz“ für Hamburg klar und beschämend zu Tage. Der Berliner Professor Schaper erhielt den ersten Preis. Sein Lessing ist sitzend dargestellt, als verfolge er mit Aufmerksamkeit eine Bühnenvorstellung. Hirsch weist nun sehr fein, wenn auch in etwas holpriger Sprache nach, wie wenig diese Auffassung dem Wesen Lessing's entspreche, wie wenig die geistreiche Haltung mit der monumentalen Bestimmung übereinstimme; sie gibt nur einen kleinen Theil des Mannes wieder, der als Ganzes gefaßt und begriffen werden müsse. Das hat Nietzsche empfunden, welcher an Dr. Schiller nach Bestellung des Lessing schrieb: „Er kann nur, wenn er mir gelingt, als ein geistreicher Mann dargestellt werden, dem man Leben, Begeisterung, Energie ansieht. Jede Symbolik seiner Thaten in Stellung und Bewegung würde die Charakteristik führen.“ Nietzsche studirte nicht nur Lessing's Werke, sondern die gesammte Literatur über den Autor. Diesen schwierigen und doch einzigen Weg zur Erkenntniß eines großen Schriftstellers schienen fast alle unseren jüngeren Plastikern und deshalb sind ihre Schöpfungen höchstens äußerlich blendend, aber innerlich bedeutungslos. Wir wünschen, daß die kleine Broschüre ihren Zweck erfüllen möge.

7. **Ein Wintermärchen.** Novelle von Theodor von der Himm. Stuttgart, Richter & Kappler. 1879.

Der Held der Novelle ist ein Maler, der „mit wonnebebender Seele“ sich an den Schätzen der Kunst, wie an der Mutterbrust, vollgeogen und jung noch an Jahren schon eines ehrenvollen Rufes sich erfreut; er strebt heiß seinem Vorbild, dem großen Rembrandt, nach und glaubt dies heiße Streben am besten in einem kalten Winter, auf einem bayerischen Fischerdorfe verwirklichen zu können. Das Loric des Dorfes, welche dießmal Roni heißt, wird von ihm gemalt und entdeckt bei dieser mit Recht so beliebten Gelegenheit ihr Herz. Der Maler indeß zieht vor, in eine Marchesa sich zu verlieben und sie zu heiraten, nachdem ein paar Hindernisse überwunden sind, eine erste Liebe, eine Ehe und ähnliche Kleinigkeiten. Die Novelle theilt mit andern modernen die Stoffarmuth und das Ueberwuchern des Dialoges, der in vergeblichem Streben nach Geist sich erschöpft. Originalität ist unfres Dichters harter Seite nicht; das dritte Capitel 3. B. — die Marchesa verstaucht sich den Fuß,

der Maler trägt sie auf seinen Armen davon — erscheint wie seine schwache Copie der Scene im Walde zwischen Leonore und Fint in „Soll und Haben“ (Buch 5, Cap. 3). Bedeutendes dagegen leistet er in der Schilderung; selbst die einfachsten Dinge setzt der Dichter mit verschwenderischem Aufwand in Scene. Die schwarze Seidenrobe der Frau Marchesa z. B. wird folgenndermaßen dargestellt: „Es knirschte der schwere Stoff der langen Schleppe des bis an den Hals geschlossenen, auch mit schwarzen Spitzen besetzten Kleides auf den biden Teppichen, als die Dame eine weiße Camellie brach, die sie in das rothe Haar steckte. Außerdem trug sie nur ein goldenes Medaillon an goldener Halskette.“ Kann es etwas Einfacheres und Schöneres geben? Am meisten ausgezeichnet ist der Verfasser durch Kenntniß der gesellschaftlichen Formen; bei der ersten Unterredung sagt die Marchesa ihrem zukünftigen Gatten: „Das wäre auch nicht mehr originell, sondern mehr verrückt, mein Vär“; und weiterhin: „Junger Mann, werden Sie nicht spitzfindig! Zu Ihrem Rokoko paßt das gar nicht!“ Uebrigens bleibt der Rembrandtstreiber mit der sonnenbelebenden Seele ihr Nichts schuldig, er meint z. B., als sie ihn zu häufigem Besuche auffordert: „Mir ist's recht, wenn ich Ihnen recht bin. Anders machen thue ich mich nicht.“ Wenn die Novelle, wie vorauszusehen, in fremde Sprachen übertragen werden wird, ist besonders der französische Uebersetzer unserer herzlichsten Sympathie versichert; ihm wird das „machen thue“ gewaltig zu thun machen.

oa. Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle von Gerhard von Amynstor. Götting, Friedrich Andreas Perthes. 1879.

Amynstor's Erzählung muß als bidaktisch bezeichnet werden; das Lehrhafte überwiegt, und welches Lehrhafte! Ein Philosoph des 16. Jahrhunderts, Agrippa von Nettesheim, hat das Motto hergeben müssen; es lautet: „Non minus subicitur corpus alieno animo quam alieno corpori“ und die Novelle liefert die Ausführung dazu. Ein Abenteuerer, Spiritist und Magnetiseur, der sich Corticelli nennt und nach alter deutscher Roman-Sitte Italiener ist, wie allemal die schlimmsten Bösewichter, entehrt Hedwig von Gerbida, die Brant eines jungen Officiers und, wie der Verfasser vorgibt, Philosophen, „eine groß und edel angelegte Natur, ein Denker, der sich auf seine Chaisse longue zu werfen und stundenlang irgend einen Philosophen alter oder neuer Zeit zu studiren pflegt“ und oben drein meisterhaft das Pianino spielt“. Corticelli versteht Hedwig in magnetischen Schlaf und während dieses Schlafes, so scheint es, erfolgt die „räthselhafte Katastrophe“. So scheint es; denn Amynstor hat es sonderbarerweise abgelehnt, das soi-disant Problem, das er aufwirft, zu lösen, er meint, daß der Leser je nach dem Grade seiner Kenntnisse und Einsicht dazu Stellung nehmen möge, er selbst „will nicht vorgehen“. Da er das natürlich doch auf jeder Seite thut und sein eigener Glaube an geheimnißvolle, bisher ungenügend erkannte Kräfte in

der Tiefe der Menschenseele“ überall durchschneidet, so kann man es nur eine Halbheit nennen und eine nicht eben würdige Concession an den von ihm so verachteten Materialismus und das „flache moderne Denken“, daß er uns die Antwort auf die gestellte Frage vorenthält, und nicht den Muth seiner Meinung besitzt. Nicht vorgehen wollen ist vielleicht ein berechtigter Standpunkt für die berühmte Paula, aber nimmermehr für den Erzähler. Der dichterische Werth der Novelle kann für diese Halbheit nicht entschädigen; das Poetische in ihr ist ganz gering, die Charaktere der Helden, Musterbilder von Vollkommenheit oder Bosheit, sind flach und verschwommen, einige Caricaturen, wie der jüdische Commissionär Schmorchel oder der falsche Spieler „Foinement“ würden eher in eine Winterfeld'sche Humoreske passen. Die Handlung kommt nur langsam in Fluß, es wird etwas äußerliche Spannung erweckt, Nichts weiter. Ohne ersichtlichen Grund spielt der deutsch-französische Krieg in die Erzählung hinein; der größte Theil der Geschichte wird von einem Freunde des philosophischen Grafen im Bivouac vorgetragen, ohne daß jedoch der Erzählungsston im geringsten festgehalten würde, er gibt ausführliche Schilderungen, Gespräche u. s. w. Wie anders doch hat Zimmermann in seiner Novelle „Der Carneval und die Somnambule“, durch die der Verfasser augenscheinlich angeregt ist, einen ähnlichen Stoff behandelt; mit wie viel weniger Prätenzion und um wie viel klarer und menschlich anziehender, ganz zu geschweigen der wahrhaft classischen Sprache, die eben so sehr entzückt, wie Amynstor's rebelle Breite belästigt. Auch auf Kleist's „Marquise von K.“ hätte sich der Verfasser doch lieber nicht berufen sollen; es kann selbst der Autoreneitelkeit nicht zweifelhaft sein, zu weissen Ungunsten der Vergleich anfallen muß.

φ. Truynachtigal von Friedrich Spe. Herausgegeben von Gustav Valle. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1879.

Diese neue Ausgabe der Spe'schen Truynachtigal bildet den 13. Band der von Goebels und Littmann herausgegebenen „Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts“ und ist die beste der bis jetzt erschienen kritischen Ausgaben. Sie fußt auf der Frierer Handschrift, gibt sprachliche Erläuterungen und eine sehr eingehende Einleitung, in der nicht allein kritische und bibliographische Angaben über das vorliegende Werk beigebracht werden, sondern in der sich auch der Herausgeber des Weiteren über Spe's Leben und die darauf bezüglichen Arbeiten verbreitet. Ebenso charakterisirt er Spe's berühmte, gegen das Unwesen der Hexenprocesse gerichtete Werte „Contio criminalis“, ferner das „Guldene Tugendbuch“ und ein kleines Festgen „Theologischer Proceß wie mit Hexen zu verfahren u.“, das anonym erschienen, von Valle Spe zugewiesen wird. Die „Truynachtigal“ selbst fesselt durch das tiefe von keinem religiösen Fanatismus beeinflusste Gemüth, mit seiner wohlthätig beruhigenden Liebe zur Natur auch da, wo Sonderbarkeiten des Ausdrucks und der Anlage, welche die Zeit bedingte, dem modernen Leser auffallen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Alteoria** vom Schwabenmajer. Illustrirt von F. Barth, W. Diez, A. Holmberg, F. A. Kaufbach, G. Roffow, A. Seitz und andern. München, Fr. Hoffmann.

**Armenien.** — Die ökonomische Lage der Armenier in der Türkei. Öffentlicher Vortrag, gehalten in armenischer Sprache von Dr. Krikor Arzruni, übersetzt von A. Amiranjan. St. Petersburg. 1879.

**Auerbach.** — Fortsetzung. Roman von Berthold Auerbach. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

**Balzer.** — Fünf Bänder vom wahren Menschenthume. Ein Hausfreund von Eduard Balzer. Leipzig, O. Eigendorf. 1880.

**Bern.** — Ein stummer Russtakt. Die Geschichte einer Künstlerliebe. Von Maximilian Bern. Stuttgart, G. J. Schönsche Verlagshbgl. 1880.

**Block.** — v. Scheel. — Handbuch der Statistik von Maurice Block. Deutsche Ausgabe zugleich als Handbuch der Statistik des deutschen Reichs von Prof. Dr. H. v. Scheel. Leipzig, Veit & Comp. 1879.

**Brosin.** — Schiller's Vater. Ein Lebensbild von Oskar Brosin. Leipzig, B. Schilde. 1879.

**Bouisson.** — Université de Londres par M. Bouisson. Paris, Hachette & Cie. 1879.

**Buonaventura-Schmidt.** — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 15. 16. Lection 29—32. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes 1879.

**Caspari.** — Die Grundprobleme der Erkenntnisthätigkeit beleuchtet vom psychologischen und kritischen Gesichtspunkte. Als Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften. Von Professor Otto Caspari. II. Theil. Die Natur des Intellekts im Hinblick auf die Grandantinomie des wissenschaftlichen Denkens. Mit 6 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Tafel. 2. Ausgabe. Berlin, Th. Hofmann. 1879.

**Dannemann.** — Aus fernem Tagen. Gedichte von Fritz Dannemann. Bremen, J. Röhmann's Buchhandlung. 1880.

**Dichter, Deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts.** Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Rittmann. 12 Bänd. Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

**Dingelstedt.** — Münchener Bilderbogen von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

**Drammer's** gesammelte Dichtungen. 3. Aufl. Mit dem Portrait des Dichters. Berlin, Gebr. Paetel. 1879.

**Ebeling.** — Briefe über Erziehung. Ein Babemecum für Eltern, Erzieher und Lehrer von Th. Ebeling. Hamburg G. W. Riemeier Nachfolger. 1879.

**Ebers.** — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 36—38. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

**Encyclopädie der Naturwissenschaften.** — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kennigott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. G. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schönmöller, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 5. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Zoologie und Anthropologie. 2. Lfg. Breslau, Ed. Trevendt. 1879.

**Engelmann.** — Volksmärchen und Götterfagen aus germanischer Vorzeit. Epische Dichtungen von Emil Engelmann. Mit einem allegorischen Titelbild. Stuttgart, A. Benz & Comp. 1880.

**Faldenberg.** — Ueber den intelligiblen Charakter. Zur Kritik der Kantischen Freiheitstheorie. Von Dr. Richard Faldenberg. Halle, G. E. W. Pfeffer. 1879.

**Feuerbach.** — Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen Werken, gesammelt von Leonore Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 1879.

**François.** — Der Ragenjunfer. Von Louise von François. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

**Geschichte der europäischen Staaten.** Herausgegeben von A. F. L. Herren, F. A. Ufer und W. v. Giesebrecht. XII. Lfg. 1. Abthlg. Geschichte Frankreichs von R. Gillebrand. II. Band. Gotha, F. A. Perthes. 1879.

**Gewerbeschule.** — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

**Grosvenor.** — April to August. Artless verses by Edward Grosvenor. London, T. H. Roberts & Co. 1879.

**Grove.** — A Dictionary of Music and Musicians. By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts; edited by George Grove, D. C. L. Vol. II. part VIII. London, Macmillan and Co. 1879.

**Grün.** — Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts von Karl Grün. I. Band. Leipzig, J. A. Barth. 1880.

**Hadsländer.** — Das Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hadsländer. Illustrirt von Emil Kumpf. Stuttgart, G. Krabbe.

**Heer.** — Die Umwelt der Schweiz von Oswald Heer. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lfg. 2. Zürich, Friedr. Schulthess. 1879.

**Heimgarten.** — Eine Monatschrift herausgegeben von P. K. Koeleger. IV. Jahrg. Heft 1. October 1879. Graz, Lesam-Josefthal.

**Helm.** — Unter dem Schnee erzählt. Erzählung von Clementine Helm. Stuttgart, Richter & Kappeler. 1880.

**Hiltl.** — Unser Kronprinz Friedrich Wilhelm. Kronprinz des Deutschen Reiches und Kronprinz von Preußen. Eine Festschrift zu dessen Geburtstagsfeier von George Hiltl. Mit Bildniß in Lichtdruck und dem Facsimile. Berlin, Verlag der „Militaria“. 1879.

**Humboldt.** — Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1798—1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, L. Schleiermacher. 1880.

**Jaeger.** — Die Entdeckung der Seele von Gustav Jaeger. Zweite Auflage enthaltend: A) Gesammelte ältere Aufsätze, B) Neue Beweise und Aufschlüsse. Zugleich Lehrbuch der allgemeinen Zoologie. III. Abtheilung: Psychologie. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1880.

**Jokai.** — Der Roman des fünfzigsten Jahrhunderts. In acht Bändern oder vier Bänden. Preßburg, G. Stampfel. 1879.

**Kalbeck.** — Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther nebst einem Anhang, welcher die wichtigsten handschriftlichen Inedita der Breslauer Stadtbibliothek enthält. Herausgegeben von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

**Kalender für 1880.** Illustriert. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerverleben, und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. XXXV. Jahrgang. Leipzig, J. F. Weber. 1879.

**Reim.** — Der Königsrichter. Trauerspiel in 5 Acten von Franz Reim. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

**Rerner.** — Die Dichtungen von Theobald Rerner. Hamburg, R. Grubener. 1879.

**Kertbeny.** — Petöfi's Tod vor dreissig Jahren 1849. Jokai's Erinnerungen an Petöfi 1879. Historisch-literarische Daten und Enthaltungen, bibliographische Nachweise. Zusammengestellt von K. M. Kertbeny. Mit einem Plan der Schlacht von Schlössburg. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

**Klein & Thomé.** — Die Erde und ihre organische Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 1. 2. Stuttgart, W. Spemann.

**Körner.** — Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund physiologischer Geleite für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete dargestellt von Prof. Friedrich Körner. Leipzig, O. Eigendorf. 1880.

**Kroner.** — Geschichte der Kunst Oesterreichs vom achtzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. Franz Kroner. Berlin, Th. Hofmann. 1879.

**Kulpe.** — Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Von Wilhelm Kulpe. Leipzig, W. H. Friedrich. 1880.

**Laddey.** — Vier Prägenleben oder Deutsch und Amerikanisch. Erzählung für Deutschlands Lächter von Emma Laddey. Stuttgart, A. Benz & Comp. 1879.

**Langl.** — Arabische, altchristliche und italisch-romanische Bau-Denkmal von J. Langl, K. K. Professor. Nach dessen Originalbildern in Oelfarbdruck und Sopha-Manier ausgeführt. 12 Blätter in 4 Lieferungen. Wien, Ed. Hölzel.

**Langl.** — Denkmäler der Kunst. Bilder zur Geschichte, vorzugsweise für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten von Professor Josef Langl. Text-Beilage mit Plänen und Ansichten etc. Zum dritten Cyclus: Die arabischen, altchristlichen und italisch-romanischen Denkmäler. Wien, Ed. Hölzel. 1878.

**Lauth.** — Aus Aegyptens Vorzeit. Von Professor Dr. F. J. Lauth. Heft 1. Die prähistorische Zeit. Berlin, Th. Hofmann. 1879.

**Wittmann.** — Belletristische Pintatur-Bibliothek. Herausgegeben von Maximilian Bern. I. Heft. C. C. Braun's Verlag.

**Literatur-Geschichte.** Illustrirt, herausgegeben von Otto Seizner. Mit 800 Illustrationen, zahlreichen Landbildern, Bildnissen und Porträtgruppen. Lfg. 9—12. Leipzig, O. Spamer. 1879.

**Magazine, Illustrated.** founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willis Howard. 1879. Nr. 20. 21. Stuttgart, Ed. Hallberger.

**Max.** — Meister Twardowski (Der polnische Faust). Volkssage nach dem Polnischen des J. J. Kraszewski. Frei bearbeitet von Hans Max. 2 Bände. Wien, R. v. Waldheim.

**Mayrberger.** — Drei Wandtafeln über das diatonische und enharmonische Modulationsverfahren mittelst der verminderten Septimenharmoniken (der sogenannten enharmonischen Akkorde) für Lehrer-Seminarien, höhere Musikschulen, angehende Organisten, Componisten und Dilettanten verfasst von Professor Carl Mayrberger. Pressburg, C. Stampfel. 1880.

**Mertskämlein.** — 24 mit Attributen der Rüche reich illustrierten Initialen und 96 Denksprüche für Rüche, Keller und Hauswirtschaft. Rünchen, Gebrüder Obbader.

**Reyer von Waldeck.** — Goethe's Märchenbüchungen. Von Friedrich Reyer von Waldeck. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhandlung. 1879.

**Wilton.** — Das verlorene Paradies. Von John Wilton. Illustriert von Gustav Doré. 6. 7. Bg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1879.

**Molière's Werke** mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen. Herausgegeben von Professor Dr. Adolf Laun. XII. L'improvisu de Versailles. Le mariage forcé. — Le Sicilien. La comtesse d'Escarbagnas. Leipzig, O. Leiner. — Paris, Sandos & Fiechbacher. 1879.

**Müller.** — Essays von Max Müller. I. Band. Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Wihl. Engelmann. 1879.

**Riemann.** — Katharina. Roman von August Riemann. Stuttgart, A. Bong & Comp. 1879.

**Nöldeke.** — Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden. Aus der arabischen Chronik des Tabari übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen und Ergänzungen versehen von Th. Nöldeke. Leyden, E. J. Brill. 1879.

**Portrait-Katalog.** Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3500 seltenen und schönen Portraits berühmter Mediciner, Naturforscher, Mathematiker, Astronomen, Geographen, Reisende, Seefahrer, Agronomen, Technologen, Mechaniker u. s. w., welche von E. H. Schroeder's Kunsthandlung, Berlin, W., Wilhelmstrasse 91 zu beigesetzten Preisen zum Verkauf gebracht werden. Heft 6. Ausg. am 1. October 1879.

**Prel.** — Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der bichterischen Phantasie. Von Dr. Carl bu Prel. Leipzig, G. Günther's Verlag. 1880.

**Prohle.** — Deutsche Sagen. Herausgegeben von Oberlehrer Dr. Heinrich Prohle. Mit Illustrationen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Berlin, Friedberg & Robe. 1879.

**Reiche.** — Die Folgen der Geldwährung und die Legalisirung des Silbers. Von F. Reiche. Hamburg, A. Gräfe.

**Rethowisch.** — Riesenbellen von Dr. Ernst Rethowisch. Bremen, J. Rühmann's Buchhandlung. 1880.

**Reyer.** — Ueber die Tektonik der Vulkane von Böhmen. Von Ed. Reyer. Wien, A. Hölder, k. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung.

**Reyer.** — Tektonik der Granitergüsse von Nendock und Karlebad und Geschichte des Zinnbergbaues im Erzgebirge. Studie von Ed. Reyer. Wien, A. Hölder, k. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung.

**Reyer.** — Banka und Bilitong. Von Dr. E. Reyer. Wien 1879.

**Rohde.** — Kinder-Clavierschule. Herausgegeben von Eduard Rohde. Op. 100. Sechste revidirte Auflage. Breslau, C. F. Hientzsch.

**Rosenberg.** — Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. Berlin, E. Wasmuth. 1879.

**Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arenst in Rünchen. II. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben. 1879.

**Salomon.** — Geschichte der deutschen Rationaliliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. Bg. 2. Stuttgart, Sebb & Müller.

**Sammlung gemeinnütziger Vorträge.** Herausgegeben von Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 52. Ueber Lebensdauer und Beruf. Von Dr. R. Popper.

**Sammlung musikalischer Vorträge.** Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 9. Friedrich Chopin's Leben und Werke von A. Riggli. — Nr. 10. Ruska-

lische Fürsten vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts von W. J. von Wafelewski. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

**Sammlung von Vorträgen.** Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. I. 5. Ueber den Werth des Lebens. Von Professor Dr. C. Schaar- schmidt. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlg. 1879.

**Schiller's Werke.** Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Bg. 56—60. Stuttgart, Eduard Gollberger.

**Schultz.** — Das bischöfliche Leben zur Zeit der Minnesinger von Professor Dr. Alwin Schultz. I. Band. Mit 111 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1879.

**Schulze.** — Rinnor-Lieder. Mit-ebriefliche Dichtungen in metrischer Uebersetzung. Mit erläuternden Anmerkungen. Von Dr. Martin Schulze. Leipzig, G. Günther's Verlag. 1880.

**Schwicker.** — Das ungarische Unterrichts-Wesen am Schlusse des Schuljahres 1877—78. Im Auftrage des königl. ungar. Ministers für Kultus und Unterricht nach den amtlichen Quellen dargestellt von Dr. Joh. Heinrich Schwicker, königl. ungar. Obergymnasial-Professor. Budapest. 1879.

**Seoane.** — Philosophie elliptique du latent opérant. Pentanomie pantanomie du loi quintuple universelle; par le Marquis de Seoane, sénateur. Ire partie: Philosophie integrale. Francfort, W. Rommel. 1879.

**Sonnenschildt.** — Geschichte des Königlichen Ober-Tribunals zu Berlin von Ober-Tribunals-Rath Dr. F. H. Sonnenschildt. Mit 3 Portraits, 1 Ansicht des Kammergerichtsgebäudes in Lichtdruck und 4 Autographen. Berlin, C. Heymann's Verlag. 1879.

**Specht.** — Das Festland Asien-Europa und seine Völkstämme, deren Verbreitung und der Gang ihrer Cultur-entwicklung mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Ideen von Anbeginn bis zur Gegenwart von F. A. K. v. Specht. Berlin, P. Luckhardt. 1879.

**Stabenow.** — Schöne Geister. Künstler-Robellen und Stiggen von Bernhard Stabenow. Bremen, J. Rühmann's Buchhandlung. 1879.

**Storm.** — Gefenhof. — Im Brauerhause. Zwei Robellen von Theodor Storm. Min.-Format. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

**Storm.** — Zur Wald- und Wasserfreude. Robelle von Theodor Storm. Min.-Format. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

**Stredfug.** — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Stredfug. 2. Auflage. Bg. 23. 24. Berlin, B. Brigg.

**Taylor.** — Erzählungen aus dem amerikanischen Leben von Bahad Taylor. In's Deutsche übertragen von Marie Hansen-Taylor. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

**Zeilmann.** — Frische Blätter. Robellen von Konrad Zeilmann. (Zweite Folge.) 2 Bde. Bremen, J. Rühmann's Buchhandlung. 1880.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIV. Band. Heft 4. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. 1879. No. 6. Berlin, Dietrich Reimer. 1879.

**Zeitschrift, Historische,** herausgegeben von Heinrich von Eybel. Neue Folge. VI. Bd. 1. 2. Heft. Rünchen, A. Oldenbourg. 1879.

**Zeit- und Streitfragen.** Deutsche. Flugchriften zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Rudolph Redacteur H. Lammer's u. herausgegeben von Franz von Holtendorff. Jahrg. VIII. Heft 119. Der Islam und die moderne Cultur. Ein Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage. Von Prof. G. V. Georgens. Heft 120. Die Schul-Exercitien. Von A. de Walarce. Heft 121 und 122. Ueber den Verfall des Junitismus und dessen Ersatz im deutschen Gewerbetesen. Von v. Huber-Viebanau. Heft 123. Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie. Von Dr. Karl Julius Schröder. Berlin, G. Habel. 1879.

**Zimmern.** — Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe von R. Gaudi. Bg. 9. 10. Gelle. Literarische Anstalt. 1879.

**Zunaretes-Schmidt.** — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Gil. Zunaretes und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 11/16. I. Cursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierrsch'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.



# Der Heilige.

~~~~~  
Novelle

von

C. Ferdinand Meyer.

~~~~~

## VI.

Ich wandte mich nach Dover, um Herrn Heinrich über das Meer in die Normandie zu folgen; doch widrige Winde hatten ihn aufgehalten. Ich fand ihn noch dort und die Stunde, ihm das Unheil zu berichten, traf mich früher, als ich geglaubt, und noch auf englischem Boden.

Der Herr brach in schwere Jammerthränen aus und verschloß sich in seiner Kammer. Ich aber legte mich auf die Schwelle meines Königs, wie ich von jeher in gefährvollen Stunden zu thun gewohnt war. Drinnen floh ihn der Schlaf und ich hörte ihn nächtlicher Weile mit harten Tritten auf- und nieder-schreiten. Dazwischen wehlagte er erbärmlich und redete zu sich selber laut und ungeküm, sodaß ich seine von Seufzern unterbrochene Rede wohl vernehmen konnte.

„War sie nicht meine Wonne!“ klagte er. „Ich hätte mein zartes Bämmchen auf eine sichere Weide gebracht! . . . . Aber was kann ich gegen die böse Art meiner Königin und die Dummheit meiner Knechte! Was kann ich gegen die Tücke des Schicksals? . . . . Mir und dem Kanzler — uns Beiden — ist auf der Waldwiese groß Herzeleid gewachsen . . . . Aber ich will ihm mein Gemüth schreiben . . . er soll es wissen, daß ich ihn mit Gunst und Gnaden überschütten will, mehr als je zuvor, und daß er meinem Herzen und meinem Throne für immer der Nächste bleibt.“

Gegen Morgen wurde er ruhiger und im ersten Frühlichte rüttelte er sich Tisch und Sitz zurecht und schien einen Brief zu beginnen, je und je einen Satz vor sich hermurmelnd, bevor er ihn niederschrieb. — Zuletzt hörte ich seines Siegels schweren Druck.

Er rief mich und übergab mir ein Schreiben.

„Dieses hast Du in des Kanzlers eigene Hände zu legen“, sagte er, „suche ihn, bis Du ihn findest.“

Dergestalt fuhr der König über Meer, ich mit meinem Briefe nach London, und der war keine leichte Bürde, das dürft Ihr mir glauben. Ob ich auch im Gehorsam meines Herrn gehandelt, war mein Gewissen schwer bedrückt und hatte ich eine heilige Furcht, vor den Kanzler zu treten; denn dieser mußte jetzt die wahre Ursache von Gnade's Untergang an's Licht gezogen haben.

In London, wo ich ihn zuerst suchte, war er nicht. Auf welchem seiner vielen Schlösser er sich befände, konnte oder wollte mir sein städtisches Gefind nicht sagen; ich hatte es auch nicht nöthig, denn ich wußte es.

Auf einem frischen Pferde jagte ich am hellen Tage — was war noch zu verbergen? — denselben Weg, den ich oft genug in Dämmer und Mondlicht gemacht hatte. Der klarste Himmel schimmerte über den gelben Baumkronen und zwischen den hier und dort schon entlaubten Zweigen.

Das Herz pochte mir wie ein Hammer, als ich das schimmernde Schloßchen erblickte und, vom Pferde springend, die sonst so wohl verschlossene Pforte offen stehen sah. Kein Thürhüter fragte nach meinem Begehre. Im Burghof war es still, nur der Wind flüsterte in den immergrünen Zweigen des fremden Holzes und der Springbrunnen spielte plätschernd mit seinen goldenen Kugeln.

Ich hielt den Fuß an, mich nach einem lebendigen Wesen umschauend. Da ward ich eines Weibes gewahr, das an der Gartenmauer vor einem dort eingestügten Heiligenschrine kniete. Sie hielt das Haupt in beide Hände versenkt und bemerkte mein Kommen nicht. Ich aber berührte Donna Lisa hart an der Schulter. Sie wandte sich erschrocken und starrte mich mit von Thränen gerötheten Augen an. Dann bedeutete sie mich mit beiden Händen, schleunig zu entweichen. Da wies ich ihr den Brief und verlangte, als Bote des Königs, unverzüglich vor den Kanzler geführt zu werden.

Zitternd, aber ohne Widerrede, flog sie die Stufen zu den gelblichen Säulen des Ruppelbaues mir voran und öffnete die Thür: „Sie liegt in der Kapelle, — ich habe sie noch gepuht wie eine Königin,“ sagte sie furchtsam und verschwand.

Ich trat in den heitern Raum einer von oben erleuchteten kleinen Rundhalle. Rings der Mauer entlang lief ein kostbares Polster und in der Mitte stand ein vergoldetes Gitterhaus voll Geflatter und Gezwitzcher. Bunte, fremdländische Vögel spielten da unter Zwergpalmen, aber nirgends war ein menschliches Wesen, das sich daran gefreut hätte.

Ich schritt über die farbigen Figuren des Mosaikbodens nach einer schmalen Marmortreppe, die zu einer Bogenpforte führte, öffnete und schlug schein die innen darüber hangende Damastbede zurück.

Mir wurde ein Anblick, der mir das Wort auf der Lippe bannte und den Athem in die Brust zurückdrängte. Ich schaute in das Halbdunkel der Burkapelle. Aber da war kein Crucifixus und kein ewiges Licht und statt eines heiligen Zeichnams unter dem Altare lag in einem Schrine vor demselben ebenso reich geschmückt die todt Gnade. Ein Lichtstrom, der durch das einzige, hoch gelegene Fenster sich ergoß, beleuchtete ihre überirdische Schönheit. Ihr Haupt ruhte auf einem Purpurkissen und trug ein Krönchen von blinkendem Edelgestein. Der zarte Körper verschwand in den von Goldstickerei und Perlen



starrten Falten ihres über die Wände des Schreins ausgebreiteten Gewandes. Die kleinen durchsichtigen Hände lagen auf der Brust gekreuzt und hielten keusch den schwarzen Schleier ihres Haars zusammen, der vom Scheitel fließend die zarten Wangen einrahmte und, die zwei Wunden des Halses bedeckend, sich unter dem blassen Marmorkreuz ihrer Arme wieder vereinigte.

Neben dem lieblichen Todesantlitz aber lag ein anderes hingefunken, von demselben Sonnenstrahle gebadet, lebloser und gestorbener als das der Leiche, ein Antlitz, über das die Sterbenoth der Verzweiflung gegangen und von dem sie, nach gethanem Werke, wieder gewichen. Es war der Kanzler, der mit zertrautem Haar und aufgerissenem Gewande neben dem Sarge lag, die Arme auf den Rand desselben stützend.

Lautlose Stille herrschte. Nur ein Laubgeflüster regte sich im offenen Fenster und leichte Blätter Schatten tanzten über das Purpurtissen und die beiden Angeführten.

Ich weiß nicht, wie es geschah, daß mir in dieser hangen Stunde das maurische Wesen in Granada durch den Sinn fuhr. Ich erzähle Euch eben die Sache, wie sie war. Was immer es sein mochte, die Einflüsterung eines lichten oder eines schwarzen Geistes: ich wurde getrieben, in arabischer Zunge einen Vers des Korans auszusprechen — Gott der Heilige rechne es mir nicht zu — der Anblick der erblassenen Gnade mag mich an das Paradies der Ungläubigen und seine Engel erinnert haben. — Der heidnische Spruch aber lautete so:

„Schön sind sie und lieblich, ja, sie sind schön wie Lilien und Hyacinthen. Sie senken die Lider und ihr reines Antlitz hat die Blässe des Straußeneis, das im Sande wohl geborgen ist.“

Raum war der Spruch meinen Rippen entfahren, so ging mit dem Gesichte des Kanzlers eine Veränderung vor. Es glitt eine Bewegung der Freude und Liebe darüber hin. Er wandte sich langsam zu dem, der ihn mit diesem Koranvers getröstet hatte.

Ich nahm den Augenblick wahr, nahte mich ihm, bog das Knie und überreichte mit banger Furcht den königlichen Brief.

Eine Weile brauchte der Entrückte, sich in diese Welt zurückzufinden. Nun wurde er der drei Wöthen des königlichen Siegels ansichtig — die Hand, in welche ich das Schreiben gelegt hatte, zuckte, wie von einem Skorpion gestochen, und schleuderte es in heftigem Schmerze von sich. Wie ein Mann, der auf der Folter liegt und unsagbare Qual erduldet, verzog er seine edeln Brauen. Die vorwurfsvollen Augen richteten sich auf mich und in ihrer Tiefe entglomm eine Flamme, grausam und gramvoll wie die Hölle. Dieser Blick traf mich wie ein Wurfgeschloß, ich entsetzte mich in der Seele und floh ohne Urlaub von dannen.

## VII.

Nun erschreckt Ihr, Herr, und vermuthet, zu dieser Stunde sei die Feindschaft ausgebrochen zwischen dem König und Thomas Becket, — Ihr würdet irren. Eine Weile zwar mieden sie Einer des Anderen Athem und Angesicht; doch in begründeter und ungezwungener Weise, weil Herr Heinrich jenseits des

Meeres mit dem Capetinger in Fehde stand und der Kanzler inzwischen in England die Staatsgeschäfte besorgte.

Denn der Glaube meines Herrn an die Weisheit und Treue des Kanzlers blieb unerschüttert; ja, dieser Fessenglaube war überhaupt nicht in's Wanken zu bringen. Und seinerseits nahm Herr Thomas nie williger jede Bürde der Arbeit und Feindschaft auf sich, die ihm aus seinem Eifer für die Größe seines Königs entsprang.

Er hatte damals keinen leichten Stand, da er zum Vortheil der königlichen Rechte mit der vornehmen normännischen Pfaffheit angebunden und sich verbissen hatte. Ihr kennt diese Händel, Herr, denn sie wuchern überall. In England waren sie aus den unmäßigen, von dem Eroberer an die bischöflichen Stühle geknüpften Vorrechten erwachsen. Nicht nur, wie auch anderwärts, Händel von Pfaffe mit Pfaffe wurden den königlichen Gerichten entzogen, sondern auch der von einem Pfaffen geschädigte Laie mußte den Geschorenen vor dem geistlichen Richter suchen. Da nun — in aller Einfalt geredet — keine Krähe der anderen die Augen aushaßt, blieben, schwächere Dinge ungerechnet, pfäffischer Todtschlag und Weiberraub ohne Ahndung, oder, schlimmer noch, wurden so sanft bestraft, daß es einem bösen Scherze gleich und die ungedämpfte Brunst der Geschorenen immer weiter um sich griff.

Darüber ergrimimte mein Herr und König, denn er war im gemeinen Wesen ein gerechter Mann, und versuchte, seine Pfaffheit einzuthun. Kein leichtes Werk!

Auf dem Stuhle des Primas und Erzbischofs von Canterbury, welchem der Eroberer weiland aus Staatsgründen die anderen englischen Bisthümer völlig untergegeben hatte, saß damals ein trotziger Normanne, dem seine Tonsur gerade recht war, um gegen seinen Lehnsherrn und König Panier aufzuwerfen. Und auch der damalige heilige Vater in Rom, — sie sagen, man habe ihn aus einem Kloster hervorgezogen, um ihn auf den Thron zu setzen und er hätte Zeit seines Lebens nicht viel von der Welt und ihren Geschäften gehalten und begriffen, — nahm Partei für den normännischen Bischof, weil er überhaupt kein geistliches Recht wollte umkommen lassen. An diesen wendete sich nun der Kanzler von England in zahlreichen Staatschriften, das taube Ohr Seiner Heiligkeit bestürmend, sie möge dieser in Muthwillen ausgearteten geistlichen Gerichtsbarkeit Regeln und Schranken setzen.

Und ich sage Euch, Herr, — denn ich weiß, auf welcher Seite die Chorherren von St. Felix und Regul stehen, — Gerechteres wie Schlaures wurde nichts gegen die weltliche Gewalt der Pfaffen geschrieben und wird in Ewigkeit nicht geschrieben werden, als was dem Kanzler aus seiner geschmeidigen Feder floß. Mit keiner beleidigenden Rede, oder langweiligen Begharthenpredigt verdarb er seine Sache, das ist nicht gebräuchlich im Staatsverkehr; sondern er berannte den schlichten Geist des heiligen Vaters mit schlagenden Thatfachen. Er stieß, figürlich geredet, einen Fensterladen nach dem andern auf, so daß eine große Helle entstand und selbst ein Kind begreifen mußte: Geiz, Habsucht, Raub, Hinterlist, Unzucht und Gewaltthat, wie sie die Pfaffen König Heinrich's an

sich hatten, seien etwas Anderes, als der reine und unschuldige Wandel des Heilands und seiner zwölf Boten.

War es auch nur, um seinen Schmerz zu vertwinden, der Kanzler zog mannhaft in's Feld. Schrift, Kirchenväter, Rechtslehrer ließ er für sich streiten, und sein schärfstes Schwert war der schöne evangelische Spruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Ich sehe die Frage auf Euern Lippen, wie mir Solches zur Kenntniß kam. Hört an. Wenn eine Botschaft, oder ein Staatsbrief des Kanzlers in's Lager gelangte, welche mein König zu unterzeichnen hatte — denn in Person und Kraft des Königs tritt der Kanzler mit dem Papste — ließ sich Herr Heinrich, wenn ihm gerade keiner seiner Cleriker zur Hand war, das Schriftstück von seinem unwürdigen Knechte vorlesen. Es war ihm bewußt, daß ich in meiner Jugend auf pfäfflichen Wegen gewandelt und des Lesens kundig sei; seine eigenen Augen aber, ob sie wol noch scharf und sicher in die Ferne blickten, waren untauglich geworden, Handschriftliches zu entziffern.

Er lachte herzlich über die getroffenen Bildnisse, welche der Kanzler von seiner Pfaffheit entwarf. „Merke, Hans, es macht ihm Kurzweil,“ sagte er wol zu mir, „meine Pfaffen an den Haaren zu ziehen, denn er ist ein unglaublicher Philosoph und verlappter Sarazen.“

Auch mich hat dabei oft ein Saßen angewandelt, aber kein fröhliches. Nicht daß ich es dem heiligen Vater mißgönnt hätte, wie er zu Zeiten beschaffen ist, sondern mir schien, was meinem Herrn und Könige bei seiner treuherzigen Art gänzlich entging, unter diesem spielenden Witz brenne ein Abgrund von strafendem Ernst und dunkler Trauer.

Herr, ich konnte das Antlik aus der Burgkapelle nicht vergessen!

Oft, wenn ich etwa einen Pfeil schnitzte und dabei meinen Gedanken freien Lauf gab, fragte ich mich, ob Herr Thomas sich je wieder an den königlichen Tisch setzen und Scherzreden mit Herrn Heinrich werde wechseln können, den Hauch seines Mundes mit dem des Königes mischend. Dieser schien nicht daran zu zweifeln und mit seiner natürlichen Tapferkeit vergangene Dinge hinter sich zu werfen.

Aber ich wettete in meinem Geiste gegen ihn; denn nach dem Urtheile meines Herzens ging es wider menschliche Möglichkeit.

Mein Herr und König saß nach beendigter Fehde auf einer seiner Burgen in der Normandie; da geschah es eines Tages, daß ich, was selten vorkam, ein müßiger Mann war und auf dem Thurme mit dem Wärtel, einem guten Gesellen, plauderte. Er übergab mir eine Weile sein Amt, da ihm das Diebchen aus dem Küchengarten winkte.

Wie ich Umschau halte, erblicke ich an einem nahen Hügel eine kleine, auf den Krümmungen des Weges sich herabwindende Heerfahrt. Voran in der Abendsonne ein blinkender Gewappneter, der in das Hühorn stößt. Das war das Löwenherz. Hinter ihm ritten seine drei Brüder und ein reißiges Gefolge. Jetzt erblick' ich etwas leuchtend Weißes — den Schimmel des Kanzlers. Ein höhnisches Saßen der Sicherheit überkommt mich — ich ergreife das große Wächterhorn, erwidere Herrn Richard's Ruf und begrüße den Kanzler, freilich nur mit

meinem natürlichen, auf diese Entfernung nicht vernehmbaren Mundwerke, mit den frechen Worten: „Herr Thomas, Ihr habt keines Mannes Mark in den Knochen und keines Ritters Blut in den Adern! A la bonne heure! Mich soll's nicht anfechten, wenn meinem Herrn einfällt, Euch lebendig auf dem Roste zu braten und Euch zu einem heiligen Lorenz zu machen.“ Und mir schien, da ich das weiße Roß erblickte, der Herr und der Knecht habe von dem Kanzler Nichts weiter zu befahren und auch der Himmel werde die Rache des feigen Mannes sinken lassen.

Ich eilte hinunter und beobachtete den Einzug, mich möglichst bei Seite haltend.

Herr Thomas war nicht verändert, seine Geberde so ruhig und sein Gewand so kostbar wie vordem. Der König in seiner heftigen Art stürzte den Söhnen und seinem Kanzler entgegen, nach dem er sich wol noch mehr als nach seinen Kindern gesehnt hatte. Dieser ersparte ihm jede Scham und äußerliche Reue, er verneigte sich ehrfürchtig vor ihm und redete dann von den Knaben mit Sorgfalt und Wohlwollen, fügte aber mit milder Ruhe hinzu, seine Zeit, die wachsenden Staatsorgen, seine Reisen und Gesandtschaften, auch eine früher ihm unbekante Müdigkeit erlaube ihm nicht länger, ihre Erziehung persönlich zu leiten, er werde ihnen berühmte Männer zu Lehrern geben, die ihn leicht entbehrlich machen würden.

Der König wurde von dieser Rede unangenehm berührt und seine Kinder umringten den Kanzler und umarmten ihn mit Thränen, bittend und flehend, er möge sich ihnen nicht entziehen. Nur der kleine Hans schnitt eine vergnügte Grimasse. Da bat Herr Heinrich mit den Knaben, daß er sie nicht von sich weise.

Die berehten Lippen des Kanzlers wiederholten seine Weigerung mit neuen anmuthigen Wendungen, aber seine dunkeln Augen richteten sich auf den König und schienen zu sagen: „Grausamer Mann, du hast mich meines Kindes beraubt und verlangst, daß ich mich um die deinigen bekümmere!“

Ich weiß nicht, ob Herr Heinrich in diesem Blicke die Wahrheit las; aber er drang nicht weiter in den Kanzler.

Von jener Stunde an brach Hader aus zwischen den vier Königskindern und die Liebe des Kanzlers versöhnte sie nicht; denn sie waren ihm gleichgültig geworden und er überließ sie ihren Trieben.

Ich habe Euch schon erzählt, daß ich im Bogen und in der Armbrust der Lehrmeister der vier Jungherren war. Ich hatte strenges Verbot, von ihnen jemals zu weichen, oder ihnen eine Armbrust in den Händen zu lassen; denn da sie von verschiedener und unbrüderlicher Natur waren, mußte gewehrt werden, daß sie nicht mit der Schießwaffe auf einander losgingen.

Eines Tages nun, da ich mit den vier Armbrüsten zu den vier Jungherren in den hintern Burghof ging, hörte ich schon von Weitem zwischen dem Gebelle der Braden Getümmel und Schlachtruf. Ich fand die Herren dort so hart in einander verwickelt, daß ich Mühe hatte, sie zu sondern. Das Löwenherz hatte Herrn Gottfried mit der Rechten an der Kehle, mit der Linken aber Herrn Heinrich an den gekräuselten Haaren gefaßt und schüttelte Beide wader. Ihm selbst hintwiederum hatte sich der kleine Hans, der es mit den beiden Ältesten hielt, an den Rücken gekrallt und biß ihn in den Hals. Ich griff zuerst nach der

Rage und löste dann die Herren Heinz und Gottfried aus den streitbaren Fäusten des Löwenherzens.

Da warf sich Herr Richard mit flammendem Zorne nach mir herum und schrie mich an: „In Teufels Namen, Armbruster, willst Du uns unser Häuserberauben?“ — „Welches Erbe, Beau sire?“ fragte ich verblüfft. — „Uns zu hassen!“ rief er. „Darauf leistet Keiner von uns Verzicht.“ — Mich erfaßte ein tiefes Verdrüßniß über diesen Worten eines Unmündigen. Ich zog ihn bei Seite und redete ihm christlich zu, wie süß es sei, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen. Herr Richard aber brach in stürmische Thränen aus und schluchzte: „Er hat mich heute nur nicht angeschaut!“ Und ich errieth, daß er von Herrn Thomas sprach. Da tröstete ich: „Wenn der Kanzler sich weniger mit Euch abgibt, so ist es dringender Staatsgeschäfte halb, Eurem Herrn Vater zu Nuß und Lieb.“ Da schüttelte Jung Richard trotzig den Kopf, leuchtete mich mit seinen großen blauen Augen an und rief: „Das läßt Du, Armbruster! Der Kanzler liebt den Vater nicht!“

Aber nicht nur unter einander verfolgten sich die Biere; sondern — wehe — sie begannen auch der Majestät ihres Vaters die schuldige Ehrerbietung zu versagen. Ich weiß noch, wie es mir in's Herz schnitt, was ich sehen und hören mußte, als ich einst meinen Herrn und König in seine Schlafkammer geleitete. Er hatte sich den Kopf an den Staatsgeschäften gearbeitet und den Leib mit einer Hirschjagd ermüdet: so hatte er denn sein schweres Haupt über dem Schlaftrunke geneigt und schnarchend in seine auf den Tisch gelegten Arme versinken lassen.

Wir begegneten auf dem Gange den schlimmern seiner Söhne, dem ältesten und dem jüngsten. Erfrechte sich da nicht der kleine Hans, der, wäre der Herr bei unverhüllten Sinnen gewesen, sich vor ihm verkröchen hätte, schwankend, als spottete er eines Trunkenen, hinter den königlichen Tritten herzu ziehen, und der Andere, der Kleidernarr, wandte sich von seinem Erzeuger mit einem hochmüthigen Pfui. Nachdem ich meinen Herrn wohl versorgt hatte, traf ich Junker Heinrich noch auf dem Gange. Da ließ ich ihn hart an, nannte ihn einen schwarzen Ham und drohte, ihn bei dem Kanzler zu verklagen. „Herr Thomas verachtet den Vater,“ versetzte der Knabe. „Wie hielte der seine Verberhengst mit dem horstigen Eber Freundschaft?“ Entsetzt hielt ich ihm die Hand auf den Mund; er aber warf die langen weichen Locken aus dem Gesichte und entsprang mit einem scharfen Gelächter.

Ich mußte mich über die feine Witterung wundern, welche oft kindliche Unerfahrenheit von den verborgenen Dingen des Gemüthes hat. Denn, wahrlich, es war nicht Herr Thomas, der sich etwas merken ließ von seinem Widerwillen gegen den König, oder der es in irgend einem Falle an williger Ehrfurcht hätte fehlen lassen.

Allabendlich saß dieser Unentbehrliche am königlichen Tische und erheiterte den Herrn mit den feinen Spielen seiner Rede.

Noch seh' ich, wie er lächelnd in seinem Stuhle zurücklehnte und der frohe König laufend an seinen kaum bewegten Rippen hing. Ich stand hinter dem Stuhle meines Herrn und betrachtete zuweilen mit stiller Furcht dieses unkörper-

liche Antlitz, das im Ampelschein wie im Tageslicht gleich blaß war und auf welchem für mich jener Todeszug, der mich daraus angestarret hatte, als es damals neben Grace's Haupt auf dem Sargkissen lag, auch in der belebten Saune des Bankettes nie mehr völlig verschwinden wollte.

Habt Ihr das aus Byzanz gekommene Bild gesehen, das die Mönche in Allerheiligen zu Schaffhausen als ihren besten Schatz hüten? Es ist ein tochter Salvator mit eingesunkenen Augen und geschlossenen Lidern; aber betrachtet man ihn länger, so ändert er durch eine Riß der Zeichnung und Vertheilung der Schatten die Miene und steht Euch mit offenen Schmerzensaugen traurig an. Eine unehrliche Kunst, Herr! Denn der Maler soll nicht zweideutig, sondern klar seine Striche ziehen.

Mit dem Kanzler aber ging es mir umgekehrt. Wenn ich sein Antlitz länger betrachtete und er gerade schwieg, so war es, als schlossen sich seine Lider und es sahe ein Gestorbener mit dem Könige zu Tisch.

Ich bin dessen nicht gewiß, Herr, aber ich muß es glauben, daß mein König in jenen Tagen sich gegen den Kanzler mag ausgelassen haben über die Trauer, die er ihm wider Willen bereitet. Wenn auch nur mit wenigen oder verdeckten Worten hat er ihm wol sein Leid bezeugt und gebeichtet. Ich denke, daß er die Last von sich abzuwälzen suchte und zwar auf diese meine Schultern hier, was ich ihm nicht verüble, denn so ist der Lauf der Welt, und zu befahren hatte ich dabei nichts. Der Kanzler war viel zu weise, um das Werkzeug mit der Hand, die es führt, zu vertauschen, und viel zu hoch, um einen Knecht seiner Rache zu würdigen.

Versteht mich! Herr Heinrich mag das Spiel des Zufalls und mich verklagt und verläßert haben, was das böse Sterben des Kindes angeht; den Raub desselben und die Fleischeslust rechnete er sich nicht hoch an, denn er kannte in diesen Dingen kein Recht und kein Gesetz. Auch trug er die That damals leicht, glaub' ich, weil unser Aller Richter sie ihm noch nicht in ihrer vollen Schwere zugewogen hatte.

In jenen Tagen begab es sich, daß der Kanzler einmal gegen Abend dem König auf die Jagd nachgeritten kam und die Herren unter einer weithin schattenden Eiche sich lagerten. Ich saß an der lichten Seite des Stammes und kraute einem Jagdhunde hinter den Ohren. Der König kannte meine Treue und war gewohnt, meiner wegen sich keinen Zwang anzuthun und Herr Thomas sah über mich hinweg oder, wenn er mir einen Blick schenkte, war es kein unfreundlicher, denn jener von mir neben Gnade's Sarg gesprochene Moranders hatte ihm gefallen und wohlgethan. So war ich Zeuge eines wunderbaren und dem Menschenverstand unglaublichen Gesprächs, das aber so wörtlich wahr und gewiß ist, als daß ich hier bei Euch sitze.

Die beiden Herren beredeten sich über ein Schreiben des Königs von Frankreich, das Herr Thomas aus seinem Gewande hervorgezogen hatte. Er unterhielt nämlich einen geheimen Briefwechsel mit dem Capetinger in Paris, dem dazumal sein Kanzler, der Abt Sugerius, gestorben war und der, um einen Ersatz zu finden, Herrn Thomas, als den klügsten Mann der Erde, gerne seinem Herrn abtrännig gemacht und in den eigenen Dienst gelockt hätte. Dieser

that nicht unwillig und erfuhr, unter der ungesucht ihm in die Hand gefallenen Larve, auf einem kurzen und sichern Wege Alles, was er von den Anschlägen des fremden Königs gegen den seinigen und die normännische Krone durchaus wissen mußte.

In dem Briefe, den der Kanzler Herrn Heinrich übergeben hatte, mochte der König von Frankreich ihm wieder hart zusehen, in seine Dienste überzutreten, denn mein Herr ergözte sich mit wahrhaft königlicher Lust an dem Schreiben.

„Schau, schau!“ spottete er, „zehntausend Pfund bietet er Dir. Er will es sich etwas kosten lassen. Aber daraus wird nichts, mein Vetter Frankreich. Diesen preiswürdigen Mann laß' ich nimmermehr fahren!“ Und er legte die Hand liebevoll auf die Schulter seines Günstlings. Dann scherzte er in übermüthig vermessener Saune:

„Hast Du etwas gegen mich auf dem Herzen, mein Thomas, und willst es mich entgelten lassen, tapferer Mann, ohne Gefahr Deines Leibes und Lebens, wolan, dazu kann Rath werden! Morgen send' ich Dich — in den Geschäften, die Du weißt — nach Paris zu dem, der um Dich wirbt! Laß sehen, ob es ihm gelingt, Dich zu verführen und mit Schmeichelwort zu Falle zu bringen!“

Wundert Euch nicht allzusehr über diese unvernünftige Scherzrede und die freche Sicherheit meines Königs. Sahet Ihr die Zweie zusammenfassen: den gewaltigen Leib und den Löwenkopf des einen, die feinen Gliedmaßen und die milde Miene des andern, es wäre Euch verständlich gewesen.

Darauf entstand eine Stille. Ich glaubte, der Kanzler empfinde es bitter, daß Herr Heinrich, der so tief in seiner Schuld stand, ihm die Angebornheit seines schmiegsamen und unterwürfigen Wesens, die doch der Majestät allein zu Gute kam, in grausamem Leichtsinne vorhalten mochte. Doch erwiderte Herr Thomas nach einer Weile ohne merkliche Aergerniß in ruhiger und — wie sage ich — philosophischer Rede:

„Was ich gegen Dich auf dem Herzen habe, ob wenig oder viel, Du hast Grund, mein Gebieter, an meiner Treue nicht zu zweifeln. So böse bin ich nicht und auch nicht so kurzfristig und abenteuerlich, daß ich an Dir zum Verräther würde. Doch hat Deine scherzende Weisheit meinen wunden Punkt getroffen; denn Du kennst meine unvollkommene Natur und mein zur Erniedrigung der Dienstbarkeit geschaffenes Wesen. Sei es frühe Gewohnheit des Herrrendienstes, sei es die Eigenschaft meines Stammes und Blutes, ich kann dem gefaltnen Haupte und den hohen Brauen der Könige keinen Widerstand leisten. — Und da Du so glücklicher Saune bist und ein Wohlgefallen hast an Deinem Knechte, erlähnt er sich, Dir in dieser traulichen Einsamkeit einen Rath zu ertheilen: Gib mich nie aus Deiner Hand in die Hand eines Herrn, der mächtiger wäre als Du! — Denn in der Schmach meiner Sanftmuth müßte ich ihm allerwege Gehorsam leisten und seine Befehle ausführen auch gegen Dich, o König von England . . . . Aber ich rede thöricht . . . wo ist der König, der mächtiger wäre als Du? Welche Herrschaft kann mit der Deinigen hadern ohne ihren eigenen Schaden und Verlust? Siehe, es lebt Keiner, der Dich vor

Gericht zöge! . . . Darum rede ich thöricht und spreche von Etwas, das nicht vorhanden ist, von einem Traum, einem Hauch, einem Nichts."

Der König mochte diese Rede nicht höher anschlagen, als der Kanzler; denn nachdem er ein Wischen gesonnen, gähnte er, wie zu einer unnützen und unangenehmen Betrachtung und befahl mir, ihm einen Becher Weines zu reichen. — Auch ich konnte mir aus der Rede des Kanzlers nichts machen und legte es mir erst später aus, daß der heimlich zu Tode Verwundete verdeckter und zweifelnder Weise von der dunkeln und langsamen Rache Gottes sprach.

Herr Heinrich erhob den Becher, betrachtete das schimmernde Gold des Rheintweins, als ergöste er seinen Geist an dessen Klarheit, leerte den starken Trank auf einen Zug und lachte, daß ihm die Augen übergingen.

"Wie Du mir vorkommst, mein Thomas," lachte der Herr mit unsicherer Zunge, denn er hatte durstig getrunken und der Wein flog ihm zu Kopfe, „immer erhabener! . . . Meiner Treu — ich weiß nicht, was ich rede, aber nicht übel Lust hätte ich, Dir ein Meßglöcklein um Deinen Ziegenhals zu hängen und Dich in Teufels Namen mit einem Kuck auf den Stuhl von Canterbury zu setzen! . . . Dort throne mir und oralle gegen den heiligen Vater! . . ."

Der Kanzler erhob sich rascher, als seine Gewohnheit war. „Unter dieser Eiche ist nicht gut wohnen," sagte er. „Es mag in der Vorzeit grausamer Zauber unter ihr getrieben worden sein! — Ihr Schatten verwirrt das Hirn."

Hier verstummte das Gespräch.

So ganz neben das Ziel traf übrigens mein Herr und König in der Laune seiner Trunkenheit nicht, wenn er meinte, der Kanzler ergebe sich zeitweilig tief-sinnigen und wunderbaren Betrachtungen. Ich selbst weiß davon zu erzählen. In der Vorhalle, wo ich oft, meines Herrn gewärtig, mich stundenlang aufhielt und auch der Kanzler zuweilen, ohne meiner zu achten, in tiefem Sinmen auf- und niederschritt, hing in einer dunkleren Ecke ein großer hölzerner Crucifixus, ein grobes, mageres Werk, aber ein Haupt mit ruhenden Zügen. Der König hielt ihn hoch in Ehren, weil sein Vorfahr, Wilhelm der Eroberer, ihn vor der Schlacht bei Hastings inbrünstig angebetet und durch seine Macht dann auch den Sieg erlangt hatte. Auf dieses Bildwerk hatte der Kanzler sich sonst wohl gehütet, seine verdöhlten Augen zu heften; denn er verabscheute das rieselnde Blut und das Häßliche. Aber in jener Zeit hörte ich zuweilen mit Verwundern, wie er mit dem gebräunten Crucifixus Zwiesprach hielt. In arabischer Zunge, ich vernahm es deutlich, flüsterte er mit ihm. — Ich freute mich, daß er sich an den guten Tröster wandte, obschon mir dabei fast unheimlich zu Muth war; denn, Herr, ich hörte davon zu wenig und zu viel und Dinge, die ich nicht gern wiederholen mag, weil sie, wenn nicht Eure Seele gefährden, doch Eurer Frömmigkeit zum Aergerniß sein könnten. Wußt' ich doch nicht, in wie weit Herr Thomas das maurische Wesen von sich gethan und ob er, wie wir, den Hochgelobten, der am Kreuze hängt, als den heiligen Gott selber anruft. Einzelne Stoßseufzer, unzusammenhängende Worte nur vernahm ich in der allmählig aus meinem Gedächtnisse entschwindenden Sprache, die mich erbauten oder auch erschreckten. Innig und schmerzvoll sprach er zu dem stillen Gekreuzigten, aber lästerlich und wie zu seines Gleichen, so schien mir.



Also geschah es eines Tages, daß der Kanzler wiederum vor dem Bildnisse stand ohne mich gewahr zu werden, der, in einer Ecke des weiten Gemaches auf einem Schemel sitzend, sich stille hielt und gering machte.

„Auch Du hast gelitten,“ so hauchte er, „und wol so grauſig, als Du hier in der Marter ſchwebſt! . . . Warum? Warum? . . . Der Welt Sünde zu tragen, ſiehe geſchrieben . . . Was haſt Du geſühnt, Du himmliſches Gemüth? . . . Friede ſollteſt Du bringen und an den Menſchen ein Wohlgefallen . . . aber, ſiehe, dieſe Erde dampft und ſinkt noch von Blut und Greuel . . . und Schuld und Unſchuld wird gemordet wie vor Deiner Zeit! . . .“

„Sie haben Dich geſchlagen, angeſpieen, gemartert . . . Du aber beharrteſt in der Tapferkeit der Liebe und bauteſt am Kreuze für Deine Mörder . . . Verſcheuche den Geier des unperſöhnlichen Grams, der mein Herz verzehrt! . . . Damit ich in Deine Stapfen trete . . . Ich bin der Ärmſte und Elendeſte der Sterblichen . . . Siehe ich gehöre Dir zu und kann nicht von Dir laſſen, Du geduldiger König der verhöhten und gekreuzigten Menſchheit! . . .“

Nachdem der Kanzler noch eine Weile mit dem Wilde geküſſert, wendete er ſich langſam und entdeckte mich auf meinem Schemel. Ich hielt mich unverwundet und beſchloß tapfer zu lägen, wenn er mich fräge, ob ich ihn belauſcht hätte.

Er aber näherte ſich mit ruhigen Schritten, unmerklich lächelnd. — „Sohn Japhets,“ ſprach er mich an, „Du haſt unter den Kindern Sems gelebt und weiſt, daß ſie es nicht glauben, der Ewige habe ſeinen einigen Sohn an's Kreuz ſchlagen laſſen — wie belehrſt Du ſie eines Beſſeren?“

Ich erhob meine Augen feſt auf den Kanzler und antwortete unverzagt: „Mein Salvator hat den Verräther Judas geküſſt und ſeinen Peinigern vergeben; ſolches aber vermag ein bloßer Menſch nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt.“

Herr Thomas wiegte leiſe das Haupt. „Das haſt Du recht geſagt,“ meinte er, „es iſt ſchwer und unmöglich.“ —

Waren aber die Worte des Kanzlers nicht alleſammt Chriſtlich, ſo wurden es ſeine Werke je mehr und mehr. Es ſchien in jenen Tagen, als wolle Herr Thomas, müde ſeines Glanzes, der Herrlichkeit ſich entkleiden und, ſelbſt ein friebloſer und herzkrankter Mann, Uebel heilen und Frieden bringen, ſoweit ſeine Macht reichete. Aber er that es mit fürchtſamer Klugheit, damit der König und die Normannen ſeiner nicht ſpotteten oder einen Argwohn gegen ihn faßten.

Es wurde ihm nicht ſchwer dem Könige zu zeigen, daß es Klug ſei, nicht über Maß ſeine Sachſen zu belaſten und ſie nicht zur Verzweiflung zu treiben und daß es vortheilhaft ſei, als ein gütiges Weſen über ihnen zu ſtehen, großmüthiger als ſeine Normannen, die ihre ſächſiſchen Knechte und Mägde nach ihrem Gefallen mißhandelten. So durfte er mit königlichen Geſetzen das ſächſiſche Volk erleichtern, nicht auffällig und herausfordernd, ſondern umſichtig und verborgen um die Normannen nicht zu reizen. Begreift, er packte die Laſt auf dem Rücken des Saumthieres um, ohne ſie zu vermindern und ſorgte nur dafür, daß die Riemen nicht zu tief in's Fleisch ſchnitten.

Aber auch den Normannen erzwies er Dienste und verdoppelte gegen sie seine Freigebigkeit. Er überhäufte sie mit Gunst und fürstlichen Geschenken und schlichtete ihre persönlichen Zwiste mit weisen Schiedssprüchen. Hatten sich zwei Mächtige verfeindet, so trat er als Friedensstifter zwischen sie.

„Wer bin ich?“ sagte er dann wol, „um mich in die Angelegenheiten der Großen zu mischen? Ein Diener meines Herrn, der ihm die Stützen seines Thrones erhalten will.“ Und die zwei Feinde gingen versöhnt und in ihrem Stolze befriedigt von ihm.

Hätte sich Herr Fauconbridge nur warnen lassen! Dieser beneidete den Kanzler um seine Gunst bei beiden Königen, Herrn Heinrich und dem Capetinger und stellte ihm nach mit gezogenem Schwerte, aber auch mit heimlicher Verleumdung und der Schrift des Kanzlers nachgefälschten, an den König von Frankreich gerichteten Briefen, mit denen er unter der Hand Herrn Thomas des Hochverraths bezichtigte, während er selbst mit dem Hofe von Frankreich gefährliche Ränke spann.

Doch Herr Thomas durchschaute und überblickte ihn. Er lud ihn ohne Wissen und Beunruhigung des Königs zu sich — ich selber trug den Brief — und legte ihm dann mit gelassenen Worten und in sicheren Beweisstücken die Wahrheit vor. — Weil er ihn aber, ohne Rache an ihm zu suchen, ziehen ließ, statt ihn, wie er gekonnt hätte, mit einem Schlage zu vernichten, hielt ihn der Normann für einen vorsichtigen Feigling, der sich vor dem entscheidenden Streiche fürchte, und geberdete sich fortan zwiefach sicher und frech, bis er mit einer That offener Felonie die Krone angriff und man ihm dann freilich sein Blutgerüst zimmern mußte.

Dergestalt verlor Herr Fauconbridge, dessen Ahnen mit dem Eroberer gekommen waren, sein Erbe und sein Haupt durch die langmüthige Barmherzigkeit des Kanzlers.

Als dieser dem Könige später erzählte, er habe die vertwegenen Pfade des rebellischen Barons von Anfang an gekannt und im Auge behalten, der König aber ihn fragte, warum er den Verräther nicht früher entlarvt habe, antwortete der Kanzler: „O Herr, wozu? . . . Es regen sich unter dem Thun eines Jeglichen unsichtbare Arme. Alles Ding kommt zur Reife und Jeden ereilt zuletzt seine Stunde.“

## VIII.

Da begab es sich eines Tages, daß der König mit seinem Kanzler über Staatsgeschäften zusammen saß. Das war in einem Schlosse der Normandie. Der Herr ließ sich von mir den Becher füllen mit jenem leichten Schaumweine, den er liebte, und der Kanzler legte ihm den Inhalt der eben aus Engelland angelangten Botentasche vor. Einen Brief, an welchem das Siegel von Canterbury hing, behielt er bis zuletzt und sprach dann, denselben vor dem Könige entfaltend, in seiner ruhigen Art:

„Der Primas von Canterbury ist zu Anfang verwichener Woche gestorben, erhabener Herr.“ — Herr Heinrich wunderte sich wenig darüber. Ohne Etwas zu entgegnen, ließ er wohlgefällige Blicke auf dem Kanzler ruhen.

„Er tränkelte schon lange,“ fuhr Herr Thomas fort, „doch glaubte ich ihn seinem Ziele noch nicht so nahe. Jetzt ist für Dich, o König, und für die englische Staatsmacht die gelegene Zeit, die entscheidende Stunde gekommen, wo Du das schädliche Geschwür Deines Reichs, die geistliche Gerichtsbarkeit, schneiden und heilen kannst. Wenn mein Herr diese gefährliche Stelle mit tühner Wahl besetzt, so ist er der Erfüllung seiner königlichen Wünsche nahe gerückt.“

Der König zwinkerte schalkhaft mit den Augen, sei es, daß er wie gewöhnlich an der Weisheit seines Kanzlers sich ergözte, sei es, daß er dieselbe mit der seinigen diesmal noch zu überbieten und zu überraschen hoffte.

Herr Thomas sah die schlaue Miene des Königs und beobachtete sie gelassen. „Auch einen besseren heiligen Vater als den, welchen sie vor etlichen Monden in Rom auf den Thron gehoben haben, könnten wir uns nicht wünschen. Er hat eine Leidenschaft, durch welche wir ihm menschlich nahe kommen können. Mit gelehrter Hast sammelt und betrachtet er Münzen, und wunderbar, während er sich begnügt, die alten römischen Imperatoren in ein Paar wohlerhaltenen Exemplaren zu besitzen, kann er Deiner Goldstücke, o Herr, nie genug bekommen, zu Hunderten, zu Tausenden ersehnt er sie, weil sie Dein erhabenes Antlitz tragen und er an ihm, als an demjenigen eines treuen Sohnes der Kirche, sein Gefallen findet.“

Herr Heinrich schüttelte sich vor Lachen, während der Kanzler diese Hohnrede mit ernstem und traurigem Munde, wie er immer zu scherzen pflegte, vortrug. „Wie aber wird mein Herr nun den Stuhl des Primas besetzen?“ sprach er weiter. „Mit jenem Bischof, oder mit diesem Abte“ — ich bin der Namen nicht mehr sicher, Herr Burkhard, und möchte Euch um Nichts in der Welt, auch nur in einer Kleinigkeit, das Unwahre sagen —, „Beide sind sie geeignet für die Zwecke meines Herrn, doch vielleicht der Abt noch besser, denn er ist der lasterhaftere.“

„So läßt er sich leichter handhaben“ — ging der König auf den Gedanken seines Kanzlers ein.

„Der Bischof wäre nicht weniger gefügig,“ versetzte Herr Thomas, „der Vorzug des Abtes ist ein anderer und ich gebe nur der Weisheit meines Königs Worte, wenn ich der Gefahr Deiner Politik folgendermaßen das Antlitz aufdecke. Du weißt, o Herr, wie und warum der Eroberer, Dein erhabener und ruhmbedeckter Ahne, die englischen Bisthümer nicht nur mit der Gerichtsbarkeit über die Cleriker, sondern, was den Staat entkräftet und zerstört, über die Handel zwischen Clerikern und Laien begabt hat. Das war damals nützlich, da die ersten Bischöfe des Eroberers Creaturen waren; jetzt ist es schädlich und unerträglich, denn aller Eigenville Deiner Normannen duckt unter den Bischofsstab, und jeder Empörer gegen Deine Majestät läßt sich eine Krone scheren, um die Blicke Deiner Gerechtigkeit ungestraft verhöhnern zu können.“ —

Mein Herr und König ballte seine auf der Lehne des Stuhles liegende Hand, denn er war ein Freund der Ordnung und der Gerechtigkeit.

„Deiner Weisheit ist nicht verborgen,“ bemerkte Herr Thomas, „warum auch erschlichene Rechte der Kirche sich so schwer mindern oder aufheben lassen: weil die Kirche ein Doppelwesen ist, das aus Leib und Seele besteht. Der Leib

ist ein Heer von Geschornen und Gehelosen, ein paar tausend von Mönstern und Klöstern, ein Bündel von Gebräuchen, Gelübden und auf Fabeln und Fälschungen beruhenden Ansprüchen. — Die Seele der Kirche aber ist Tugend, Bescheidenheit, Erbarmen, Keuschheit — der König machte unwillkürlich eine Geberde und zuckte mit den Wimpern — „kurz, Alles, was jener Andere lehrte, den sie gekreuzigt haben.“

Ihr müßt wissen, Herr Burkhard, daß der Kanzler den Salvator nie bei einer seiner hochgelobten Würden nannte, sondern immer nur den „Andern“, und ich meine, daß es seinem heidnischen Blute widerstrebte, den heiligen Namen auszusprechen.

„Das Volk aber, o Herr, kann Gefäß und Inhalt nicht trennen; — hast Du es mit einem Primas zu thun, der durch seine Tugend Gewalt über die englischen Seelen übt, Du nimmst ihm nicht ein Titeltchen seiner Vorrechte. Darum wähle Du einen öffentlichen Sünder, einen unbestritten Lasterhaften, wie unsern Abt . . . .“

Also fuhr der Armbruster, der im besten Zuge war, in der Rede des Kanzlers fort, doch Herr Burkhard hatte sich gegen ihn vorgeneigt und zupfte ihn am Ärmel:

„Armbruster,“ that er Einspruch, „ich halte Dich für einen wahrhaften Mann; aber es wird mir schwer zu glauben, daß ein jetziges Mitglied der triumphirenden Kirche sich bei Lebzeiten, auch vor seiner Belehrung, über die hienieden streitende so schändliche geäußert und Deinem König einen so ruchlosen Rath gegeben. Ich habe es Dir gesagt, dem neuen Heiligen bin ich nicht grün; aber was zu viel ist, ist zu viel. Das kommt aus Deinem Eigenen!“

„Herr,“ versetzte Hans der Engländer mit einem bösen Näckeln unter seinem grauen Barte, „es mag sein, daß der Kanzler dazumal nicht diese körperlichen Worte ausgesprochen hat, dem Geiste nach aber hat er sich so ergangen, das dürft Ihr mir glauben, und nicht ein-, sondern hundertmal, — versteht mich, als Staatsmann. Er hat vor meinem Könige diese Frage häufig erörtert. Daß aber Etwas von dem Meinigen beifloß, ist nicht unmöglich, denn leider beten wir Alle dieselbe Litanei, sobald auf die Sitten der Pfaffheit die Rede fällt, — natürlich mit gebührender Ausnahme Eures Stiftes und noch mehr Eurer eigenen ehrwürdigen Person. —

Gesetzt aber auch, meine Geschichte wäre Etwas in's Ungewisse gerathen, von jetzt an wird sie echt und unumstößlich wie das Evangelium. Denn was nun geredet wurde, haftet in meinem grauen Kopfe wie die römische Schrift auf einem umgestürzten Meilenstein, dessen Bruchstücke noch die unauslöschlich eingegrabenen Lettern tragen. Bei der Gnade der Mutter Gottes, ich rede die Wahrheit und lüge nicht. Wo aber stand ich, ehrwürdiger Herr, als Ihr mich unterbrochen habet?“

„Bei Deinem lasterhaften Abte,“ versetzte der Alte noch etwas gereizt.

„Zweifelt nicht daran, daß der Kanzler ihn empfohlen hat!“ fuhr Hans mit Feuer fort.

„Mein König,“ sagte Herr Thomas, „diesem thierischen Menschen wird es nicht gelingen, die Rechte seines Stuhles als göttliche zu vertheidigen. Du wirst sie ihm entreißen — und dann: weg mit ihm!“

Er stieß diese Worte verachtungsvoll von seinen feinen Lippen und fügte hinzu: „Der Unreine wird sich überdies selbst zerstören. Begnügt er sich doch nicht, o Herr, wie Deine anderen Bischöfe, Buhlerinnen zu halten, sondern überfällt und verdirbt die unschuldige Jugend.“

Ich meine, daß der Kanzler nur jenen landkundigen Sänder im Sinne hatte; aber unversehens mußte ich an Gnade denken und auch der König bewegte sich unruhig. Doch schnell überwand er die Scham und verwarf diesen Verdacht, wußte er doch, daß Herr Thomas es verschmäht hätte, sein Inneres durch eine Anspielung zu enthüllen.

In der hellen Saune eines Freigeibigen, der im Begriffe steht, ein großes Geschenk zu machen, und mit freudestrahlenden Augen fuhr er fort:

„Wohin denkst Du, Thomas? Diesen Stuhl, worin zwei Heilige und Gelehrte gesessen haben, von denen der eine, der selige Sanfranc, den die Wandlung leugnenden Acker Berengar besiegt, der andere, St. Anselm, einen triumphirenden Beweis für das Dasein Gottes geführt hat, diesen Stuhl sollte ich mit einem Schweine besetzen? Das bleibe ferne von meinem königlichen Willen!“ Und mein Herr und König freute sich seines Wissens.

In der Miene des Kanzlers war die vortwursvolle Frage zu lesen, ob ihm Herr Heinrich durch eine plötzliche Saune lang erwogene Pläne durchkreuzen werde.

Der König ergriff seinen Becher und leerte ihn fröhlich. „Ich will meinen Pfaffen einen Primas setzen, darob sie sich wundern werden: einen Mann von vornehmer und unbesleckter Sitte, einen spitzfindigen Philosophen und dazu einen mir ergebenen Mann und geborenen Gegner des päpstlichen Wesens.“

Herr Thomas aber erwiderte mit einem ungläubigen Rächeln: „Ich lasse meine Blicke, o Herr, durch Deinen Clerus wandern, aber sie suchen Deinen Erwählten vergebens.“

„Du erräthst nicht?“ drängte der König, „ich will Dir zu Hilfe kommen: ich sage Dir, wahrlich Keiner wird auf dem Stuhle des Primas sitzen als Du!“

Der Kanzler blieb ruhig, aber in allmählichem Erblassen wich jede Farbe aus seinem Antlitz. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück. Dann wendete er, den Anblick des Königs vermeidend, seine dunkeln Augen seitwärts zu mir. Mit zwei Fingern seiner lässig herabhängenden Rechten hob er eine Falte seines Purpurgewandes langsam in die Höhe, so daß die zurückgebogenen Schnäbel seiner kostlichen Schuhe sichtbar wurden.

„Bogner,“ scherzte er und streifte mit verächtlichem Blicke seine von Edelsteinen schimmernde Kleidung, „betrachte Dir einmal den heiligen Mann! . . . Diesen Täufer Hans, der die weichen Kleider verschmäht, die man an den Höfen der Könige trägt — betrachte Dir diesen guten Hirten, der das verirrte Lamm auf den Schultern trägt und sein Leben läßt für die Herde.“

Der König stieß ein grolles Gelächter aus — mir aber ward übel dabei zu Muth.

Inzwischen hatte sich der Kanzler mit kaltem Angesichte gegen den König gewendet. „Hoheit,“ sagte er, „diese Wahl ist nicht Dein Ernst. Sie ist eine unmögliche in den Augen Deiner Bischöfe, Deiner Normannen und Deiner Sachsen. — Soll der englische Clerus, als seinem Vater, einem geschmeidigen

Höflich gehorchen, weil dieser einmal in seiner Jugend durch Zufall, oder um eines Vortheils willen, die erste Weihe empfangen hat — soll ein Sachse die Seelen Deiner Normannen, oder ein Abtrünniger — wie sie ihn nennen — die Seelen Deiner Sachsen weiden? Herr, Dein Kanzler widerräth Dir diese schlechte Wahl.“

„Sie ist die vortrefflichste,“ behauptete Herr Heinrich hartnäckig. — „Du auf dem Stuhl von Canterbury, und der Thron St. Petri kracht in seinen Fugen; Du unter der Mitra, und dem heiligen Vater wackelt die seinige auf dem Kopfe! Schach und Schachmatt!“

„Ich weiß nicht, Herr,“ fuhr der Kanzler mit ernsthaftem Spotte fort, „ob Du je von jenen plötzlichen Wandlungen gehört hast, die mit einem Menschen vorgehen können, der sein Kleid wechselt und geistliches Gewand anzieht. Es ist kein Geringses, den Hirtenstab zu ergreifen, den zwei jezt in der Glorie Stehende in den Händen getragen haben: der selige Sanfranc, der die Frucht der Aehre und des Weinstockes als den Leib und das Blut Gottes erkannte, und der heilige Anselm, der den Unergründlichen ergründete. Wenn ich nun durch ein Wunder zu einem wahren Bischof würde? Das käme Dir unerwartet und ungelegen!“

„Thomas, zügle Deine Zunge!“ drohte ihm der König mit dem Finger, „ich leide keinen Spott über heilige Dinge! Wol ist es schon lange, daß ich anfangs Dich zu durchbliden. Du hast arabische Philosophie eingefogen — Du folgst einer Geheimlehre und bist kein demüthiger Christ; ich aber will als ein solcher leben und sterben!“

„Du kannst nicht glauben, o König,“ antwortete Herr Thomas traurig und deutete auf seine Brust, „daß auf diesen abgestorbenen Baum noch ein Thau des Himmels fallen möge — und Du hast wol recht! Aber auch ohne Frömmigkeit kann man der Welt müde werden. Unter den Flügeln Deiner Macht habe ich dieses Reich lange Jahre regiert, mit welchen Mitteln? Mit Gewalt, Bestechung, Wortbruch . . . und mit schlimmern, die ich nicht aussprechen mag. So werden die Reiche der Welt verwaltet, aber ich bin es müde. Was ist mir dieses Engelland? Ich bin kein Normanne, nicht einmal ein Sachse! Fremdes Blut fließt in meinen Adern. — Und die Schätze, mit welchen Du mich, Großmüthiger, überhäufst — für wen sammle ich sie? — Für den Rost und die Motten!“

Hier sah ich gleich, daß Herr Thomas an den Tod von Gnade dachte, und auch der König war davon gerührt. Eine Thräne rollte auf seiner Wange, denn Herr Heinrich hatte ein weiches Herz.

„Sunt lacrymae rerum,“ murmelte der Kanzler vor sich hin.

„Von wem ist dieser Vers, Armbruster, Du warst ja ein Cleriker?“ wandte er sich von Neuem gegen mich, als wollte er die Maske des Gleichmuthes, die einen Augenblick gefallen war, wieder vornehmen.

„Von dem römischen Poeten Virgilius,“ antwortete ich ohne Anstand, „und er bedeutet, daß man die menschlichen Dinge nicht zu stark pressen soll; denn sie sind innerhalb voller Thränen.“ Also wollte ich meinem Herrn und Könige zu Hilfe kommen.

„Nimm mir ab das alte Joch,“ bat der Kanzler, „statt mir ein neues aufzubürden, das mich zum Hinterlistigen und Heuchler macht.“

Einen andern Kanzler suchen? Unmöglich. Herr Thomas war unentbehrlich und das konnte nicht sein Ernst sein. So sagte sich Herr Heinrich, wie ich mir es denken muß, denn er brach plötzlich in die Worte aus:

„Du bist ehrgeizig, ehrgeizig, ehrgeizig! — Du machst Dich kostbar, Du Ueberkluger, weil Du Dich unersetzlich weisst. Sieh', Thomas, das gefällt mir nicht. Ein fröhlicher Geber, ein fröhlicher Nehmer!“

„Dein Kanzler muß ich bleiben, denn ich glaube, unsere Sterne und unsere Geburtsstunden stehen zu einander in Beziehung,“ erwiderte Herr Thomas; „aber zwing' mich nicht, Dein Primas zu werden!“

„Greif' zu, greif' zu!“ schrie Herr Heinrich, durch diesen Beginn von Nachgiebigkeit angefeuert.

„Halt ein, o König!“ rief zu gleicher Zeit der Kanzler — mit einem Blicke, ehrwürdiger Herr, den ich nie vergesse, mit dem Blicke eines Sterbenden. Er berührte mit der Hand die Stirn und seine Stimme sank zum Geflüster herab:

„Mein Haupt schmerzt mich wie von der Pein eines Heiligenscheines.“

Dann erhob er sie wieder fast drohend zur Frage: „Bist Du meiner gewiß, o König?“

„Gewisser als meiner selbst,“ versicherte Herr Heinrich, der kein feines Ohr besaß und deshalb die geflüsterten Worte überhört hatte. „Genug des Räthselns! — Ich brauche Dich, Thomas! Und sage nicht: was geht mich Engelland an? Meine Gunst hat Dich längst über die Sachsen weggehoben und ich habe mehr für Dich gethan, als für irgend einen Normann.“

Hier verzog ein Blick des Hohns das Antlitz des Kanzlers; aber Herr Heinrich achtete dessen nicht und schrie ungeduldig: „Keine Widerrede mehr! Ich erhebe Dich so hoch ich will und Du, gehorche!“

Da neigte Herr Thomas sein bleiches Haupt und sprach: „Was Du verhängst, das geschehe!“

## IX.

So begab sich denn der Kanzler mit unbeschränkter königlicher Vollmacht im Gehorsame seines Herrn nach England zurück, und dort formte und bildete er mit seinen geschickten Fingern die Bischöfe, die den Primas zu wählen hatten, wie geschmeidigen Thon, bis sie aus seiner Meisterhand als seine Geschöpfe hervorgingen und ihre Stimmen zu seinen Gunsten vereinigten. Alles verlief auf's Beste. Herr Thomas wurde ernannt und der normännische Bischof von Winchester legte ihm mit bittersüßer Miene und großer Feierlichkeit seinen brüderlichen Segen auf's Haupt.

Da gelangte eines Tages eine unglaubliche Mär in die Normandie. Meinem Herrn und Könige wurde berichtet, sein Kanzler habe alle Pracht des weltlichen Lebens mit einem Male und gänzlich von sich gethan. Zu dem üblichen Gastmahle seiner Bischofsweihe habe er gegen alle Art und Sitte nicht seine Brüder, die Bischöfe, und übrige vornehme Pfaffenheit nebst der Blüthe des normännischen Adels geladen, sondern er habe Armuth und Schwären, die Bettler

und Krüppel von den Landstraßen und Zäunen holen lassen, um seine weiten Säle und seine bischöfliche Tafel würdig zu füllen.

Der König hielt dieses staunenswerthe Ereigniß für erfunden, oder wenigstens von den Raidern und Feinden seines Lieblings in's Große getrieben. Er machte sich über seine normännischen Hofleute lustig, die solches neue und unerhörte Ding verdroß. „Herren,“ schälerte er mit ihnen, „das müßt Ihr meinem Kanzler schon lassen, über Miene und schickliche Tracht jeden Standes weiß er Bescheid. In Allem zeigt er Geschmack! Euch hat er in der Vollenbung des Höflings vorgeleuchtet und euch Alle an seinem ritterlichem Anstand übertroffen. Jetzt gibt er seinen neuen Standesgenossen, den Bischöfen, das hohe Beispiel der echten apostolischen Lebensart. Ein seltener, o, ein einziger Mann!“ —

Als neue Kunden die erste bestätigten, hinzufügend, der Primas habe sein kostbares Bischofsgewand gleich nach der feierlichen Handlung der Weihe wieder abgelegt und wandle mit magerem, verfastetem Angesicht in einer groben Rutte durch die Straßen von Canterbury, seine Gäste, die sächsischen Bettler, wo er gehe und stehe, hinter sich herziehend, da wurde Herr Heinrich unsicher und die scherzhaften Anwandlungen vergingen ihm; doch bald hatte er errathen, daß der unvergleichlich Kluge die Maske eines heiligen Mannes nur vorgenommen, um gegen den Papst in den bevorstehenden Unterhandlungen über die geistliche Gerichtsbarkeit in England eine Macht zu gewinnen.

Zimmerhin beschloß er, selbst zu der Sache zu sehen, und beschleunigte seine Ueberfahrt nach England.

Untertwegs zwischen Dover und London wurde er zu wiederholten Malen von normännischen Herren erwartet und um Recht angerufen gegen den neuen Primas, seinen Kanzler, der sich weigere, ihnen ihre entlaufenen sächsischen Knechte zurückzugeben, welche haufenweise seinen Klöstern zuweilen, um sich das Haupt scheren zu lassen, wozu Herr Heinrich mißmuthig das seinige schüttelte.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Windsor versammelte sich in der großen Halle des Schlosses aller Adel, um die heimgekehrte Majestät zu begrüßen. Sie schlummerte noch. Ich aber bewachte die Thür, durch welche mein König in die Halle zu treten pflegte, und von wo sich die glänzende Versammlung leicht überschauen ließ.

Unter all' den Herren war von nichts Anderem die Rede als von der unerklärlich plötzlichen Verwandlung des Herrn Thomas. Sie waren gespannt auf seine Erscheinung; denn sie wußten, daß er kommen würde, die Majestät zu begrüßen und unterhielten sich lebhaft mit gedämpften Stimmen, wie es sich in königlichen Gemächern geziemt. Nur Herr Kollo, der Greis, der sie Alle um Haupteslänge überragte, that sich keine Gewalt an und seine Rede grollte wie ein dumpf rollender Donner.

Er stand auf der rechten Seite des Saales in einem Kreise bejahrter Herren, die hagerste, trockenste Gestalt unter ihnen, und lästerte nach seiner Art gegen die Gesamtheit der Geschorenen und den neuen Primas insbesondere.

„Nie traute ich ihm Mannestreue zu,“ schalt der Waffenmeister, „dieser blaffen Memmel! Der falsche und feige Sklave bucht seinen dünnen Leib in die Rutte, weil er ihn dort mehr in Sicherheit glaubt, als unter dem Schilde seines



Königs. Hätt' ich mit dem Heuchler angebunden, so lange er ein Schwert trug! Ihr werdet erleben, der Ränkeschmied stiftet uns schweres Unheil an!"

Und die Herren stimmten ihm bei.

Auf der anderen Seite höhnten und lachten die Jüngern, denen Herr Wilhelm Trach sein Mokierbüchlein wies.

Dieser Herr war ein fertiger Zeichner, müßt Ihr wissen, der mit dem Stifte zu spotten verstand wie kein Anderer. Mit einer kleinen Verzerrung verwandelte er ein Menschenantlitz in das eines Thieres oder in das Abbild eines todtten Dinges, dem Gelächter aller Welt es preisgebend. Auch mich schuf einmal sein Griffel und schuf mich zu einem krummbeinigen Jagdhund, der dem König in seiner großen Schnauze eine Schnepfe zutrug. Obgleich mir damals der Spaß nicht gefiel, war ich der Erste ihn zu belachen, denn es war das Klügste. Andere, von reizbarerem Blute und besserem Adel als ich, erzürnten sich wol, wenn sie Herr Wilhelm in solcher Verwandlung auf die Tafelchen seines Buches triebte, das er jederzeit an den Gurt gekettet trug. Gut, daß seine Klinge ebenso spitz war als sein Griffel, sonst hätte ihm dessen Schärfe das Leben gekostet.

Der Spötter wies jetzt der jungen Ritterschaft ein neues Blatt seines Büchleins. Neugierig näherte ich mich Herrn Rinald dem Schönen, wie sie ihn nannten, der das Spottbüchlein eben in der Hand hielt. Er wand sich vor Lachen und ließ dabei das Büchlein auf den Boden fallen. Ich hob es ihm auf und erblickte darin eine seltsame Pflanze. Aus einem langen Halme, dessen herabhängende Blätter die Aermel einer Kutte bildeten, wuchs am schwanken Stielchen eines dünnen Halses als magere Aehre ein mir wohlbekanntes Marter-angesicht. Es war die Heuchelgestalt eines Eremiten und der Primas, wie er lebte und lebte.

So schnell wird am Hofe ein Gefürchteter zu einem Verachteten.

Das Büchlein machte noch die Runde, da vernahm man aus der Ferne ein wunderliches Getöse. Es war eine fromme, einfältige Vitanei, die sich dem Burghofe langsam näherte, von tausend und tausend inbrünstigen Stimmen halb kriegerisch, halb klagfam gesungen.

„Der Primas und seine Bettler!“ ertönte es im Saal und die Herren eilten an die Fenster. Auch ich fand meine Spalte und sah, wie Herr Kollo von der zunächst ragenden Zinne die gepanzerte Rechte gebieterisch ausstreckte.

„Die Zugbrücke auf! Zu die Thorflügel!“ schrie er in den Burghof hinunter, wo normännische Waffentknechte das Thor hüteten. Aber der friedliche Heerhaufe: Mönche, Bettler, Kinder, jegliches Volk geringer Art, drückte und drang wie eine Heerde unaufhaltsam herein. Die Kriegsknechte konnten Herrn Kollo nicht mehr gehorchen, sie waren unwillkürlich zurückgewichen, denn Herr Thomas hatte sie mit ausgebreiteten Armen gesegnet. Er schritt hinter einem hochgetragenen Kreuze an der Spitze seines armen Zuges. Er, den ich nie anders hatte zu Hofe kommen sehen, als im kostbarsten Aufzuge und mit dem edelsten Geleite, trug ein grobes, härenes Gewand, und die Fehen seines nackten, auf Sandalen wandelnden Fußes glänzten unter der dunkeln Wolle hervor wie ein Stück Elfenbein.

Ehrerbietig und scheu empfing ihn die königliche Dienerschaft, um ihn in die Burg zu geleiten. Noch einmal wandte er sich auf der Schwelle gegen die Seinigen und gebot ihnen, geduldig seiner Rückkehr zu harren.

Sie gehorchten und lagerten sich demüthig auf den Boden, die steinernen Bänke des Hofes und die Stufen der Marmortreppe frei lassend. Mein Blick fiel auf den Sachsen, der dem Primas das Kreuz vorgetragen hatte. Er war in der Mitte des Hauses stehen geblieben und hielt das ihm anvertraute Zeichen noch immer hoch. Ein rother Bart deckte zum großen Theil das lehmfarbene Gesicht; dennoch schien mir, ich sollte diese groben Züge kennen. Wahrhaftig, es war Truistan Grimm, der Verlobte meiner Hilde, der Tochter des Wogners in London. Ich freute mich, ihn als Mönch zu finden und muthmaßte, daß ihn Hilde trotz ihrer Erniedrigung und dem Willen ihres Vaters verschmäht habe, wie es sich auch verhielt, ich aber erst in späteren Tagen mit Gewißheit erfuhr.

Inzwischen hatte Herr Thomas die inneren Treppen erstiegen und gerade, da ich mich wieder vom Fenster zurückwandte, trat er in die Halle. Das Ziel aller Blicke, schritt er leise bis in die Mitte des Gemaches. Hier erhob er langsam den Blick auf die Versammlung und mit einer väterlichen Geberde die segnende Rechte. Ein unmutiges Gemurmeln lief durch die Reihen, aus dem das Scheltwort des Waffenmeisters hervorbrach:

„Behalt' ihn für Dich, Pfaff, Deinen schädigen Segen; wir begehren ihn nicht!“

Herr Thomas bewegte sich schweigend gegen das offene Fenster und breitete, von den Normannen verschmäht, seine barmherzige Rechte über das Volk der Sachsen aus.

Da flog aus der Tiefe des Hofes ein lautes Getöse auf, gemischt aus Geschrei des Weinens und der Freude, so daß man den Jubel vom Jammer nicht unterscheiden und trennen konnte; denn es war, seit die Sachsen ihre heimischen Könige verloren hatten, seit hundert Jahren das erste Mal, daß aus einem königlichen Fenster Gruß und Segen auf sie herabfloß.

Die Normannen aber ballten die Fäuste oder legten sie an den Knäuf ihrer Schwerter.

Der Primas wandte sich, ohne Jemandes zu achten, gegen die wohlbekannte Thüre des Königs, gerade da ein Kämmerer von innen sie öffnete und Herr Heinrich in guter Morgenlaune in den Saal trat. Ehrerbietig stand Herr Thomas vor ihm und harrete seiner Anrede mit gesenktem Haupte und in unterwürfiger Haltung.

Herr Heinrich betrachtete seinen Kanzler eine Weile aufmerksam, und zweifelnd nicht anders — haltet mir's zu Gute — als man einen langjährigen Liebling — Roß oder Bracken — beschaut, der durch Schur oder Stützen des Schweifes seine Gestalt verwunderlich geändert hat. Ueberraschung und Gelächter stunden auf seinem Gesicht; doch gedachte er seiner königlichen Würde und Weisheit und entließ zuerst die Hofleute mit einer leutseligen Handbewegung.

„Wir danken Euch, Herrschaften,“ sagte er, „für Eure Begrüßung, Dienstwilligkeit und Liebe. Freude und Fröhlichkeit des Wiedersehens versparen Wir

auf Unsere festliche Tafel, zu der Wir Euch Alle einladen, wie es Unserer Gnade und Euerer Werthe ziemt. Doch vorerst die Geschäfte mit Unserm Kanzler. Wollet inzwischen einen Gang in Unsre neuen Gärten thun. Vergesst nicht einen Blick zu werfen auf den neuen Wasserspender im hinteren Hofe, den grim-migen ehernen Löwenkopf, den Uns der welsche Meister in Unserer Abwesenheit vollendet hat. Au revoir, Seigneurs!"

Nach diesen Worten des Königs leerte sich der Saal; der Letzte, der wider-willig hinausschritt, war Herr Kollo der Waffenmeister.

Jetzt konnte sich mein Herr und König nicht länger halten. „Zum Fenster, Thomas, wie siehst Du aus?“ sprach er neckend seinen Kanzler an, „kommst Du aus der Mauer?“ Die Federn sind Dir ausgefallen und die Widderhörnchen Deiner ritterlichen Schuhe hast Du Dir abgestoßen — ja, wie ich sehe, sogar die Schuhe selbst verloren! . . . Ei, ei! Was kann man nicht Alles an einem Philosophen, wie Du, erleben! — Du bist doch keine schillernde Schlange, welche die Haut wechselt? Zugegeben, daß etwas Abstinenz seinen Bischof kleide, so thust Du des Guten zu viel, Du Großartiger, viel zu viel! . . . Willst Du Dich wie ein Ascet der Wüste abtöbten? So kann ich nicht wieder mit Dir Mahlzeit halten, was meine Wonne war; denn Wasser und Wurzeln taugen einem könig-lichen Magen nicht!"

Herr Thomas hatte diesen lustigen Worten mit gesenkter Stirne zugehört, ohne eine Miene zu verziehen; nun richtete er die Augen auf das Angesicht des Königs. Da sah mein Herr, wie strenges Fasten und grausame Kasteiung die Wangen des Bischofs verzehrt, die Form seines Schädels verschärft und seinen jederzeit ernsten Blick fremdartig vertieft hatte.

Es übermannte meinen Herrn ein Mitleid. „Thomas, mein Liebling," begann er wieder, „wirf nun Deine Maske weg! Wir sind allein und un-belauscht. Ich glaub' es, die Mummerei ist zu meinem Besten, aber Gott ver-damme mich, wenn ich verstehe, wohin Du damit zielt! Was bedeutet diese Verwandlung? Oeffne Deinen Mund, Du Räthselhafter, Geheimnißvoller."

„Deine Rede, mein Herr und König, trifft mich unerwartet," antwortete der Kanzler. „Ich bin der, den Du kennst, und mit mir ist keine Veränderung vorgegangen."

„So bin denn ich behert?" rief Herr Heinrich. „Ist dies meine Hand? — Bin ich der König? — Bist Du mein Kanzler? — Haben wir Tag um Tag zusammengesseffen und dieses Land regiert? . . . — Nein, treiben wir keinen unzeitigen Scherz! Es ist nicht Faschingsnacht, sondern heller, nüchterner Tag! Welch ein unheimlicher Geist ist in Dich gefahren? Schütte Dein Herz vor mir aus . . . Du weißt, das meinige steht Dir immer offen!"

„Ich danke Dir, o König, daß Du Dein Geschöpf ermutigst, frei mit Dir zu reden," erwiderte der Primas. „So wag' ich es Dir zu bekennen, daß diese Hand zu schwach ist, um zugleich den Bischofsstab und Dein Siegel zu führen. Unausbleiblich käme das eine der mir anvertrauten Kleinode oder das andere dabei zu Schaden und ich bin ein zu getreuer Knecht, um Dir einen unbrauch-baren Kanzler oder der Kirche einen schlechten Bischof zu gönnen. Nimm, ich flehe Dich darum an, o Herr, dies Zeichen Deines mächtigen Willens, der mich

zu seinem Werkzeuge erkor, dies Pfand Deiner übergroßen, unverdienten Gnade, die mich lange Jahre beglückte, nimm es heute wieder von mir!"

Und Herr Thomas griff in die Falten seines allzuweiten Gewandes, zog das Staatsiegel mit den drei Löwen daraus hervor und reichte es dem Könige entgegen, um es in seine Hand zu legen.

„Keineswegs!" rief Herr Heinrich und trat einen Schritt zurück, „so, Kanzler, haben wir nicht gewettet! Nicht eine Stunde kann ich Deinen Dienst entbehren. Nur Du und Deine Klugheit können das zu Stande bringen, worüber wir zusammen gedacht und gewacht haben. Ich könnte mit meiner starken Hand das zarte Gewebe Deiner Finger zerstören! Kein Sträuben! Mein Kanzler bist und bleibst Du!"

„Du willst nicht mein Verderben," beschwor ihn Herr Thomas, „dafür bist Du zu großmüthig! Siehe, ich fürchte mich, den Höhern zu erzürnen, dem Du selbst mich anheimgegeben hast. Er ist ein eifersüchtiger Meister, der keinen Zweiten neben sich duldet."

Diese schwer zu deutende Rede verwirrte den König dergestalt, daß er das Siegel unwissentlich zurücknahm. Er runzelte argwöhnisch die Stirn und seine Stimme klang mißthönig, als er fragte: „Wem habe ich Dich abgetreten? Doch nicht dem Papste in Rom?"

Der Primas verneinte mit dem Haupte.

Ein überirdisches Licht umglänzte plötzlich seine Stirn. Er erhob den hagern Arm, daß der Ärmel der Kutte weit zurückfiel und zeigte nach oben. Da erstaunte mein Herr und König und erschrak in den Tiefen seiner Seele. Das Staatsiegel entglitt seiner Hand und fiel klirrend auf den Marmorboden. Ich trat hinzu und blühte mich nach dem kostbaren Geräthe, dessen Griff von purem Golde war. Als ich es prüfend besichtigte, siehe, war es zersprungen und eine feine Spalte lief mitten durch den edeln Stein und das Wappen von England! Schweigend stellte ich es auf den Tisch mit den vier Drachensfüßen, der neben dem Sessel meines Königs stand.

Als ich mich wieder nach den Beiden wandte, hatte sich mein Herr gefaßt und sagte in gewaltsam scherzhafter Laune: „Sanct Jörg steh' mir bei! Du hast mir einen frommen Schreck eingejagt, Thomas! Jetzt aber genug der Ueberraschungen und Kunststücklein! . . . Setze Dich zu mir, wie immer, und laß uns die trockenen Geschäfte vornehmen."

Er warf sich in seinen Stuhl und ich rückte einen anderen, etwas niedrigeren, aber ebenso reich verzierten für den Kanzler herbei, denselben, auf welchem er immer neben dem König gesessen.

Aber Herr Thomas blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Könige stehen.

„Erhabener Herr, gib mir Zeit und gedulde Dich," sagte er. „Ein halbes Leben habe ich gebraucht, um die Verhältnisse und Rechte Deines Reiches zu erforschen — wie könnte ich Diejenigen der heiligen Kirche, in deren Dienst Du mich gestellt hast und der ich lange fremd blieb, ja feindselig entgegenstand, von heute auf morgen erkannt haben? Darum trage mich mit Geduld."

„Zur Sache, Thomas, zur Sache!" drängte der König. „Dir ist wol be-

wußt, warum ich Dich zu meinem Primas gemacht habe! Laß uns nun gemeinsam die geistliche Gerichtsbarkeit aufheben und vernichten."

"Du sollst mich geneigt finden," antwortete der Bischof nachdenkend. „Sind doch in meinen Augen diese Rechte, über die hin und her gestritten wird, veränderliche Gestaltungen, wechselnde Formen, irdene Gefäße, tauglich oder untauglich, je nachdem sie den Wein der ewigen Gerechtigkeit rein bewahren oder vergiften. Ich will mich an den Meister selbst wenden mit der Frage, wie Er es meine."

„Bei wem willst Du Dich erkundigen, Thomas?" lachte der König, „bei der heiligen Dreifaltigkeit?"

„In den Evangelien," flüsterte Herr Thomas, „bei Ihm, an dem keine Ungerechtigkeit erfunden wurde."

„So spricht kein Bischof!" rief Herr Heinrich in ehrlicher Entrüstung, „so redet nur ein böser Reker! Das hochheilige Evangelienbuch gehört auf eine perlengestickte Altardede und hat Nichts zu thun mit dem Weltwesen und der Wirklichkeit der Dinge. Blicke mir in's Auge, Thomas! Entweder willst Du mein Feind werden, oder Du hast mit unsinnigem Fasten die herrliche Klarheit Deines Geistes getrübt. In Kürze: bringe mir die geistliche Gerichtsbarkeit um, Thomas! Dafür, nur dafür habe ich Dich auf meinen schönen Stuhl von Canterbury gesetzt. — Ich will nicht, indem ich die Frevel meiner Pfaffheit ungerochen lasse, die Blicke des göttlichen Gerichtes auf mich und mein Haus herablenten. Jüngst noch hat ein sächsischer Cleriker das Wort und den Ruhm meines Ahns, des Eroberers, auf der Kanzel rebellisch gelästert und ein normännischer sich an der Unschuld eines Kindes vergreifen."

„Herr," versetzte der Primas und seine eingefallene Wange flammte, „sei gewiß, daß ich die Sünden meiner Cleriker härter ahnde als kein weltliches Gericht thun würde! . . . Abscheuliche Dinge! . . . und das Abscheulichste . . ." hier hielt er inne und schloß dann mit sinkender, veränderter Stimme . . . „Auf-  
ruhr und Empörung gegen Deine Ahnen und Dich — christliche Könige. — Hier erkenne ich den Willen Gottes. — Ob er mir aber die in meine Klöster gesüchteten Sachsen ihren Peinigern, Deinen Baronen, auszuliefern gebietet, das frag' ich mich und zweifle!"

Jetzt erkannte Herr Heinrich deutlich, daß der Primas ihm die geistliche Gerichtsbarkeit nicht zurückgeben wolle und seinen heiligen Spott mit ihm trieb.

„Ich bin ein Betrogener!" schrie er und sprang von seinem Sitz empor.

In diesem Augenblicke begannen die im Burghofe harrenden Sachsen, vielleicht um ihre Besorgniß für den Primas zu beschwichtigen, eine neue Bitanei. Sie sangen das siegesgewisse Vexilla dei prodeunt."

Da stürzte der schon gereizte Herr Heinrich an's Fenster und blickte hinunter. „Thomas," gebot er, „heiß die Schächer schweigen, die Du hinter Deinen Fersen nachziehst. Das Geheul Deiner verhungerten Meute ist mir widerlich."

Herr Thomas regte sich nicht. „Mag auch ein Bischof den Armen und Mühseligen verbieten, dem Kreuze zu folgen?" fragte er demüthig.

Da gerieth der König in bleiche Wuth. „Du wiegelst mir die Sachsen auf, Rebell! Verräther!" schrie er und that einen Schritt gegen den Primas.

Seine blauen Augen quollen aus den Höhlen und er griff mit den nervigen Händen in die Luft, als wolle er ihn erwürgen.

Da öffnete sich eine Thüre.

Frau Ellenor stürzte herein und warf sich, in Thränen aufgelöst, dem Primas zu Füßen.

„Ich bin die größte der Sünderinnen!“ schluchzte sie, „und nicht werth, den Staub von Deinen Sandalen wegzutüßten, Du heiliger Mann!“

Herr Thomas neigte sich zu ihr und beschwichtigte sie mit ruhigen Worten.

Dieses Schauspiel gab meinem Herrn die verlorene Fassung wieder. Er betrachtete sein zu den Füßen des Bischofs liegendes Weib eine geraume Weile. Dann zuckte er die Achseln, schlug eine Sache auf, wandte den Rücken und verließ die Halle.

## X.

An jenem Tage verwundete ein Giftspieß das Herz König Heinrichs. Erst war der Stich nur klein und mitunter schien es, als wolle er heilen. Aber in der Tiefe eiterte er fort und fraß immer schmerzhafter in's Fleisch, bis zuletzt von diesem einzigen Punkte aus Herrn Heinrichs ganzes Wesen untergraben und sein Königsleben zerstört wurde.

Schnell zwar kam das Verderben nicht über ihn, denn meines Königs starke, freudige Natur leistete ihm Widerstand. Im Drange der Geschäfte, im Wetten und Wagen des Lebens verbiß und vergaß er wol auch seinen Groll. Zu Nacht aber fuhr er, kaum eingeschlummert, aus unruhigen Träumen empor, sprang von seinem Lager und stellte, rastlos in der Kammer auf- und niederschreitend, den undankbaren Diebling zur Rede, der ihn als nächtliche Scheingestalt heimgesucht und erschreckt hatte, bald beleidigt und drohend, bald aber auch liebevoll mit lösenden Worten. Er hielt ihm alle Beispiele des Undankes vor, deren er sich aus biblischer und weltlicher Historie entsann und überwies ihn, der seinige sei der größte. Keines Menschen Mund schildert, was mein König litt. Anwesend und abwesend verfolgte ihn Herr Thomas gleicherweise.

Stand der Primas leiblich als ein stiller Dulder vor dem Könige, so ergrimmete dieser über den erbarmungswürdigen Anblick; hielt sich Herr Thomas abseits vom königlichen Angesichte im Frieden seiner bischöflichen Wohnung, so zürnte und klagte Herr Heinrich um so herzzerreißender, daß sein Vertrautester, früher die Seele seiner Rathschläge, der ihn kenne wie Keiner, sein Herz vertrathe, sich von ihm entferne und sondere, die Schärfe einer übermenschlichen Klugheit gegen ihn wendend.

Und doch ließ es der Primas nicht fehlen an versöhnlichen Worten und unterwürfigem Entgegenkommen. Dann fuhr der König zu und faßte hastig die bedingungsweise gebotene Hand, welche der über dies triumphirende Zugreifen Erschrockene schon wieder erkaltet zurückzog. Ebenso gut hätte mein König eine Wolke umarmt, als seinen ehemaligen Kanzler, diesen schlanken, schmeibigen Al festgehalten.

Aber auch wenn der Primas über einen streitigen Punkt ein wahres und wirkliches Zugeständniß machen wollte, durfte es nicht gelingen. Entweder stieß er auf der Fahrt nach Windsor mit einem weltentfremdeten Einsiedler zu-

sammen, der gerade jenes Tages aus seiner Höhle kriechen mußte, um den über-treuen Bischof zu beschwören, die Rechte Gottes und der Armen, seiner Kinder, nicht dem Fürsten der Welt preiszugeben. Oder es vertrat ihm, wenige Schritte vor der königlichen Schwelle ein verzückter Mönch, das Kreuz in der Faust, den Weg und trieb mit schwärmerischen Worten den Demüthigen nach Canterbury zurück.

Wollt Ihr die Wahrheit erfahren?

Eine vermittelnde Formel, welche die englische Königsmacht und die Rechte der barmherzigen Kirche zu gleichen Theilen geschont und gesichert hätte, wäre schon vorhanden und der Klugheit des Kanzlers ersichtlich gewesen, wie ich meine. War doch der König nicht unmenschlich und Thomas kein erhitzter Eiferer! Aber die Herzen der beiden Herren kannten sich nicht mehr, und wenn sie den letzten Schritt zu einander thun wollten, trat das Gespenst ihrer gestorbenen Liebe als blasse Feindschaft zwischen sie.

Dann sei nicht vergessen, daß Frau Ellenor jetzt als ein züchtiges Eheweib nicht mehr von meinem Herrn wich und ihm seit ihrer Bekehrung Tag und Nacht in den Ohren lag, den Heiligen Gottes nicht zu beleidigen, womit sie den König erboste und verhärtete.

Gehezt und gezischt, Gluth gelegt und in's Feuer geblasen wurde gleich-falls nach Hofgebrauch. Der normännische Adel insgesamt hatte seinen Haß und Abscheu geworfen auf den gottseligen Rebellen, der den entlaufenen Hörigen der eroberten Güter die unerstürmbare Zuflucht seiner Klöster öffnete. Täglich und stündlich wurde dem Herrn hinterbracht, wie der Bischof zunehme und groß werde im Volke der Sachsen und seine gleichnerischen Hände überall und allezeit hilfreich und segnend ausstreckte. Er unterwühle das Reich mit einem heimlich brütenden frommen Aufruhr der Seelen, gefährlicher als ein offener und körperlicher, weil er sich nicht mit Waffen niederwerfen lasse.

Wurde dem König solcher Argwohn eingeraunt, so gab der Gereizte seinem liebsten Riden einen Tritt und behandelte auch mich untwirsch, besonders wenn ich ihm eines jener subtilen Schreiben überreicht hatte, in welchen der Primas mit der ängstlichen Linken zurücknahm, was seine großmüthige Rechte gegeben.

Dann geschah es wol, daß der Herr das trügliche Schriftstück fluchend in der Faust zerdrückte und zur Jagd blasen ließ, ob er seinen Unmuth auf freier Haide verwinde. Aber es gelang ihm nicht. Wurde ihm der Edelhirsch zu-getrieben und reichte ich ihm die Armbrust, so erblickte er statt des geknagten Wildes seinen Verfolger, stöhnte qualvoll: „Hüte Dich, Thomas Schlanthals!“ und durchbohrte dem Thiere das Herz.

Endlich entschloß sich Herr Heinrich, forderte den Primas vor ein Gericht seiner Barone, ließ ihn als Reichsverräther verurtheilen und vertrieb ihn auf ewig aus seinen Landen. Am selben Tage aber, da Herr Thomas wie ein Ver-brecher über Meer entfliehen mußte, wich Frau Ellenor von ihrem Gemahl und verließ Schloß Windsor mit einem weit vernehmbareren Wehegeschrei.

Jetzt begann das Ohr meines Herrn und Königs Tag und Nacht über Meer zu lauschen, was Herr Thomas drüben beginne.

Zuerst verlautete, der Capetinger habe ihn an der jenseitigen Küste mit

Ehrfurcht empfangen und um seinen Segen gebeten, ihn versichernd, er, als ein christlicher Fürst, habe wahrlich sein Lebenlang nie einen Mönch beleidigt, geschweige einen Bischof.

Das war König Ludwig, den sie den Jüngling nannten, weil er als ein unbärtiger Knabe den Thron bestieg, und der Name blieb ihm, da er es nie zu einer herzhaften Männlichkeit gebracht hat; wie denn auch Frau Ellenor, in der Gährung ihrer übermüthigen Jugend seine Königin, sich bitterlich beklagte, man habe sie mit einem heiligen Mönche vermählt.

Dieser Herr war ein geborner Freund der Geistlichkeit und beschwor den Vater der Christen mit Beilegung goldener Pfennige, die Sache des heiligen Primas an die Hand zu nehmen gegen Herrn Heinrich, welcher sein und seines Hauses Erbfeind war und den er mit den Waffen der Kirche wirksamer zu bekriegen hoffte, als mit seinen weltlichen.

Seinerseits hielt der heilige Vater die Wage in sorgsamer Hand, beklissen seine Gnade je und je in diejenige der Schalen zu legen, die durch das Gewicht hineingelegten Goldes herabgezogen werde.

Diese päpstliche Weisheit gebieh meinem Könige in jener Zeit zum Nachtheil, da ihn seine Kriege in Irland ein schweres Geld kosteten und ihm weniger als früher für den Vater der Christenheit übrig blieb.

Dennoch zögerte der heilige Vater für Herrn Thomas ohne Rückhalt einzutreten. Er konnte kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen und in seinem Geiste den verfolgten Bischof von dem ehemaligen Kanzler nicht sondern. Diesen hatte er wiederholt als einen durchtriebenen Staatsmann erfahren und es erschien ihm verdächtig, daß er jetzt von seiner Kunst keinen Gebrauch mache, sondern sich verfolgen lasse wie ein großer Apostel der ersten Kirche oder ein schwärmerischer Reher der jüngsten Zeit.

Es wurde mir von glaubwürdigen Zeugen versichert und, wie ich Herrn Thomas kannte, hielt ich es für Wahrheit, er habe seine Sache heilig gehalten und seine Hände rein von jedem Verrath an seinem Herrn und Könige, den Papst nicht weiter in Anspruch genommen und vom Capetinger Nichts verlangt als eine Klosterzelle, wohin er sein Haupt berge.

Dergestalt ging er denn, vom heiligen Vater aufgeopfert, die Hofsager des Capetingers vermeidend, am Wanderstabe des Elends von Kloster zu Kloster und oft verloren sich seine Spuren. Während so seine Verblüthheit in Frankreich abnahm und schwand, wuchs seine Macht und geistige Gegenwart in England und stand über den trauernden Sachsen wie der Vollmond in der Nacht. Oder, wenn Ihr lieber wollt, Herr Thomas wohnte wie das Christkind im Stalle, niedrig und prächtig, in allen englischen Hütten und Herzen. Er herrschte dort als König und vertrieb die Furcht aus den Seelen.

Diese meine Augen haben es gesehen, wie die Sachsen und mehr noch ihre Weiber jetzt, da Herr Heinrich den Primas gerichtet hatte, seiner Majestät Ehrfurcht und Aniebung verweigerten, sich ablehnend wo er vorüberritt. Noch ist mir ein Stücklein davon erinnerlich. Mein König lustwandelte eines Tages in seinen Gärten, wo sie sich gegen Wald und Fluß in's Freie verlieren, und ich ging nach meiner Gewohnheit von ferne in seinen Stapsen. Da troch aus



den blühenden Wäuschen ein blondes Sachsenkind hervor und gerieth dem König zwischen die Füße. Der heute gutgelaunte Herr hob den Buben auf, liebte ihn und drückte ihm ein Silberstück in das Händchen. „Halte fest, mein Junge!“ sagte er. Da sprang die Mutter, die sich in einer ersten Anwandlung von Ehrfurcht und Bittern hinter einen Baumstamm gebückt hatte, mit brennenden Augen hervor, entriß dem Kinde die Münze und warf sie entsezt in's Dickicht, als wäre es einer der dreißig verfluchten Silberlinge. Ich eilte herbei, um die Freche, welche mit dem Kinde auf dem Arme davonrannte, zu ergreifen. Herr Heinrich aber sprach: „Hans, laß sie laufen!“ und wandelte fürbaß mit verdorbener Laune, seufzend und nachdenklich.

Tag und Nacht ging alles Träumen und Sinnen meines Königs darauf hin, wie er Herrn Thomas seiner Primaswürde, an der, wie er sich einredete, die Verehrung der Sachsen hing, rechtsgültig und für immer entleide. Darüber habe ich ihn oft, die Faust auf die Stirne gedrückt, grübeln und brüten sehen. Eines Morgens trat er mit triumphirendem Angesicht aus seiner Kammer, — er glaubte das Räthsel gelöst.

Es war am Tage der Himmelfahrt unseres Herrn, daß Herr Heinrich vor die Versammlung seiner Barone trat und ihnen vorstellte, sein weit verästetes Reich bedürfe eines zweiten Hauptes und er würde sich, die Krone mit seinem Erstgebornen theilend, Last und Sorge erleichtern.

Die Herren willigten in guten oder bösen Gedanken und Absichten ein, daß Prinz Heinrich neben seinem Vater gekrönt werde und es krönte und salbte den Jüngling der normännische Bischof von York. Darauf folgte ein der Gelegenheit würdiges Festmahl und dabei begab es sich, wie ich hier vor einem Jahre Guern Brüdern, den Herren im Stift, vorgemacht und nach Wahrheit bezeugt habe, daß mein Herr dem Jungkönige Heinz bei Tische diente und ihm eigenhändig die Speise vorlegte. „Heute bin ich einer schweren Bürde ledig geworden!“ rief er und vergoß Thränen der Freude.

Ist Euch die List der Sache klar, Herr? Erkennt Ihr, welche Last mein König abzuwerfen wähnte?

Ihr schüttelt das Haupt? Wolan, hier habt Ihr den Schlüssel dazu. Das große Privilegium, der unvergleichliche Edelstein der bischöflichen Mäße von Canterbury war die Krönung der englischen Könige. Dadurch, daß sie ein anderer Bischof vollzog, wurde die Primaswürde vernichtet und Herr Thomas heruntergerückt. So rechnete mein König und ergriff das Mittel, den eiteln Heinz an seine Seite auf den Thron zu heben; denn er meinte, sein Erstgeborner werde sich damit begnügen, das schimmernde Krönlein auf seinem Haupte im Spiegel zu betrachten und es auf Gewand und Pferdebede fliden zu lassen.

War der Plan nicht fein und staatsklug wie weiland die Rathschläge des jezt der Schlaueit der Welt abgestorbenen Kanzlers?

Es war ein böses Fündlein, wie Herr Heinrich kein schlimmeres hätte thun können!

Wenige Wochen später zeigte es sich. Zwei Unheilskunden langten an dem gleichen Tage in Windsor an.

Die eine erzählte, Jungkönig Heinrich sei, den wetterwendischen Herrn Gott-

fried mit sich ziehend, nach Paris geritten unter dem Vorwande eines Turniers, in Wahrheit aber um die jenseits der Meeresenge gelegenen Länder des Normannenreiches unnöthiger und schmähtlicher Weise von dem Capetinger zu Lehen zu nehmen.

Die andere lautete, der verborgene Herr Thomas sei in einer französischen Stadt zu Pfingsten an den Tag getreten und habe unter dröhnendem Glockenschlage die brennenden Herzen auf dem Hauptaltare des Doms mit dem Hauche seines Mundes gelöscht, den Bischof von York, der in die Rechte des Stuhles von Canterbury gegriffen, mit dem Banne schlagend.

Wie der alte König, denn diesen unlieben Namen mußte mein Herr seit der Krönung seines Sohnes tragen, diese zwei Botschaften erhielt, geberdete er sich wie ein wahnsinniger Mann. Er tobte, entgürtete sich vor seinen Anechten, warf sich stöhnend auf sein Lager, zerfetzte die seidenen Decken, riß mit den Zähnen die Wolle aus den Polstern und zerschlug sich die Brust mit verzweifelten Fäusten.

„Bisset mir den verruchten Vampir vom Herzen!“ heulte er, den Schaum vor dem Munde, und meinte Herrn Thomas, „er zernagt mir Leib und Seele!“

Herr Burkhardt hörte diese Mär mit Unlust, denn er war ein reichstreuer Waiblinger und darum auch in den Händen anderer Nationen ein königlich gefinnter Mann. Es konnte ihm nicht gefallen, einen großen und tapfern Fürsten in solcher Erniedrigung seiner selbst zu erblicken.

Er machte seinem Mißbehagen mit einem Stiche gegen den gehärteten Armbruster Luft.

„Die zwei Hiobsposten an demselben Tage? . . . Hans, Du träumst! — Liegt doch ein volles Jahr dazwischen, wenn die Zahlen auf den Rändern meiner Chronik nicht lügen! . . .“

„Bleibt mir vom Leib mit nichtigen Zahlen!“ grollte der Armbruster. „Ein Anderes ist es,“ sagte er, seines untwischen Wortes sich sogleich bewußt, mildernd hinzu, „ob Einer noch im Tagewerke und in der Zeit steht, oder ob der Tod sein Lebensbuch geschlossen hat. Ist einmal das letzte Sandkorn verrollt, so tritt der Mensch aus der Reihe der Tage und Stunden hinaus und steht als ein fertiges und deutliches Wesen vor dem Gerichte Gottes und der Menschen. Beide haben Recht und Unrecht, Eure Chronik und mein Gedächtniß, jene mit ihren auf Pergament gezeichneten Buchstaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz gegraben sind.“

Aber, haltet mich nicht auf! Mich verlangt zu enden, lieber Herr. Denn ich erblicke ein blutiges, todtcs Haupt vor mir und den gegeißelten Rücken meines Königs.

(Schluß im nächsten Heft.)

## England im achtzehnten Jahrhundert<sup>1)</sup>.

~~~~~  
Von
Karl Hillebrand.
~~~~~

„Es lebt heute wol Niemand, der sich nicht Glück dazu wünschte, daß es sein Loos nicht ist, im achtzehnten Jahrhundert zu leben. Ist es doch, unter allgemeiner Zustimmung, zu einem Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden. Selbst seine Kleidung und Sitten hatten Etwas an sich, das unwillkürlich zum Lächeln reizt. Seine Literatur steht — mit wenigen edlen Ausnahmen — vernachlässigt auf unseren Bücherbänken. Seine Dichtung hat alle Macht verloren über uns. Seine Wissenschaft ist verurtheilt (exploded); sein Geschmack verdammt; seine kirchlichen Schöpfungen in die Winde zerstreut; seine religiösen Gedanken überlebt und auf raschem Wege zu vollständiger, vielleicht nicht einmal ganz verdienter Verachtung<sup>2)</sup>.“

Es bedurfte all' des Ueberlegenheitsbewußtseins, welches das geistliche Gewand seinem Träger zu geben pflegt, um solche Worte über das menschlichste und fruchtbarste aller Jahrhunderte vor den Vertretern der englischen Wissenschaft in der alma mater der englischen Bildung auszusprechen. Im Grunde aber ist es doch nur die priesterliche Uebertreibung eines Gefühls, das im heutigen England ziemlich allgemein ist. Ich weiß nicht, ob Herr Curteis, wol noch ein junger Mann, als er jene kühlen Worte sprach und erst beim Ultrakatholicismus angekommen — es war im Jahre 1871 — seitdem Rom um ein Beträchtliches näher gerückt ist; auch kommt es auf's Persönliche hier gar nicht

---

<sup>1)</sup> History of English Thought in the eighteenth Century, by Leslie Stephen. — A History of England in the eighteenth Century by William Eduard Hartpole Lecky. — The English Church in the Eighteenth Century by Charles J. Abbey and John H. Overton. — Religion in England under Queen Ann and the Georges, 1702—1800, by John Stoughton D. D. — English Men of Letters, edited by John Morley: 1) Daniel Defoe by W. Minto. 2) S. Johnson by L. Stephen. 3) Hume by Prof. Huxley. 4) Goldsmith by W. Black. 5) Gibbon by J. C. Morison. 6) Burke by J. Morley. 7) R. Burns by Principal Shairpe.

<sup>2)</sup> G. H. Curteis: Dissent in its relations to the Church of England. Eight lectures preached before the University of Oxford in the year 1871. p. 289.

an. Ein solches Urtheil über das achtzehnte Jahrhundert, an solchem Ort vor solchem Publicum ausgesprochen, hat nur insofern ein Interesse, als es eine Seite der Reaction gegen jenes Jahrhundert grell beleuchtet, welche der aufmerksame Beobachter als einen charakteristischen Zug der ganzen geistigen Bewegung Englands seit dreißig bis vierzig Jahren zu erkennen keine Mühe haben wird. Neben der großen Geringschätzung, welche die Radicalen Mill'scher Schule für eine Zeit an den Tag legen, wo England noch in den Banden der Aristokratie schmachtete, noch thöricht und ungerecht genug war, europäische Politik zu treiben und sich noch mit Philosophie abgab, hat sich auch der Widerwille einer Art Romantik gegen „die lange Herrschaft der Prosa“ geregt, wie Leute, welche Poesie in einem Chorhemd mehr zu erblicken vermögen, die Zeit Fielding's und Goldsmith's zu nennen wagen.

Nichts gleicht in der That unserer Romantik von 1800 mehr als die sonderbare Bewegung der Geister in gewissen Kreisen Englands seit 1840 etwa. Es ist dieselbe Absichtlichkeit, derselbe Mangel an Unmittelbarkeit, dasselbe Gefallen an sogenannt poetischen Aeußerlichkeiten, und, bei weniger historischem Sinn für Vergangenheit, dieselbe ganz unhistorische Sucht, die Gegenwart zurückzujagen zu wollen: Alles freilich in englischer Fassung und Weise. Die feste Geschlossenheit einer alten Gesellschaft voll starrer Conventionen erlaubt den englischen Romantikern die tollen Freiheiten nicht, die sich unsere Romantiker mit der Sitte nahmen; ein nationaler Staat und eine nationale Kirche stellen sich dem Spielen mit Staats- und Religionsfragen, in dem sich unsere christlich-germanischen Apostel gefielen, hindernd entgegen; die ungesunde, von der Blasse der Gedanken angekränkelte Sinnlichkeit unserer lästernen Pedanten entwidelt sich nicht in der kräftigen Atmosphäre englischer Jugendberziehung und englischer Oeffentlichkeit. Dagegen fehlt den englischen Romantikern auch die wunderbare Bieg- und Schmiegbarkeit unserer Romantiker, ihre philosophische Durchbildung, die Ironie namentlich, die ein Friedrich Schlegel ja fast als den Kern der neuen Lehre hinzustellen pflegte. Der Engländer ist zu sehr aus einem Stück, zu ernst-gewissenhaft auch und fleißwürdevoll, dabei viel zu realistisch gestimmt, als daß er's zu jener Virtuosität der Anempfindung brächte, seine Bestrebungen philosophisch durchgeistigte oder sich gar zu einer Schwärmerei verleiten ließe, welche das ganze gesellschaftliche Gebäude bedrohen könnte. Die Schwärmerei, die ja natürlich in England ebensowenig fehlen kann, als in irgend einem anderen Volke, wirft sich bei ihm immer auf's Religiöse und bleibt beinahe ausschließlich in den der höheren Bildung fremden Kreisen des Volkes. Jene modischen Romantiker aber sind gerade die Ausertwählten der Bildung. Die ganze Bewegung ging ja von Oxford aus; und sie findet besonderen Anklang in den höchsten Sphären. In der Kirche begann sie unter dem Namen des Tractarianismus, der dann sich im Pusehismus und endlich im Ritualismus bestimmter als eine katholisirende Reaction gestaltete. Sie ist ebenso gegen die Herrnhuter Schwärmerei als gegen die kirchliche Indifferenz des vorigen Jahrhunderts gerichtet. Sie sucht Befriedigung für das künstlerisch-sinnliche Bedürfniß und sucht es im Aeußerlichsten: Priestergewänder, Kerzen, Gesang u. s. w. Die Wenigen, bei denen es tiefer geht, thun denn auch den Schritt

des Schiller'schen Mortimer: sie werfen sich, wie Dr. Rowman selber, in den Schoß Roms.

Neben dieser kirchlichen Richtung aber ist auch eine heidnische im Gang, welche ebensosehr wie jene gegen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts gerichtet ist und welche, obgleich scheinbar im Gegensatz zur religiösen Reaction, aber jedenfalls gleichgültig gegen dieselbe, im Grunde doch auf demselben Bedürfniß nach sinnlich-reicheren Lebensformen beruht und auch wie diese sich beim Aeußerlichsten begnügt. Ihr Ideal ist die italienische Renaissance und deren anscheinende Gleichgültigkeit gegen Stoff und Inhalt, deren Schwelgen in Formen und Farben. So hat sich eine Poesie, eine Malerei, eine Aesthetik und eine Geschichtsschreibung herausgebildet, welche ebenso hohl und äußerlich ist, als jene kirchliche Bewegung und doch in dem Lande allmächtiger Fashion eine ebenso weite Herrschaft erlangt hat, als diese. Indessen thäte man sehr Unrecht, die culturhistorische Thätigkeit und Bedeutung des heutigen England hier zu suchen. Diese liegt durchaus in der Darwin'schen Lehre, wie sie von ausgezeichneten Männern — ich nenne vor Allem Huxley, W. Bagehot und, obgleich er selbst es sich nicht bewußt sein mag, L. Stephen — tiefer begründet, weiter entwickelt und auf andere Gebiete angewandt worden. Diese Männer sind es, welche bestimmend auf den europäischen Gedanken einwirkten, wie einst Bacon und Newton, Voltaire und Rousseau, Herder und Kant. Der ganze Chorhemdschwindel hat nur eine örtliche und vorübergehende Bedeutung; der Positivismus aber, der eine Zeitlang grassirt hat, ist schon fast überwunden. Beide werden darum doch mittelbare Spuren hinterlassen.

Es tritt nämlich die merkwürdige Erscheinung ein, welche auch die deutsche Romantik im Gefolge gehabt hat, daß selbst die klaren Köpfe rationalistischer Bildung und Neigung sich diesem Einflusse nicht ganz entziehen können, davon aber doch nur das Berechtigte annehmen und, es vertiefend und klärend zugleich, anwenden. So entsteht eine historische Literatur — historisch im weitesten Sinne des Wortes — welche viele Aehnlichkeit mit unserer historischen Schule aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat und einen ähnlichen Reichthum wie diese zu entfalten verspricht. Der Positivismus seinerseits, von dem ein großer Theil der jetzt im reifen Mannesalter stehenden Generation Englands ausgegangen ist, wollte nur das thatsächliche Allgemeine in der Geschichte gelten lassen, dies aber wissenschaftlich behandelt wissen, d. h. unter Gesetze gebracht sehen; während er doch wieder die Philosophie der Geschichte, als einen Zweig der Metaphysik, verwarf. Das ward dann auch eine Zeitlang so getrieben und Buckle's Werk schien bestimmt, das Muster aller Geschichtsschreibung zu werden. Es dauerte aber nicht lange, so fühlte man, daß eine solche Geschichtsbehandlung so möglich noch blässere, wesenlosere Abstraction ergab, als die aprioristischen Constructionen der berufenen Geschichtsphilosophie; und man suchte das Band zwischen der Geschichte als Wissenschaft und der Geschichte als Leben da, wo es allein zu finden ist, in der Persönlichkeit. Jenes in der Neutorantik zum Ausdruck kommende Bedürfniß der Phantasie mitzureden und mitzuhandeln gesellte sich dazu; und wir danken diesem Bestreben auf der Grundlage wissenschaftlicher Factenforschung den Einfluß der geschichtlichen Persönlichkeiten der

Anschauung concret faßbar zu machen, eine Reihe ganz ausgezeichneten historischer, namentlich literar-historischer Werke, deren einige gerade das vielgeschmähte achtzehnte Jahrhundert zu ihrem Gegenstande machen. Ich möchte heute, an der Hand so trefflicher Führer, wenn auch manchmal im Gegensatz zu ihren Schlußfolgerungen, zeigen, wie die staatliche, religiöse und literarische Entwicklung Englands nie lebendiger, und folglich nie fruchtbarer war, als gerade während jenes Jahrhunderts anscheinenden Schlummers, wie vornehmlich die politische, poetische und kirchliche Blüthe der achtziger und neunziger Jahre unendlich reicher und ursprünglicher war, als die gewollte Renaissance, welche in neueren Tagen vermeint, den Staat durch eine „kaiserliche“ Politik, die Kirche durch einen prunkenden Gottesdienst, die Poesie und Kunst durch einen schwülstig-sinnlichen Stil verjüngt zu haben.

# I.

Wer die englische Verfassungsgeschichte von 1688 bis 1786 etwa im Einzelnen betrachtet, wird vielleicht versucht sein, sich unwillig, ja fast mit Ekel abzuwenden, wie's unser guter Schloffer gethan. Die schlimmsten Ränke gewissenloser Aristokraten, ein gehässiger Kampf um Macht und Geld, eine Gefinnungslosigkeit, welche es den Staatsmännern erlaubt ohne Anstand ihre Farbe zu wechseln, so oft es ihr Interesse erheischt; Bestechung überall und grassirte Selbstucht der Regierenden bei anscheinender Lethargie der Regierten: dies ist das Schauspiel, das sich dem Betrachtenden darbietet, ohne daß das Mikroskop, durch das er die Dinge betrachtet, nur besonders stark zu sein brauchte. Selbst die Protagonisten dieses Schauspiels haben des Menschlichen fast mehr als die irgend einer anderen Zeit und eines anderen Volkes. Ein Wilhelm III. mag ein großer Politiker gewesen sein; dem Menschen gegenüber kann man sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren; und die Weise, wie er sich des Thrones bemächtigte, wie er in Irland verfuhr, gehen selbst über die weiteren Schranken politischer Moral hinaus. Seine Nachfolgerin ist eine schwache, und wie alle Schwachen eigensinnige, dabei launische und beschränkte Person, die echte Tochter ihres Vaters. Keiner der drei George flößt Einem Interesse oder auch nur Achtung für seine Persönlichkeit ein; der einzige Mann der ganzen Familie, der uns menschlich anspricht, ist Königin Caroline; und sie starb früh. Ein Godolphin, ein Marlborough, ein Bolingbroke, ein H. Walpole sind wenig achtbare Charactere und mit Ausnahme des Letzteren, sehr mittelmäßige Staatsmänner, trotz aller ihrer sonstigen Begabung. Erst mit dem älteren Pitt und Burke kommt etwas mehr Schwung und sittlicher Ernst in die Staatsleitung, aber nur um den Preis höchst unenglischer, theatralischer „Posse“, von der die Vorgänger ganz frei waren. Nie waren die Männer, welche den Großen als Dolmetscher mit der Nation dienten, geistig begabter; aber vom moralischen Standpunkt, welche verbitterte Gehässigkeit bei Swift, welche Würdelosigkeit bei Defoe, der den Sold jeder Partei ohne Erröthen einstreicht; welche Heftigkeit und Persönlichkeit bei Junius, welche Gemeinheit bei Wilkes. Selbst Burke ist von einer Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit, welche es uns äußerst schwer macht, uns mit dem großen Seher persönlich zu befreunden.

Wenden wir aber die Blicke weg vom Einzelnen und sehen nur die allgemeine Entwicklung der Dinge und die Ergebnisse derselben, so ändert sich der Eindruck gänzlich. Selten in der Geschichte tritt die Macht der bewegenden, allgemeinen Gedanken, Gefühle und Interessen, sowie der Druck des schon durch viele Nebenflüsse angeschwellten Hauptstromes der geschichtlichen Vergangenheit auffallender zu Tage als in diesem Jahrhundert des englischen Staatslebens. Es ist als ob die Persönlichkeit wirklich alle ihre Bedeutung verloren hätte, wie die Positivisten glauben; oder daß sie doch nur da sei, die allgemeine Strömung zu fördern, nie sie zu hemmen oder gar in ein anderes Bette zu leiten. Alles entwickelt sich mit der Gesetzmäßigkeit eines Naturvorganges. Die Einzelnen verschwinden dem Auge des Ueberschauenden, wie in der Aufeinanderfolge der Jahreszeiten ein warmer Wintertag oder eine kalte Sommernacht dem Rückwärtsblickenden verschwinden vor der stetigen Erwärmung und Abkühlung der Temperatur. Die öffentliche und private Moral verfeinert und verebelt sich zusehends in diesem Jahrhundert, wo die Immoralität sich im öffentlichen wie im privaten Leben so breit macht. Das wirkt die 1688 eroberte Oeffentlichkeit der Controle und Unabhängigkeit der Gerichte. Die Krone, deren Wille noch durchaus maßgebend ist unter Wilhelm III., muß unter Georg III., trotz aller Hartnäckigkeit und Herrschsucht ihres Trägers, sich unbedingt dem Willen des Parlaments fügen. Das ist die natürliche, wenn auch späte Folge der Einrichtung des Vertraktskönigthums an Stelle des Königthums göttlicher Einsetzung als Ausflusses der Souveränität. Ebenso wird die Aristokratie, die noch am Anfang der Periode die entscheidende Macht ist — sie, nicht der Mittelstand, setzt Wilhelm zum König ein — immer ohnmächtiger. Sie stützt sich gegen die Staatskirche auf die Dissidenten, gegen den Kleinadel (Gentry), der von den Hannoveranern Nichts wissen will, auf den Handel: Beide wachsen ihm über den Kopf und am Ende des Jahrhunderts sind die Rollen fast vertauscht und die Beschützten sind die Beschützer geworden: es ist der Handel und der Dissent, welche die tobiggistische Aristokratie gegen König Georg III. vertheidigen, als er sich im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern an die Spitze der Gentry und der Staatskirche stellt. Das ist die Folge der „feigen“ Friedenspolitik der beiden ersten George und ihrer Minister, welche es dem Handel erlaubt hat Reichthum und durch Reichthum Macht zu erwerben. Die Staatskirche ist noch so populär und so lebensvoll unter Königin Anna, daß es ihr fast gelingt der thatfächlichen Duldung des Dissents ein Ende zu machen; aber die Toleranzacte selber bleibt eine unantastbare Errungenschaft; sie wirkt im Stillen und am Ende des Jahrhunderts ist die Sache der Dissidenten moralisch, wenn nicht factisch gewonnen; ja, der Dissent ist, als „evangelische Bewegung“ in die Staatskirche selber gedrungen. Das Unterhaus spielt so lange das gefügige, aber unwiderstehliche Werkzeug der Krone, daß es seiner Bedeutung immer mehr inne wird und am Ende der Krone seine Bedingungen aufzwingt; und es konnte nicht anders sein; sobald es durch die bill of right der Krone unmöglich gemacht war, Geld ohne die Zustimmung des Unterhauses zu erheben, mußte die, wenn auch späte Folge davon sein, daß die Krone in der Wahl ihrer verantwortlichen Rätthe vom Unterhaus abhängig wurde.

Dies war keineswegs der Fall im Anfange des Jahrhunderts. „Es erregte noch nicht die geringste Ueberraschung, wenn die Königin Einen oder alle ihre Minister trotz einer parlamentarischen Mehrheit entließ.“ (Winto, Defoe). Der erste und wichtigste Schritt zu einer thatsächlichen, nicht geschriebenen, Aenderung der Verfassung war die Bildung eines rein whiggistischen Cabinets bei Georg's I. Thronbesteigung, und die unumschränkte Herrschaft des Premiers in diesem Cabinet. Bis dahin war jeder Minister nur für sein Departement und nur dem Könige verantwortlich. Von nun ab war das Cabinet homogen und hing vom Premier ab, dessen Willen der König sich fügen mußte, wenn er nicht ein ganzes Ministerium wechseln wollte, was er wiederum nur thun konnte, wenn er sich gänzlich in die Arme eines anderen parlamentarischen Chefs warf, der ihm einen gleichen vollständigen Generalstab und zugleich mit demselben das stärkere parlamentarische Heer entgegenbrachte. Was Wunder, wenn Georg II. gegen Ende seiner langen Regierung sich dazu verstehen mußte sich einen Parlamentschef — den älteren Pitt — aufzwingen zu lassen, der ihm persönlich unausstehlich war und der sich soweit vergessen hatte, sein hannöversches Haus laut und grob zu insultiren. Ob eine ähnliche unserer Tage im preussischen Staatsministerium vollzogene Revolution wol je zu ähnlichen Extremen führen wird?

Auch jener nie vergessene ausländische Ursprung der königlichen Familie trug unmittelbar zur Beschränkung der Kronrechte bei. Der König wußte, oder sein Minister wußte für ihn, daß der Theil der Nation, welcher so recht die englischen Ueberlieferungen vertrat, ihm nicht gewogen war und bis tief in's Jahrhundert hinein Sympathien für das alte einheimische oder doch längst einheimisch gewordene Königshaus hegte. Nirgends hat das Mißtrauen gegen die Fremden eine größere Rolle gespielt als in England. Wir sehen italienische Minister wie Magarin und Alberoi in Frankreich und Spanien, ausländische Könige, wie Philipp V. in Madrid, Bernadotte in Stockholm, so viele hohe Beamte in Rußland, Dänemark, Oesterreich, aus dem Auslande geholt: das Volk murrte wol ein wenig in Toskana gegen die Bothringer, in Preußen gegen die Franzosen, in Sachsen gegen die Italiener; aber der kosmopolitische Geist des Jahrhunderts war zu mächtig auf dem Festlande, als daß die Opposition über ein Murren hinausgegangen wäre. In England verdächtigte man den großen Holländer, der Englands Freiheit und Größe begründete, den trefflichen Deutschen, der in unsern Tagen einen so heilsamen Einfluß auf das englische Leben ausgeübt, genau ebenso wie Squire Western gegen die „verfluchten“ Hannoveraner tobte, wenn seine Schwester Politik sprach. Und es waren nicht allein die Squire Western, der ganze Stand zu dem er gehörte, die Gentry, welche so recht Altengland darstellte, die Staatskirche, ja das niedere Volk theilten dieses Vorurtheil, das Defoe in seinem trueborn Englishman, mit mehr gesundem Menschenverstand als Wit und Poesie, satirisirte und so ganz besonders lächerlich bei einem Volke fand, das, zusammengesetzt aus britischen, römischen, angelsächsischen, dänischen und normannischen Bestandtheilen, fast in allen Völkern Europa's Vettern sehen mußte. Wie dem auch sei, die Hannoveraner wie Wilhelm III. mußten mit diesem Mißtrauen rechnen und bei dem Parlamente Schutz suchen. Auf's Oberhaus konnten sie zählen; dort war die whiggistische Aristokratie in der Mehr-



heit; das hatte sie noch kurz vorher bewiesen, als sie die Sache der Toleranz siegreich gegen das Unterhaus vertheidigt hatte, das die Dissidenten durch Untersagung gelegentlicher Theilnahme am anglikanischen Gottesdienste von allen öffentlichen Aemtern ausschließen wollte. Das Unterhaus also galt's zu gewinnen. Es wurden neue Wahlen angeordnet, bei denen die Regierung alle Hebel in Bewegung setzte und, Dank der Organisationslosigkeit der Tories, den Sieg davon trug: gebot doch die Krone allein über 70 boroughs, die großen Whigfamilien über die doppelte Anzahl, ward doch das Geld, wurden doch die Versprechungen nicht gespart; und die Krone verfügte damals noch über eine große Anzahl von Stellen, die sie heute nicht mehr zu vergeben hat. So kamen, Angesichts der jacobitischen Schilberhebung von 1715, der sich der halb jacobitisch, aber auch ganz protestantisch gesinnte Theil der Nation nicht anzuschließen wagte, Wahlen zu Stande, wie die unter Louis Philipp und Napoleon III. Sobald man aber die gewünschte Mehrheit hatte, setzte man, freudigst unterstützt von den Gewählten, die Westminster sehr angenehm fanden und die Kosten einer Neuwahl fürchteten, den Septennial Act durch, welcher dem Könige und seinen Ministern sieben Jahre Zeit gab sich fester einzuwurzeln, neue Interessen zu schaffen, alte an sich zu fesseln. Dieses Gesetz, welches Anfangs als ein Act der Reaction betrachtet und noch lange so dargestellt wurde, erwies sich als ein der parlamentarischen Obmacht außerordentlich günstiges. Natürlich stieg der Preis der Sitze, je länger man der Ehre sie einzunehmen sicher war; und es war dem reichen Kaufmannsstand ein Leichtes, verschuldete Junker aus dem Felde zu schlagen, wo es nur auf Geld ankam. Die Junker selber verschmähten die königlichen Jahresgehälter nicht so leicht, wenn sie ihren Sitz auf sieben Jahre gesichert sahen. Das Unterhaus schützte denn auch die Krone, bis alle Gefahr vorüber, der letzte Angriff der Jacobiten (1745) abgeschlagen war; allein es war nur natürlich, daß der Schülking an Ansehen einbüßte, was der Beschützer gewann. Und auch bei den Gegnern verlor der König, der sich zu einem Parteiwerkzeug hergab, von seinem Ansehen, während die Thatsache, daß die Krone ausdrücklich ihres göttlichen Rechtes entkleidet wurde, dieselbe sogar im Ansehen der Menge schwächen mußte.

Allein auch die Aristokratie konnte ihre Macht nur einbüßen, je mehr sie sich dem Landadel und der Kirche entfremdete. Ihr gesellschaftlicher Einfluß blieb groß und ist bis heute groß geblieben, wie auch das gesellschaftliche Ansehen der Krone fast ungemindert geblieben ist. Ja selbst auf die Politik blieb die Einwirkung Beider mittelbar noch sehr merklich; nur der Aristokratie war es zu danken, wenn Männer wie der ältere Pitt, wie Burke, wie Canning, wie Macaulay in's Parlament kamen, Schriftsteller wie Addison, Hume, Gibbon einträgliche Staatsämter erhielten. Aber Einfluß ist nicht Herrschaft: diese entging dem hohen Adel immer mehr, oder er mußte sie doch theilen. Das vielgerühmte Gleichgewicht der drei Factoren bestand eigentlich nur eine ganz kurze Zeit. Beim Beginne des Jahrhunderts war die Krone noch ausschlaggebend, obschon sie ihre Existenz der Aristokratie verdankte; bis in die sechziger Jahre war die Mehrheit beider Häuser ganz in den Händen der großen Whigfamilien; aber schon am Ende des Jahrhunderts hatte das Gewicht des

Unterhauses die beiden anderen Schalen in die Luft geschleudert. Und das Unterhaus war nicht mehr, was es früher war. Seine Mehrheit bestand noch immer aus Männern der Gentry; aber der große Aufschwung des Handels und der Industrie hatte das flüssige Capital bedeutend vermehrt und die Besitzer dieses Capitals traten immer mehr in den Vordergrund. Selbst wenn sie, wie die meist wohlhabenden Dissidenten, nicht in's Parlament bringen konnten, weil die Testacte ihnen den Eintritt verwehrte, so war ihr Interesse doch maßgebend, und die Plutokratie theilte sich mehr und mehr in die Herrschaft mit der Aristokratie. Es ist, bei allen Mißständen, doch immer der große Vorzug eines lauten, öffentlichen Lebens, daß, wo es besteht, die Wahlversammlung, welches auch immer das Wahlgesetz sei, doch stets die Nation in ihrer Gesamtheit vertritt; ja, man könnte fast sagen, dies laute öffentliche Leben sei die nothwendige Lebensluft jeder Repräsentativverfassung. Walpole hatte die große Tugend der Unempfindlichkeit gegen persönliche Angriffe. Während die Preßprocesse, und in Folge derselben die härtesten Strafen für Preßvergehen, unter den toryistischen wie unter den whiggistischen Ministerien der Königin Anna, noch regelmäßig auf der Tagesordnung standen, so hörte man von keinerlei gerichtlichen Verfolgungen der Art unter den beiden ersten Georges. Je stilllich achtbarer aber, je geistig überlegener, je materiell mächtiger die ausgeschlossenen Gesellschaftsclassen waren, desto größer das Gewicht ihrer Stimme. Eine öffentliche Meinung, welche nur die Meinung der besitzlosen Literaten in Will's Kaffeehaus gewesen wäre, hätte vielleicht Mühe gehabt, sich Gehör zu verschaffen; eine öffentliche Meinung, von der man wußte, sie vertrete den Fleiß, die Ordnungsliebe, die Sparsamkeit, und in Folge dessen den eigentlichen Reichtum des Landes, konnte man nicht ungestraft ignoriren. Die Interessen von Liverpool und Manchester waren, schon ehe diese Städte Abgeordnete wählen durften, so gut und besser in der englischen Politik gewahrt, als nach den beiden großen Wahlreformen unseres Jahrhunderts. Niemand aber von allen englischen Staatsmännern hatte ein schärferes Ohr für diese unvertretene Meinung als Robert Walpole, der mit allen seinen Fehlern und Tugenden, der echte Typus des aristokratischen Staatsmannes war.

Es ist der Vortheil der Oligarchien, wie sie Rom, Venedig, England in ihren besten Zeiten gekannt, daß sie nicht wie Demokratien und Despotien überlegener, ja genialer Staatsmänner bedürfen, daß sie auch mit dem Talent, ja nöthigenfalls der Mittelmäßigkeit, ganz gut fahren. Sie haben Das mit den bürokratischen Regierungen gemein, welche ebenfalls halbe Jahrhunderte lang — wer denkt dabei nicht an die preussische Entwicklung von 1815—1862? — genialer Männer entbehren können, ohne daß der Staat darüber versumpfe oder auf Klippen gerathe. Auch im oligarchischen wie im bürokratischen Gemeinwesen findet der staatsmännische Genius Mittel und Gelegenheit seine wohlthuende Kraft zu entfalten, von Zeit zu Zeit das Ganze mit einem plötzlichen Ruck vorwärts zu bringen, so Anstöße zu geben, die dann halbe Jahrhunderte fortwirken in geebneten Betten. Der Corpsgeist und die Ueberlieferung machen sich dann als Collectivtugend und Collectivweisheit geltend, und leisten manchmal mehr, wenn auch geräuschlos und glanzlos, als große Despoten und

Vollsmänner, deren Schöpfungen oft ihren Schöpfer nicht überdauern, weil jener stätigwirkende Organismus nicht da ist, sie zu wahren und auszuarbeiten. Nie hat England größere Fortschritte gemacht als in dem halben Jahrhundert von 1714—1760. Das Land ward reich, die Bevölkerung nahm rasch zu, auch das geistige Leben stand, wie wir sehen werden, nicht still; selbst sittlich war der Fortschritt groß, trotz der persönlichen Unsitlichkeit Walpole's und seiner Werkzeuge. Zum größten Theile allerdings war dieser Fortschritt dem wachsenden Einflusse des fleißigen und tüchtigen Mittelstandes zu danken. Indes auch dem leitenden Minister und seinen Deuten kam ein Verdienst dabei zu. War doch jene Controle der Oeffentlichkeit, welche die Immoralität immerhin in gewissen Grenzen hielt, die directe Folge von Walpole's „Dichthäutigkeit“, welche wie Thiers' „alter Regenschirm“ Alles über sich ergehen ließ; vor Allem aber Walpole war ein Feind alles Cant's. War Niemand dem großen deutschen Landjunker unseres Jahrhunderts unähnlicher in Bezug auf moralische Sargheit wie, leider! auch in jener Gleichgültigkeit gegen das Klaffen der Presse, als der englische Landjunker des vorigen Jahrhunderts, so glich er ihm doch ungemein in dieser Verachtung des Scheins, der Komödie, der conventionellen Blige, auch der anscheinend unschuldigsten. Die pompöse Tugend nennt das freilich Cynismus, damals wie heute; aber diesem Cynismus, der es verschmähte, der Tugend jene Hulldigung darzubringen, die, so sagt man, in der Heuchelei besteht, dankte es England doch, daß die Wahrheit und mit ihr eine höhere Sittlichkeit in's politische Leben drang.

Auch hatte Walpole als Staatsmann große negative Tugenden. „Es ist der Fehler vieler Geschichtsschreiber, bemerkt Bachy sehr fein, und das Unglück vieler Staatsmänner, daß diese oft beinahe ausschließlich nach den Maßregeln beurtheilt werden, die sie durchgesetzt haben, und gar nicht nach den Uebeln, die sie abgewandt.“ Und Walpole verhinderte nicht nur viel Uebel. Getreu dem Grundsatz *quieta non movere* ließ er die Dinge sich ruhig entwickeln, ohne durch vorzeitige Reformen in diese Entwicklung einzugreifen oder sie durch Repression zu hemmen. Er unterdrückte Niemand und Nichts, und, mit Ausnahme eines Krieges, den er im Handelsinteresse Englands zuließ, wußte er dem Lande den Frieden zu erhalten, ohne dessen europäische Stellung zu vermindern. Als seine und seiner Nachfolger, der Pelhams, Regierung ein Ende nahm, war das Land *mutatis mutandis* ungefähr in der Lage, in welcher es sich 1874 befand, als die liberale Regierung der jetzigen conservativen Platz machte: ganz Europa und ganz England selber sprachen von dem Niedergange der englischen Größe u. s. w.; aber bei alledem hatte die Welt das Gefühl, wenn nicht das Bewußtsein, daß sich in dieser Zeit der Zurückhaltung Kräfte angesammelt hatten, die ein ungeheures Gewicht in die Waagschale werfen würden, wenn sich England je entschließen sollte aus dieser Zurückhaltung herauszutreten. Die heutigen Engländer demokratischer Schule lassen sich hier leicht durch sittliche Bedenken oder Parteirücksichten beirren. Weil Walpole's innere Regierung eine unmoralische und eine aristokratische war, weil es ihr namentlich an allem Schwung fehlte, meinen sie auch seine äußere Politik verurtheilen zu müssen, welche doch so recht eigentlich ihre eigene ist. Ist doch die unter ihnen herrschende

Reaction gegen Wilhelm's III. europäische Politik, wie gegen seinen panegyristischen Geschichtsschreiber Macaulay so groß, daß ein Schriftsteller von J. Morley's Bedeutung den spanischen Erbfolgekrieg den „unsinnigsten aller englischen Kriege“ zu nennen nicht ansteht und ein Geschichtsschreiber wie Lecky, wenn auch mit mehr Mäßigung derselben Meinung huldigt. Ja, Ersterer bezeichnet sogar kurzweg die Jahre, in die der Kampf Großbritanniens gegen England fällt, als Jahre einer „verrückten Mißregierung (odious misgovernment).“ Danach sollte man meinen, sie müßten den Inhalt wenigstens, wo nicht die Form, der Walpole'schen Friedenspolitik billigen; aber Morley, sowol als Lecky, ja sogar der ungleich weniger im modernen Parteistandpunkt befangene L. Stephen lassen sich von dem Gerede der Zeitgenossen, namentlich Friedrich's des Großen, Joseph's II., Katharina II., bestimmen, welche Englands Ende schon gekommen sahen, und schildern den Zustand ihres Vaterlandes bei der Thronbesteigung Georg's III., d. h. im Augenblick, wo die Früchte der fünfzigjährigen Whigregierung zu Tage traten, als einen traurigen und wenig beneidenswerthen. Wieviel richtiger steht nicht unser Hettner, der doch der politischen Geschichtsschreibung wie dem politischen Leben so viel ferner steht, als jene Engländer, aber dem die deutsche historisch-philosophische Weltanschauung erlaubt, die Dinge in den richtigen Sehwinkel zu stellen!

Noch einmal, um jenen fünfzig Jahren englischer Geschichte gerecht zu werden, muß man die Ergebnisse derselben nicht aus den Augen verlieren und sich in Betrachtung der Dinge und Menschen während dieser Zeit immer auf dem Standpunkte der Vogelperspective halten. Wol war das Unterhaus, mittelst dessen Walpole und die Pelham's regierten, käuflich und tyrannisch zugleich. Die Regierung verfügte noch über zahlreiche Stellen, die ihr erlaubten, wie unter Louis Philipp das Haus mit ihren Creaturen zu füllen; sie stand nicht an, gegnerische Stimmen zu kaufen, wo es nur anging. Das Haus wachte eifersüchtig über seine Vorrechte; suchte die Pressfreiheit zu beschränken, wo es konnte — hat es doch den Stempel erst vor fünfzehn Jahren abgeschafft! — und zeigte sich ihr gegenüber unendlich empfindlicher als die Regierung. Es sträubte sich, wie Napoleon's III. gesetzgebender Körper, ungut et rostro gegen die Veröffentlichung seiner Debatten und Abstimmungen, die es am Ende doch zugeben mußte, was dem Bestechungsverfahren den ersten empfindlichen Stoß versetzte. Es mißbrauchte das Recht der Wahlprüfung fast ebenso sehr als 1878 die republikanische Kammer in Versailles, um die conservative Minderheit auszuschließen. Gewiß war die Parteiregierung, so oft sie selbst in der äußeren Politik das Parteiinteresse über das Landesinteresse stellte, höchst gefährlich; gewiß war die übertriebene Bedeutung, welche die Beredsamkeit in Anspruch nahm, nicht immer zum Besten des Staates: im Ganzen genommen war doch der Gewinn für das Land ein beträchtlicher. Es war eben eine Durchgangsperiode, in der sich die endgültige Verfassung Englands aus dem aristokratischen Gemeinwesen herausbildete, wie unsere Zeit für Deutschland die Periode ist, in welcher sich eine neue Verfassung aus dem bürokratischen Regime herausbildet; und es steht zu hoffen, daß wir soviel von diesem bürokratischen Charakter hinüberretten werden, als die Engländer von ihrem aristokratischen herübergerettet

haben in den modernen Freiheitsstaat. Die heutigen Engländer sind freilich sehr vergeßlicher Natur: sie können nicht begreifen, daß kaum hundert Jahre sie von einem politischen Zustande trennen, der mit dem heutigen Deutschland gar viel Aehnlichkeit hat: Obmacht der Krone und des herrschenden Standes, hier des Beamtenstandes, dort des hohen Adels; Auseinandersetzung mit der römischen Kirche als der Feindin des nationalen Staates; mühsame Emancipation und Zehrzeit der Presse u. s. w., daß wir beschäftigt sind in einem Worte den politischen Vorsprung Englands nachzuholen, wie England beschäftigt ist den administrativen Vorsprung Deutschlands einzuholen. Die verstocktesten Patrioten Großbritanniens werden zugeben, daß in sittlicher Hinsicht unser öffentliches Leben nicht auf der Stufe der Walpole'schen Zeit steht und dem heutigen England in Nichts untergeordnet ist. Welches die Verfassung sein wird, die sich aus unseren gesellschaftlichen und historischen Verhältnissen entwickeln wird, kann Niemand voraussagen: aber bis jetzt war unsere staatliche Entwicklung so normal und gesund, daß wahrlich an der Zukunft nicht zu zweifeln oder gar verzweifeln ist.

## II.

Die englische Nation, sagten wir, erlangte während des 18. Jahrhunderts ihren noch von Niemandem auf dem Festlande eingeholten Vorsprung im politischen Leben. Das Schauspiel dieser Entwicklung machte einen gewaltigen Eindruck auf die fremden Zeitgenossen und Montesquieu brachte dies seltene Naturerzeugniß von einem gemischten Staate, von dem schon die Alten geträumt, in eine Theorie, stellte es der Welt nicht nur als nachahmungswerth, sondern auch als nachahmbar dar. Man weiß von welcher Tragweite diese seine That war; aber es scheint uns nur natürlich, daß die besten Köpfe Englands, insofern sie dem Kampf um die Macht ferne standen, die Dinge anders ansahen. Sie sahen die corrupte, selbstische und anscheinend thatenlose Pateirregierung ihres Vaterlandes in der Nähe und verglichen sie mit dem Festlande, wodurch sie dann fast so continental wurden, als die fremden Bewunderer Englands englisch wurden. Nicht nur Hume und Gibbon, fast alle bedeutenden Denker Englands waren überzeugte Anhänger des „aufgeklärten Absolutismus“, der gerade jetzt überall in Europa Wunder verrichtete; ja, Hume meinte, derselbe würde auch das Loos Englands sein, wenn die demokratische Evolution vollendet sein würde, „der leichteste Tod, die wahre Euthanasie der brittischen Verfassung.“ Und es konnte nicht wohl anders sein, wenn sie, die am lauten Treiben und Kämpfen des öffentlichen Lebens kein Gefallen fanden, das Festland aus der Ferne betrachteten und Fürsten wie Friedrich II. und Peter Leopold, Minister wie Aranda und Turgot, am Werke sahen, welche nie an sich, sondern immer nur an den Staat dachten, sich mit demselben identificirten, das Beispiel der Sparsamkeit, des Fleißes und der Selbstaufopferung gaben; wenn sie überall rationelle Gesetzbücher eingeführt, die Rechtspflege vereinfacht, verworhlseilt und namentlich gemildert, große öffentliche Bauten, Straßen und Kanäle im allgemeinen Interesse ausgeführt, überall Staatschulen und Krankenhäuser eingerichtet und überwacht sahen; wenn sie damit die verwahrlosten Schulen, die damals gerade sehr dar-

niederliegenden Universitäten, den Zustand der öffentlichen Sicherheit und der Gefängnisse, die Eheverhältnisse und die Heereseinrichtungen ihres eigenen Landes verglichen. Was war natürlicher, als daß sie über dem Anblicke dieses administrativen Vorwurfs des Festlandes, dessen politischen Rückstand vergaßen, zumal sie aus der Ferne kaum die Schattenseiten jenes beneideten Regimes entdecken konnten? Auch verlangten diese englischen Bewunderer des „aufgeklärten Absolutismus“ so wenig wie ein Voltaire oder Diderot, eine Willkürherrschaft, sondern nur die absolute Monarchie, als welche ebenso gut Regierung nach Gesetzen ist, wie das parlamentarische Königthum oder die Republik; denn sie wußten sehr wohl, was ihre Landsleute von heute durchaus nicht begreifen wollen, daß ein deutscher bezahlter Beamter ganz ebenso gesetzlich handelt und handeln muß, als ein englischer „Magistrate“. Montesquieu selber theilt bekanntlich die Regierungen ein in republikanische, monarchische und despotische und nennt „monarchisch“ nicht nur die gemischte englische Staatsverfassung, sondern auch die absolute, d. h. bürokratische, und setzt den Unterschied eben darin, daß diese von den Gesetzen, jene, die despotische, von der Daume geleitet wird. Wo die englischen Freunde des Absolutismus Unrecht hatten, war, wenn sie dieses festländische Regime für England anempfahlen, wie ihre Nachkommen Unrecht haben uns zur Annahme ihres Insular-Regimes zu rathen, ehe wir die Vorbedingungen dazu erlangt haben. Es wäre wirklich an der Zeit, man hörte endlich auf den englischen Parlamentstaat oder den deutschen Beamtenstaat als Universalrod anzupreisen, der auf jeden Rücken passe, soviel sie auch von einander entlehnen können. Die Isle of Man wird von einem Club von Gentlemen regiert, der sich beim Tode oder Austritt eines Mitgliedes selbst ergänzt durch Zuziehung neuer Gentlemen im Wege der Angelung. Man sagt, diese Verfassung bewähre sich ganz vortrefflich und man könnte auch zur Noth eine ganz plausible allgemeine Theorie dieser Regierungsform aufstellen. Ich denke aber doch, es wird Niemanden so leicht einfallen, dieselbe in Italien oder Rußland einführen zu wollen. Und wieviel complicirter, einziger in ihrer Art, wieviel weniger allgemein gültig ist doch die britische Verfassung, die man uns allenthalben zur Nachahmung empfiehlt und wonach, wenn man den Schülern Montesquieu's folgen darf, „eine Regierung als ein großes Ballet betrachtet werden sollte, in welchem wie in einem anderen Ballet, Alles von der Disposition der Figuren abhängt.“ (Delolme, citirt von L. Stephen.)

Diese Betrachtungsweise, welche bei Montesquieu nur erst im Reime vorhanden war, wurde immer allgemeiner im vorigen Jahrhundert und, selbst wenn diese constitutionelle Mechanik auch König, Königin, Kaiser, Springer und Thurm wegließ, um nur Bauern gelten zu lassen, wie in Rousseau's „gesellschaftlichem Vertrage“, ihrem Wesen nach blieb sie immer dieselbe; und sie hat ihre Wirkung bis tief in unser Jahrhundert erstreckt. Was sind Mr. Hare's und J. St. Mill's Combinationen für Vertretung der Minderheiten anders als die Enkel jener Verfassungen mit directem und indirectem Wahlrecht, Vertretung der Capacitäten, jährlichen Parlamenten, Theilung der Gewalten, absolutem Veto, suspensivem Veto u. s. w.? Alle betrachteten und betrachteten die Menschen wie mathematische Einheiten, anstatt sie als lebendige Organismen aufzufassen. Die praktischen Politiker Eng-

lands, deren Thätigkeit die Theoretiker der Staatsrechtslehre so in Systeme faßten, waren darum nicht minder große Politiker; ließen sich auch in keinerlei Weise auf jene Constitutionsausflügelerei ein; und der conservative Geist der englischen Verfassung bei all' ihrer Elasticität, der gerade politische Sinn des englischen Volkes, seine Vorurtheile auch, seine matter-of-fact Gewohnheiten, ja jene „Stoßdummheit“ („sheer stupidity“, sagt L. Stephen), welche den Radikalen Englands so unerträglich ist, machten, daß die Theorien jener Verfassungskünstler nie eindringen, wie in dem abstractionslustigen Frankreich und dem speculativen Deutschland.

Bald auch sollte dem unklaren Widerstreben, das sich im Schoße der Nation gegen die mechanisch-rationalistische Staatsrechtslehre und ihre praktischen Forderungen regte, ein großer Sprecher entstehen, der das Wort für den dunklen Drang zu finden wußte. Burke gehörte durch seine Geburt der Lessing'schen Generation an — er war 1729 geboren —; durch den Gedanken, den er vertrat, war er ein Genosse Herder's; mehr als ein Genosse, er war für England und die politischen Theorien genau, was Herder für Deutschland und die literarischen Theorien: der Verkünder des historischen Princips, das die Weltanschauung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beherrschen sollte, der Herold, der das Zeichen zum Angriff gegen den Rationalismus und Mechanismus des vorigen Jahrhunderts gab. So hoch sich auch ein Montesquieu, ein Lessing über die platten Rationalisten ihrer Zeit erhoben, so vielfach sie auch Kraft ihres Genies das sahen, was die folgende Generation als den Kern aller Dinge darstellen sollte: sie wurzelten immerhin im Boden des Rationalismus; die Verständigkeit des common sense hatte in ihnen ihren höchsten Ausdruck gefunden, hatte sich in ihnen bis zum Genie gesteigert; war so über sich selbst hinausgegangen. Burke und Herder dagegen machen Front gegen dieselbe. Man vergleiche Lessing's und Herder's Untersuchungen über die Fabel, Hume's Essays über die „Politik als Wissenschaft“ und Burke's „Reflections“, so fühlt man sofort, daß hier zweierlei Sprachen geredet werden. Und Burke wie Herder sprachen den Grundgedanken ihrer Lehren schon in ihren ersten Jugendschriften aus. Man hat oft Burke als einen Politiker dargestellt, der seine Partei verrathen, oder doch mindestens, als er schon über die Lebensmitte hinaus war, seine Ueberzeugungen plötzlich gewechselt habe. Namentlich hat sich unser Schloffer, mit der vielen Moralisten eigenthümlichen Oberflächlichkeit, wiederholt an Burke schändlich verständig. Herr Morley und vor ihm Herr L. Stephen haben auf's schlagendste nachgewiesen, wie Burke sich im Grunde nie untreu wurde; Herr Morley hat noch überdies den Beweis geliefert, daß Burke's persönliche Rechtthaffensheit, Unbestechlichkeit und Herzensgüte über allen Zweifel erhaben sind. Burke's erste Schrift erschien zehn Jahre nach Herder's „Fragmenten“ freilich ohne den allgemeinen und erobernden Eindruck zu machen, den die Erstlingschrift unseres Läsers machte. Es war eine Parodie Bolingbroke's und seiner Manier. Den Ruf dieses „britischen Alcibiades“, den man gewagt hat mit Mirabeau zu vergleichen und in welchem selbst Herr Beth noch einen großen Staatsmann sehen will, war noch unangetastet, als der jugendliche Burke ihn auf diese Weise perffixirte. „Wer, geboren in den letzten vierzig Jahren . . . hat Bolingbroke

gelesen?" mochte er einunddreißig Jahre später selbst ausrufen. Im Jahre 1756, als Burke eine *Vindication of Natural Society* schrieb, wandte er sich noch an eine Generation, die nicht höher schwur, als bei Bolingbroke. Und welches war der Grundgedanke dieser kühnen Schrift, wenn nicht der, daß nicht ein bewußter vernunftgemäßer Vertrag, sondern Verjährung den „sichersten (most solid) aller Rechtsansprüche nicht nur auf's Eigenthum, sondern auf das, was das Eigenthum sichert, den Staat, ausmacht?" Daß die Welt zerfallen würde „wenn die Uebung aller moralischen Pflichten und die Grundlagen der Gesellschaft darauf beruhten, daß ihre Gründe jedem Einzelnen klar und nachweisbar gemacht würden?" Daß die Verfassung „ein Kleid ist, welches sich dem Körper anpaßt,“ nicht ein Mantel, der für alle Zonen gerecht ist?

Und Burke war, wie Herder, ganz von diesem einen Gedanken beseelt und ausgefüllt; seine ganze Lebensthätigkeit war eine Auseinandersetzung, Entwicklung, Variation dieses Gedankens. Seneca hatte einen gewaltigen Respect vor einem Manne, der nur ein Buch zu lesen pflegte; wieviel größer ist die Macht eines Mannes, der nur einen Gedanken hegt! Das Geheimniß von Burke's gewaltiger Wirksamkeit, bei so vielen Nachtheilen der Stellung, der Bildung und des Temperaments, liegt hier. Immer und immer wieder kam er darauf zurück, daß von der Geschichte mehr politische Weisheit zu lernen sei, als von der philosophischen Speculation; „gelernt, wohlverstanden als Gewohnheit, nicht als Vorschrift, als eine Uebung, den Geist zu stärken, nicht als ein Repertorium von Fällen und Antecedentien für einen Advocaten.“ Immer und überall erhebt er sich gegen die allgemeine Abstraction für die concrete Besonderheit, für individuelles organisches Leben. Seine Bekämpfung der demokratischen Vaterlandslosigkeit, hundert Jahre, ehe sie sich in der französischen Commune und der deutschen Socialdemokratie ganz nackt und schamlos zeigte, war wie eine Vorahnung der Wichtigkeit, der übertriebenen Wichtigkeit, welche unser Jahrhundert dem Nationalitätsprincip geben sollte. Aehnlich seine Auffassung der Aristokratie als der Trägerin der politischen Tradition gegenüber der ephemeren Existenz einzelner Politiker, wie er selber einer war. Damit wiederum hängt seine Bewunderung für den englischen Landjunker zusammen, der so recht eigentlich den Kern der Nation als historischer Einheit ausmachte und mit dem er persönlich ebenso wenig gemein hatte als mit der Aristokratie, wie es denn überhaupt bedeutenden Menschen oft begegnet, daß sie das am höchsten schätzen, was ihnen selbst abgeht. Die wahre Aristokratie, und gar die wahren Landjunker wissen wenig, was sie im Staate bedeuten: es bedarf erst der Eintagsfliege eines irischen Literaten, um ihnen ihre Bedeutung zum Bewußtsein und in eine Theorie zu bringen. Dazu gehört freilich Burke's wunderbare Fähigkeit zu generalisiren, ohne die Thatsachen aus den Augen zu verlieren, und „seine Weite des Blickes bei seiner Lebendigkeit der Sympathie“ (L. Stephen). Gerade dadurch nun überlebt am Ende doch die süße Frucht, die mit dem Sommer stirbt und mit der er sich vergleicht, alle die vielhundertjährigen Eichen, unter deren Schatten sie gereift.

Auch die anscheinende Inconsequenz in seiner politischen Laufbahn erklärt sich aus dieser historischen Grundansicht vom natürlichen Wachsthum, dem



organischen Werden eines gesunden Gemeinwesens. Es war nur ein Gegner des Umsturzes, der diesen Werdeproceß unterbrach, um die Schöpfungen des willkürlichen Verstandes an dessen Stelle zu setzen; nicht der Reformen, die ihn erleichterten und förderten. „Wenn der Grund alter Einrichtungen dahingegangen, so ist es absurd Nichts als ihre Last zu bewahren. Das heißt abergläubisch eine Leiche balsamiren, welche nicht eine Unze der Körner werth ist, die man daran wendet, sie zu erhalten.“ Daher denn auch seine liberalen Reformvorschläge, welche Abstellungen von Mißbräuchen bezweckten, den Einfluß und die Bestechungsmacht der Krone auf's Parlament beschränkten und im Grunde mehr zur Unabhängigkeit des Unterhauses und zur Wahrhaftigkeit der politischen Lehren beitrugen, als die beiden großen Wahlreformen unseres Jahrhunderts. Daher auch seine lebhafteste Parteinahme für die Nordamerikaner. Der Unabhängigkeitskrieg war in der That, nach J. Morley's tiefer Bemerkung, ein zweiter englischer Bürgerkrieg und in diesem Bürgerkrieg stand Burke auf der Seite derer, die nicht — oder doch noch nicht — allgemeine Menschenrechte, sondern die geschriebenen und verbrieften Rechte britischer Unterthanen anriefen; und er stand hier fast ganz allein gegen die Nation, die leidenschaftlich den Krieg wollte. Erst als die französische Revolution ausbrach, begann er den Zusammenhang beider Bewegungen einzusehen. Und er zögerte nicht einen Augenblick. Vom ersten Tage an denunzirte er die Revolution als ein Werk des Verstandeshochmuths, der sich unterfange die Geschichte von Neuem zu beginnen, in Wirklichkeit aber sich in die Dienste der rohesten Leidenschaft begeben hatte. Als noch ganz Europa für die hohen Gedanken der Revolution schwärmte, noch ehe die Bastille gestürmt war, sah dieser Prophet des Conservatismus die Quellen der Bewegung und die Extreme, zu denen sie führen mußte, mit derselben unerbittlichen Klarheit, mit welcher sie in unseren Tagen ein Tocqueville, ein Sybel, ein Laine, Dank den tiefsten und eindringendsten Forschungen, erkannt haben.

Burke war keineswegs der Aristokratendiener, als den man ihn darstellt; aber er hielt die Freiheit für unmöglich ohne Aristokratie; das wenigstens sah selbst ein Mirabeau noch vor seinem Tode ein, daß die neue Verfassung Frankreichs einen Richelieu hätte entzünden müssen, da ihre gleiche Oberfläche die Ausübung der absoluten Gewalt so sehr erleichterte. Und obschon Burke keineswegs die Verachtung für die „großen bösen Männer“ von Richelieu's Art hegte, welche unsere Demokraten an den Tag legen, so war er doch der Ueberzeugung, daß eine ruhige organische Entwicklung solchen genialen Chirurgen vorzuziehen sei. Und er bestritt nicht nur die politische Befähigung der Abolatenversammlung von 1789 schon mit den thatsächlichen und logischen Beweisen, denen Laine erst in unsern Tagen einige Geltung hat verschaffen können; er zog auch die Nothwendigkeit selber einer gewaltsamen Revolution in Frage. Er hatte kurz vorher Frankreich bereist und sich überzeugt, daß die große Umwälzung nicht durch unerträgliche Leiden hervorgerufen war. Das mag nun freilich eine recht oberflächliche Beobachtung gewesen sein; aber weil eine Umwälzung und eine schnelle Besserung der Umstände nothwendig war, so ergibt sich noch nicht, daß die Greuel von 1789 oder gar die von 1792, 1793, 1794 unerläßlich waren, um einen besseren Zustand herbeizuführen. Sicherlich ist die Anschauung, welche

meint, die Bewegung rechts oder links eines Generals oder eines Staatsmannes könnte den ganzen Strom der Geschichte in andre Betten leiten (eine Anschauung, die selbst ein Redy manchmal zu theilen scheint) eine äußerst mechanische, die selbst der indirecteste Schüler Hegel's nicht wird gelten lassen wollen; aber auch im andern Extrem kann man zu weit gehen. Wol war die große Revolution nothwendig, das muß Herrn Morley zugegeben werden, und keine Menschenkunst hätte sie aufhalten können; aber mußte sie wirklich so greuelhaft sein? Mußte wirklich all' dies Blut vergossen werden, um die neuen Zustände zu schaffen? Das Beispiel von P. Leopold's Wirksamkeit in Toscana dürfte das Gegentheil beweisen. Warum Männer wie Turgot und Malesherbes nicht Dasselbe hätten vollbringen sollen, wenn sie der schwache König nicht hätte fallen lassen, ist durchaus nicht abzusehen. Daher denn auch die Entrüstung der großen Katharina über diese Greuel keineswegs so inconsequent ist, als sie Herr Morley darstellt. Wol hatte sie Voltaire und Diderot persönlich geehrt und geschätzt, ihre Ideale zu den Ihrigen gemacht; aber würden nicht auch Voltaire und Diderot ihre Entrüstung getheilt haben, wenn sie ihre Ideale auf solche Weise verwirklicht gesehen hätten? Und Burke sah weiter als sie: er sah, was dem Ideale selber mangelte und wie es nothwendig zu jenem Triumphe — nicht etwa der Interessen und Gefühle der Armen an Gut und Geist, die überall die ungeheure Mehrheit des Volkes sind, — sondern der Mittelmäßigkeit der Bildung, der Gesellschaft, des Geistes und des Charakters führen mußte, dem wir heute beizuwohnen und der der ganzen Natur eines Voltaire hätte widerstreben müssen. Burke's leidenschaftliche Erbitterung, die über alles Ziel hinaus- schoß und ihn sich soweit vergessen ließ, daß er zu den geschmack- und maßlosesten Insulten griff, muß uns über die ersten Beweggründe seiner Haltung so wenig täuschen, als Herder's verbitterte und gehässige Stimmungen uns an seinem edlen Streben irre machen. „Tu te saches, donc tu as tort,“ sagt das französische Sprichwort und Burke selbst meint irgendwo: „die schwächsten *Raisonnements* machen mir die größte Angst, weil sie die stärkste Leidenschaft verrathen.“ Auch er „*raisonnirte*“ am Ende nur noch sehr schwach und tobte wie ein Wahnsinniger. Darum war der Krieg, den er führte, doch in der ganzen Richtung des Menschen von Anfang an gegeben. Jene sheer stupidity, welche die Radikalen J. St. Mill'schen Bekenntnisses im englischen Toryismus sahen, erblickte er in der Unfähigkeit seiner Zeitgenossen die Leere und Unfruchtbarkeit des rationellen Staatsprincipes einzusehen: nichts aber ist häufiger als Menschen von gemäßigten Ansichten in blinden Zorn gerathen zu sehen, wenn sie gewisse Wahrheiten, die ihnen sonnenklar vor der Seele stehen, ehrlichen und sonst geschickten Deuten durchaus nicht begreiflich machen können. Wenn man sich nun erinnert, welche Wichtigkeit selbst die größten Denker jener Zeit den äußerlichsten Regierungsformen beileigten, so kann man sich auch vorstellen, welche Anstrengung es erforderte, Burke's Gedanken, nicht nur den Interessen und Gefühlen — die waren zum größten Theil auf seiner Seite — sondern auch dem Verständnisse der Zeit nahe zu bringen.

Nicht nur Männer wie Paine predigten auch in England, alle Könige und Priester seien Betrüger, Sozialismus müsse so gut verschwinden wie Aberglaube,

Demokratie und Naturreligion in Rousseau's Sinne seien die einzigen Wahrheiten; auch Priestley sprach in ähnlichem Sinne; auch Bentham ignorirte noch vollständig die historische Methode in der Politik und war „fast den überlieferten Religionen und Einrichtungen so feindlich als Rousseau, wenn schon er seine Abneigung in einem sehr verschiedenen Dialekt aussprach.“ (S. Stephen.) Meinte doch selbst ein Hume, Geseze und Einrichtungen wären „ganz unabhängig von den Sitten und dem Temperament der Menschen“, wo Burke behauptete, „Geseze reichen nicht weit; wie man auch die Regierung einrichte, der bei Weitem größte Theil derselben hänge von der Weise ab, wie die Gewalt ausgeübt werde. Aber die Klugheit und Ehrlichkeit der Staatsdiener, auf welchen aller Nutzen und alle Macht der Geseze beruhe, würde im (künstlich hergestellten) Gemeinwesen nichts besseres sein als ein Plan auf Papier, nicht eine lebendige, wirkende, entscheidende Verfassung“. Fox und Sheridan, möchte ich, Herrn. Morley's Worte variirend, sagen, bewunderten die constituirende Nationalversammlung auf Grund rationaler Staatsrechtslehre; Burke verurtheilte sie auf Grund historischer Staatsrechtslehre. Und diese Lehre hatte er lange vor 1790 gepredigt. Es war nur consequent, wenn er jetzt die Eingriffe des Volkes in die geschichtliche Entwicklung, ebenso streng beurtheilte als früher die Eingriffe der Könige. Wol hatte er selbst früher behauptet, man müsse einen Schleier über alle Ursprünge der Regierungen werfen und damit die innerste Nothwendigkeit alles Staatslebens ausgesprochen, während er jetzt den Schleier von dem in Geburtswehen liegenden Frankreich unbarmherzig abriß. Aber jene Forderung bezog sich nur auf die Vergangenheit, nicht auf die Gegenwart. Erst verjährte Einrichtungen sollten dieses Benefiz haben, daß man ihren Ursprung nicht in Frage ziehe; so lange noch was zu hindern war, so lange noch möglich das Alte zu erhalten und friedlich umzugestalten, durfte, mußte er gegen die gewaltsame Operation protestiren, die sich unterfing, die Macht zu erschüttern,

„Die in verjährt geheiligtem Besiz,  
In der Gewohnheit fest gegründet ruht,  
Die an der Völker frommem Kinder glauben  
Mit tausend jähren Wurzeln sich befestigt.“

So sehr er übrigens auch der Leidenschaft erlaubte, seiner Herr zu werden, Burke blieb doch immer ein echter Britte im Seltenlassen des Thatsächlichen. Wol verfiel er selbst einmal aus Leidenschaft in das Extrem, das er bekämpfte, und wurde selber so mechanisch, als es nur ein Mähly oder Sieges sein konnte, wenn er die ganze Revolution als ein planmäßig angelegtes Werk, als das „Ergebniß eines Complottes“ ansah; aber in seiner Theorie ging er doch nie bis zu der Absurdität, zu welcher französische Dogm einen Joseph de Maistre brachte, wenn er als letzte Instanz der geheimnißvoll wirkenden geschichtlichen Mächte das Papstthum angesehen wissen wollte!

So untergeordnet als Schriftsteller Burke auch einem Montesquieu und Hume gegenüber erscheint, in der Einsicht in das wahre Wesen der britischen Verfassung ist er doch Beiden überlegen. Es ist auch hier wieder das Verhältniß Herder's zu Lessing. Burke war so wenig Staatsmann als Herder Dichter und, wie Lessing „mit Röhren und Pumpen“ am Ende doch größere positive Leistungen

hervorbrachte, als Herder mit all' seiner Inspiration, so blieb auch Burke als thätiger Politiker weit hinter dem zurück, was seine Zeitgenossen von ihm erwarteten. Obschon durchaus rednerisch angelegt wie Herder, war er doch kein großer Redner, nicht einmal ein großer Schriftsteller — Herr Morley wird mir die Rekehrerei verzeihen, aber Burke's Stil ist kaum noch genießbar, trotz (oder wegen?) all' seines Feuers —, er war ein politischer Pamphletär von Genie und da das Pamphlet damals war, was heute ein Zeitartikel ist, ein politischer Journalist ersten Ranges, wie Herder ein literarischer Journalist ersten Ranges war; immerhin ein Journalist, der die Hand in den Geschäften gehabt hatte, nicht wie die Unsern nur über Politik reden konnte, sondern Politik gemacht hatte. Dies ist seine Ueberlegenheit, nicht die Buchgelehrsamkeit, wie sein neuester Biograph es gerne möchte. In der That, meint Herr Morley, Burke's Beispiel beweise, daß Bücher eine bessere Vorbereitung für den Staatsmann seien als frühe Praxis; meiner Ansicht nach beweist er gerade das Gegentheil. Seine Ueberlegenheit als Denker über einen Pitt oder Fox mag Burke mit aus den Büchern geschöpft haben; seine staatsmännische Unfähigkeit wurde nicht dadurch gemindert. Diese Unfähigkeit lag eben nicht nur in seinem ersten Bildungsgang, noch in seinem reizbaren Temperament, sondern auch in seiner Geistesanlage selber: er war ein Prophet, ein Anreger und als solcher hat er Großes gewirkt; zum praktischen Staatsmann fehlte ihm so gut wie Alles. Seine Wirksamkeit war darum doch nicht nur auf die Gedankenwelt beschränkt. Nicht alle seine Vorschläge zur Reform des Unterhauses und der Kronländerverwaltung setzte er durch; es gelang ihm nicht, den nordamerikanischen Krieg zu verhindern; W. Hastings, den er so unerschrocken verklagte, wurde freigesprochen: aber die Verhältnisse der Krone zum Parlament, Englands zu Nordamerika, des Mutterlandes zu Indien gestalteten sich doch, wie er es gewünscht und weil er es so gewünscht, alle seine Kraft an die Verwirklichung dieses seines Wunsches gesetzt hatte.

Ich will hier nicht länger bei Burke verweilen, trotz seiner bedeutenden Stellung in der Geschichte der englischen Weltanschauung, noch die Parallele mit Herder allzuweit ausspinnen; sonst könnte ich der Vergleichungspunkte noch viele hervorheben, vor Allem in seinen moralisch-ästhetischen Urtheilen — er spricht von „Tom Jones“ etwa wie Herder von „Gott und der Bajadere“ —; in seiner Stellung gegen die Atheisten, wie er denn auch sehr viel zu dem modernen Vorurtheil beigetragen hat, daß politischer und religiöser Conservatismus zusammen gehen müssen, während doch aller höhere Conservatismus wenigstens soviel Stepfis voraussetzt, als zur Toleranz nöthig ist; in seinem Mangel an Humor u. s. w. Es muß genügen, wenigstens angedeutet zu haben, daß die Reaction des Werbeprinzips gegen das Machep Prinzip in staatlichen Fragen von Burke ausgeht, wie es in literarischen von Herder ausgeht. Beide aber sollten ihren Rückschlag auf's gegenseitige Gebiet ausüben. Die Reaction der Savigny'schen und Raumer'schen Schule geht ebenso auf Herder zurück, wie Burns und W. Scott auf Burke zurückdeuten.

### III.

Ob die Johnsons und Goldsmiths, die Garrick's und Reynolds', die allabendlich mit Burke im Caffeehaus saßen, ihren Freund wirklich ganz verstanden?

Wohl hat Goldsmith schöne anerkennende Worte von dem „guten Edmund“ gesprochen,

whose genius was such,  
We scarcely can praise it or blame it too much;

aber er fügt doch noch hinzu, daß dieser große Genius

too deep for his hearers, still went on refining  
And thought of convincing, while they thought of dining.

Es ist wahrscheinlich, daß selbst der stramme Conservative, Johnson, der das Scepter in jenen Versammlungen hielt, seinen Freund, den Deuteronisten in diesen Unterhaltungstournieren, „zu tief“ fand; wenn er das innerste Wesen alles Conservatismus aneinandersezte. Es war doch eine andere Welt, in der sie sich Alle bewegten: die Welt Hobbes' und Locke's, Pope's und Addison's. Der Einzige der Gesellschaft, der auf dem Grunde dieser rationalistischen Weltanschauung, Kunstwerke ersten Ranges hervorgebracht und damit, thatsächlich, wenn nicht theoretisch, die Lehre Burke's von der Allmacht der organisch wirkenden Kräfte dargelegt, Fielding war schon nicht mehr in London, als Burke herüberkam und starb fern in Bissabon, zwei Jahre ehe die Erstlingschrift des Propheten erschien. Wol war Johnson durchaus conservativ gestimmt, aber er war's aus ganz anderen Gründen als Burke; wol hatte Goldsmith ein gewisses poetisches Naturgefühl, das schon die literarische Reaction ankündigt, aber das menschlich-psychologische, ja sociale Interesse steht doch immer im Vordergrund, im „Traveller“, wie im „Vicar of Wakefield“. Alle diese Leute waren ja Erststädter und Literaten vom Handwerk, im Gegensatz zu dem vornehmen Dilettantenthum der Bolingbroke's und Shaftesbury's der Addison'schen Zeit. „Nur ein Esel (blockhead) kann schreiben, wenn er nicht bezahlt wird“, meinte der gute Johnson. Und auch die Leser waren meist Städter: das Publicum der vorhergehenden Zeit bestand aus Aristokraten und Gelehrten; jetzt begann der wohlhabende Kaufmann, der Advokat, der Arzt, begannen sogar die Frauen des Mittelstandes zu lesen; und die Rückwirkung ließ nicht auf sich warten: noch heute bildet der general reader Englands jenen wunderbaren Resonanzboden, dem Nichts auf dem Festlande gleichkommt, der auch der leisesten Berührung antwortet, oft gellend, oft dumpf und stumpf, oft entstellend, aber immer antwortet.

Bis dahin war das Landleben das tonangebende der englischen Gesellschaft gewesen; es war, was es heute zwar noch in der Regel, aber nicht mehr ausschließlich ist, die eigentliche Existenz des Gentleman. Schon unter Anna hatte sich dagegen die sogenannte „Stadt“ als herrschende Gesellschaft gebildet; schon Addison sprach von town and country ganz wie Molière und La Bruyère von la cour et la ville. Die „Stadt“ aber, im Gegensatz zu den Landjüngern und dem Hofe, meinte die literarischen und finanziellen Kreise der Hauptstadt, die sich für die Nation hielten und denen „Lampelbar der Mittelpunkt der Welt war“. (Stephen.) So viel Goldsmith auch von dem schönen „verlassenen Dorfe“ und seinen Reizen erzählen mag, wohl fühlte er sich doch nur im Londoner Kaffeehaus. Johnson gar sah keinen anderen Unterschied zwischen der romantischen Natur von Wales und der friedlichen Landschaft Englands, als daß „statt kahler und unfruchtbarer Hügel hier grüne und frucht-

bare“ seien; und er zog sein Leben über die Reize von Fleetstreet denen von Greentwich Park vor. Wol starb in der großen Masse der Nation die alte Lust am Landleben nie aus, aber es war die Freude der Jäger und Landwirths, nicht die der gefühlvollen Naturschwärmer, wie auch die nie aussterbende Liebe zur Vergangenheit stets aus einem antiquarischen und moralischen, nie aus einem künstlerischen Interesse entsprang, weshalb doch beide Gefühle nicht wenig dazu beitrugen, die nüchterne Verständigkeit des 18. Jahrhunderts in England merklich zu mäßigen. Auch ging England in der landschaftlichen Gartenkunst wie in der Fürsorge für Erhaltung alter Monumente dem Festlande um ein Menschenalter voraus. Der starkausgeprägte Sinn der Engländer für Individualität trug ebenfalls zu dieser Milde bei, indem er sie vor den äußersten Excessen zahlter Allgemeinheit bewahrte. Die Kunst der Charakteristik und das Gefallen daran blieb selbst in jener Periode literarischer Abstractionen das Erbgut der englischen Dichter und Romanschriftsteller. Dieser Sinn für psychologische und künstlerische Charakteristik, nicht die Eitelkeit der Vornehmen, wie Lessing annimmt, erklärt auch die Blüthe des Porträts, welche in England den Verfall der heimischen wie der festländischen Kunst lange überlebte. Und, wie das Porträt so die Schauspielkunst. Garrick wußte zu individualisiren wie Reynolds und durch diese Individualisation brachte er Shakespeare wieder zu Ehren, den eine Zeit, die nur an Darstellung der Leidenschaften in abstracto Gefallen fand, nicht hatte verstehen können.

Auch Reynolds und Garrick gehörten zu jenem historisch gewordenen Unterhaltungsclub, an dessen Spitze Dr. Johnson saß. Die Ausländer, die Johnson im „Rasselas“, in den Biographien der Dichter, im Shakespearecommentar suchen, haben Mühe, die hervorragende Stellung zu begreifen, welche Johnson in der englischen Literaturgeschichte einnahm und noch immer einnimmt. Seine Bedeutung lag offenbar ganz in der Persönlichkeit und die Persönlichkeit ist uns in dem wunderbaren Buche seines Edermann-Boswell so lebendig erhalten, daß wir den Mann vor uns zu sehen glauben. Selbst die Werke eines Rousseau, welche die Welt berauschten, könnten uns keinen Begriff von Rousseau's Wirkung geben, hätten wir nicht die „Bekenntnisse“, die uns die Genialität des Menschen nahe bringen; wie viel mehr ist's bei Johnson's blasser schriftstellerischer Production nothwendig, den Menschen kennen zu lernen, um zu begreifen, wie und warum ein Richardson, ein Goldsmith, ein Burke, ein Reynolds zu ihm hinaussahen. Johnson war aber nicht nur ein selten guter, ein selten wahrhaftiger und selten geschickter Mann; er war auch einer der größten Gesprächskünstler seiner Zeit, die im Gespräche oder im Briefe, das ein geschriebenes Gespräch ist, lebte und dachte, wie unsre in der Zeitung. Aber wie ganz anders war dies englische Gespräch als das französische; wie viel derber, humoristischer, thatsächlicher; und wer hätte es an Verbotheit, Humor und Thatsächlichkeit mit Johnson aufgenommen?

Es waren in eminentem Sinne Männerunterhaltungen, diese Kaffeehausgespräche, wo die Herren Stunden lang angenagelt saßen um ihren Stammgastisch; während die französische Unterhaltung im Salon und in dem unausgesprochenen Wettkampf um Frauengunst unter immer wechselnden Rollen und bei immer wechselnden Sätzen, leicht und urban über die Sachen und Personen weggliet. Wol war

es dieselbe heitere Moral, welche „die Tugend in allen ihren natürlichen und verführerischen Reizen sah und sich ihr unbefangen, zutraulich und liebevoll nahte, sie ihres düsteren Gewandes entkleidete, womit so viele Theologen und Philosophen sie beträgt, um Nichts zu Tage treten zu lassen als ihre Milde, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit, ja, in passenden Augenblicken auch Spiel, Scherz und Ausgelassenheit“ (Hume); aber selbst diese sittliche Heiterkeit gab sich doch hauptsächlich nur in Männerkreisen freien Lauf. Die Frauen, welche noch unter Königin Anna einen so großen Einfluß auf Staat, Literatur und Gesellschaft übten, und, wenn man Defoe glauben darf, „keine Muße hatten zu leben, wenig Zeit zu essen und schlafen und gar keine, ihre Gebete zu sagen“, so sehr „waren alle Regierungs-, Staats- und Kriegssachen die Provinz der Damen geworden“, — die Frauen waren verbannt aus jenen Zusammenkünften der sechziger Jahre und in den Salons, wo sie zu finden waren, füllte das leidenschaftliche Hazardspielen alle ihre Stunden aus. Johnson graute ein wenig vor den politischen Weibern, und gar dem unparteiischen billigen Goldsmith war die pétroleuse zuwider, die in jeder Frauennatur zu schlummern scheint und geweckt wird, sobald sie in politischen und religiösen Kämpfen Partei ergreift. Auch ist die Engländerin weniger für die Gesellschaft geschaffen als die Französin: ist sie frei, so überschreitet sie leicht die Grenze, wo die Freiheit unschön und unweiblich wird, eine Grenze, welche die Französin selten überspringt. Als der moralisch sehr strenge Burke Madame du Barry neben Ludwig XV. in der Kirche sah, fand er, daß „das Laster selber die Hälfte seines Uebels verliere, indem es alle seine Rohheit verliere“. Hat die Engländerin geistige Interessen, so verleugnet sie gern die Natur, strebt geschlechtslos zu sein und wird reizlos; denn was der Unterhaltung einer Frau Reiz verleiht, ist ja weniger der Inhalt dessen, was sie sagt, als daß es den Stempel ihres Geschlechtes trägt. In England lebt die gesellschaftliche Weiblichkeit eigentlich nur in den jungen Mädchen; und junge Mädchen waren in Will's Caffeehaus nicht an ihrer Stelle.

Hier aber gab sich das Bedürfniß allgemeine Gedanken und Urtheile mitzutheilen freien Lauf und ward das Gespräch bis zu einer wahren Gymnastik getrieben. Es waren Tourniere, in welchen Jeder nicht nur zu glänzen, sondern auch zu fliegen wünschte und Johnson stand nicht an, „wenn seine Pistole versagte, Einen mit dem Kolben niederzuschlagen“, wie Goldsmith sagte. Aber er verlangte würdige Gegner: „Erst wenn man einem Mann im Gespräch auf den Leib rückt, sagt er selber, kann man entdecken, was sein wahrer Werth ist.“ Alles Monologistiren vom Ratheber, der Kanzel, der Advokatenbank oder dem Deputirtenstiz sei leicht und unfruchtbar; erst der Dialog bringe alle Kräfte heraus; und er schätzte Burke namentlich deshalb so sehr, weil er das Talent hatte, ihn dermaßen anzuregen, daß er alle seine Kräfte aufbieten mußte, um ihm ebenbürtig zu begegnen. Denn, nächst Johann, für „den man nur die Klingel zu ziehen hatte“, um sich ein Verdienst um die Gesellschaft zu erwerben, war Burke der gewandteste. Doch fehlte es ihm an Wiß. Goldsmith hätte Den wohl gehabt, nur kam er meist zu spät zum Vorschein, er war der esprit de l'escalier des armen Teufels, der aus seiner langen Armuth und niederen Lage die Schwäche mitgebracht hatte, sich leicht von den Selbstgewissen verblüffen zu lassen, wo-

gegen sein Landsmann Burke ein sehr seltenes Talent hatte, seine demüthigen Lebensanfänge ganz zu vergessen.

Es war ein echt englischer Kreis, der sich da zusammenfand, obgleich die Irländer darin eine so große Rolle spielten und obgleich wir ihn vornehmlich durch den Schotten Boswell kennen; und es ist interessant zu beobachten, wie sehr es England in diesem Jahrhundert gelang, die fremden Kräfte zu assimiliren und die fremden Einflüsse zu verarbeiten, weit mehr als früher und seit dem. Selbst Swift und Hume, welche mit ganzer Seele an ihrer irischen und schottischen Heimath hingen, dort den größten Theil ihres Lebens zubrachten, England haßten, wie man nur die Fremdherrschaft haßt, waren nicht nur durch die Sprache, sondern auch in der Methode, in der Lebensanschauung echte Engländer. Auch Goldsmith war intellectuell, wenn nicht von Charakter, ganz Engländer und seine literarische Thätigkeit stand noch ganz unterm Einfluß der Reaction Addison's gegen den neuenglischen Seicentismus der Dryden'schen Zeit. Wohl kannte er das Festland trefflich, aber er wurde wie Gibbon zu „einem continentalen Europäer, statt eines insularen Engländer's“ (Morison). So auch Adam Smith und mehr noch die späteren Schotten, wie Robertson und Dugald Stewart, Erskine und Blair, dann Burns, W. Scott, Jeffrey; sie mochten sehr unenglisch in Anlage und Charakter sein; sie lebten darum doch das ganze englische Geistesleben mit, als ob sie selber Engländer wären.

Man pflegt in England diese Jahre der englischen Literaturgeschichte als eine Pause anzusehen: Nichts scheint mir unberechtigter. Jedenfalls fällt Goldsmith befriedigend genug die kurze Spanne Zeit zwischen Fielding und Sterne, zwischen Pope und Cowper aus, um nur den Roman und das Gedicht zu erwähnen; und auch in der Komödie hat die vorhergehende und folgende Zeit Nichts hervorgebracht, das den Good natured man und She stoops to Conquest überträfe. Essayism aber und literarische Kritik, Philosophie und Geschichtsschreibung waren nie blühender als zwischen 1750 und 1780. Dazu bereitete sich in jener Zeit schon der Umschwung vor, der gegen Ende des Jahrhunderts eintreten sollte. Ja, schon in Richardson, der die von Defoe geschaffene Form des Romans weiter entwickelte, sind die Ansätze zu jener Bewegung. Die Schilderung der unmittelbaren Gegenwart in persönlicher Erzählung oder Briefform, die psychologische Entwicklung der Charaktere, die sein großer Gegner Fielding dann zur Vollenbung führte; die Empfindsamkeit, welche Rousseau auf dem Festlande in die Mode brachte, finden sich sämmtlich schon in Richardson. Größeres that Fielding durch seinen genialen Realismus, um der poetischen Production wieder den Boden zu geben, den sie fast unter den Füßen verloren hatte; Sterne durch seine lecke Befreiung der subjectiven Saune — Nießsche nennt ihn mit Recht den freiesten aller Schriftsteller. Ja, Johnson selber trug auf seine Weise zur Reaction der achtziger und neunziger Jahre bei. So sehr er auch Shaftesbury's Antipathie gegen die Schwärmer und Enthusiasten theilte, welche der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts den Ton gab, so wenig konnte er sich mit des „Virtuoso“ Optimismus und Kosmopolitismus befreunden. Obwol ganz ein Mann der Common sense Schule, ja in einem Sinne ihr letzter und höchster Ausdruck, war er doch kein Freund der Deisten, die ihm an



seine englische Kirche rührten; in einer Zeit, wo alle Talente, selbst die eines Burke, sich in den Dienst der Whigs begeben hatten, war er ein Stocktort; denn obgleich er ein Verstandesmensch war, der einen Shakespeare nach abstracten Regeln beurtheilte, so wollte er im Staat doch nur die Praxis und die Tradition gelten lassen und die brittische Verfassung war ihm eine Musterverfassung, weil sie lebte und geworden war, nicht weil sie alle theoretischen Bedingungen des „fanciful“ Montesquieu erfüllte. Während Alle für Frankreich schwärmten, alle nationalen Schranken verwarfen, wollte er nur Engländer sein und empfand es fast als eine Impertinenz, wenn die Schotten auch eine Nation sein wollten; vor Allem, während es Mode war Alles zum Besten in der Besten der Welten zu finden, war er es, der gegen diesen Glückseligkeitsstaukel reagierte; und zwar was charakteristisch ist, nicht durch plumpe Satire wie Mandeville in der Bienenfabel, noch durch seinen Spott wie Voltaire, im „Candide“, sondern mit einer Art Melancholie, die tief in seinem Wesen lag, und indem er der Welt die dunkle Seite der Natur wie der Gesellschaft zeigte. Die Young'schen „Nachtgedanken“ und „Originalcomposition“ sind fast gleichzeitig mit Johnson's „Rasselas“. Wie Percy's, Bowth's, Wood's Bemühungen sich an die Young's angeschlossen, ist ein in Deutschland oft behandeltes, in England sonderbarer Weise sehr vernachlässigtes Thema; wie Macpherson's und Chatterton's Fälschungen aus jenem dunkeln Drange nach Wiederanknüpfung der historischen Fäden entsprangen; wie endlich die langsam reisende dichterische Reaction aus den Tiefen der Volksseele siegreich jubelnd hervortrat in R. Burns' Liedern, das ist uns Allen eine wohlbekannte, ja vertraute Geschichte; denn sie ist der begleitende Pedalkton unserer eigenen Geistesgeschichte. Der Gedanke, der bei uns wissenschaftlich und dichterisch entwickelt und bis in seine äußersten Consequenzen verfolgt wird; der Gedanke, welcher unserer ganzen modernen Nationalbildung und Weltanschauung zu Grunde liegt, der Gedanke, der durch uns auf mehr denn ein halbes Jahrhundert hinaus der herrschende in der höheren Geistesphäre Europa's geworden ist — wir erkennen ihn wieder bei unseren germanischen Vettern und die Form, die er dort annimmt, stört uns nicht, hindert uns nicht, ihn als den Bundesgenossen in dem Kampfe gegen den Mechanismus der vorhergehenden Zeit anzuerkennen, den zu stürzen so recht eigentlich unsere literarische Sendung war. Weniger bekannt ist bei uns die Bewegung, welche sich gleichzeitig im Schoße der englischen Kirche vollzog und der halb Entschlafenen neues Leben und neue Kraft gab, die auflösend wirkenden Elemente ausschied.

Sehr schön führt Herr L. Stephen aus, wie jene ganze schöne Literatur des 18. Jahrhunderts eigentlich nur der symbolische und sinnliche (emotional) Ausdruck der Gedankenbewegung dieses Jahrhunderts ist, wenn sie auch gleichzeitig, wie's wol nicht anders sein kann, den permanenten Charakter des englischen Geistes darstellen. Alle, noch immer in der englischen Nation so unvermittelt nebeneinander lebenden Gegensätze muthigster Wahrhaftigkeit und directester Heuchelei, cynischen Egoismus und edelster Generosität, toller Verschwendung und harter Habsucht, roher Grausamkeit und lebhaften Mitleids, leben vor uns in den literarischen Denkmälern jener Zeit und doch spiegeln sich darin fortwährend Gefühle, Typen und Sitten, welche längst aufgehört haben zu existiren;

vor Allem aber jene Gedankenwelt, gegen welche die oben geschilderte Reaction sich wandte und welche wir mit dem Namen des theologischen Rationalismus zu bezeichnen pflegen. Damit ist denn auch der Grundmangel jener Literatur charakterisirt: eine so kalte und mechanische Weltanschauung wie der Deismus, von dem die ganze philosophische Bewegung ausging, konnte der Phantasie nur mageren Boden bieten. Wie viel reicher noch als die leblose Gottheit dieser Zeit war selbst die strenge biblische Welt Milton's, und gar die gestaltenreiche Romantik von Spenser's und Shakespeare's Zeit, als Fee Abundus noch die Welt regierte!

## IV.

Wohlthätiger, wenn nicht vertiefender und verinnerlichender, war der Einfluß der großen, von Hobbes und Locke ausgehenden, philosophisch-kritischen Bewegung und der Newton'schen Naturphilosophie auf das religiöse Leben, und die politische Windstille der Walpole'schen Zeit war dieser philosophisch-theologischen Thätigkeit sehr günstig. Newton selber freilich hatte keine Ahnung von der Tragweite seiner Entdeckungen in religiösen Fragen und „beugte seinen mächtigen Geist immer weiter zu jener Thätigkeit des RäthselLösens, die er Prophetendeutung nannte“ (L. Stephen); aber Hobbes wußte sehr wohl was er that. Man unterschätzt oft Hobbes Einfluß. Freilich hatte er nur wenig Schüler und seine Staatsrechtslehre wurde thatsächlich für immer beseitigt durch die Revolution von 1688. Allein, — Herr L. Stephen thut wohl daran, es uns in's Gedächtniß zu rufen — ein Schriftsteller, der eine Reaction hervorruft und zahlreiche Widersacher zählt, thut ebensoviel für die Ideenerzeugung als der, welcher seine eigenen Gedanken verbreitet. Und dann: die Folgerungen, welche Hobbes aus seinen Prämissen zog, mögen von den folgenden Geschlechtern mit Entrüstung verworfen worden sein, die Prämissen selber bilden doch die Unterströmung der ganzen Gedankenbewegung des vorigen Jahrhunderts. Wenn er behauptet, daß die Bibel nach der Methode historischer Kritik geprüft werden müsse, so ließ sich Bayle das wohl gesagt sein. Was er in Bezug auf die Verschiedenheit der Moral je nach Ort und Zeit sagte, ward das *Credo* Voltaire's, wenn er auch nicht so weit ging wie Hobbes, die positiven Gesetze jeden Landes mit den Moralgesetzen zu identificiren. Rousseau's Theorie der Souveränität und des Gesellschaftsvertrages ist im Grunde die von Hobbes, nur daß der Souverän ein verschiedener ist. Wenn Locke die eingeborenen Ideen von Sittlichkeit leugnet, steht er nicht auf Hobbes Schultern?

Praktisch freilich in Bezug auf's Leben war Locke's Thätigkeit eine Reaction gegen die Hobbes. Er ward der Kirchenvater des Constitutionalismus, wie jener der des Absolutismus gewesen war; er ward der Stifter der Nützlichkeitmoral, die im ganzen vorigen Jahrhundert herrschte, obschon erst Bentham sie in ein vollständiges System brachte; er ward vor Allem der Prophet der kirchlichen Toleranz, welche der schönste Zug in der Zeitphysiognomie ist. Auch die Locke'sche Philosophie war ein echtes Kind Englands und seines gesunden Sinnes für's Thatsächliche, seiner Abgeneigtheit gegen Systeme, seiner Ehrfurcht für gegebene Einrichtungen und Vorurtheile, seiner Neigung zu Compromissen mit dem Bestehenden: daher denn

auch der Engländer Johnson, obſchon im gegneriſchen politiſchen Lager, in ſeinem Mißtrauen gegen ſpeculative und ſkeptiſche Philoſophie ganz Hockianer war. Daß Hocke's Philoſophie in ihren Conſequenzen doch zu Hume's Skepticiſmus führen mußte, darf uns nicht irre machen. Er wollte ſtehen bleiben, die Offenbarung nicht antaſten, Gott und Unſterblichkeit nicht in Frage ziehen; aber der ſpeculative Schotte — die Schotten, die den Deutſchen in ſehr Vielem ähneln, ſcheinen auch den Sinn für Speculation mit den Deutſchen zu theilen — Hume blieb nicht ſtehen. Wol erklärte er, „unſere heiligſte Religion beruhe auf dem Glauben, nicht auf der Vernunft, und es ſei der ſicherſte Weg ſie zu gefährden, wenn man ſie einer Unterſuchung unterwürfe, die ſie nicht verträge“; das hinderte ihn aber nicht, die philoſophiſchen Grundlagen der Religion vor's Gericht der Vernunft zu ziehen und ihnen den Proceß zu machen. Er vollendete erſt den von Hocke begonnenen Sieg über die Weltanſchauung des 17. Jahrhunderts und ward der Vorläufer der heute, bewußt oder unbewußt, von allen wahren Denkern zur Vorausſetzung genommenen Lehre Kant's.

Ebenſo mächtig als auf die philoſophiſche Entwicklung war der Einfluß Hocke's auf Staat und Kirche. Nicht nur die Praktiker des Whiggismus, auch die Theoretiker deſſelben, die R. Walpole ſo gut, wie die Montesquieu gingen von ihm aus; und ſeine Vertheidigung der kirchlichen Toleranz trug ſofort die ſchönſten Früchte. Noch ein Mal war unter Königin Anna der hochkirchliche Fanatiſmus gegen Wilhelm's III., von Hocke philoſophiſch exponirten, Tolerantiſmus ausgebrochen; dann aber trat Dieſer unbeſtritten in ſeine Rechte. Während Boſſuet aus der unendlichen Verſchiedenheit der religiöſen Meinungen auf die Nothwendigkeit der Einheit und die Unterdrückung der Ketzerei, ſolglich blinde Unterwerfung unter die Autorität und Verfolgung der Andersglaubenden ſchloß, leitete Hocke aus dieſer Verſchiedenheit die Nothwendigkeit der Duldung und der Verſtandesrechte, d. h. des Rationalismus ab. Denn Hocke's „Vernünftigkeit des Chriſtenthums“ war ſo recht eigentlich der Ausgangspunkt des ganzen theologiſchen Rationalismus, der unter dem Namen des engliſchen Deismus in der Geſchichte bekannt iſt. Der Deismus war aber im Grunde Nichts als eine Art Naturreligion, wie ſpäter Rouſſeau's Geſellſchaftsvertrag, der ganz ähnlich conſtruirt war, ein ſogenannter Naturſtaat ſein ſollte; und dieſer Deismus ward, trotz ſo talentvoller und gelehrter Gegner wie Butler und Bentley, bald nicht nur das Credo aller intelligenten Diſſidenten, die ſich unterm Namen der Unitarier gegen die Lehre von der Dreieinigkeit erhoben, er ward auch die Ueberzeugung faſt aller gebildeten Anglikaner ſelber, da er ja nicht wie in Frankreich, wo er ſich dem Katholicismus gegenüber fand und wo ihm die franzöſiſche Logik nicht erlaubte, halbwegs ſtille zu ſtehen, in eine Bekämpfung des Chriſtenthums ſelber artete.

Von der Myſtik freilich, wie von der Symbolik des Chriſtenthums blieb wenig übrig: das Ganze war ein höchſt profaiſches Moralsyſtem und die höchſt nüchterne Metaphyſik vom allgütigen Urmacher; der Gottesdienſt magerte immer mehr zur leeren Form ab; die Predigten waren einfache Eſſays über Moral, wie Addiſon ſie hätte in den Spectator ſchreiben können; ja am Ende, unter Sterne's genial-frecher Hand, zu kleinen humoriftiſchen Vorträgen über alles

Mögliche außer Christus und der Erlösung. Dabei zieht man denn doch immer noch seinen Hut ab vorm Christenthume, wenn man zufällig daran vorüberstreift, selbst wenn man Hume heißt. Erst Gibbon griff es unehrerbietig und von vorne an; aber Gibbon war eigentlich kaum mehr ein Engländer zu nennen, in Bezug auf seine philosophische Weltanschauung wenigstens, die er sich ganz auf dem Festlande gebildet. Am Ende des Jahrhunderts aber hatte jener Rationalismus so weit um sich gegriffen, daß ein Paine und Priestley seine Sprache auch zum Volke redeten, weil „der Glaube, welcher die Gebildeten schon lange nicht mehr befriedigte, auch den Instincten des rohen Common-sense nicht mehr genügte.“ (X. Stephen.) Selbst die conservativen Theologen, welche gleichzeitig gegen Freidenker und Orthodoxe Front machten, predigten eine Moral, die auf Nichts als Empfindsamkeit oder einfache Klugheit hinauslief. Sie hatten zwar noch die theologische Sprache beibehalten, aber gebrauchten dieselbe in so unbestimmter Weise, daß man Alles darunter verstehen konnte, was man wollte. Sie sprachen von Harmonie, Einheit, der besten der Welten u. s. w., fanden Gott in der Natur, aber ohne seine Persönlichkeit zu betonen. Wol habe sich Gott einmal auch greifbar den Menschen gezeigt, das sei aber schon lange her und in einem fernen Wunderlande; seitdem unterbreche der hohe Herr die Naturordnung nicht mehr; kurz Gottvater ward zu einer Art „übernatürlichen Oberrichters, dessen Wahrsprüche in einer außernatürlichen Welt ausgeführt wurden, der aber (für diese Welt) ein constitutioneller Monarch war, einen Gesellschaftsvertrag unterzeichnet und sich von der thätigen Regierung zurückgezogen hatte.“ Auch war die Polemik zwischen ihnen und den Deisten, wenn man die des pugilistischen Warburton ausnimmt, eine sehr laue, wie's nicht wol anders sein konnte, da Diese ja im Grunde nicht die Religion, Jene nicht die Toleranz vernichten wollten.

Nichts glich in der That weniger der heutigen englischen Kirche, als die des vorigen Jahrhunderts. Während heute die noch immer sehr zahlreiche broad-church kaum zum Worte kommt, zwischen der aristokratisch-katholicisirenden high-church und der puritanisch-demokratischen low-church, so war sie damals fast alleinherrschend, ausschlaggebend und was Alles sagt, in der Mode: denn die heutige low-church und high-church sind eigentlich erst die Ergebnisse der Wesleyanischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts, der Tractarianischen unseres Jahrhunderts.

Die englische Kirche war dem englischen Charakter und Geist, sowie den historischen Verhältnissen Englands wunderbar angemessen. Sie hatte den Vortheil, eine nationale Kirche zu sein; sie war des einzigen gefährlichen Gegners ledig, und erstreckte ihre Toleranz nicht bis auf diesen, der ja „nie als eine einfache Religion angesehen werden kann“ (ich glaube Herr Betch ist der einzige lebende englische Schriftsteller, der sich zu dieser unbefangenen Beurtheilung des Katholicismus aufzuschwingen vermag); sie hatte sich überdies der vernunftwidrigsten Dogmen des Katholicismus entledigt; sie war ein Compromiß zwischen zwei Extremen; sie hatte eine monarchisch-aristokratische Verfassung; sie war durch die Priesterehe innig mit der Gesellschaft verbunden und hatte doch, als auf der Nachfolge beruhend, die den Engländern so liebe historische Ueber-

lieferung nicht aufgegeben. Zu gleicher Zeit aber war ihr politischer Einfluß, den die Laien mit mißtrauischer Eifersucht betrachteten, immer schwächer geworden, war selbst im Oberhaus bedeutend herabgemindert worden. Dazu kam, daß seit William III. und seinem Burnet die hohen Kirchenstellen immer mehr an Latitudinärer vergeben wurden. Es war eine Epoche, die der Blüthezeit unseres Hermesianismus nicht unähnlich war, mit dem großen Vortheil, daß der Chef dieser Kirche eben doch das Staatsoberhaupt war. Ueberhaupt erinnert jene Zeit in kirchlichen Dingen viel an die gute Zeit unseres Friedrich Wilhelm's III., ehe noch die künstliche Wiederbelebung des kirchlichen Interesses begonnen hatte, der künstlichen sage ich, denn selbst damals war in jenem lauen Kirchenthum der Engländer doch immer mehr Wahrheit als in unserem kirchlichen Leben, während im Gegentheil das religiöse Leben selbst heute noch bei uns wahrer und tiefer sein dürfte als in England. Zwar schlug William's III. Versuch einer evangelischen Union fehl, wie ja auch der preussische thatsächlich nicht gelungen ist; aber es war doch ein Waffenstillstand zwischen Kirche und Dissent. Nach jenem kurzen Kampfe unter Königin Anna hatte die von den Bischöfen vertretene Toleranz den Sieg. Die Synode (oder Convocation), in welcher der noch immer etwas intolerante niedere Clerus ausschlaggebend war, bestand seit 1717 thatsächlich nicht mehr, denn sie wurde nicht mehr einberufen, und bald ahmten auch die Untergebenen ihren Vorgesetzten nach, von denen sie fortan ohne Berufung abhingen. Um die Mitte des Jahrhunderts war innerhalb der Kirche der Indifferentismus so groß geworden, daß Hume sagen konnte, „die Nation habe sich in die kühlfte Gleichgültigkeit in religiösen Dingen festgesetzt, die man in irgend einer Nation der Welt finden könnte.“ Das war nun freilich nur halb wahr, und dem vornehmen Geiste, der auf den Gipfeln der Kultur wohnte, entging die Bewegung, die tief unten im Thal unter den arbeitenden Ameisen der Menschheit schon begonnen hatte. Auf die Staatskirche beschränkt ist dagegen sein Urtheil ganz gerechtfertigt.

Schon um die Mitte der vierziger Jahre regte sich die Reaction des religiösen Gefühls. Der Pietismus, der fünfzig Jahre vorher unser religiöses Leben wieder auf ein Jahrhundert hin verjüngt hatte, lebte auch in England auf. Die Dissidenten waren nur noch wenig zahlreich am Anfang des Jahrhunderts, etwa 1 zu 22 gegen die Angehörigen der Staatskirche. Die Independenten oder Congregationalisten, welche gerne die Landeskirche in eine Masse kleiner, vom Staate unabhängiger Freistaaten aufgelöst hätten, streng calvinistisch in ihren Dogmen, namentlich in dem der Prädestination, waren, nach großer Machtentfaltung, fast der Reaction erlegen: der politische Sinn der Engländer sträubte sich gegen eine Kirche, welche nur eine unsichtbare geistige Gemeinschaft der über die Welt zerstreuten Erwählten sein sollte. Die Wiedertäufer, welche die Religion innerlich zu reinigen bestrebt waren und das Admissionsritual vernunftgemäßer einrichten wollten, hatten sich, wie die Quäker, welche allen äußeren Ritus aufgegeben wissen wollten, versteinert; sie lebten noch fort und verloren wenige Anhänger, aber sie gewannen auch keine neuen. Nur die neue Secte der Unitarier, so recht ein Erzeugniß des vorigen Jahrhunderts, gelangte zu großer Blüthe, war aber ihrer Natur nach ein Bekenntniß Gebildeter, konnte nie eine Volksreligion wer-

den, selbst im Jahrhundert der Aufklärung nicht; denn sie verlangte die volle Freiheit der Kirche, wollte alle Verpflichtungen aufheben, welche die Lehren der Geistlichen irgendwie binden könnten: Religion aber, Volksreligion, will Gebundensein, meint Gebundensein. Anders der Wesleyanismus, der sich Anfangs durchaus nicht als Dissent gab, sondern nur, wie unser Pietismus, die anglikanische Religion durch's Gefühl, durch die innerliche Wiedergeburt erneuern wollte. Er bildete aber Gesellschaften und Vereine der Laien im Schoße der Kirche, verlangte sichtliche Bekehrung, persönliche Empfangniß der Offenbarung bei jedem Einzelnen, ja führte schon Herrnhuter Einrichtungen ein — Wesley stand mit ihnen in persönlicher Beziehung. Dabei wollte er doch noch immer in der Landeskirche verharren, was freilich auf die Dauer nicht gehen konnte; doch mußte er sozusagen bei den Schultern hinausgedrängt werden. Noch lange nachdem er und sein Apostel Whitefield ihre Wirksamkeit aus den Kirchen, aus denen sie vertrieben worden, auf's freie Feld verlegt, erklärten sie sich für treue Anhänger der Landesreligion. Erst gegen 1785, bestimmter 1795, ward die bis dahin „evangelische“ Bewegung zur Methodistensecte, als welche sie jetzt in England allein eine Million (nach Anderen 2,400,000), in Amerika zwei Millionen Mitglieder zählt. Nichtsdestoweniger trat sie von da an in ihr abnehmendes Stadium, denn, „ob schon mächtige religiöse Bewegungen immer von den Ständen ausgehen, die der philosophischen Bildung unzugänglich sind, so sind sie doch zur Unfruchtbarkeit verdammt, wenn sie kein philosophisches Element zu assimiliren verstehen“ (S. Stephen). Diese Unfruchtbarkeit darf aber nur von dem Methodismus als Secte verstanden werden; der Wesleyanismus als historische That war von höchster Fruchtbarkeit. Er gab der Staatskirche neues Leben, forderte sie zum Widerstand heraus, entdeckte ihr ihre eigenen Schwächen. Solche vom Gefühl ausgehenden Bewegungen wirken aber in letzter Instanz immer reactionär, wie sich ja das auch im deutschen Pietismus gezeigt hat, während umgekehrt rationalistische Bewegungen immer in fortschrittlichem Sinne wirken müssen; der Tractarianismus, der Puseyismus, der Ritualismus dieses Jahrhunderts, welche ohne den Wesley'schen Anstoß nimmermehr in's Leben getreten wären, sind durchaus reactionärer Natur.

So hat denn dies vielverleumdete 18. Jahrhundert, das auf dem Festlande so schöne Blüthen und so herrliche Früchte getrieben, auch in England tiefe und im Ganzen wohlthuende Spuren hinterlassen. Es hat befreiend im Staate, belebend in der Literatur, verinnerlichend in der Religion gewirkt. Das sollten die Radicaleten, die Neuheiden und die Hochkirchler dankbar einsehen, anstatt hochmüthig auf ihre Großväter herabzublicken. Ein Jahrhundert, das in England zweimal, am Beginn und am Ende, die europäische Unabhängigkeit gegen die Pläne der Universalmonarchie vertheidigt und seine innere Verfassung ausgebaut und vollendet hat, in welchem es vom „Gulliver“ bis zum „Halloween“ eine Reihe von Meisterwerken hinterlassen, wie sie kein anderes Volk der Welt besitzt; in welchem es die vollständigste kirchliche Duldung durchgeführt, die je existirt hat, ohne in religiösen Marasmus zu verfallen — ein solches Jahrhundert darf sich, selbst in der reichen englischen Geschichte, mit jedem andern messen.

# Die Afrikaforschung und Henry A. Stanley's Zug durch den schwarzen Continent.

~~~~~  
Von
Dr. G. Nachtigal.
~~~~~

## II.

Es waren mehr als zwei und ein halbes Jahr verflossen, seit Stanley nach der Auffindung Livingstone's Zanzibar verlassen hatte, als er am 21. September 1874 dorthin zurückkehrte. Noch war er Vielen dort bekannt, und es ward ihm dadurch verhältnißmäßig leicht, die nöthige Anzahl von Leuten unter den Wangwana, den freien Regern Zanzibar's, und den Wanyamwezi, den Bewohnern von Unyamwezi und besten Trägern der Gegend, zu engagiren. Ein ihm von früher bekannter indischer Kaufmann versah ihn mit der Ausrüstung an Kleidern, Zelten, Schießbedarf, Tauschwaaren und dergleichen, so weit er dieselben nicht von Europa mitgebracht hatte, und schon am 17. November konnte er mit 18,000 Pfund Gepäck, in Parzellen von 60 Pfund getheilt, und mit einer Begleitmannschaft von 356 Seelen seine Reise beginnen.

Auf einem der gewöhnlichen Handelswege, welche von Zanzibar aus nach Unyamwe (Tabora)<sup>1)</sup> und von hier in westlicher Richtung zum Tanganika oder in nordnordwestlicher in die kleinen Herrschaften Unyamwezi's und die Küstländer des Victoria Nyanza führen, durchzog die große Karatwane die Küstengegend mit ihrem terrassenförmigen Aufstiege zur Hochebene von Ugogo (ungefähr 2475 Fuß hoch), deren Abflüsse nach Süden zum Rufiji gehen. Am 1. Januar 1875 wurde die westliche Richtung mit einer annähernd nördlichen vertauscht und damit unbekanntes Terrain betreten. Die Gegend stieg noch immer terrassenförmig an; man erreichte am 17. Januar die Wasserscheide gegen den Victoria Nyanza hin in einer Höhe von 4500 Fuß, von der Ursprünge des erst Livumbu, dann Monangah und endlich Shimeehu genannten Flusses sich nach Norden senken. Die Regenzeit hatte begonnen, das Getreide der Gegend war aufgezehrt, und Stanley mußte schon im Beginne seiner Reise mit seiner zahlreichen Begleitung die drückendsten Nahrungsorgen und nicht selten quälenden Hunger erdulden.

---

<sup>1)</sup> Für die im Folgenden vorkommenden Namen ist die Orthographie Stanley's beibehalten worden.

Er selbst hatte in 38 Tagen an 50 Pfund Körpergewicht verloren; einer seiner europäischen Gefährten, Edward Pocock, wurde vom typhösen Fieber hingerafft; 20 der Uebrigen starben; Viele waren krank und 89 desertirten. Dazu gesellten sich bald die Feindseligkeiten der Eingeborenen, und am 23., 24. und 25. Januar hatte der Reisende die Angriffe der Leute von Binjata in Ituru, welche der Expedition einen Verlust von 22 Todten und 3 Verwundeten verursachten, zurückzuschlagen.

Als am 26. Januar die Reise fortgesetzt wurde, zählte die Expedition 3 Europäer, 206 Wangwana und Wanyamwezi, 25 Frauen und 6 Kinder. Man wendete sich nordwestlich, überschritt den Sivumbu (Suvambe), stieg noch bis zu einer Höhe von 5650 Fuß auf und betrat am 1. Februar die Rutwamberri-Ebene, welche sich gegen den Victoria Nyanza abbaucht und nach Stanley wahrscheinlich zum großen Theile selbst einst eine Ausbuchtung desselben darstellte. Ein unglaublicher Wildreichtum entschädigte die Reisenden hier für den erlittenen Hunger. Das ganze Land Usukuma, das darauf durchzogen wurde und sich, in zahlreiche Districte zerfallend, bis zum großen See erstreckt, zeichnet sich durch seinen Reichtum an Heerden und Ueberfluß an Bodenproducten aus. Die Preise der Lebensmittel waren außerordentlich niedrige und betrugen z. B. nur den achten Theil der in Ugogo üblichen. Am 24. Februar betrat man die kleine Herrschaft Usmau und erreichte am 27. den Rageghi-District der Herrschaft Uchambi im Speke-Golf des Victoria Nyanza. Hier wurden die unterwegs gemiethten Wasukuma entlassen, dem Herrn von Uchambi und seinem Vasallen oder Gouverneur von Rageghi Geschenke gemacht und der größte Theil der Expedition für längere Zeit unter dem Befehle von Frank Pocock und Frederik Varler installirt, während sich Stanley an die Umschiffung des großen Nyanza machte.

Das zerlegbare, aus Europa mitgeführte Boot „Lady Alice“ wurde in sieben Tagen zur Seefahrt hergerichtet, und am 8. März begann Stanley die Reise mit zehn Bootskleuten und einem Steuermann. Dieselbe umschrieb zuerst die herrliche Ukerewe-Insel, welche nur durch einen 6 Fuß breiten Kanal vom Festlande getrennt ist, mit ihren lebenswürdigen Bewohnern, erstreckte sich dann nach Nordosten, längs des Ostufers, zuerst am Ururi-Lande hin, das bis zum Gori-Flusse reicht, dann längs des Ugeheya-Landes, das sich bis zum Uebergange der Ostküste des Sees in seinen Nordrand erstreckt. Zahlreiche größere und kleinere Inseln finden sich in der Nähe der Küste und erschweren die Schifffahrt. Dem Nordrande des Sees folgend, stieß der Reisende weniger auf Schwierigkeiten von Seiten der Bewohner der Küstenländer Ugana, das nördlich von Ugeheya liegt, und Usoga, das nach Westen an Ugana grenzt und sich bis zum Victoria-Nil ausdehnt, als vielmehr von Seiten der Bewohner der Inseln Usuguru und Umuma, von denen besonders die letzteren sich sehr wild und feindlich zeigten. Die Zwistigkeiten und Zusammenstöße mit denselben wurden jedoch ohne viel Blutvergießen beigelegt.

Am 28. März lief der Reisende in den Napoleon-Kanal ein, setzte am 29. seine Reise längs der Küste von Uganda fort und kam am 4. April in der Murchison-Bai an, von wo aus er zum bekannten König Mtesa von Uganda



ging, dessen glänzende Gastfreundschaft er einige Wochen hindurch genoß. Am 17. April setzte er die Umschiffung des Sees fort, bei der ihn Mtesa durch 30 Boote, die ihm folgen sollten, aber ihn leider nicht erreichten, zu unterstützen die Absicht hatte. Mit dem Katongaflusse, der von den hohen Bergen in der Nähe des Muta Njige entspringt, erreichte er die Westgrenze des eigentlichen Uganda und den Winkel, welchen das Nordufer des Sees mit seinem Westrande bildet. Vor der Mündung des Flusses liegt die große Insel Sesse, auf der Mtesa's Schiffe construirt und seine Seeleute recrutirt werden. Zwischen der Mündung des Katonga und des Ragera oder Kitangule liegt das Küstenland Ubbu, das noch abhängig von Uganda ist; südlich von der Mündung des letztgenannten Flusses folgt auf der Küste die Herrschaft Uzongora, die zum Reiche Karagwe gehört, so daß der Fluß zwischen diesem und Uganda die Grenze bildet. Da die mit Vorräthen erwarteten Schiffe Mtesa's nicht kamen, so sah sich Stanley mit seinen 62 Leuten gezwungen, die große Bumbireh-Insel — mit ungefähr 4000 Einwohnern — trotz der feindseligen Haltung der Bewohner anzulaufen, und hier hatte der zweite ernstliche Kampf der Expedition statt, bei dem die Verluste ganz auf Seiten der Eingeborenen waren und Stanley seine Leute durch die Entschiedenheit seiner, freilich blutigen, Maßnahmen rettete. Von hier aus segelte er, die südwestliche Ausbuchtung des Sees abschneidend, nach der von ihm sogenannten Refuge-Insel nahe dem Südufer, wendete sich östlich bis zur Ukerewe-Insel, durchschnitt von hier den Speke-Golf und kam nach 57 tägiger Abwesenheit am 7. Mai wieder in Ragehyi an. Hier hatte indessen Krankheit und Tod unter seinen zurückgelassenen Leuten gewüthet und eine sehr gedrückte Stimmung Platz gegriffen. Frederik Barker, der zweite seiner europäischen Begleiter, und viele Andere waren der Dysenterie erlegen.

Wenn Stanley seiner Aufgabe, den Muta Njige zu untersuchen, näher treten wollte, so mußte er seine ganze Expedition nach Uganda führen, da ihm Mtesa seine Beihilfe für diesen Zweck versprochen hatte. Doch da der Landweg wegen der feindseligen Gesinnung der Küstenbewohner wenig Aussicht auf Erfolg bot, so wollte Stanley den Seeweg versuchen, zu dem ihm gleichwol die Boote fehlten, da die Hilfsexpedition Mtesa's ihn nicht erreicht hatte. Er richtete seine Hoffnung auf den wohlwollenden König von Ukerewe, Sokongeh, der ihm in der That eine Anzahl Boote überließ und sogar einen nahen Verwandten zur Begleitung nach Uganda mitgab. Am 20. Juni hatte die Abreise statt, doch die Wangwana waren durchaus unerfahren in der Handhabung von Booten, und schon in der ersten Nacht gingen fünf Fahrzeuge mit fünf Feuergewehren und zwölf Centnern Getreide verloren. Am 24. Juni wurde auf der Refuge-Insel ein Lager aufgeschlagen und die Ukerewe-Boote ausgebessert, während Stanley nach Ragehyi zurückging, um den Rest der Expedition zu holen.

Am 18. Juli konnte die Reise fortgesetzt werden, und wenige Tage darauf wurde die erste der Bumbireh-Inseln erreicht. Hier hatte jener blutige Kampf mit den Einwohnern dieser Insel-Gruppe statt, welcher dem Reisenden so schwere Anklagen in Europa, besonders in England, eingetragen hat, aber nach ihm um so unvermeidlicher war, als der Herr der Insel, Namens Schekka, ein Sohn des Häuptlings Antari von Ihangiro, der nächstgelegenen Herrschaft des Festlandes,

mit seinem Vater zusammen eine so große Streitkraft repräsentirte, daß dieselben keinesfalls unbesezt im Rücken der Expedition gelassen werden durften. Glücklicherweise hatte Mtesa, als die frühere Hilfsmacht heimgekehrt war, ohne seinen Schützling gefunden zu haben, eine neue Aussendung zur Auffuchung desselben gemacht. Dieser Zugug traf gerade in der kritischen Lage der Expedition den Dumbireh-Beuten gegenüber ein und erleichterte Stanley den Sieg. Am 5. August setzte die Expedition ihren Weg längs Ujongora fort, wo ihr nach dem bestandenen siegreichen Kampfe, im Gegensatz zur früheren feindseligen Haltung der Einwohner während der ersten Passage, eine freundliche Aufnahme zu Theil wurde. So kamen die Reisenden nach Uganda, dessen König sich indeffen auf einen Kriegszug gegen die Watuma in Usoga begeben hatte. Stanley folgte ihm dahin und hatte nun längere Zeit Gelegenheit, Mtesa, die Waganda und die Einrichtungen und Zustände des Landes kennen zu lernen. Die Schilderung derselben ist im höchsten Grade interessant und werthvoll; doch auffallend bleibt, daß das Bild, welches uns von Mtesa vorgeführt wird, so ganz und gar von demjenigen abweicht, welches wir dem durchaus glaubwürdigen Speke verdanken. Wenn die Schilderungen Weider richtige sind, so muß man gestehen, daß Stanley dem Islam, der in diesem Falle die vollständige Umänderung in Mtesa hervorgerufen haben muß, wenig gerecht wird. Seine Betrachtungen über die mohammedanische Religion und seine Bekehrungsversuche des merkwürdigen Fürsten zum Christenthum, auf deren Erfolg er mit naivem Stolz blickt, erwecken immerhin einige Zweifel an seiner vorurtheilsfreien Beurtheilung mancher Verhältnisse.

Die hiermit beendigte Untersuchung des Victoria Nyanza bestätigte vollständig die Ansichten Speke's über denselben, welche von Manchen angezweifelt worden waren, und erweist ihn als eine durchaus zusammenhängende, wenn auch von zahllosen Inseln, wenigstens in der Nähe der Küsten, durchsetzte Wassermasse. Er liegt 4168 Fuß über dem Meere und hat eine Oberfläche von 21,500 □ Meilen, welche schon von Speke nur wenig höher geschätzt worden ist.

Nach Beendigung des Krieges gab Mtesa dem Reisenden eine starke Escorte, um ihm den Weg durch Unyoro zu dem Muta Njige zu bahnen. Die Waganda schlugen den Landweg gerade nach Westen ein, während Stanley auf die Westküste des Sees ging, wo er Frank Pocock mit der Expedition zurückgelassen hatte, um diese abzuholen. Man wendete sich nach Nordwesten durch den Ubbu-District mit seinem großen Wildreichthum, überschritt den Katonga, der dort kaum noch ein Fluß, sondern vielmehr ein Sumpf war, und vereinigte sich mit den Beuten Mtesa's nahe der West-Grenze Uganda's. Alles war Weideland und gehügelte Gegend mit zahllosen sumpfigen Zuflüssen des Katonga. Die Wasserscheide zwischen Victoria Nyanza und Muta Njige liegt nahe dem letzteren auf dem Aequator, in dessen Nähe hohe Berge, welche der Reisende auf 15,000 und 11,000 Fuß schätzte, gesehen wurden. Um den höchsten derselben dehnt sich der District der Gambaragara aus, die sich wesentlich von ihren Nachbarn durch ihre helle Hautfarbe, ihre regelmäßigen Gesichtszüge, ihre abweichenden Sitten und ihre fast ausschließliche Milchnahrung auszeichnen und vor relativ kurzer Zeit von Norden her eingewandert sein sollen.

Am 1. Januar betrat man das Gebiet von Unhoro, durchzog den District Antori, überschritt den Rufango, der mit heftigem Strome und Wasserfällen in schweizerischer Gegend gleich darauf in den Muta Njige fällt, betrat Uzimba und erblickte hier, 5600 Fuß hoch, etwa 1500 Fuß tiefer, den See. Hier im Angesichte seines Zieles mußte der Reisende von der Untersuchung desselben absehen. Die Bewohner der Gegend, welche dem Könige von Unhoro gehorchen, dessen Verhältniß zu Gordon Pascha in der Aequatorial-Provinz Egypten's augenblicklich kein friedliches war, protestirten, die Waganda weigerten sich zu bleiben, und seine eigenen Leute wurden von Furcht ergriffen. Sich zur Untersuchung des Sees weiter nach Süden, nach Ruanda, zu wenden, erschien durchaus zwecklos, denn die Einwohner dieses Landes sind Fremden feindseliger gesinnt, als irgend ein die Ost- und Süd-Rüste des Sees bewohnender Stamm.

So mußte Stanley diesen Theil seiner Aufgabe unerlebtig lassen und wendete sich nach Südosten, in das schöne Land Karagwe, dessen biederer König Rumanika schon durch Speke und Grant vorthellhaft bekannt geworden ist. Die Hauptstadt, in der ebenfalls schon arabische Händler ansässig sind, liegt 3950 Fuß hoch, und von der nächstgelegenen Bergkette, 5350 Fuß hoch, erblickt man, nach dem unbekannten Westen zu, die hohen Usumbiro-Berge, etwa 12,000 Fuß hoch, nördlich von ihnen das Land Mpororo, südlich von ihnen Ruanda und zu den Füßen der Karagwe-Berge den Ragera oder Kitangule, den westlichen Zufluß des Victoria Nyanza, mit seinem weiten, wassergefüllten, flachen Nebenthale Ingezi. Der Ragera ist nur 50—100 Yards breit, doch durchschnittlich über 50 Fuß tief; der Ingezi fast 60 Miles lang, bis zu 10 Miles breit und 9—14 Fuß tief. Stanley besuchte und untersuchte beide und theilt die Ansicht der Eingeborenen, daß der Ragera der Hauptzufluß des Victoria Nyanza sei. Der Fluß soll einen fernen westlichen Ursprung haben und durchströmt, bevor er Karagwe betritt, einen größeren See, den wir durch die Speke-Grant'sche Reise als Manyaru kennen. Weil die letztgenannten Forscher sowol den Ragera als den Manyaru in ihrer Bedeutung unterschätzt haben, so fühlt sich Stanley in kaum ganz gerechtfertigter Weise berufen, beide umzutauschen und den ersteren Alexandra-Nil, den letzteren Alexandra Nyanza zu nennen.

Am 26. März verließ Stanley den König Rumanika, wendete sich südlich bis zur Grenze Karagwe's und dann südöstlich durch Unyamwezi, weil es unmöglich erschien, in südsüdöstlicher Richtung durch Usha und Urundi zum Tanganika zu gelangen. Unyamwezi zerfällt in vereinzelte, kleine Herrschaften mit anspruchsvollen Häuptlingen, unter denen Mirambo weit und breit gefürchtet und weitaus der mächtigste ist. Während diese politische Zersplitterung für bescheidener ausgerüstete Reisende dort sehr erschwerend wirkt, wie wir schon von Speke und Grant her wissen, reichten Stanley's Streitkräfte hin, den Häuptlingen zu imponiren, so daß sich sogar der mächtige Mirambo veranlaßt sah, ihm Blutbrüderschaft (Austausch des Blutes durch gegenseitige Inoculirung) anzutragen. Nachdem der Reisende in Usumbwa eine südsüdwestliche Richtung eingeschlagen und Urambo, die Herrschaft Mirambo's durchzogen hatte, wendete er sich nach Westen durch Uvinza und erreichte Ujiji am 27. Mai 1876. Damit endigt der erste Theil des Reiseberichtes.

Ohne Zeitverlust machte sich der energische Reisende an seine weitere Aufgabe, die Umschiffung des Tanganika. Doch bevor er über dieselbe berichtet, gibt er ein interessantes Capitel über die Wajiji, die Bewohner Ujiji's, und die diesen benachbarten Anwohner des Sees und schildert die Markt- und Verkehrsverhältnisse jenes wichtigen Knotenpunktes. Die Umschiffung des Sees begann am 12. Juni und endigte am 31. Juli, wurde also in 51 Tagen vollendet, in denen mehr als 1600 km zurückgelegt wurden.

Stanley folgte von Ujiji ab genau den Contouren des Ostufers nach Süden bis zur Südspitze, dann denen des Westufers nach Norden, sah alle Zuflüsse, lief fast in jede Bucht ein und constatirte auch hier zahlreiche kleine Inseln in der Nähe der Ufer. Wenn auch der Bericht dieser Reise manche vortreffliche Schilderungen der Natur und der Anwohner des Sees bietet, und auch reich an spannenden Erlebnissen ist, so kam der Reisende doch seltener in so intime Berührungen mit den Eingeborenen, als an und auf dem Victoria Nyanza. Doch machte er interessante Beobachtungen über eine allmälige Umbildung des Tanganika, welche sich mit großer Schnelligkeit zu vollziehen scheint. Wenn er schon in Ujiji bemerkt hatte, daß eine entschiedene Wasserzunahme des Sees stattgefunden habe seit der Zeit, als er den nördlichen Theil desselben mit Divingstone umschiffte hatte, so fand er diese Wahrnehmung auch weiterhin durch die Aussagen der Anwohner und Inselbewohner und durch eigene Anschauung vollkommen bestätigt. Hier befand sich ein Baum tief im Wasser, der noch vor wenigen Jahren auf dem Ufer gestanden hatte; dort war eine Halbinsel durch die Ueberfluthung der sie mit dem Festlande verbindenden Sandzunge zur Insel geworden; noch anderswo waren die Reste eines früheren Uferdorfes vom Wasser bedeckt; kurz, Niemand zweifelte an der Steigung des Sees. Ausgenommen von dieser Umbildung schien dem Reisenden vielleicht das südlichste Viertel werden zu müssen, das nach ihm einst ein selbständiger See gewesen sein mag, und dessen Ufer sogar hier und da Spuren von einem früheren, höheren Wasserstande tragen.

Die Ufer waren fortlaufend mit 2000—3000 Fuß hohen Bergen garnirt, und außer den Uferbergen zeigte besonders noch das an den nordwestlichen Theil des Sees grenzende Land ansehnliche Bergketten, welche nicht bis an den See herantraten. Am 15. Juli gelangte Stanley zu dem durch Cameron als Ausfluß des Tanganika bezeichneten Rutuga, will aber demselben nicht ohne Weiteres die von seinem Vorgänger ihm zugeschriebene Eigenschaft zuerkennen. Derselbe mag Stanley zufolge bei der beständigen Wasserzunahme des Sees bald zu einem Ausflusse werden, ist aber vorläufig nur als eine Art Ausbuchtung oder Hintertwasser zu betrachten, das sowohl Regentwasser in den See abführen, als bei Südost wieder von dem Inhalt des letzteren aufnehmen kann. Der Rutuga steht durch einen Sumpf in Verbindung mit dem Ruinbi-Fluß, der zum Qualaba fließt, und wird also in der Zukunft die Zufuhr von Tanganika-Wasser zu dem letzteren vermitteln. Alle Eingeborenen theilen übrigens diese Auffassung vom Rutuga und nicht die Cameron's, selbst Leute, die den letzteren auf seiner Tanganika-Untersuchung begleitet haben.

Am 25. Juli wurde die große Ubwari-Insel erreicht, ihr Nordende am

28. verläßt. Von hier begab sich die Expedition, da der nördlich davon gelegene Theil des Sees bereits von Livingstone und Stanley gemeinschaftlich umschifft worden war, quer durch den See auf das Ostufer und gelangte am 31. desselben Monats nach Ujiji. Damit war die den Tanganika betreffende Aufgabe Stanley's vollendet. Der See ist nach dieser Untersuchung 329 Miles lang, von 10 bis zu 45 Miles breit, von enormer Tiefe — Sondirungen ergaben mehrfach bei über 1200 Fuß Tiefe noch keinen Grund —, hat eine Oberfläche von 9240 □Miles, liegt 2756 Fuß über dem Meeresspiegel und steht in keinem Falle im Zusammenhang mit dem Muta Njige, wie man früher wol gemeint hat.

Als der Reisende in Ujiji angekommen war, grassirte gerade eine Podenepidemie, welche höchst demoralisirend auf seine Leute gewirkt hatte; fünf derselben waren bereits gestorben und sechs noch sehr krank. Achtunddreißig desertirten sodann aus Furcht vor den Kannibalen Manhyema's, und noch viel mehr standen im Verdacht, entfliehen zu wollen, so daß Stanley seine Reise so schnell als möglich fortzusetzen beschloß. Er tabelt bei dieser Gelegenheit die unverbesserliche Milde Livingstone's Deserteuren gegenüber, welche dem edlen Manne Jahre seines Lebens gekostet habe, und stellt die für Erfahrene unzweifelhaft richtige Behauptung auf, daß der Nigritier ebensowenig ein Uebermaß von Strenge, als ein solches von Milde ertragen könne. — Es blieben dem Reisenden noch 132 Mann, von denen er 32, welche der Neigung zur Flucht verdächtig waren, in Fesseln legen und bis zur Abreise bewachen ließ, während er für den Beginn der Reise im Ganzen nur 30 Leuten Feuergewehre anvertraute.

Nach der am 25. August erfolgten Abreise erreichte die Expedition das Westufer des Sees bei Ruanda, flog von hier allmählig über Hügelketten zu 800 Fuß über dem Niveau des Sees auf und erreichte am dritten Tage vom genannten Orte ab die unbedeutende Bergkette, welche die Wasserscheide zwischen Tanganika undQUALABA bildet, Uguha von Ubujwe scheidet, und von welcher dort der Quama, ein Nebenfluß des QUALABA, mit seinen Quellflüssen entspringt. Die Waguha und Wabujwe haben es in der Holzschmiederei zu großer Geschicklichkeit gebracht und zeichnen sich durch außerordentlich kunstvolle Haartrachten aus. Auf sie folgen die Leute von Uhyeha, welche tiefer stehen, doch keine Kannibalen sind, wenn sie auch die Zähne spitz feilen. Dann durchschneidet man die schwach bewohnte Landschaft Ubinga, in welcher die Ursprünge des Quiji liegen, und weiter den fruchtbaren und pittoresken District Uhombo, in dem zahlreiche kleine Flüßchen sich zum Subangi, einem Nebenfluß des Quama, vereinigen und ein sehr niedrig stehendes, häßliches und schmutziges Volk wohnt.

Mit dem 5. October wurde die ausgedehnte Landschaft Manhyema betreten und damit eine von den östlichen Gegenden wesentlich verschiedene Welt. Schon von der Wasserscheide zwischen Tanganika undQUALABA an ist der Charakter der Gegend allmählig fruchtbarer und üppiger geworden, und weite Ebenen, mit riesigen Gräsern bewachsen, wechseln mit schön geformten Hügelbildungen, lieblichen Thälern und mächtigen Wäldern ab. Den Grund für diese Erscheinung findet Stanley in den Bergketten westlich von Tanganika, welche den Südost-Monsun abhalten. Die Bewohner Manhyema's unterscheiden sich ebenfalls in ihrer äußeren Erscheinung wesentlich von den vorhergehenden Stämmen und

scheinen dem Forscher der äthiopischen Race anzugehören. Die bis dahin gefundenen langbeinigen Ziegen werden hier durch untersekte Zwergziegen ersetzt; die grauen Papageien und ein anthropoider Affe, dort Solo genannt (wahrscheinlich ein Schimpanse), treten auf, und die konischen Hütten der Einwohner werden durch quadratische verdrängt, die in langen, geraden Linien mit breiten Straßen angeordnet sind.

So ging es nach Rabambarre, und am 11. October wurde der Suama überschritten und auf seinem Nordufer bis in die Nähe seiner 400 Yards breiten Mündung in den 1400 Yards breiten Sualäba marschirt. Von hier nahm der Weg eine nordwestliche Richtung an und führte auf dem Nordostufer des Suama, stets in der Nähe des Sualäba, durch das Ländchen Uzura nach Mtwana Mamba, der Residenz eines unter dem Namen Tippu Lib bekannten Arabers. Derselbe war ein unternehmender, weithin bekannter und angesehener Mann, dessen Beistandes sich Stanley alsbald für die Zukunft zu versichern suchte, da aus seinen und seiner Begleiter Berichten klar hervorging, daß man nur mit Hilfe einer größeren Macht dem Laufe des zu untersuchenden Stromes folgen könne. Es kam zum Abschluß eines Contractes mit Tippu Lib, demzufolge dieser die Expedition mit 140 Flintenbewaffneten und 70 Speerträgern sechzig Tagemärsche weit geleiten und dafür 5000 Dollars empfangen sollte.

Gehoben durch das Bewußtsein eines solchen Zuwachses seiner Macht kam Stanley nach 40 Marschtagen von Ujiji ab am 27. October in Nyangwe an, gerade zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes des Sualäba, der 1300 Yards breit war und eine mittlere Tiefe von 18 Fuß hatte. In den Monaten April, Mai, Juni und der ersten Hälfte des Juli erreicht der mächtige Strom eine Breite von 4000—5000 Yards. Nyangwe ist durch die Niederlassung einiger Araber entstanden, von denen der erste 1868 kam, und ist ein großer Marktplatz. Die ursprünglichen Bewohner des Districtes sind die Wenya, vorzugsweise Fischer, früher wol 42,000 Seelen stark, jetzt auf ungefähr 20,000 durch Auswanderung zusammengeschmolzen. Die Vergleichen der Wassermassen des Sualäba mit denen des Nil, und der Meereshöhe bei Nyangwe mit der des Nil bei Gondokoro hat schon Cameron die Ueberzeugung verschafft, daß der mächtige Strom nicht dem Nil angehören könne, sondern der Congo sei. Stanley theilte diese Ansicht sofort, obgleich die Leute, welche dem Fluß am weitesten gefolgt waren, fest dabei blieben, derselbe verlaufe in einer unverändert nördlichen Richtung.

Am 2. November kam Tippu Lib mit seiner Macht an, und die Musterung von Stanley's Leuten ergab 154 Mann, unter denen 40 zuverlässige Flintenträger waren. Am 5. November begann die abenteuerliche Reise zur Feststellung des Sualäba-Laufes, welche für alle Zeiten als die großartigste und kühnste unter den Entdeckungsreisen in Afrika dastehen wird. Der Sualäba verlief in der That in nördlicher Richtung, zunächst durch die ausgedehnte Landschaft Uregga, deren dichte Wälder die Reise zu einer ebenso langsam als beschwerlichen machten. Die Waregga, welche vor zehn Generationen aus Westen eingewandert zu sein behaupten, leben so abgeschlossen in ihrem Dickicht, daß sie von den Nachbarvölkern Nichts wissen und Viele von ihnen den nahen Sualäba nie gesehen haben. Bis zum District Uwinza, mit dem die Expedition den Sualäba,

auf dessen Ostufer gereist worden war, am 19. November wieder erreichte, und der in gerader Linie etwa 41 Miles von Nhangwe entfernt ist, hatte man täglich nur ungefähr drei Miles zurücklegen können. Tippu-Tib, entmuthigt durch diese Schwierigkeiten, drohte die Reise aufzugeben: doch gelang es Stanley glücklichweise, ihn zu zwanzig weiteren Märschen auf dem anderen (linken) Ufer um den Preis von 2600 Dollars zu bewegen; andernfalls würden seine eigenen entmuthigten Begleiter die Fortsetzung der Reise ebenfalls verweigert haben.

Auf dem jenseitigen Ufer wohnen die Wenya, ein verrätherisches, Fremden feindseliges Volk, mit denen die unaufhörlichen Kämpfe ihren Anfang nahmen, welche diesen letzten, hauptsächlichsten Theil der Stanley-Expedition noch schwieriger und betrübender machen, als die Umschiffung des Victoria Nyanza. Man reisste theils in Booten, theils zu Lande, unter dem beständigen Kriegsgeschrei der Eingeborenen, und durch ihre Angriffe zum Kampfe gezwungen. Schon hier wurde die Schifffahrt stellenweise durch felsige Stromhindernisse — die Fälle von Ukassa — und der Landmarsch durch die Feindseligkeit der cannibalischen Uferbewohner erschwert. Am 8. December wurde die Mündung des Sira, eines an der Mündung 300 Yards breiten östlichen Nebenflusses des Sualaba, passiert, von dem ab bis zum Urindi auf dem rechten Ufer die Wabwira wohnen. Vier Meilen weiter, bei Unya Nginge, mußte ein Gefecht mit den Eingeborenen bestanden und auf die Landabtheilung gewartet werden, welche indessen nicht minder schwere Kämpfe mit den Bakuke durchgemacht hatte. Dazu griffen die Bothen, die keineswegs erloschen waren, mehr und mehr um sich; während des 9. und 10. December wurden acht Leichen in den Fluthen des Stromes bestattet, am 14. und den folgenden Tagen erlagen sechs Personen der verheerenden Krankheit, und in der folgenden Zeit noch viele. Schon ehe sie Vinha Njara erreichten, hatte ein Zwerg oder Watwa — ganze Zwergstämme sollten weiter westwärts leben —, den man in der Nähe der Sira-Mündung eingefangen hatte, ihnen gesagt, daß sie jenen dichtbevölkerten District mit kriegerischen und mächtigen Bewohnern schwerlich würden passieren können. Sie hatten am 18. December die langgestreckte, liebliche und fruchtbare Insel Mpita erreicht und durch zufälliges Ergreifen von Geiseln die sich zum Angriffe vorbereitenden Bewohner zum Frieden gezwungen. Nachdem der Canal zwischen der Insel und dem linken Ufer des Stromes durchgrubert war, erweiterte sich der Strom zu 2000 Yards, und es war hier, daß die blutigen Kämpfe von Vinha Njara ihren Anfang nahmen. Mit 72 Kranken in den Nachen, ohne Nahrungsmittel und gezwungen, die zu Lande reisende Abtheilung zu erwarten, lieferte Stanley hier einen der glänzendsten Beweise seines durch Nichts zu entwegenden Muthes, seiner strategischen Umsicht, seiner körperlichen Widerstandsfähigkeit und des wunderbaren Einflusses, den er über seine Leute gewonnen hatte. Nach hartem nächtlichen Kampfe auf dem Ufer bemächtigte sich Stanley am folgenden Morgen der ausgedehnten Ortschaft, besetzte dieselbe, brachte die Kranken unter und hielt mit heroischer Kaltblütigkeit die Angriffe der feindlichen Scharen von der Land- und Flußseite aus, bis glücklichweise Tippu-Tib und die Landmacht eintrafen und den Kampf vorläufig entschieden. Endgültig wurden die Eingeborenen erst zum Frieden und

zur Blutbrüderschaft gezwungen, als Stanley sich durch einen nächtlichen Landstreich ihrer Flotte bemächtigt hatte.

Doch der Muth Tippu-Tib's und seiner Leute war zu Ende, obgleich noch acht an den vereinbarten zwanzig Märschen fehlten. Das Weihnachtsfest wurde noch von Allen gemeinschaftlich durch Wettrudern und Wettrennen gefeiert, am Tage darauf gab Tippu-Tib ein großes Banket, erhielt für sich und seine Leute reiche Geschenke, und am 27. December setzte Stanley allein mit seinen Leuten (149 Seelen) und 23 Fahrzeugen, von denen die meisten, den Friedensbedingungen mit den Leuten von Binya Njara zufolge, von diesen gegen Bezahlung überlassen worden waren, seine Odyssee fort.

Die Ufer des Stromes waren mit Dörfern reichlich besetzt, und die Zahl der Cannibalen, welche dieselben bewohnten und in immer gleicher Feindseligkeit ihre Angriffe wiederholten, zeugte für die Dichtigkeit der Bevölkerung. Am 29. wurde Kifanga Sanga, ein großes Populationscentrum auf dem rechten Ufer des Stromes, und die Mündung des von Südwesten zuströmenden Kasufuflusses, am 30. die 400 Yards breite Mündung des östlichen Zuflusses Urindi und die über 1000 Yards breite Mündung des mächtigen Lowwaflusses, der ebenfalls von Osten kommt, erreicht. Hier liegt auf dem linken Ufer der dicht bevölkerte District von Iryamba, mit dessen Bewohnern nach vieler Mühe, wenngleich ohne Blutvergießen, Friede gemacht wurde; doch beim Uebersetzen nach dort war in Folge stürmischen Wetters der Verlust von 2 Canoës und 2 Mann zu beklagen. Während sich an den folgenden Tagen der Strom oft zu 3000 Yards Breite erweiterte, erreichte die Expedition unter beständigen Scharmützeln mit den feindlichen Uferbewohnern am 3. Januar einen friedlichen, dem Cannibalismus abholden Stamm, der die Expedition vor den nahen Mtwana Ntaba warnte. Schon während der folgenden Tage zwangen diese den Reisenden in der That schwere Kämpfe auf, in denen der Sieg, trotz der Eroberung eines großen Bootes, durch den Tod von 2 und die Verwundung von 10 Mann zu einem theuer erkauften gemacht wurde.

Am 4. Januar wurde die Mündung eines östlichen Nebenflusses, dem Stanley den Namen Leopoldfluß gab, und ihr gegenüber die des Sumami, der aus Südwesten kommt und mit einer Breite von 600 Yards einmündet, passirt, und bald darauf hörte man das weithin vernehmbare Getöse des ersten der jetzt sogenannten Stanley-Fälle. Derselbe wurde auf dem linken Ufer, auf dem ein Weg zum Landtransport der ganzen Flotte durch das Dickicht gehauen werden mußte, umgangen. Auf dem rechten Ufer wohnen längs der Fälle Waregga, auf dem linken der kriegerische Cannibalen-Stamm der Bakumu, deren Angriffe den Landtransport einer ganzen Flotte zur Umgehung der felsigen Hindernisse des Strombettes in einer Weise complicirten, daß in der That eine fast übermenschliche Energie zur Ueberwindung beider erforderlich war. Nach 78stündigen Anstrengungen zur Belämpfung des Feindes, zur Eröffnung eines Weges durch die Uferwaldung und zum Landtransport der Fahrzeuge waren mit der Erreichung der Mtunduru-Insel der zweite und dritte der Fälle umgangen worden. Ebenso kam man an dem vierten und fünften Catarakt vor-



über, und erreichte am 18. die große Asama-Insel, mit deren Einwohnern (Cannibalen) es gelang, Freundschaft zu schließen.

Die hauptsächlichsten Zuflüsse des Stromes waren bisher von Osten gekommen und sollten nach den eingezogenen Erkundigungen in der Nähe der großen Seen ihren Ursprung haben; der Strom selbst aber, durchschnittlich 40 Fuß tief und 2000 Yards breit, verlief noch immer in nördlicher, ja seit dem ersten der Stanley-Fälle sogar in nordnordöstlicher Richtung, und doch war nach der Breitenbestimmung der Aequator fast erreicht.

Nördlich von der Asama-Insel war der Strom mit sandigen Inseln durchsetzt, doch frei von felsigen Hindernissen. Am 19. Januar wurde gelagert im Districte der Wane Mpungu, welche erfolglos eine neue Kriegsführung versuchten, indem sie nächtlicher Weile das Lager mit Striden eingehegt und die Pfade ringsherum mit scharf zugespitzten, kurzen Rohrstäbchen besetzt hatten. Am 20. wurden die Wane Nukura-Inseln erreicht, innerhalb deren der sechste Cataract sich befindet, und am 23. war auch dies Hinderniß besiegt und der Aequator überschritten worden. Am 25. endlich wurde der siebente der Stanley-Fälle erreicht, bei dem die ganze Wassermasse des Riesenstromes durch einen Canal von nur 500 Yards Breite gedrängt und in die Tiefe geschleudert wird. Unter den Angriffen der Wenta, welche das linke Ufer bewohnen und ein industriell hochstehender Stamm sind, wurden die Boote während des 26. und 27. zu Land transportirt, und am 28. Januar war der letzte der Stanley-Fälle überwunden, und die Reise konnte im offenen Wasser des jetzt westnordwestlich fließenden Stromes fortgesetzt werden.

Auf dem linken Ufer dehnen sich in dieser Gegend die Siye der Nambarr, auf dem rechten die der Koruru aus, welche beide nicht verfehlten, der Expedition durch unaufhörliche Angriffe den Weitermarsch zu erschweren. Am 28. Januar wurde die Mündung des Mburra, der von Nordosten ausfließt, passiert und auf der großen Insel Utioba genächtigt. Am 29. wurde zu Itula ein ernsthafteres Gefecht (seit der Kuiti-Mündung das vierundzwanzigste) bestritten, in dem die Expedition leider manche Verluste an Menschenleben, trotz der vielen thürgroßen Schilde, welche die Reisenden von den Mwana Ntaba erbeutet und seitdem mit großem Nutzen in Anwendung gezogen hatten, zu beklagen hatte.

Die Breite des Stromes hatte allmählig bis zu 3000 und 4000 Yards zugenommen; die Ufer wurden flacher und weniger malerisch, die Inseln dichter gedrängt; die Richtung blieb Westnordwest. Am 1. Februar wurde auf dem 1° Nordbreite die 2000 Yards breite Mündung des Aruwimi erreicht und der schwerste Kampf durchgeföhrt, der den Reisenden beschieden war. 54 Kriegsfahrzeuge, deren an der Spitze befindliches 40 Ruderer auf jeder Seite zählte und mit einer Plattform für hervorragende Krieger versehen war, griff unter den Tönen der Trommeln und Elfenbeinhörner, die Krieger das Haupt mit Papageienschedern geschmückt und den Arm mit Elfenbeinscheiden versehen, die jetzt schon kriegsgewöhnte Schar Stanley's an. Ein blutiger Kampf entspann sich, der mit der Niederlage des Feindes endete und mit der Verfolgung desselben bis in seine Dörfer, in denen eine wahrhaft märchenhafte Menge Elephantenzähne und Utenfilien aus Elfenbein gefunden wurden. Waffen, Schmuckgegen-

stände und Instrumente der verschiedensten Art zeigten eine bis dahin bei den Anwohnern des Stromes nicht gesehene Schönheit der Form und Vortrefflichkeit des Materials.

Stanley zweifelt nicht an der Identität des Aruwimi mit dem N'le Schweinfurth's. Die Gründe für diese Annahme können nicht als zwingende betrachtet werden. Der N'le hat die westnordwestliche Richtung, welche Schweinfurth zwischen  $3^{\circ}$  und  $4^{\circ}$  N. Br. und  $28^{\circ}$  und  $29^{\circ}$  S. L. Gr. an ihm constatirt hatte, etwa 150 Miles stromabwärts — also fast nördlich von der Einmündungsstelle des Aruwimi in den Congo —, wo ihn Miani sah, noch bewahrt und schien dem letzteren Beobachter auch noch weiter in derselben Richtung zu verlaufen. Bei dem großen Reichthum an Flüssen, auch der nordäquatorialen Gegend, ist man keineswegs gezwungen, die Gewässer des N'le dem Congo zuzuweisen.

Mit der Vermehrung seines Wassers durch den Aruwimi nimmt der Strom die ungeheure Breite von 4–7 Miles an. Er ist mit dichtbewaldeten Inseln durchsetzt, hat niedere Ufer und eine fast nordwestliche Richtung bis beinahe zum  $22^{\circ}$  S. L., wo er nahezu zwei Breitengrade über den Aequator hinaus nach Norden liegt. Sich nach Westen wendend, behält er diese Breite bis fast zum  $21^{\circ}$  S. L. von Greenwich bei, wo die Expedition am 8. Februar zwischen der großen Ortschaft Gunji auf dem rechten und der Ortschaft Rubunga auf dem linken Ufer auf einer kleinen Insel des Stromes campirte. In Rubunga wurden sie freundlich aufgenommen, hörten zum ersten Male die Namen Congo auf den Strom anwenden und sahen als erstes Anzeichen der nahenden Westküste vier alte portugiesische Musketen. Der Friede mit den Anwohnern dauerte leider nicht lange; denn schon wenige Stunden nach der Abreise von Rubunga wurde der vollreiche Ort Urangi erreicht, mit dessen diebischen und habgierigen Einwohnern es wieder zum Kampfe kam.

Zwischen dem  $21^{\circ}$  und  $20^{\circ}$  S. L. ist die Richtung des Stromes eine westliche bis zur Einmündung eines ansehnlichen Zuflusses von Südosten (Santuru?), in deren Nähe der Reisende am 13. Februar einen neuen Kampf mit den Bewohnern des Districtes von Marunja, welche schon eine ansehnliche Anzahl von Feuerwaffen besitzen, zu bestehen hatte. Am 14. folgte ein siegreiches Gefecht mit den Bangala (das einunddreißigste), und dann blieb zwar für eine Reihe von Tagen die Schifffahrt auf dem nun südsüdwestlich gerichteten Flusse unbelästigt, doch die Feindschaft der Uferstämme machte es Stanley ganz unmöglich, sich Mundvorrath zu verschaffen. Endlich am 18. Februar wurde südlich von der Mündung des mächtigsten Congo-Zuflusses, der dort N'lemba genannt wird und wol identisch mit dem Kassai oder Kassabi ist, die große Ortschaft N'engo mit freundlicher Bevölkerung erreicht und dem Hunger ein Ende gemacht. Südlich von der N'lemba-Mündung dehnt sich auf dem rechten Ufer der Ubangi-District aus und auf dem linken der Irebu genannte, dessen Bewohner in kindlicher Unverschämtheit sehr ungefährliche Angriffe gegen die Reisenden richteten.

Der Strom hat indessen seit der Annahme seiner Südsüdwestrichtung von Norden her vier ansehnliche Zuflüsse aufgenommen: den ersten etwas nördlich

vom 1° Nordbreite, den zweiten etwas südlich von der Itemba-Mündung, den dritten auf ungefähr 1° 20' Südbreite und den vierten auf 2° Südbreite. Jeder von diesen hat eine 1000 Yards übersteigende Mündung, während der Congo selbst noch bis zu 6 Miles in der Breite mißt. Nur südlich von den Districten Ubangi und Treba verengert sich der Strom durch Felsbildungen der Ufer bis auf etwa 3000 Yards, um sich aber bald darauf wieder zu sechshöflicher Weite auszudehnen. Am 26. Februar zeigte der Horizont Hügelketten, welche den Reisenden mit neuer Furcht vor Katarakten erfüllten und die erste Terrasse zum Abstieg in die Region der Westküste andeuteten. Erst in dieser Gegend vermischen sich die Gewässer des Itemba ganz mit denen des Hauptstromes, der durchaus die Farbe des ersteren annimmt.

Hier wurden die wohlbevölkerten Districte Bolobo und bald darauf Chumbiri in der Landschaft Uyanzi auf dem linken Stromufer erreicht, und der Mangel an Vorräthen zwang den Reisenden, mit den Bewohnern derselben in Berührung zu treten. Es gelang ihm auch, freundschaftliche Beziehungen zu den Bahangi, die sich durch ihre wunderbaren Haarfrisuren und die ungefähr 30 Pfund schweren Messinghalsbänder ihrer Frauen auszeichneten, anzuknüpfen. Uyanza gegenüber auf dem rechten Ufer des Stromes, der sich demnächst südwestlich und westsüdwestlich wendet, wohnen die Bateke auf hoher, grasreicher, gewellter Ebene, welche sich westlich an die Hügelkette schließt; der Fluß wird beträchtlich eingeengt und schießt mit bedrückend raschem Strome dahin.

Am 7. März wurde die Reise fortgesetzt, am 9. nach der Passage der Mündung des Ibari Kutu, eines ebenfalls sehr bedeutenden Zuflusses von Süden, kurze Zeit gerastet und in Folge eines Ueberfalles der Eingeborenen das zweiunddreißigste und letzte Gefecht siegreich bestanden. Erst am Nachmittag dieses Tages trafen die Chumbiri-Leute ein, welche von ihrem Häuptling beordert waren, die Expedition bis zu der später Stanley-Pool genannten Ausbuchtung des Stromes zu begleiten, und am 11. März wurde diese erreicht. Während die nordöstlichen Bateke noch Cannibalen sind, zeichnen sich die westlichen durch große Liebenswürdigkeit aus, zum Glück der Reisenden, denn andernfalls wäre die Ueberwindung der nun folgenden Region, der Katarakte des unteren Congolaufes, der jetzt sogenannten Livingstone-Fälle, fast unmöglich gewesen.

Während Stanley gefunden hatte, daß Nyangwe 2077 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, hatte er unterhalb des letzten der Stanley-Fälle, also da, wo der Strom die nördliche Richtung mit einer nordwestlichen vertauscht, eine Meereshöhe von 1511 Fuß festgestellt. Da die Entfernung beider Punkte von einander 337 Miles beträgt, so fällt der Strom pro Mile 20 Zoll. Zwischen dem letzten der Stanley-Fälle und dem ersten der Livingstone-Fälle, welcher 1147 Fuß Meereshöhe hat, liegt eine Entfernung von 898 Miles, so daß der Fall auf dieser ausgedehnten, für die Schifffahrt freien Strecke etwa 5 Zoll pro Mile beträgt.

Das Schicksal hatte dem Reisenden in den ihn von seinem ruhmvollen Ziele noch trennenden Livingstone-Fällen nicht die kleinste Schwierigkeit seiner an fast unübersteiglichen Hindernissen so reichen Unternehmung vorbehalten. Die be-

wunderungswürdige Art, in der dieselbe besiegt wurde, liefert das glänzendste Zeugniß für die seltene Kraft des Körpers und Geistes, mit der Stanley begabt ist, und für den überwältigenden Einfluß, durch den er seine von Krankheiten, Hunger und Anstrengungen erschöpften und in Folge der unaufhörlichen Kämpfe lebensmüden Leute mit stets neuer Energie und Hoffnung zu erfüllen und zu neuen Heldenthaten zu begeistern wußte. Hier mußten die großen Boote zu Land über schwierige Felsen geschafft und hie und da versucht werden, geringere Hindernisse im Strome auf dem Wasserwege zu passiren. Fahrzeuge gingen im gewaltigen Strome verloren, und neue wurden gebaut; treue Menschen wurden so nahe dem Ende ihrer gewaltigen Reise von den Wogen des durch sie der Vergessenheit entrissenen Stromes verschlungen; Geschwüre und andere Krankheiten richteten noch immer Verheerungen an.

Die Schilderung der Mühen und Entbehrungen und der Verluste an Menschenleben, welche die Expedition in diesem Theile, trotz aller Umsicht des Führers, zu beklagen gehabt hatte, bildet wohl den ergreifendsten Theil des an aufregendem Inhalt so reichen Reiseberichtes. Gerade mancher Liebling des Führers fand in dieser traurigen Periode seinen Tod im Strome, und auch Frank Pocock, sein treuer und allein ihm noch gebliebener europäischer Gefährte, ging am 3. Juni 1877 bei den Massassa-Fällen zu Grunde. Tag für Tag wurden die höchsten Anstrengungen mit den kleinsten räumlichen Erfolgen belohnt; Schritt für Schritt mußte der Weg der Natur abgetrocknet werden; Hunger und Krankheit warfen mehr und mehr Leute nieder. War es zu verwundern, daß die armen Menschen, am Ende ihrer physischen und moralischen Kräfte angelangt, an der Erreichung des Zieles überhaupt verzweifelten, hier und da sich weigerten ihrem heroischen Führer zu folgen und desertirten? Durch energische Maßregeln zum Gehorsam zurückgebracht, begannen Viele von ihnen die Eingeborenen zu befehlen, und die Nothwendigkeit, strenge Strafen über sie zu verhängen und im Wiederholungsfalle sogar Einzelne als Sklaven zurückzulassen, erschwerte diese traurige Zeit. So erkämpften die lebensmüden Leute von Katarakt zu Katarakt schrittweise ihren Weg zum Ocean unter Hunger und Kummer.

Auf dem linken Ufer wohnen dort die Babiwende, ein liebenswürdiges Volk, und auf dem rechten folgen auf sie die Basundi, welche sich durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnen; das traurige Land bot keine Hilfsquellen. Die Einwohner wurden nach der Küste zu immer unfreundlicher gesinnt und waren nur für Wasser und Rum gewillt, Nahrungsmittel zu verkaufen. Wenn der Hunger die armen Wangwana zum Diebstahl getrieben hatte, so kam es zu den unliebsamsten Auseinandersetzungen und den traurigsten Trennungen von den Thätern, welche als Sklaven zurückgelassen werden mußten. Endlich, am 31. Juli bei den Nsangila-Fällen, brachte Stanley in Erfahrung, daß Emboma nur fünf Tagemärsche entfernt sei, und er konnte die Tauschartikel reichlicher vertheilen; doch die Habsucht der Eingeborenen und die Armuth des Landes erlaubte trotzdem nur sehr unzureichende Anläufe. Hier wurde das wackere Boot „Baby Alice“ zurückgelassen, denn am 1. August begann der Landmarsch nach Emboma, um die Katarakten des nach Süden ausbiegenden Stromes zu vermeiden. Am

4. August wurde das Dorf N'anda erreicht und es war hier, daß der große Reisende in dem berühmten Briefe an die Europäer zu Emboma um schnelle Uebersendung von Nahrungsmitteln und Tauschwerthen bat. Am 9. August wurde dieser Ort selbst erreicht, und damit war die größte That, welche die Afrikaforschung hervorgebracht hat, vollendet.

Der vorliegende Bericht führt dem Leser mit dramatischer Lebendigkeit die einzelnen Phasen der Riesenleistung vor, wie sie durchkämpft wurden. Von Hinderniß zu Hinderniß, von Kampf zu Kampf wird der Leser in Gedanken unter wachsender Bewunderung für den Helden fortgerissen. Er vergißt die geographischen Aufgaben und Resultate der Expedition über den Ereignissen, welche ihre Gewinnung begleiteten, über dem Manne, der sie den Menschen und der Natur abrang. Die Fülle der Ereignisse und die Schnelligkeit der literarischen Leistung haben natürlich eine gedrängte Kürze zur Folge gehabt, welche vom geographischen und ethnologischen Standpunkte beklagenswerth ist, aber in der wir wieder den Mann der That, des prompten Handelns erkennen. Seine publicistische Gewandtheit hat den Verfasser befähigt, dem unmaßig gehäuften Stoff eine leichte, gefällige und übersichtliche Form zu geben und das Ermüdende der unaufhörlichen Namensaufzählung unter der Lebendigkeit der Schilderung verschwinden zu lassen, während andererseits sein Berichterstattebedürfniß der Darstellung oft ein für den deutschen Geschmack allzu erschütterliches Streben aufzuprägen scheint, den Ereignissen und Personen die möglichst sensationelle Seite abzugewinnen.

Die genauere Besprechung eines solchen Buches kann fast nur in einer Inhaltsangabe bestehen, und diese müßte eigentlich eine sehr ausführliche sein, da jeder Tagemark eine bemerkenswerthe Leistung darstellt und jede Seite ein wichtiges Glied in der Kette der Errungenschaften verzeichnet. Und müßte es nicht auch in gewissem Sinne anmaßend erscheinen, ein solches Buch, den sprachlichen Ausdruck einer für alle Zeiten großartigen Leistung, noch unter dem Eindruck dieser, in anderer Beziehung einer Beurtheilung unterziehen zu wollen? Muß die Bemerkung nicht kleinlich erscheinen, daß eine Vergleichung der im Reiseberichte aufgeführten Ortschaften, Flüsse, Volksstämme u. s. w. mit den in der beigegebenen Uebersichtskarte verzeichneten nicht selten einen bedauerlichen Mangel an Uebereinstimmung in geographischer Lage und Orthographie der Namen zeigt, wie er uns freilich bei der für unsere deutschen Verhältnisse unbegreiflichen Schnelligkeit der Herstellung beider nicht Wunder nehmen darf? Wenn der Leser des Buches sein Bedauern nicht unterdrücken kann, daß ihm der Reisende nicht häufiger eingehende Schilderungen von Land und Leuten bietet, während man doch aus einzelnen Capiteln, wie z. B. denen, welche Zanzibar, Uganda und Ujiji gewidmet sind, erfieht, wie gut derselbe zu beobachten, und wie klar und übersichtlich er seine Beobachtungen wiederzugeben weiß, so darf man eben nicht vergessen, daß die ganze Veranlagung der Expedition und die schwierigen Verhältnisse ein genaueres Studium unmöglich machten. In der That enthält der ganze zweite, im höchsten Grade spannende Theil des Berichtes, mit Ausnahme einer Schilderung der Markt- und Bewohner-Verhältnisse in Ujiji und der interessanten Beobachtungen über die überraschend schnelle Zu-

nahme der Wassermassen des Tanganika, in geographischer und ethnographischer Beziehung nur eine endlose Aufzählung der berührten Flüsse, Inseln, Dörfer, Districte, Stämme und Völker, deren Namen überdies bei dem schnellen Ortswechsel des Reisenden und bei seinem beschränkten friedlichen Verkehr mit den Eingeborenen unter den größten sprachlichen Schwierigkeiten durchaus unsicher bleiben. Doch was will dieser Mangel sagen gegenüber der Feststellung des Congo-Verlaufes? Mit dieser großen That hat Stanley eine feste Basis, eine leitende Grundlinie von höchstem Werthe für seine Nachfolger geschaffen, welche darauf weitere, detaillirtere Forschungen zu gründen haben werden.

Wenn schon während der letzten Jahrzehnte überhaupt das Interesse für die Afrikaforschung in fast allen Culturländern einen lebhaften Aufschwung genommen hatte, so ist dasselbe seit der letzten glänzenden Errungenschaft in einem Grade gesteigert worden, der nicht allein die Lösung der letzten Geheimnisse, welche dieser Continent noch birgt, sondern auch seine praktische Nutzbarmachung in nahe Aussicht stellt. So wünschenswerth nun auch die Lebhaftigkeit des allgemeinen Interesses ist, und so viel Kräfte und Mittel auch noch zur Erreichung des Zieles erforderlich sein werden, so droht doch andererseits ein Vornehmen der praktischen Zwecke die auf die weitere Erschließung Inner-Afrika's gerichteten Bestrebungen in eine Bahn zu lenken, welche der Menschenfreund nicht ohne Bedenken betrachten kann. Bis zu Stanley's gewaltigem Zuge wurden die Unternehmungen in einer verhältnißmäßig so bescheidenen Weise ausgeführt, daß die Reisenden auf ein durchaus friedliches Vorgehen angewiesen und feindseligen Bevölkerungen gegenüber entweder zurückzuweichen genöthigt waren, oder ihre Haut gewissermaßen schutzlos zu Markte trugen. Bei den Deutschen und den meisten andern Nationen gebot schon die Beschränktheit der für solche Zwecke aufzubringenden Mittel die bescheidenste Art des Auftretens; doch auch England hielt trotz des Reichthums und der Opferwilligkeit seiner interessirten Kreise grundsätzlich und streng auf Vermeidung eines gewaltsamen Eindringens in den abgeschlossenen Continent.

Als die englische Regierung die Richardson-Barth'sche Expedition nach Inner-Afrika schickte, wurde lange überlegt, ob man den Reisenden überhaupt Waffen mitgeben solle. Cameron befand sich in Nyangwe denselben Schwierigkeiten gegenüber, welche sein erfolgreicherer Nachfolger durch Gewalt besiegte; doch trotzdem auch ihm bedeutende Mittel zu Gebote standen und trotz seines glühenden Verlangens, dem großen Strome zu folgen, von dessen Identität mit dem Congo er überzeugt war, stand er von dem Unternehmen ab, sobald er es für unzweifelhaft hielt, daß das Ziel nicht in friedlicher Weise erreicht werden könne. Am meisten verkörperte diese Grundsätze der Humanität während eines ganzen, der Afrikaforschung geweihten Lebens David Livingstone, dessen von reinsten Menschenliebe getragenes Streben seinen Nachfolgern aller Nationen stets ein leuchtendes Vorbild bleiben wird. Damit erringt man allerdings nicht so frappante Erfolge und so glänzende Lorbeeren, wie sie Stanley's Muth und Thatkraft belohnten, oder muß dieselben wenigstens durch eine unverhältnißmäßig lange Zeit bescheidenen und rastlosen Ringens erkämpfen; doch dafür vergißt man auch seltener, daß das Endziel aller Forschungen in fremden Län-

bern ein eminent humanes sein soll, und wird weniger leicht gezwungen, unabweisbare Pflichten gegen den weniger fortgeschrittenen Theil der Bevölkerung des Erdballs zu verlegen. Was auch ohne Gewalt der Waffen für die Erschließung Afrika's geleistet werden kann, zeigen die glänzenden Thaten früherer Forscher aller Nationen; doch Philanthropie und Wissenschaft können die Früchte ihrer Bestrebungen langsam reifen lassen, während der Handel reichere Mittel aufzubringen im Stande ist, aber auch schneller die Zinsen derselben erwartet. Die Gefahr liegt nahe, daß der letztere ein schnelles und gewaltsames Vorgehen in der weiteren Erschließung Aequatorial-Afrika's zur Regel erheben werde.

Der Sturm der Entrüstung, welcher, besonders in England, durch die Berichte Stanley's über seine blutigen Erfolge in den Kämpfen mit den feindseligen Eingeborenen bei den Philanthropen hervorgerufen wurde, ist noch in vieler Erinnerung. Es erscheint aber ungerecht, den Reisenden persönlich für das verantwortlich machen zu wollen, was eine Folge der ganzen Veranlagung seiner Expedition war, und sein Reisebericht ist in dieser Beziehung die beste Rechtfertigung für ihn. Jeder wird durch die Kenntnißnahme desselben die Ueberzeugung gewinnen, daß Stanley, wie nur irgend ein Anderer, von warmer Menschenliebe erfüllt ist, daß er nur durch die treueste und väterlichste Fürsorge seinen Leuten die rührende Umgebung und oft begeisterte Anhänglichkeit, welche sie ihm auch in den schwierigsten Lebenslagen bewahrten, einflößen konnte und daß er durch Sangmuth und Güte es oft verstanden hat, die feindselige Stimmung der Eingeborenen zu besänftigen, nie aber in leichtfertiger Weise seine Zuflucht zu Blutvergießen genommen hat. Wenn er, mitten im Continente, wo ihm Gewalt sowol im Rücken, als in der Front drohte, wacker seinen Weg zum atlantischen Ocean ersocht, wer wollte wol einen Stein auf ihn werfen? Die Schuld lag an seiner Machtentfaltung, und wenn wir ohne dieselbe der Lösung der Congofrage noch harren würden, so hätten wir doch auch nicht die traurigen Ereignisse zu beklagen, welche seinen ruhmvollen Zug begleiteten, und nicht die Folgen zu besorgen, welche demselben vielleicht entspringen werden.

Abgesehen von der Gefahr, welche für die mit einer geringeren Macht ausgerüsteten Nachfolger Stanley's in den von ihm durchzogenen Gegenden aus seinen Kämpfen mit den Eingeborenen entspringt, muß das hastige Streben, welches sich seitdem für die commercielle Ausbeutung des reichen Aequatorial-Afrika zu bethätigen sucht, uns mit Besorgniß erfüllen. Wenn man mit Liebe für das Menschengeschlecht erfüllt ist und jeder Rasse die Berechtigung zuerkennt, nach ihrer natürlichen Veranlagung und nach den umgebenden Verhältnissen sich zu gestalten und zu entwickeln, so kann man nur mit tiefem Bedauern die Rücksichtslosigkeit ansehen, mit welcher die höher entwickelten Nationen die zurückgebliebenen Völker in den Kreis ihrer Interessen zu ziehen suchen. Die wohlmeinenden Bestrebungen der Philanthropen, die letzteren für den Umschwung der Verhältnisse, der ihnen bevorsteht, vorzubereiten, werden von dem Streben der Culturmenschen nach Gewinn überholt, und auch für den Inner-Afrikaner, so culturfähig er im Grunde auch sein mag, liegt die Gefahr nahe, daß er von der Fülle der zweifelhaften Gaben, welche ihm die fremdbartige Cultur bringt, und der Anforderungen, welche allzuplötzlich an ihn herantreten, erdrückt werde.

Anstatt sich der über ihn hereinbrechenden höheren Civilisation anpassen zu können, wird er bei Seite geschoben werden, sich zurückziehen, verkümmern, zu Grunde gehen.

Vielleicht ist ein solches rücksichtsloses Vortwärtsstreben der durch günstige Klimatische, geographische und Bodenbedingungen zu einer höheren Stufe der Entwicklung gelangten Bewohner des Erdballs eine traurige Fatalität, die durch Nichts abgewendet werden kann, wie denn in der That die ausgezeichnet veranlagten Eingeborenen Neu-Seelands nicht minder dem Untergange geweiht zu sein scheinen, als die spärlichen, schlecht veranlagten und rapide dahin schwindenden Autochthonen Australiens oder die Urbevölkerung Amerika's. Aber wenn ein Volk vor diesem traurigen Schicksal bewahrt werden kann, so sollte es die Bevölkerung des äquatorialen Afrika sein, welche in ihrer Dichtigkeit und in dem verhängnißvollen Klima ihres Gebietes dem gewaltigen und massenhaften Eindringen einer fremden Cultur und ihrer Repräsentanten mächtigere Bundesgenossen entgegenzusetzen hat, als solche andern Völkern in ähnlicher Lage zur Seite standen. Das Bestreben des wohlbedenkenden Theils der civilisirten Menschheit sollte es jedenfalls sein, so langsam und schonend als möglich vorzugehen, denn noch sind die Culturvölker durch Nichts gezwungen, gegen den Inner-Afrikaner, mit Bewußtsein und mit der Ueberzeugung von seiner Unerläßlichkeit, einen unerbittlichen Kampf um's Dasein zu führen.

---



# Zur Geschichte des Orientalischen Krieges.

1853 — 1856.

~~~~~  
Von † † †
~~~~~

## III.

Inzwischen hatten in England wichtige Veränderungen stattgefunden. Während die französischen Truppen in der Krim mit warmen Winterkleidern versehen waren <sup>1)</sup>, litten die englischen nach dem Untergang des Prince auf das Empfindlichste von der rauhen Witterung. Die Belagerungsarbeiten waren thatsächlich zum Stillstand gebracht, die Laufgräben voll Wasser, die Straßen ein Morast geworden, Pferde und Menschen starben dahin, ohne daß Etwas erreicht ward, im Gegentheil befestigten sich die Russen immer mehr. Es zeigte sich klar, daß die englische Militärverwaltung sehr schlecht war. Anfang November hatte sie gebeten, sich in Paris über die betreffenden Einrichtungen informiren zu dürfen, Ende December war noch Niemand gekommen. Vaillant stellte darauf die französischen Depots in Constantinopel zu Englands Verfügung, was von Lord Comoley mit großer Dankbarkeit angenommen ward, aber nach 14 Tagen war noch keine Antwort aus London gekommen <sup>2)</sup>, das Ministerium war in Auflösung. In dem auf den 12. December berufenen Parlament erhoben sich die lebhaftesten Anklagen gegen die Unfähigkeit der Armeeverwaltung, gegen Lord Raglan, der versäumt hatte, rechtzeitig eine Straße von Balacława zu bauen. Lord John Russell hatte schon im November eine neue Organisation der Militärverwaltung verlangt, was aber als unthunlich abgelehnt war und den Zwiespalt im Cabinet nur steigerte. Ende Januar beantragte Roebuck eine Untersuchung über das Verfahren der Departements, deren Pflicht es gewesen,

---

<sup>1)</sup> Auch diese litten genug. Im December schrieb Vaillant an General Bizot: Je comprends parfaitement les difficultés de votre position, elles s'augmentent graduellement de tout ce qu'il y a de décausé dans l'entreprise elle-même; der Kaiser schickte, um dem möglichst abzuhelpfen, im Januar den General Niel, der Bomarsund genommen, nach der Krim.

<sup>2)</sup> Vaillant schrieb damals (20. Januar): Nous commençons à trouver que nos alliés font bien peu d'efforts et ne se mettent guère en mesure de nous aider comme ils pourraient peut-être le faire. (Rousset II, p. 149.)

für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen; ohne seinen Collegen vorher Etwas zu sagen, reichte Lord John seine Entlassung ein, da er nicht sehe, wie man dem Antrag entgegentreten könne. Palmerston und Aberdeen tadelten diesen Schritt entschieden, aber das Ministerium konnte nicht so weiter gehen und reichte seine Entlassung ein. Die Königin sah sofort, daß der Rücktritt nur zu einer politischen Demüthigung vor der Welt führen könne, welche die militärische noch verschärfen müsse<sup>1)</sup>; das Cabinet entschloß sich zu bleiben, aber mußte, nachdem Roebuck's Antrag mit einer Mehrheit von 157 Stimmen angenommen war, doch zurücktreten. Nach langen und schwierigen Verhandlungen trat Lord Palmerston an die Spitze, aber nur Lord Aberdeen und der Kriegsminister Herzog von Newcastle waren ausgeschieden, weitere Veränderungen zeigten sich als nothwendig. Sir James Graham, Gladstone, Sidney Herbert und Cardwell zogen sich zurück und erst jetzt war Lord Palmerston im Stande, mit einem einheitlichen und starken Ministerium bessere Zustände herbeizuführen, zumal eine vollständige Verständigung mit dem Hofe stattfand. Wirkliche Maßregeln zur Verbesserung der Militärverwaltung und Verstärkung der Armee wurden sofort ergriffen, sodann fesselte seine ernste Aufmerksamkeit die Absicht des Kaisers Napoleon, in die Arimn zu gehen. Derselbe beschäftigte sich mit diesem Gedanken seit Mitte Februar, wobei Erinnerungen an die ägyptische Expedition mitgesprochen haben mögen; die Hauptabsicht aber war, das getrübtte Einverständniß unter den Befehlshabern und die strengere Subordination unter dem Obercommando herzustellen. Die Kaiserin sollte in Constantinopel bleiben, ein Conseil de régence unter Vorsitz Jérôme's als Lieutenant Général de l'Empire gebildet werden mit einer Civil- und einer Militärabtheilung. Er wollte dabei über Wien gehen, „pour faire marcher mon jeune Empereur d'Autriche“, wie er sagte; doch sah man dort dies Project nicht gerne; weil man einen kalten Empfang seitens der Aristokratie fürchtete. Noch größere Besorgnisse erregte es in England, da nicht nur die Möglichkeit von Ruhestörungen in Frankreich auftauchte, sondern mit diesem kaiserlichen Obercommando England ganz in den Hintergrund getreten wäre. Lord John Russell auf seinem Wege nach Wien versuchte Napoleon davon abzubringen, aber dieser bestand darauf und die Rede an die Staatskörper war bereits im Conseil berathen, obwohl auch seine Umgebung entschieden dagegen war. Er zeigte seine Absicht Lord Palmerston in einem Briefe vom 26. Febr. an, daß er in ihrer Ausführung das einzige Mittel sehe, die Unternehmung zu erfolgreichem Ende zu führen und Sebastopol durch einen wohl vorbereiteten Angriff vor dem 1. Mai zu nehmen (Tag der Eröffnung der Pariser Welt-Ausstellung); er glaube nicht ein besserer Soldat zu sein, als die dortigen Generale, aber habe eine andere moralische Autorität, um Einheit in die Action zu bringen. Es war eine zarte und schwierige Sache, den Kaiser von dieser Idee abzubringen. Lord Clarendon unternahm es in einer Zusammenkunft, die er mit demselben in Boulogne hatte, zu der Cowley und Drouin de Lhuys

<sup>1)</sup> Walewski sagte damals: „Welchen Einfluß kann England beanspruchen, das weder eine Armee noch eine Regierung hat?“ und der Kaiser Nikolaus schrieb, man möge sich auf seine Versicherung verlassen, Sebastopol werde nie genommen werden.

herbeitelegraphirt wurden. Der Kaiser legte die Nothwendigkeit seines Planes und einer Verstärkung der Armee um 30,000 Mann dar; Clarendon entgegnete, daß diese sich nicht rasch hinschaffen ließen, der Kaiser werde wahrscheinlich mindestens einen Monat unthätig sein müssen. Er solle erst gehen, um „le dernier coup de main“ zu geben, außerdem werde die Uebernahme seines Obercommando's nicht populär in England sein, auch würde man ihm jedes Mißgeschick zuschreiben. Napoleon war von diesen Bemerkungen so betroffen, daß er die Reise wenigstens auf's Unbestimmte vertagte und seine Umgebung war hierüber sehr froh, da Fleury sagte, daß diese Idee keineswegs populär in der Armee sei, ja vielleicht der Kaiser nicht einmal gut von derselben empfangen würde. Nun wandte der neue Premier sein Auge auf die bevorstehenden Conferenzen, die bisher verzögert waren. Der Kaiser Nicolaus war gestorben, nachdem er noch kurz zuvor den Kummer gehabt, seine Truppen durch die von ihm verachteten Türken bei Eupatoria geschlagen zu sehen, wohin Omer Pascha endlich mit 20,000 Mann gekommen war. Der Moniteur brachte einen Artikel über den Kaiser, mit dem das principal obstacle à la paix geschwunden sei. Palmerston hatte indeß kein Vertrauen auf die Aufrichtigkeit der russischen Friedensliebe, da er sich wohl der Worte Nesselrode's vom August v. J. erinnerte, daß, wenn die Annahme der vier Punkte Rußland aufgezwungen werde, dies nur eine Quelle neuer Verwickelungen sein werde. Freilich hatte König Friedrich Wilhelm IV. Bloomfield auf einem Hoffeste gesagt, er sei von der Friedensliebe des Kaisers durchdrungen, und als der Lord einige Zweifel daran aussprach, erwidert: die Aufrichtigkeit sei verbürgt durch die Liebe des Kaisers zu seiner Schwester, er wisse, daß die Fortsetzung des Krieges ihr Tod sein werde — eine Versicherung, welche die Folge nicht bestätigte. Bloomfield trat mit einer schweigenden Verbeugung zurück und bemerkte hernach achselzuckend einem seiner Collegen „you cannot reason with the King“. Nach dem Tode des Kaisers klang das Manifest Alexander's II., das verhieß, Rußland auf der Höhe des Ruhmes von Peter, Katharina und seines Vaters zu erhalten, nicht sehr aussichtsvoll und wenn eine Depesche Nesselrode's vom 10. März versicherte, daß sein Gebieter die Wiener Conferenz in einem Geiste aufrichtiger Versöhnlichkeit annehme, so war über den dritten Punkt, die Verminderung der Macht Rußlands im Schwarzen Meer Nichts gesagt. Bloomfield hatte noch am 28. Februar gemeldet, der Kaiser Nicolaus habe erklärt, daß er unter keinen Umständen auf die Schließung Sebastopols oder die Beschränkung seiner Flotte eingehe. Drouin de Lhuys reiste nun Ende März nach London, um sich dort über die Grenze der Concessionen zu verständigen und ging dann nach Wien (2. April) „pour porter au sein des conférences l'expression directe de la pensée de l'Empereur“ — wie gesagt ward; wie Palmerston sagte, um Bourqueney steif zu machen (stiffen). Die Conferenzen hatten inzwischen schon am 15. März unter wenig verheißenden Auspicien begonnen. Gortschakoff sagte einem diplomatischen Collegen vorher, er würde am liebsten auf offenem Markte verhandeln, denn seine Sache sei ganz einfach; wolle man seinem Herrn im eigenen Hause Schranken setzen, so werde er nie darauf eingehen. Dem Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meer ein Ziel zu setzen, gebe es ein doppeltes Mittel, den Einen

zu schwächen oder den Andern zu stärken. Gegen letzteres, also den Seemächten den Bosporus zu öffnen, habe er Nichts; die Zahl der Kriegsschiffe lasse er nie beschränken, in wenigen Jahren werde die Türkei doch zusammen fallen. „Wir wollen Constantinopel nicht für uns, können aber auch nicht zugeben, daß es in die Hand einer andern Macht gerathe und da, wie man aus Fiquelmont weiß, Rußland im Süden nicht viel Truppen concentriren kann, muß es um so mehr ein Aequivalent in einer starken Flotte suchen, als England die seinige jederzeit von Malta oder den Jonischen Inseln verstärken kann.“ Sebastopol möge fallen, der Hafen jahrelang unbrauchbar gemacht werden, nie aber werde Rußland auf den Wiederaufbau verzichten.

Offenbar hatten solche Aeußerungen wesentlich demonstrativen Zweck, aber sie zeigten jedenfalls die größte Schwierigkeit einer Vereinbarung über den dritten Punkt. Dazu schrieb H. von Brud aus Constantinopel, daß er diesen Punkt für ganz wesenlos halte. Man möge sich doch durch die Erfahrung belehren lassen. Die Westmächte hätten mit ungeheurer Mühe 60,000 Mann an die russische Küste geworfen und nur mit unsäglichem Opfern überwintert. Auch in der russischen Flotte liege nicht die Gefahr für die Türkei, sie könne nur eine über Drau und Balkan operirende Armee unterstützen. Man schließe Dardanellen und Bosporus gegen Kriegsschiffe aller Nationen, besetze beide Meerengen und Constantinopel, dann werde die Türkei vor Rußland, so lange es von den Donaufürstenthümern ausgeschlossen sei, Ruhe haben. Es sei zu beklagen, welche Unwissenheit in diesen Dingen herrsche, und noch mehr, daß man die vier Punkte gleich laut in die Welt hinausposaunt habe und sich nun ehrenhalber an eine Sache ohne Substanz gebunden halte, über welche grade deshalb die Verständigung so schwierig. Nahm man nun auch in Wien an, daß Brud durch seine Abneigung gegen England und namentlich sein wenig gutes Verhältniß zu Stratford beeinflusst werde, so wirkten derartige Depeschen doch keineswegs dahin, das Cabinet vorwärts zu bringen. In der ersten Sitzung der Conferenzen legte Graf Buol als Vorsitzender die Lage dar und recapitulirte die vier Punkte, die Rußland angenommen. Fürst Gortschakoff dankte ihm nicht ohne Ironie, daß er seinem Gedächtniß zu Hilfe gekommen; der Ausgangspunkt sei derselbe für alle Theilnehmer. Er hoffe auch das Ziel eines für beide Theile ehrenhaften Friedens, der nur dann dauerhaft sein könne, sei dasselbe. Hierauf aber erklärte er, Rußland werde nie in Bedingungen willigen, die mit seiner Ehre unverträglich seien, welches auch die Folgen sein möchten; er vermisste schmerzlich die Anwesenheit eines preussischen Gesandten. Ueber die beiden ersten Punkte einigte man sich ohne große Schwierigkeit, obwohl Palmerston sich höchst erbittert über die Rolle, die Oesterreich dabei spielte, gegen Russell aussprach<sup>1)</sup>. Aber (am 26. März) bei dem dritten zeigte es sich bald, daß eine Einigung unmöglich

<sup>1)</sup> März 28. The scheme of Gortschakoff and Prokesch would have the effect of riveting the foreign shackles, which Russia has sought to fasten on the principalities adding to their tightness and weight and fixing them down by the assistance and cooperation of Austria with the formal sanction and approval of England and France. The treacherous game of Austria and Russia is manifest and palpable. They propose to England and France the most objectional arrangements. They tell England and France or at least Austria

sei. Seltsamer Weise schlug Buol vor, die russischen Bevollmächtigten möchten die Initiative ergreifen und Vorschläge machen, d. h. wie Rußlands Uebergewicht am Schwarzen Meer am besten beseitigt werden könne, was Gortschakoff natürlich ablehnte, worauf dann Bourqueneß Frankreichs Ansichten in einem Memorandum vorlegte, über das die russischen Vertreter Instructionen einholen zu wollen versprachen. Um die Zeit bis zum Eintreffen derselben auszufüllen, schlug Buol vor, zunächst den vierten Punkt zu discutiren; aber während Gortschakoff mit auffallender Bereitwilligkeit darauf einging, erklärten die Vertreter der Westmächte, daß sie deshalb erst zu Hause anfragen müßten und in London, wie in Paris hatte man verschiedene Bedenken, die Reihenfolge der Punkte zu ändern, denn man fürchtete, daß wenn über den vierten, die Stellung der Christen, zuerst eine Einigung erzielt werde, also drei zur Befriedigung Oesterreichs geregelt würden, dasselbe bei dem wichtigsten dritten Punkt zu sehr nachzugeben geneigt sei. Die Bevollmächtigten wurden also angewiesen, jede auch vorläufige Besprechung über den vierten Punkt vor Erledigung des dritten abzulehnen. Inzwischen trafen Drouin de Lhuys und wenige Tage nach ihm Ali Pascha ein. Die russischen Instructionen ließen bis zum 17. April auf sich warten, nach einer Besprechung Gortschakoffs mit Buol durfte man wenig Günstiges erwarten und dies bestätigte die am selben Tage folgende Sitzung. Drouin hatte im Einverständniß mit England einen Plan mitgebracht, wonach das Schwarze Meer neutralisirt werden solle, eine Idee, die Vergennes schon bei der Einverleibung der Krimm durch die Kaiserin Katharina auf's Tapet gebracht. Buol erklärte diese Forderung für viel zu weitgehend und lehnte entschieden ab, sich daran zu theiligen; er war nur bereit, eine Beschränkung der Seestreitkräfte Rußlands am Schwarzen Meer zu unterstützen. In der Sitzung vom 17. lehnte Gortschakoff jede Initiative ab, erklärte sich bereit, jeden Vorschlag zu prüfen, welcher den Souveränitätsrechten Rußlands nicht widerspreche, aber bemerkte, auf eine Beschränkung seiner Flotte werde dasselbe in keiner Form eingehen. Die westmächtlchen Vertreter bedauerten dies lebhaft und der brave Lord John führte mit zarter Rücksicht auf seinen französischen Kollegen aus, daß eine solche Beschränkung keineswegs der Souveränität widerspräche, da doch Ludwig XIV. sich zur Schleifung von Dünkirchen verbunden habe; worauf Gortschakoff treffend bemerkte, dies Beispiel passe nicht, da eine Macht ersten Ranges sich einer solchen Bedingung nur nach schweren Niederlagen unterwerfen könne, die, wie er zu verstehen gab, Rußland bis jetzt nicht erlitten habe. Lord John hätte in Flammen lesen können, daß als Ludwig XIV. sich dieser Demüthigung unterwarf, an der Tafel der Frau von Maintenon Haserbrod gegessen ward. Eine Garantie der Integrität der Türkei verweigerte Rußland, da es doch keine Opfer für so entlegene Punkte, wie Tunis und Aken (mit Anspielung auf Frankreichs algerischen Nachbar und England, das Aken genommen) übernehmen könne. Graf Buol suchte zu vermitteln, aber Gortschakoff

---

suggests to them, that it would be necessary for those two powers to agree to these objectionable conditions in order to secure the cooperation of Austria on the third point, the most important for the Western powers. (Ashley II, p. 87.)

kreuzte seine Bitten nachzugeben, meisterhaft mit der Frage, ob Oesterreich der Ansicht sei, daß, wenn Rußland sich weigere, freiwillig seine Streitkräfte zu beschränken, dies durch Zwangsmaßregeln durchgeführt werden müsse. Worauf der Graf antwortete, daß er seinem Gebieter in dieser Beziehung die volle Freiheit der Entscheidung vorbehalten müsse. Daraus erlah der Fürst, daß Oesterreich diesen Punkt nicht zum Kriegsfall machen werde und so blieben alle Verhandlungen resultatlos; den Vorschlag Rußlands, daß England und Frankreich als Gegengewicht Flotten im Schwarzen Meere halten sollten, bezeichnete Palmerston gegen Russell als *mauvaise plaisanterie*<sup>1)</sup>. Gortschakoff dagegen sah in ihm den einzigen Ausweg, da die Existenz d'une formidable flotte Russe im Schwarzen Meere eine Bedingung des europäischen Gleichgewichts und der Unabhängigkeit der Pforte sei(!) Am 19. schlug nochmals Drouin de Lhuys vor, die Streitkräfte Rußlands auf das Maximum von 4 Linien Schiffen und 4 Freigatten außer einigen leichteren Fahrzeugen zu beschränken. Buol stimmte zu und zum allgemeinen Erstaunen lehnte Gortschakoff diesmal nicht unbedingt ab, sondern bat um 48 Stunden Bedenkzeit. Er wollte nicht, daß bei Abbruch der Verhandlungen man solle sagen können, daß er gar keine Vorschläge gemacht, wollte aber nur solche vorlegen, welche die Westmächte ablehnen müßten. Er entwickelte am 21. ein Gegenproject, wonach Bosporus und Dardanellen allen Flotten offen sein sollten, also Rußland den langbegehrten Zutritt zum mittelländischen Meere erhalten hätte. Die Vertreter der Westmächte weigerten sich, hierüber auch nur in eine Besprechung einzutreten, sie erklärten ihre Instruktionen für erschöpft, Gortschakoff erwiderte „Messieurs, si vous êtes à bout de vos instructions, croyez bien que nous sommes aussi à bout des nôtres“. Die Konferenz war gescheitert, Russell war schon am 23. abgereist. Palmerston hatte von Anfang an kein Vertrauen zu Oesterreich gehabt, bereits am 28. März schrieb er Russell „Austria evidently means to throw us over on the third point“. In Paris war man sanguinischer, Mitte April sagte der Moniteur: „Mais les Puissances alliées savent que si l'Autriche ne réussit pas dans ce noble effort de son patriotisme européen, elle combattrait résolument avec elles“. Noch einmal wurde, und zwar auf Gortschakoff's Anregung, am 26. eine Sitzung gehalten; er hatte gefühlt, daß er doch wol zu weit gegangen und Oesterreich wenigstens zu gewinnen sei. So machte er plötzlich eine kühne Schwentung und während er zuvor die Oeffnung des Schwarzen Meeres empfohlen, schlug er jetzt kaltblütig vor, dasselbe zu schließen und nur dem Sultan die Befugniß zu lassen, die Meerengen jeder Flotte zu öffnen, wenn gewichtige Umstände ihm dies nothwendig scheinen ließen. Auch dies ward begreiflich von den Westmächten abgelehnt. Graf Buol dagegen meinte, dieser Gedanke enthalte doch ein Element der Verständigung. Gortschakoff war damit zufrieden und constatirte, daß er mehrere Vorschläge gemacht, die abgelehnt seien. Jetzt

<sup>1)</sup> Sehr treffend sagte Nesselrode in einem Rückblick auf die Konferenzen (28. April): „Die Ereignisse hatten die Erwartungen der Cabinette von London und Paris noch nicht gerechtfertigt. Darum ward auch der Name Sebastopol nicht ausgesprochen. Rußland verdankt dies Schweigen dem heldenmüthigen Widerstand seiner tapferen Generale, Officiere, Matrosen und Soldaten. Ihre edle Hingebung ist von allen Mitteln der Unterhandlung das siegreichste gewesen.“

war die Conferenz auch formell zu Ende. Inzwischen gab Graf Buol noch nicht auf, einen Ausweg zu finden; er schlug vor, daß man den gegenwärtigen Stand der russischen Flotte als Ausgangspunkt nehme, England, Frankreich und Oesterreich im Schwarzen Meer gleichfalls zwei Fregatten halten und diese Zahl verhältnißmäßig steigern dürften, wenn Rußland seine Flotte vermehre, die Pforte solle jederzeit im Falle der Gefahr die Meerengen den befreundeten Flotten öffnen dürfen. Da nun Drouin de Lhuys sah, daß Oesterreich aus der Ablehnung Rußlands keinen Kriegsfall machen würde, ging er, um dasselbe bei der Allianz zu halten, auf diesen Vorschlag ein und befürwortete diesen nach seiner Rückkehr beim Kaiser in der irrigen Ansicht, daß dieser denselben billigen und in London empfehlen werde. Als von dort im Gegentheil ein kategorisches Veto erfolgte und Palmerston sich beklagte, daß diese Vorschläge nicht sofort abgewiesen, reichte er seine Entlassung ein; er war von jeher mehr für die österreichische Allianz, als für die englische gewesen und behauptete nun, durch Annahme des österreichischen Vorschlages würde der Zweck des Kriegs erreicht. „Ce but“, sagte er einem Freunde später, „était l'intégrité de la Turquie, l'évacuation des principautés et la liberté du Danube. Ce but avait été clairement présenté à l'Empereur avant le commencement de la guerre et il était convenu alors entre l'Empereur et moi, qu'on n'irait pas plus loin, que dans le but à atteindre, il fallait bien distinguer entre l'intérêt Français et Anglais et que ce dernier allait naturellement beaucoup plus loin, surtout par rapport à la mer noire. La question des lieux saints et tout ce que s'y rattache n'a aucune valeur réelle pour la France, toute cette question d'Orient, dont on fait avec raison tant de bruit n'était au fond et dans la pensée du gouvernement Impérial qu'un moyen de dissoudre la ligue continentale qui depuis 50 ans paralysa la France, l'écrasa à différentes époques et fut la cause de la chute des différents gouvernements qui s'y succédèrent. Je voyais cette formidable coalition dissoute et le but de mon rêve dans l'intérêt de la France atteint. Je le saisis des deux mains et avec bonheur, je m'y cramponnais dans l'intérêt de mon pays et de mon Empereur, lorsqu'une fatalité née de l'aveuglement ou de la vanité me l'arracha pour faire marcher la France au delà du but fixé, pour aller atteindre le but anglais à nos frais et à nos risques et périls. Je ne pouvais pas avec mes conditions présentées et approuvées avant la guerre par l'Empereur suivre cette marche aventureuse et fatale.“ Diese Darstellung war aber doch nur theilweise richtig. Der Kaiser zeigte Anfang Januar 1856 Lord Comley die Correspondenz, die im October 1853 zwischen ihm und Drouin über diesen Punkt stattgefunden. Letzterer äußerte in seinem Schreiben vom 27. große Zweifel über die Vortheile einer Allianz mit England und empfahl eine solche mit den anderen Continentalmächten, wo dann England ihnen zu folgen gezwungen sei. Er führte eine lange Reihe von Thatfachen an, die beweisen sollten, daß England Frankreich nur wenig Achtung zeige, wenn es sich um seine eigenen Interessen handle. Manche dieser Thatfachen waren nach Comley's Bericht ganz falsch oder falsch gefärbt, viele übertrieben und keine derselben, schreibt er, könne mit den Streichen verglichen werden, die Drouin selbst England ge-

spielt habe. Das Ziel der Auseinandersetzung war, der Kaiser möge England gebrauchen, so lange es ihm passe, aber seine continentalen Allianzen ohne Rücksicht auf dasselbe bilden und es abschütteln, wenn es ihm im Wege sei. Die Antwort des Kaisers sagte dem Minister viele schöne Dinge über seine Talente und die Art, wie er die Verhandlungen bisher geleitet, aber erklärte, daß die Basis seiner Politik ein volles Einverständniß mit England sei, wiewol er sich freuen werde, wenn andere Staaten in diese Allianz hineingezogen werden könnten. Er sagte Drouin, sein Fehler sei Neigung zum Argwohnen, führte dafür Beispiele an und ermahnte ihn, sich nicht durch solche Kleinliche Gedanken bestimmen zu lassen. Offenbar fand der Kaiser auch jetzt, daß sein Minister sich zu sehr durch Vorliebe für die österreichische Allianz und Mißtrauen gegen England habe leiten lassen; er sagte später der Königin bei ihrem Besuch in Paris, Drouin habe angedeutet, daß Frankreich Louis Philipp wegen seiner Allianz mit England nicht ungern habe fallen sehen, worauf er ihm geantwortet: „Louis Philipp ist nicht durch seine Allianz mit England gefallen, sondern weil er nicht aufrichtig mit demselben war.“ Vor allem aber fühlte Napoleon, daß der militärischen Ehre nicht genug gethan, so lange Sebastopol nicht gefallen <sup>1)</sup> und ernannte Walewski zu Drouin de L'huys' Nachfolger <sup>2)</sup>. Der Unterstaatssecretär Thouvenel ging als Botschafter nach Constantinopel. Das Verhältniß der Westmächte zu Oesterreich ward nun sehr gespannt. Bereits am 3. April hatte Oesterreich in London angezeigt, es könne die Ablehnung des dritten Punktes nicht zum Kriegsfall gegen Rußland machen; am 11. erklärte es, es könne nicht wegen einiger Schiffe mehr oder weniger dem Bundestag den Krieg vorschlagen. Lord John schrieb am 16., es sei klar, daß Oesterreich nur der Befestigung der Donaufürstenthümer ein Ende habe machen wollen, „nun dies Ziel erreicht ist, fürchte ich, dürfen wir nicht auf seine Hilfe rechnen, um Constantinopel gegen die ehrgeizigen Pläne Rußlands zu sichern.“ Gleichwol ging er, wie Drouin, nachdem sie beide den Plan des Gegengewichts am 9. April entschieden bekämpft, an demselben 16. auf diesen Plan ein, da die Frage stehe zwischen einer unvollkommenen Sicherheit der Türkei und zwischen Fortsetzung des Krieges. Er berichtete vor seiner Abreise, 23., daß Baron Prolesch ihm im Auftrage des Kaisers gesagt habe, „der gegenwärtige Krieg solle nicht bloß durch einen Friedensschluß endigen, sondern zugleich die Zukunft decken. Rußland werde Oesterreich die Politik, die dieses bisher verfolgt, lange nicht vergessen und vergeben und er wünsche sich daher mit den Westmächten durch einen Vertrag zu vereinigen, der ein dauerndes politisches System begründe. Er (der Kaiser) wolle die Reduction einiger Schiffe nicht zum Kriegsfall machen, aber sei bereit, für die Aufstellung eines dauernden Systems zur Aufrechterhaltung der Türkei Rußland den Krieg zu erklären.“ Russell empfahl hierauf einzugehen. Es werde allerdings verdrücklich

<sup>1)</sup> Prinz Albert stimmte dem ganz bei. In einem Memorandum für das Cabinet schreibt er: „To limit the Russian naval power to that existing in 1853 would be simply 'de perpétuer et légaliser la prépondérance de la Russie dans la mer Noire'.“

<sup>2)</sup> Drouin selbst hatte Mitte Januar an Benedetti in Constantinopel geschrieben: „La paix ne peut être signée à Vienne que si elle est glorieusement préparée devant Sébastopol. (Rousset II, 96.)“



sein, anzusehen, wie Rußland seine Flotte wieder baue, auf der anderen Seite habe man doch in den Fürstenthümern und an der Donau Vortheile erlangt; man würde mit Ehren aus dem Kampf hervorgehen, gedeckt durch eine fertige Allianz, die den Zweck habe, künftigen Uebergriffen Rußlands zu widerstehen. Daß ein solcher Friede nicht populär sein würde, sei gewiß, ebenso gewiß aber, daß er alle die Gegenstände sichere, für die der Krieg geführt werde. Die russische Flotte in ihrer früheren Stärke sei nicht mehr vorhanden, es werde lange Zeit brauchen, sie wieder herzustellen. Unterdessen würde die Türkei, wenn England ihr Gelbhilfe gewähre, erstarben können und zehn Jahre später wenig zu befürchten haben. Oder wenn eine türkische Regierung nicht länger fortbauern könnte, so bestände eine fertige Allianz, die eine christliche Regierung an ihre Stelle zu setzen vermöchte. Angenommen, Rußland verworfe die Vorschläge Oesterreichs, aus denen dieses einen Kriegsfall zu machen bereit sei und sagte, da die Westmächte die Dardanellen passieren dürften, so müsse es dasselbe Recht erhalten: so könnte die österreichische Armee in 1—2 Monaten im Felde stehen, wodurch die Allirte in der Krimm unterstützt und gefördert werde. Deutschland würde Oesterreich folgen. Angenommen, die Westmächte verwürfen Oesterreichs Vorschläge, so bleibe dieses neutral mit dem Nachtheil für sie, daß Rußland, welches Nichts von ihm zu fürchten habe, seine Armeen in der Krimm um 60,000 Mann verstärken könne und auch im besten Falle könne man den Russen nicht mehr als die Krimm abnehmen. Hätten die Allirten dort Erfolg, so könnten sie ihre Armeen zurückziehen und sich auf die Blockade Rußlands beschränken; indeß könnten sie nicht hindern, daß dasselbe seine Waaren durch Deutschland beziehe und wenn dieser passive Zustand des Krieges ohne Sieg, des Druckes ohne Erschöpfung in Rußland große Unzufriedenheit hervorbringen könnte, so würde diese auch in England und Frankreich steigen. Es sei möglich, daß in letzterem das erregte Nationalgefühl sich gegen einen Frieden ohne glänzende militärische Erfolge sträube. Doch sei es Pflicht der Lenker dieser Nationen, den Werth des Friedens nüchtern zu überlegen, der jetzt möglich sei, gegenüber den Chancen eines Krieges, durch den ein besserer erzielt werden solle. Glaube man, daß der Krieg nothwendig sei, um mehr zu erlangen, als jetzt erreichbar, so setze man ihn fort; aber man mache diese Fortsetzung nicht abhängig von der Nothwendigkeit, unser sogenanntes Prestige aufrecht zu halten. „Dieses ist nicht davon abhängig, daß wir eine starke Festung nehmen, sondern von der Integrität unseres Nationalcharakters und unserer Hilfsquellen. Sektäre sind ungeschwächt und unverändert; vollkommen ausreichend für die Fortsetzung des Krieges, machen sie uns fortbauernnd achtungsgebietend im Frieden.“

Diese Depesche Russell's fand die entschiedenste Mißbilligung in London, wo man greifbare bedeutende Erfolge wollte. Prinz Albert bemerkte, das Anerbieten Oesterreichs, es zum Kriegsfall zu machen, wenn die russische Macht im Schwarzen Meere „excessive“ würde, sei gänzlich werthlos, da man keinen künftigen casus belli stellen, sondern jetzt zum Frieden kommen wolle. Aber Russell, der auch gemeint haben soll, man möge Frieden machen, weil die französische Allianz nicht auf die Dauer ohne Mißverständnisse erhalten bleiben könne, folgte Drouin's Beispiel nicht und blieb trotz der Mißbilligung des Cabinets in demselben. In-

zwischen ward der Ton zwischen England und Oesterreich immer gereizter. Clarendon ließ am 21. April in Wien sagen, der Friede nach den dortigen Vorschlägen werde ebenso unehrenhaft als haltlos sein.

Graf Buol rächte sich, indem er, als Lord John später im Parlament einen sehr kriegerischen Ton anschlug, in einer Depesche seine Verwunderung darüber aussprach, da er doch in Wien seinen Vorschlägen zugestimmt und sie mit allem seinen Einfluß zu unterstützen versprochen. Dies führte zu dem Antrag Bulwer Lyttons, daß Russell durch sein Benehmen das Vertrauen des Landes verloren, worauf er nach einer lahmen Antwort zurücktreten mußte. Ende Mai und Anfang Juni machte Oesterreich nochmals einen Versuch der Vermittlung. Es schlug zuerst vor, der „Status quo flottant“ solle Ausgangspunkt sein und den Westmächten gestattet werden, bei jeder Vermehrung der russischen Flotte die ihrige im Schwarzen Meere zu verstärken. Wenn die Westmächte dies annähmen, so sei Oesterreich bereit, sogleich eine Militärconvention mit ihnen abzuschließen, ein Ultimatum zu stellen und bei Zurückweisung Rußlands sofort den Krieg zu erklären. Die Westmächte lehnten dies ab. Darauf kam Buol mit einem zweiten Vorschlag, der Status quo solle bleiben, Rußland und die Pforte sollten sich darüber einigen, ihre Einigung aber als integrierender Theil in den Friedensvertrag aufgenommen werden<sup>1)</sup>. Diesem Vorschlag, den Oesterreich aber nicht zum Ultimatum zu machen sich verpflichtete, waren die Westmächte nicht abgeneigt; sie verlangten aber, daß Gortschakoff vor der Discussion desselben das Princip der Beschränkung anerkenne. Dieser zweite Vorschlag allein wurde dann in einer nochmaligen Sitzung der Conferenz erörtert. Aufgefordert sich darüber zu erklären, sagte Fürst Gortschakoff, er könne denselben nur ad referendum nehmen, wolle aber als seine persönliche Meinung erklären, daß dies etwas ganz anderes sei als die bisher Rußland zugestellte Zumuthung. Eine directe Unterhandlung mit der Pforte über die gegenseitige Feststellung ihrer Seemacht weise er nicht zurück, aber das gehe diese beiden Mächte allein an, deren Souveränitätsrecht verletzt werde, wenn andere Mächte ihnen darüber Gesetze vorschreiben wollten. Da damit gerade der europäische Charakter dem Vorschlag genommen ward, der ihm in den Augen der Westmächte allein Werth gab, lehnten deren Vertreter die weitere Discussion ab. Gortschakoff hatte darauf eine Audienz beim Kaiser, der ihm sagte, er werde eine Reihe von Fragen an Rußland stellen, um sein künftiges Verhältniß zu demselben nach der Antwort einzurichten. Bereits am 13. konnte diese von Gortschakoff in einer neuen Audienz gegeben werden, worauf der Kaiser erklärte „la Russie adhère à toutes mes demandes“. Das Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich war nicht besser: obwol bei dem Attentat Pianori's der Kaiser Franz Joseph Napoleon daran erinnerte, daß sie beiden die einzigen seien, auf welche sich die Anschläge der Mörder richteten, weil auf beide der Haß der Umsturzpartei sich vereinige, weshalb die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens um so gebieterischer sei, erklärte die Regierung die österreichischen Vorschläge für gänzlich illusorisch. Eine sehr geschickt von Nesselrode berechnete und

<sup>1)</sup> L'arrangement qu'ils auront pris entre eux à cet égard fera partie intégrante du traité général.

veröffentlichte Depesche an Gortschakoff vom 20. Juni wirkte höchst compromittirend für Oesterreich durch die Auszüge, die sie aus einer Depesche Buol's an Esterhazy gab, worin ersterer sagte: „Nos efforts se sont brisés contre les instructions précises auxquelles se trouvaient liés les plénipotentiaires de la France et de l'Angleterre. Ceux de la Russie, nous sommes trop justes pour ne pas le reconnaître, eussent-ils même voulu entrer dans un examen plus approfondi de nos propositions se sont trouvés paralysés par les manifestations peu conciliantes des autres membres de la Conférence“. „Ce jugement,“ bemerkte Nesselrode seinerseits, „si clairement énoncé sur l'issue finale des négociations et sur la cause de leur rupture s'accorde en entier avec le nôtre.“ Darauf erfolgte denn ein scharfer Wink in der Thronrede Napoleons am 2. Juli „et nous sommes encore à attendre que l'Autriche exécute ses engagements, qui consistent à rendre efficace notre traité d'alliance offensive et défensive, si les négociations n'aboutissaient pas“, wozu der Moniteur gleichzeitig bemerkte: „Ces négociations ont eu en même temps pour résultat de donner aux obligations de l'Autriche envers la France et l'Angleterre la plénitude de leur force“. Die kaiserliche Aeußerung gab Anlaß zu einer lebhaften Auseinandersetzung Baron Hübners mit Walewski<sup>1)</sup>. Der Kaiser behauptete Oesterreichs Verpflichtung aus Artikel V des Decembervertrags, mehr aber noch aus mündlich gegebenen Versicherungen, die Hübner seinerseits bestritt, Walewski bemerkte indeß einem anderen Diplomaten „Comme les Autrichiens ne demandent pas mieux que de ne pas être fâchés, cette sortie sera sagement prise en bonne partie à Vienne et les deux cabinets resteront provisoirement en bonnes relations“. So war es auch; der Kaiser Franz Joseph erklärte, „wir betrachten den Decembervertrag als uns keine neue Verpflichtung auflegend, wir werden in unserer Expectative verharren und fortfahren in unseren Bemühungen zur Herstellung des Friedens nach beiden Seiten.“ Buol betonte, der Artikel des Moniteur, wie die Rede, stellten die Sachlage nicht correct dar; die österreichischen Vorschläge seien durchaus praktisch gewesen und deshalb von Russell wie Drouin unterstützt. Ausgehend vom Status quo flottant hätten die Westmächte die Befugniß erhalten, bei der Vermehrung der russischen Flotte auch die ihrige verhältnißmäßig zu mehrern und sobald der russische Status quo ante erreicht sei, hätte der casus belli eintreten sollen; dies hätte vollkommen genügt, da die Russen sich wohl gehütet haben würden, Europa wieder herauszufordern. Gleichwol war Buol keineswegs recht wohl bei der Lage, in der Oesterreich sich befand; es war isolirt. Preußen, das dem Scheitern der Conferenz nicht ohne Schadenfreude zugeesehen, krieg sogar bei den Westmächten, weil es sie doch wenigstens nicht betrogen. Buol war überzeugt, daß man mit Rußland zu sehr zerfallen sei, um nicht für die

<sup>1)</sup> Unmittelbar nach Hübner ließ sich der sardinische Gesandte melden, um sich über die Nichterwähnung seiner Regierung in der Thronrede zu beklagen, worauf Walewski rief: „Ah cette journée n'est pas commode, voilà l'un qui part, voilà l'autre qui arrive.“ Einige Tage später gab der Marschese Willemarina dem Minister Oppositionsblätter, welche sagten, die Regierung lasse ihre Soldaten für die belli occhi Frankreichs tödten. Napoleon anerkannte bereitwillig seinen Fehler, ließ einen befriedigenden Artikel in den Moniteur einrücken und versprach dem Turiner Cabinet Zulassung zu weiteren Verhandlungen.

Zukunft Besorgnisse hegen zu müssen, daß alle gegenwärtigen freundlichen Verständigungen nur darauf berechnet seien, Oesterreich festzuhalten. Er war daher dafür, offen die Partei der Westmächte zu nehmen, aber andere persönliche Einflüsse ließen den Kaiser dies ablehnen; er sagte dem russischen General v. Grünwald: er halte den Decembervertrag für erloschen und es erfolgte eine neue Armeereduction.

Preußen triumphirte nun, seine weise Zurückhaltung habe Deutschland vor einem schrecklichen Kriege bewahrt. Oesterreich habe ihm die Möglichkeit der Umkehr zu verdanken, aber wolle nicht umkehren. Der Antrag des letzteren in Frankfurt, „der Bund solle den Decembervertrag und die Haltung Oesterreichs in den Wiener Conferenzen ausdrücklich billigen und erklären an den vier Punkten jedenfalls festhalten zu wollen,“ wurde von der Versammlung abgelehnt.

Inzwischen war die englisch-französische Allianz ganz unberührt geblieben, ja nachdem der Kaiser seine Orientreise tatsächlich aufgegeben und dagegen mit seiner Gemahlin nach England zum Besuch der königlichen Familie gekommen war, entschieden gekräftigt. Der Versuch Nesselrode's, sie durch einen Brief an seinen Schwiegersohn, den sächsischen Gesandten in Paris, Baron Seebach, zu stören, verscheiterte seine Zwecke. Der Brief war darauf berechnet, Napoleon in die Hand gespielt zu werden und es war in demselben gesagt: „Entre la France et la Russie il y a guerre sans inimitié, la paix se fera quand l'Empereur des Français le voudra“. Der Kaiser theilte den Brief sofort in London mit. Als dann Oesterreich den erwähnten Vorschlag der Limitation der russischen Flotte machte, schrieb Palmerston am 28. Mai dem Kaiser, daß dies eine Falle sei, wodurch „la Russie nous entrainerait dans un dédale de négociations qui amolliraient les esprits en France, en Angleterre, en Allemagne, partout et même en Crimée“, Napoleon trat ihm sofort bei. Als darauf Russell's Haltung die Regierung so in Verlegenheit setzte, veröffentlichte Walewski im Constitutionnel einen Commentar, worin er erklärte, Lord John habe offenbar seine Vollmachten überschritten und Unrecht gehabt, in Wien sichere Hoffnungen über die Annahme von Vorschlägen zu machen, die er ebenso wie der französische Bevollmächtigte lediglich ad referendum zu nehmen ermächtigt gewesen und die beiden Cabinetten, noch ehe sie sich darüber hätten benehmen können, unannehmbar erschienen seien. Zwischen den Commandanten der Armeen war allerdings das Einverständniß nicht immer dasselbe. Canrobert gab sehr erschöpft seine Entlassung, an seine Stelle trat Pelissier, der sich besser mit Raglan verständigte; die Expedition gegen Kertsch glückte, der Angriff auf Sebastopol am 18. Juni nicht und kurz darauf starb Raglan. Am 16. August griffen die Russen an der Ischernaja an, wurden aber von den Franzosen entchieden geschlagen, Sweaborg ward von den Engländern zerstört.

Am 27. August, dem Tage, wo die Königin von England St. Cloud wieder verließ, erschien im Moniteur ein Brief des Kaisers an Pelissier: „Dites à ces braves soldats, que le terme de leurs épreuves n'est pas éloigné. Sebastopol, je l'espère, tombera bientôt sous leurs coups et l'évènement fût-il retardé, l'armée russe, je le sais par des renseignements qui paraissent positifs, ne pourrait plus pendant l'hiver soutenir la lutte dans la Crimée“. Die Nachrichten, von denen der Kaiser sprach, waren ihm allerdings auf eigenthümlichem

Wege gekommen. Der Minister v. Manteuffel, um die Hespartei, deren Einfluß er nicht brechen konnte, wenigstens zu überwachen, hatte einen früheren Geheimpolizisten Tschén beauftragt, sich Nachrichten über die Schriftstücke, welche der General v. Gerlach und der Cabinetsrath Niebuhr empfangen, zu verschaffen. Tschén führte dies aus, indem er den Bedienten des letzteren beauftragte, ihm solche Documente zu bringen, von denen er dann Abschrift nahm, die er dem Ministerpräsidenten brachte. Dieser aber bezahlte ihn nicht hinreichend und als Tschén eines Tages in den Besitz eines Briefes kam, der ihm nach anderer Seite verwerthet werden zu können erschien, bot er ihn der französischen Gesandtschaft an<sup>1)</sup>. Es war ein Schreiben des preussischen Militärbevollmächtigten in Petersburg, Grafen Münster an den General v. Gerlach, worin dieser letzterem mittheilte, der Kaiser Alexander habe ihm gesagt, leider werde Sebastopol sich nicht mehr lange halten können. So kam Napoleon in den Besitz der Nachricht, die entscheidend für den letzten Sturm ward. In einer Conferenz bei Pelissier am 3. September ward das Bombardement auf den 5., der Sturm auf den 8. festgesetzt, am 9. war Sebastopol in den Händen der Verbündeten und die russische Flotte zerstört. Freilich mußte zum größten Leidwesen der Engländer der General Simpson melden, „die Verbündeten haben heute Mittag Sebastopol angegriffen, der Sturm auf den Malakoff ist gelungen und das Werk ist in den Händen der Franzosen, der Sturm der Engländer gegen den Redan ist nicht gelungen.“

Man wunderte sich, daß die Verbündeten diesen endlichen großen Sieg nicht energisch verfolgten; aber jetzt trat die Verschiedenheit der Ansichten hervor, die auch zwischen dem Kaiser und Palmerston herrschte. In England war der Krieg populärer als je; die Energie Palmerston's und des Kriegsministers hatte eine vorzügliche Armee geschaffen, die auf 50,000 Mann gebracht war, aber das nationale Ehrgefühl war unbefriedigt. Bomarsund und Sweaborg befriedigten wenig, da man nach den Reden Napier's sicher auf die Einnahme Kronstadts gerechnet. Der Mißerfolg des Redan wurmte so, daß die Regierung den General Simpson opfern mußte; die öffentliche Meinung sah im Fall Sebastopols nicht das Ende, sondern den Anfang der zu erreichenden Demüthigung Rußlands. Aber es geschah wenig; nur Kinburn ward von den vereinigten Flotten genommen, was allerdings um so empfindlicher von den Russen empfunden ward, als der Kaiser Alexander damals in der Krimm anwesend war, um durch seine Gegenwart die Südarree unter General v. Skiers zu ermuntern. Auf das Andringen Englands wurden die Forts von Sebastopol im October zerstört, im Uebrigen verging die Zeit mit Entwerfen von Plänen, die nicht zur Ausführung kamen. Napoleon wollte Nicolajeff angreifen, der Kriegsminister erklärte dies für unmöglich, Pelissier schrieb dagegen, in der Krimm und selbst in Südrußland sei nichts zu erobern. Die Russen würden ihre Steppen nach einigen Schlachten aufgeben, ohne daß damit etwas gegen sie entschieden sei, während die Verbündeten mit großen Opfern, ohne etwas zu gewinnen, täglich das Geschick Europa's auf's Spiel setzen würden. Er empfahl Sebastopol gut zu besetzen, übrigens aber alle verfügbaren Streitkräfte einzuschiffen und den Kriegsschauplatz

<sup>1)</sup> Diese fragte in Paris an, ob sie hierauf eingehen solle und ward dazu ermächtigt.

in den Norden zu verlegen. Gegen die Reduction der Krimarmee aber sprach England sich entschieden aus. Am 31. October verlangte Clarendon, daß man alles aufbiete, den Feind aus der Krim zu vertreiben und selbst den Winter über den Russen keinen Tag Ruhe lasse. Der Marschall Vailant dagegen war geneigt, Pelissier Recht zu geben und erklärte, er könne höchstens England so viel concediren, daß man die Krimarmee nicht verringere, aber sie dürfe sich nicht in unnützen und gefährlichen Versuchen erschöpfen und müsse Winterquartiere beziehen. Pelissier rieth nun, den Kaukasus zu insurgiren, wofür die englische Armee bestimmt werden sollte. Vailant bemerkte dagegen, daß England dem nicht zustimmen werde, da man dort eine Rebanché in der Krim für den erfolglosen Angriff auf den Neban verlange. Pelissier entgegnete treffend, es genüge nicht, daß man in London sage, wir wollen in der Krim bleiben, man müsse dann auch sagen, was man dort noch machen könne. Unstreitig hatte er Recht, viel zu viel war schon in Asien versäumt; am 25. September hatte General Murawieff vor Kars eine bedeutende Niederlage erlitten, Omar Pascha zog von Rebut-Kaleh der Festung zur Hilfe, schlug die Russen am 6. November, aber kam zu spät, da er von den Verbündeten gar nicht unterstützt ward. Am 28. November fiel das Bollwerk Asiens, wie Murawieff es mit Recht nannte, das General Williams so heroisch vertheidigt, denn der Eindruck dieses russischen Erfolges war in Asien weit größer als der der Niederlage von Sebastopol. In Frankreich hatten weder Nation noch Armee großen Enthusiasmus für den Krieg gezeigt, aber derselbe hatte die französischen Waffen mit Ruhm umgeben und Frankreich die Stellung der ersten Militärmacht verschafft. Die Allianz des Kaisers war umworben, seine Dynastie hatte Wurzel gefaßt und er eine schiedsrichterliche Stellung in Europa erreicht; wozu also einen Krieg fortsetzen, bei dem er sich verbunden, keine Separatvortheile zu erreichen? Freilich wäre er dazu doch bereit gewesen, wenn er Frankreich eine populäre Sache hätte bieten können, indem zugleich der Kriegsschauplatz sich erweiterte und hier war es die Herstellung Polens in den Grenzen der Verträge von 1815, die ihn besonders beschäftigte <sup>1)</sup>. Am 26. März 1855 hatte Drouin diese als aufzustellende Friedensbasis in London vorgeschlagen, Clarendon hatte dies, als jetzt inopportun, abgelehnt. Am 11. Mai veröffentlichte der Moniteur bei Gelegenheit des Attentats einen Glückwunsch des Generals Rybniski „dernier général en chef de l'ancienne armée polonaise en 1831“, in welchem es hieß „La Pologne entière ne me désavouerait pas, s'il lui était permis d'exprimer sa pensée. Oui Sire, elle souffre et elle regarde vers l'occident, où elle ne voit et n'aime que Votre Majesté“. Auch die Adresse des Fürsten Adam Czartoriski „ancien Président du Gouvernement de la Pologne“ ward veröffentlicht. Am 15. September brachte Walewski die Frage in entschiedener Weise zur Sprache „le moment est venu de se préparer à faire du rétablissement du royaume de Pologne, dans les conditions stipulées par le congrès de Vienne, un des objets essentiels des négociations de paix, aussitôt qu'elles deviendront possibles, en même temps qu'une des

<sup>1)</sup> Ihm war kurz vor dem Fall Warschau's, 1832, die polnische Krone angeboten; ehe er geantwortet, fiel die Hauptstadt.

bases fondamentales de cette paix“. Clarendon gab zu, daß die Wiederherstellung jenes Zustandes, ja die Unabhängigkeit Polens sehr wünschenswerth sei, aber lehnte es ab, die Forderung als unumgänglich für die Herstellung des Friedens zu machen; man wolle bei den Unterhandlungen sehen zu erreichen, was möglich sei.

Napoleon war nach dieser Antwort zum Frieden entschlossen, er glaubte sicher zu sein, daß Rußland dem entgegenkommen werde. Der Armeebefehl des Kaisers an die Vertheidiger von Sebastopol hatte den Feind „fürchtbar, muthig und vor keinem Opfer zurückschauend“ genannt; er glaubte zu wissen, daß der Czar weniger befriedigt nach Petersburg zurückgekehrt sei, als er es sich merken ließ, daß Rußland erschöpft, bereit sei den Frieden mit erheblichen Opfern zu erkaufen, daß es nur auf die Gelegenheit warte, Verhandlungen anzuknüpfen. Er benutzte hierfür die Annäherung Oesterreichs. Schon vor dem Fall Sebastopols hatte, als man denselben in Wien vorausah, Hübner erklärt, die westmächliche Auslegung des dritten Punktes annehmen zu wollen. Das hatte nach dem Fall nicht viel Werth mehr. Am 4. October kam Protetch, der von Frankfurt nach Constantinopel versetzt war, auf dem Wege dorthin nach Paris, er beglückwünschte den Kaiser lebhaft wegen seines Sieges und sondirte, ob nicht der Augenblick günstig sei für die Wiederaufnahme der Unterhandlungen, wozu Oesterreich seine guten Dienste anbiete. Napoleon hörte ihn an und fragte nach dem Befinden der kaiserlichen Familie. Gortschakoff, der sich, als die Nachricht vom Fall des Malatoff in Wien eintraf, 48 Stunden in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, erklärte, man bereite sich auf einen umfassenden Defensivkrieg vor, ohne Friedensvorschlägen unzugänglich zu bleiben; „les évènements nous condamnent à être muets, mais ils ne nous ont pas rendus sourds.“ Bourqueney meinte, die Westmächte würden sich keinesfalls auf die vier Punkte beschränken, Gortschakoff fand sie überhaupt ungeeignet wegen ihrer Dehnbarkeit, da sie Alles und Nichts enthielten. England ward beunruhigt durch die Haltung Napoleons; in der zweiten Hälfte October erfuhr man in London, daß der Kaiser 100,000 Mann aus der Krimm zurückziehen wollte, weil eine zweite Ueberwinterung unmöglich sei, was als Ermuthigung für Rußland ausgelegt ward. Freilich sandte er andererseits Canrobert nach Schweden, um eine Defensivallianz mit den Westmächten abzuschließen, was auch am 21. November geschah, aber es war offenbar doch nur die Absicht, einen Druck auf Rußland auszuüben. Schweden befand sich mit diesem Vertrage, der nicht ohne seine Zustimmung publicirt werden sollte, in der Stellung, die Oesterreich durch den Decembervertrag einnahm; die mündlichen Besprechungen waren offenbar weiter gegangen. Andererseits sollte die glänzende Aufnahme, die Victor Emanuel in Paris fand, Oesterreich indirect aufmerksam machen, was auf dem Spiel stehe. Während Palmerston beim Lord-Mayorsbankett erklärte, man dürfe das Schwert nicht wieder in die Scheide stecken, bis der Zweck des Krieges erreicht sei, führte Napoleon wenige Tage darauf bei Schluß der Ausstellung eine ganz andere Sprache. Die Frage, die den Krieg veranlaßt, sagte er, müsse rein gelöst werden und er appellirte an Europa und die öffentliche Meinung, indem er „den aus aller Welt Versammelten“ zurief: „Sagen Sie Ihren Mitbürgern, daß, wenn sie den Frieden

wünschen, sie offen zum mindesten Wünsche für oder wider uns kundgeben müssen, denn inmitten eines umfassenden europäischen Krieges ist die Gleichgültigkeit eine schlechte Berechnung und das Schweigen ein Irrthum"; „si l'Europe se décide à déclarer qui a tort ou qui a raison, ce sera un grand pas vers la solution.“ Diese Worte fanden in den Cabinetten einen unliebsamen Widerhall, denn man liebte es nicht durch die öffentliche Meinung einen Druck auf dieselben ausgeübt zu sehen. Tags zuvor, am 14. November, war der Entwurf eines Seitens Oesterreichs an Rußland zu stellenden Ultimatums in Wien von Buol und Bourqueney paraphirt und zugleich ein Memorandum gezeichnet, durch das Oesterreich versprach, im Fall der Verwerfung seine diplomatischen Beziehungen mit Petersburg abzubrechen. Diese Verhandlung hatte nicht ohne Wissen, aber ohne Mitwirkung Englands stattgefunden; nun meldete Walewski telegraphisch das Ultimatum nach London zur umgehenden einfachen Annahme. Lord Clarendon beklagte sich über dies „unfair treatment“, speciell, daß Frankreich, ohne Englands Ansicht zu kennen, zugestimmt; Palmerston aber ward deutlicher in einem Briefe an Persigny, Botschafter in London.

„Il y a eu à Vienne une négociation à laquelle nous n'avons pas pris part; on a signé, du moins paraphé, un protocole pour nous, mais sans nous, on nous communique confidentiellement ce protocole paraphé, à prendre ou à laisser, en nous disant qu'il faut ou le rejeter ou l'accepter immédiatement bon ou mauvais, sans en discuter la rédaction et les détails. Cette manière d'agir dans une affaire tellement grave ne nous convient pas. Nous ne pouvons pas souscrire à une proposition de paix destinée à être faite en notre nom à la Russie sans que nous soyons entièrement d'accord et sur la forme et sur la substance d'une telle proposition. La nation Anglaise serait enchantée d'une bonne paix, qui assurât les objets de la guerre, mais plutôt que d'être entraînée à signer une paix à des conditions insuffisantes, elle préférerait continuer la guerre sans autres alliés que la Turquie et elle se sent tout à fait en état d'en soutenir le fardeau et de se tirer ainsi d'affaire. Soumettez je vous prie ces observations à Walewski.“

Dieser Brief machte großen Eindruck in Paris, Walewski nannte ihn gegen Cowley eine Drohung. „Nein,“ entgegnete dieser, „mais c'est un avertissement amical, qu'après tout l'Angleterre signifie quelque chose dans le monde et qu'elle ne renoncera pas à faire valoir son opinion.“ Der Kaiser war ziemlich gereizt über den Ton dieses Briefes<sup>1)</sup>, aber begriff, daß sein Minister einen Fehler begangen und suchte ihn gut zu machen. Am 22. richtete er ein ausführliches Schreiben an die Königin, er sei keineswegs für Frieden um jeden Preis, meinte jedoch die Erfahrung zeige, daß man zwar Rußland sehr schaden, aber allein nicht bezwingen könne. Es gebe drei mögliche Systeme, Defensivkrieg, Umwälzung der europäischen Karte — „une politique qui aurait quelque chose de grand et qui mettrait le résultat à obtenir au niveau des sacrifices

<sup>1)</sup> H. M. spoke with some sorrow of Palmerston's letter to Persigny. I said that H. M. must recollect the way in which the Ultimatum had been presented to us, it had almost been crammed down our throats. What if we had at once accepted and conferences had been the result? We should have gone into them without being agreed ourselves upon what we intended to ask. When he first mentioned the Austrian proposals to me I had begged him to let us understand each other before we answered Austria. This understanding could only be arrived at by free and ample discussion. (Privatschreiben Cowley's an Clarendon Nov. 26.)



à faire“ — wenn man das nicht wolle, Allianz mit Oesterreich, um Deutschland und die öffentliche Meinung zu gewinnen, Oesterreich sei bereit ein Ultimatum zu stellen, könne man sich des Beistands desselben um mikroskopischer Vortheile willen berauben oder mit chicanes équivalentes à un refus antworten?

In ihrer Antwort vom 26. verbarg die Königin nicht, daß das Verfahren Walewski's sie verletzt habe; sie vertwarf die beiden ersten Systeme, namentlich sehr bestimmt die Revision der Karte, und erklärte sich zu dem dritten bereit, aber nur unter folgenden Bedingungen: 1) daß England Abänderungen im Ultimatum machen könne, 2) daß Oesterreich sich auf keine russischen Gegenanträge einlasse, 3) daß die Neutralisirung des Schwarzen Meeres eine Wahrheit werde und nicht bloß eine illusorische Stipulation, was der Fall sein müßte, wenn dieselbe nur durch einen russisch-türkischen Vertrag festgestellt werde. Demgemäß erklärte nun das Ministerium am selben Datum, England fordere unbedingt 1) Allgemeinen Vertrag über die Verhältnisse des Schwarzen Meeres, 2) Zulassung von Consuln in dessen Häfen, 3) Verbot daselbst nicht bloß Militär- sondern auch Marinearsenale anzulegen. Es wünsche Nichtbefestigung der Uferinseln und Erörterung der Verhältnisse im Osten des Schwarzen Meeres. Endlich stellte Cowley persönlich dem Kaiser die Frage, was er thun werde, wenn Oesterreich Gegenanträge bringe und verlange, daß man sie in Erwägung ziehe? „Je l'enverrais promener“, war die Antwort; als Cowley von den Anstrengungen sprach, die gemacht würden, um den Glauben zu verbreiten, daß Frankreich um jeden Preis Frieden wolle, erwiderte Napoleon, je mehr Rußland daran glaube, desto weniger Aussicht sei dafür.

Nach längeren Verhandlungen einigte man sich schließlich am 5. Dec. mit Frankreich über die in Wien zu verlangenden Aenderungen des Ultimatus und am 6. gingen dieselben dorthin ab. Folgendes ist das Verhältniß Weider.

#### Rédaction Austro-Française.

##### 1) Principautés Danubiennes.

Abolition complète de Protectorat Russe.

[La Russie ne pourra exercer dans les affaires intérieures des Principautés Danubiennes aucun droit particulier d'ingérence, ni prétendre à autre chose qu'à sa part dans la garantie collective sous laquelle les Principautés seront placées à la paix.]

Les Principautés conserveront leurs privilèges et immunités sous la suzeraineté de la Porte [et le développement de leur organisation nationale se poursuivra librement avec l'initiative du Sultan, l'assentiment des puissances garantes et en ayant égard aux vœux des populations].

D'accord avec la puissance suzeraine les Principautés adopteront un système défensif permanent, réclamé par leur situation géographique, aucune entrave ne saurait être apportée aux mesures extraordinaires de défense qu'elles seraient appelées à prendre pour repousser toute ingérence étrangère.

En échange des places fortes et territoires occupés par les armées alliées la Russie consent à une recti-

#### Amendements Anglais.

Statt der eingeklammerten Sätze

La Russie n'exercera et ne jouira d'aucun droit exclusif ou particulier de protection ou d'ingérence dans les principautés Danubiennes.

et le Sultan en outre accordera aux Principautés ou y confirmera une organisation intérieure satisfaisante et on fera des arrangements qui après une mûre considération seront jugés suffisants, afin d'assurer aux dites Principautés la jouissance paisible de cette organisation.

fication de sa frontière avec la Turquie Européenne. Cette frontière ainsi rectifiée d'une manière conforme aux intérêts généraux partirait des environs de Choty, suivrait la ligne de montagnes qui s'étend dans la direction sud-est et aboutirait au lac Salzyk. Le tracé sera définitivement réglé par le traité de paix et le territoire concédé retournerait aux principautés et à la Suzeraineté de la Porte.

## 2) Danube.

La liberté du Danube et de ses embouchures sera efficacement assurée par des Institutions Européennes dans lesquelles les puissances contractantes seront également représentées, sauf les positions particulières des riverains, qui seront réglées sur les principes établis par l'acte du congrès de Vienne en matière de navigation fluviale.

Chacune des puissances contractantes aura le droit de faire stationner un ou deux bâtiments de guerre légers aux embouchures du fleuve destinés à assurer l'exécution des règlements relatifs à la liberté du Danube.

## 3) Mer Noire.

La Mer Noire sera neutralisée. Ouverte à la Marine marchande de toutes les nations ses eaux resteront interdites aux marines militaires.\*

Les deux puissances riveraines s'engageront mutuellement à n'y entretenir que le nombre de bâtiments légers d'une force déterminée nécessaire au service de leurs côtes (à n'y conserver ou à n'y créer aucun arsenal militaire). (La convention, qui sera passée entre elles à cet effet sera annexée au traité général et aura même force et valeur que si elle en faisait partie.)

La clôture des détroits admettra l'exception applicable aux stationnaires mentionnés dans l'art. précédent.

## 4) Populations chrétiennes sujettes à la Porte.

(Les immunités des sujets rayas de la Porte seront consacrées sans atteinte à l'indépendance et à la dignité de la couronne du Sultan. Les délibérations étant déjà entamées entre les représentants de l'Autriche, de la Gr. Bretagne et les ministres de Sa Hautesse sur les moyens les plus propres à amener l'amélioration du sort des Chrétiens de l'Empire, la Russie retrouvera à la paix la place qui lui sera faite en commun avec les puissances signataires dans la surveillance des intérêts garantis par le présent article.)

Agree.

Agree.

\* Insert as follows.

Aucun arsenal militaire maritime n'y sera conservé ni créé.

[Omit this passage.]

Substitute the following for this passage.

Il est bien entendu que la convention séparée à cet effet, préalablement agréé par les puissances signataires du présent traité sera considérée comme partie intégrante du présent traité, qu'elle aura partant la même force et valeur que si elle y était insérée mot à mot, qu'en conséquence elle ne saurait être annulée ni modifiée par la Russie et la Turquie sans l'assentiment de tous les signataires du présent traité.

Agree.

Substitute for this passage:

Des arrangements seront faits par l'Autriche, la France, la Grande Bretagne et la Sublime Porte afin d'assurer aux sujets chrétiens du Sultan leurs justes droits civils et politiques et la Russie sera ensuite invitée à adhérer aux arrangements qui seront ainsi faits.

## 5) Conditions particulières.

Les Puissances belligérantes réservent le droit qui      Agree.  
 Leur appartient de produire dans un intérêt Européen  
 des conditions particulières en sus des quatre garanties.

Man sieht hieraus, daß England insofern nachgab, als es die Frage der Consulate nicht in die vier Punkte des Ultimatums brachte, sie sollte als dritte der conditions particulières erwähnt werden; es gab zu, daß die Anzahl der Schiffe, welche die Uferstaaten auf dem Schwarzen Meer halten dürfen, nicht im Vertrag erwähnt werde, aber es blieb fest in dem Verlangen, daß der zu schließende Vertrag zwischen der Türkei und Rußland als integrierender Theil des Gesamtvertrags betrachtet werde. Der Kaiser Napoleon bezeichnete seine Stellung in einem Briefe an Persigny vom 13. Dec. folgendermaßen:

„Mon cher Persigny, je déplore vivement les *qui pro quo* et les légèretés commises dernièrement au milieu d'une grave négociation, mais afin qu'on ne se méprenne pas sur mes intentions et mon sentiment, qui pourraient être méconnus au milieu des „mais“ des „si“ et des „car“ de la diplomatie, je vais vous exprimer ma pensée en très peu de mots.

1. Je crois les offres de l'Autriche très avantageuses pour nous, qu'elles soient sincères ou non. J'ai donc désiré dès le commencement que les propositions soient acceptées.

2. J'ai trouvé les amendements du Gouvernement Anglais pour la plus part très justes et je m'y suis rangé. Mais quelques uns ne m'ont pas paru assez importants pour être cause de rupture de la négociation dans le cas où ils seraient rejetés à Vienne.

3. J'ai aussi regretté le temps perdu.

Voilà ma pensée qui, peut-être mal rendue a pu éveiller quelque méfiance de votre côté.

Comment Diable ne s'entend-on pas, quand on a le même intérêt, les mêmes intentions et le même but? Je ne veux comme l'Angleterre qu'une paix honorable et si non, non.

Adieu, j'ai été très-content de vos dépêches, nettes et précises. Croyez etc.

Persigny verfehlte nicht von diesen Weisungen Gebrauch zu machen, da er und Walewski, wie Lord Cowley sagte, sich so haßten, daß es nichts gebe, was sie nicht thun oder sagen würden, um den Andern zu schädigen (injure). Persigny erklärte das Verfahren Walewski's als „a piece of rascality“, er kam dann nach Paris und der Kaiser gab ihm gegen Walewski Recht, und zwar wie er nach seiner Rückkehr erklärte „en tout avec et devant Walewski“, den er nicht einmal besucht; der Kaiser habe ihm gedankt, daß er die englische Allianz erhalten, die durch Walewski's Ungeschicklichkeiten (gaucheries) gefährdet gewesen.

Während dieser Verhandlung hatte Rußland sich bemüht, die Verständigung zwischen den Westmächten zu kreuzen. Der Fürst Gortschakoff, der durch Morny und Pereire unterrichtet war, daß sich Schwierigkeiten zwischen England und Frankreich-Oesterreich erhoben hätten, ließ Ende November den Baron Sina, Correspondenten des Credit Mobilier in Wien rufen und sagte ihm, die Absendung eines Ultimatums sei nicht das Mittel, um zum Frieden zu gelangen. Der Kaiser Napoleon möge ihm eine Vertrauensperson senden, der er die Bedingungen sagen werde, die Rußland annehmen könne. Am 6. December schlug er Buol als Grundlage der Verhandlung vor, die Ausschließung der Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meere, ausgenommen die Rußlands und der Pforte, welche die Zahl durch Separat-convention feststellen würden; er war so überzeugt, daß dies angenommen würde, daß er mit den Worten: „c'est la paix que je vous apporte“ in Buol's Zimmer trat, worauf dieser trocken antwortete, er werde den Vorschlag den Westmächten

mittheilen. Am 10. that Baron Seebach einen ähnlichen Schritt bei Walewski; der sächsische Gesandte hatte die Vertretung der russischen Interessen in Paris übernommen, sein Chef, der Baron Beust, war unter dem Vorwand, die Ausstellung zu besuchen nach Paris gekommen, um für die Annäherung Rußlands und Frankreichs zu wirken, aber diese russischen Schachzüge hatten die entgegengesetzte Wirkung von der, die Fürst Gortschakoff hervorzubringen hoffte. Graf Buol sah darin die Absicht Rußlands, sich unter Ausschluß Oesterreichs mit den Westmächten zu verständigen, eine Eventualität, die er am meisten fürchtete und um diese Gefahr abzuwenden, drängte er nun seinerseits auf Absendung des Ultimatus. Sir Hamilton Seymour, der Lord Westmoreland ersetzt hatte, berichtete, Oesterreich meine es jetzt ernst und sei zum Sprung entschlossen; Beweis dafür sei sein Vorschlag Rußland einen Theil Mesopotamiens zu nehmen, was dieses nie vergeben werde. Man wünsche natürlich Annahme des Ultimatus, aber der Kaiser wie Buol hätten nur wenig Hoffnung darauf und wenn der Bruch erfolge, so solle er so eklatant wie möglich sein; der Kaiser habe ihm gesagt, er wünsche sehr den Frieden, aber nur einen solchen, der Europa vor künftigen Angriffen Rußlands sichere. Unter diesen Umständen kam man leicht zur Verständigung. Buol zeigte sich sehr nachgiebig, nahm die meisten englischen Amendements an und weigerte sich nur Conditions particulières zu specificiren, die kein Interesse für Oesterreich hätten; am 15. hatte man sich geeinigt, Walewski war also österreichischer gewesen als Oesterreich und ziemlich beschämt. Baron Seebach ward nun beauftragt die conditions particulières in Petersburg mitzutheilen. Der Kaiser sah ihn vor seiner Abreise und sagte ihm, Rußland müsse toll sein, wenn es jetzt nicht Frieden mache, da die Verbündeten im nächsten Jahre eine überwältigende Macht haben würden. Wenn Rußland die Bedingungen ablehne, so werde es lange dauern, bis man ihm überhaupt wieder Eröffnungen mache, es müsse in Betracht ziehen, daß die englische Regierung mit dem Parlament und der öffentlichen Meinung zu rechnen habe, daß England stets hochherzig die Schwierigkeiten seiner Stellung beachtet. Der Kaiser von Rußland möge gehört haben, daß zwischen England und Frankreich eine Verschiedenheit der Ansichten über die Bedingungen des Ultimatus obgewaltet hätte, aber diese Abweichungen seien unbedeutend gewesen und das jetzt vereinbarte Ultimatum sei seines so gut wie Englands, man möge sich in Petersburg sagen, daß jede Rechnung darauf ihn von England zu trennen trügerisch sei, der Friede sei nur durch unbedingte Annahme zu erhalten. Doch aber ließ er dabei wol zu sehr durchblicken, daß auch er dringend Frieden wünsche, und so lauteten in der That auch alle Berichte aus Paris; man habe genug vom Kriege und finanzielle Gründe machten den Frieden nothwendig. Vor allem arbeiteten Morny und Fould im Interesse ihrer Speculationen dahin. Persigny sagte dem Kaiser entschieden seine Meinung über die scandales de la Maison Fould et la Maison Morny, aber England konnte es doch nicht durchsetzen, daß die Cotirung eines neuen russischen Anlehens an der Pariser Börse verboten werde, da Morny bei demselben theilhaftig war.

Die Sache ward nun im größten Geheimniß so geordnet, daß der österreichische Gesandte in Petersburg, Graf Esterhazy, der von den Ansichten seiner

Regierung Nichts wußte, in der Nacht auf den 16. mit dem Ultimatum abging, Gortschakoff aber erst zwei Tage später, wenn Esterhazy in Warschau angekommen, seine Abreise mitgetheilt werden sollte, der Inhalt des Ultimatus erst, wenn der Gesandte in Petersburg eingetroffen. Lehne Rußland ab, so sollte er sofort mit seinem ganzen Personal abreisen, zögere es mit der Antwort, so sollte er zehn Tage warten und dann dem Kanzler bemerken, daß nur noch neun Tage für eine Antwort blieben, mit Seebach sollte er sich nicht einlassen.

Buol sagte dann Gortschakoff, dies sei keineswegs aus Mißtrauen geschehen, sondern weil die drei Höfe Schweigen verabredet; der Fürst aber zeigte sich begreiflicher Weise sehr verlezt, indem er sich auf seine Eröffnungen vom 6. berief, welche die Grenze der Zugeständnisse bezeichneten, die Rußland machen könne. Buol erwiderte, Rußland bleibe mit seinen Concessionen stets um drei Monate zurück, die westmächtlchen Erfolge berechtigten zu größeren Forderungen, er bedauere, wenn man das nicht in Petersburg einsehen wolle. Gortschakoff bemerkte, der Weg, den man eingeschlagen, werde nur die ganze Sache verzögern, weil man ihn doch erst zu Rathe ziehen werde; was auch Seebach sagen möge, so werde Resselrode doch nur thun können, was er rathe. Oesterreich möge übrigens nicht denken, daß es Rußland durch Drohungen einschüchtern werde; fordere Esterhazy seine Pässe, so werde er (Gortschakoff) dafür sorgen, daß er sie bis zum letzten Attaché erhalte.

Der Inhalt des Ultimatus war in Paris nicht lange ein Geheimniß geblieben und die Kunde davon machte sich in einem Steigen der Fonds um zwei Procent geltend; außerdem hatte der Kaiser von Oesterreich es den Königen von Preußen und Bayern durch Handschreiben mitgetheilt, durch die er bat, die Annahme in Petersburg zu unterstützen. Friedrich Wilhelm IV. behielt es zuerst mehrere Tage für sich, am 20. sandte er es Manteuffel; aber auf dem Wege von Charlottenburg nach der Wilhelmstraße fand der russische Gesandte Baron Budberg Mittel, davon Abschrift zu erhalten und sandte den Fürsten Labanoff damit nach Petersburg, so daß man dort den Inhalt vier Tage zuvor (am 24.) kannte, ehe Esterhazy es übergab (28.).

Der König befand sich in Verlegenheit, was er thun sollte. Noch am 1. November hatte die officiöse preussische Correspondenz es als eine Art Verleumdung abgewiesen, daß Preußen Rußland zu bewegen suche, den Frieden anzubieten und es verdroß ihn, daß das Ultimatum nicht durch ihn gegangen war; er empfing aber von seinem Militärbevollmächtigten Prinz Hohenlohe durch die Erzherzogin Sophie die Nachricht, daß die österreichische Armee reducirt werde, und aus dem Schritt, den man in Petersburg thue, keinesfalls der Krieg entstehen werde. Da nun der Kaiser von Oesterreich in seinem Schreiben auch nicht von einem Ultimatum gesprochen, sondern dasselbe als „Eröffnung, der die Westmächte zugestimmt“ hätten, bezeichnete, so entschloß sich der König es zu unterstützen und richtete folgenden Brief an den Kaiser Alexander:

V. M. I. sait, par tout ce que le Baron de Werther a été dans le cas de dire à son Cabinet, par les considérations qu'il a été assez heureux de pouvoir soumettre personnellement à V. M. quel immense prix j'attache à un prompt acheminement d'une paix solide et honorable. J'ai la ferme confiance que V. M. aura reconnu dans le langage franc et

loyal de mon ministre la preuve du profond et sincère intérêt, que je porte à la Russie et à son souverain. Les mêmes sentiments m'engagent encore à m'adresser directement à vous, cher et bon Alexandre. On aura soumis à votre cabinet des propositions dont l'acceptation de votre part semblerait pouvoir être considérée comme équivalent au rétablissement de la paix.

Je m'abstiens de tout détail sur ce document, qui ne m'a été communiqué qu'après avoir été formulé et expédié à St. Petersbourg; mais je croirais manquer à cette sollicitude pour la paix, que ma conscience me dicte, si dans cette occasion encore je ne vous suppliais, mon cher neveu, d'aller aussi loin que possible dans vos concessions, en pesant mûrement les conséquences qui pourraient se rattacher pour les véritables intérêts de la Russie, de la Prusse elle-même, et de l'Europe entière à une prolongation indéfinie de cette horrible guerre. Les passions subversives une foi dechaînées, qui pourrait calculer les suites du débordement universel?

Je frémis, mon bon et cher Alexandre, en me pénétrant de la responsabilité qui pèse sur nous deux; sur moi, si je ne réussissais pas de donner à une lettre, que je vous adresse à l'occasion des propositions qui me sont étrangères, l'accent de la persuasion que la situation réclame; sur vous, cher et bon Alexandre, si vous fermez les yeux sur les dangers, qui se préparent contre la stabilité de tout Gouvernement légitime de l'Europe.

Que Dieu dirige et bénisse, cher Alexandre, vos résolutions et rende bientôt au monde les bienfaits de la paix.

C'est du fond de mon cœur que je vous prie etc. etc.

Der König enthielt sich also jeder Billigung des Ultimatums, da dieselbe Rußland hätte verstimmen müssen, und von Oesterreich hätte gebraucht werden können, um ihn weiter zu drängen, während eine bloße Empfehlung aus Friedensrückichten ihm freie Hand ließ. Zu der Forderung der bessarabischen Abtretung bemerkte er gegen Osterhazy: „C'est énorme!“ Andererseits suchte er sich gegen die Westmächte besser zu stellen, die, namentlich England, sehr erbittert gegen Preußen waren. Cowley sagte, man habe die Beweise in Händen, daß die Regierung Transporte von Pulver durch Soldaten bis zur russischen Grenze habe escortiren lassen; die Generale Wrangel, Müllendorf, Vogel von Falckenstein, Graf Münster u. A. hatten in voller Uniform dem Tedeum in der Kapelle der russischen Gesandtschaft für den Fall von Karls beigewohnt. Der König kam einer englischen Beschwerde durch eine Cabinetsordre zuvor, welche die mißbilligte und bemerkte, er sehe seine Officiere zwar gern in diplomatischen Salons, aber ihr Platz sei nicht in den Kapellen eines anderen Cultus, namentlich wenn dies auch nur den Anschein einer Demonstration haben könne.

Inzwischen suchte man an höchster Stelle in Paris wie in London die Spuren der letzten Mißverständnisse zu beseitigen, die noch einen unangenehmen Beigeschmack durch einige unbedachte Aeußerungen des Königs von Sardinien erhalten hatten. Derselbe hatte, von London nach Compiègne kommend, dem Kaiser gesagt, man mißtraue ihm dort nach den letzten Vorgängen und glaube ein wachsameres Auge auf Frankreich haben zu müssen, das die englische Allianz mit der österreichischen vertauschen möchte. Dies hatte den Kaiser sehr unangenehm berührt und er hatte sich in diesem Sinne gegen Morny geäußert, der es weiter erzählt. Napoleon schrieb gleichwol am 24. December bei Uebersendung einiger Zeichnungen, die sich auf den Besuch der Königin bezogen, derselben einen sehr verbindlichen Brief, in dem es hieß:

„J'espère que l'année qui va s'ouvrir sera heureuse pour nos armes et que les liens qui existent entre nous ne se relâcheront pas. Je vous assure que de mon côté vous me

trouverez toujours un allié fidèle et un ami dévoué. J'ai bien regretté les dernières petites divergences de nos deux gouvernements, quoique cependant j'aie toujours pensé qu'elles ne pouvaient jamais compromettre une alliance fondée sur de si graves intérêts et sur des sentiments si profonds."

Die Königin, die von dem Geherde Victor Emanuel's gehört hatte, beeilte sich, diese Gelegenheit zu ergreifen, um die Rebel zu zerstreuen und antwortete am 30. December:

"Ce que vous me dites, Sire, à l'occasion de l'accomplissement d'une année qui a été remplie d'événements si importants pour nos deux pays, trouve un écho bien sincère dans mon cœur. Quelle que soit la nature des événements que l'année 1856 amènera, qu'ils soient heureux ou non, je partage votre conviction, „qu'une alliance fondée sur de si graves intérêts et des sentiments si profonds" ne saurait être ébranlée. J'avais comme Vous la certitude que les derniers petits malentendus entre nos deux Gouvernements disparaîtraient devant une explication complète et franche; et j'ose répéter la prière, de ne jamais hésiter dans tous les moments critiques à parler à cœur ouvert à votre alliée qui croit pouvoir réclamer le titre de véritable amie".

Nichts desto weniger machten sich bald wieder Differenzen geltend. Am 28. December erschien eine, wie man behauptete, von Walewski veranlaßte Flugschrift: „Nécessité d'un congrès pour pacifier l'Europe. Par un homme d'état" (Ch. Duveyrier). Der Hauptzweck des Krieges sei erreicht. „L'alliance Anglo-française est éternelle. Mais ne serait-ce pas pour elle une bonne fortune que de triompher au moment même où la guerre, ne pouvant plus viser qu'à la destruction de la flotte de la Baltique, allait peut-être mettre en saillie les divergences d'intérêt et de situation des deux peuples?" Die finanzielle Lage ward betont, neue große Opfer würden bei Verlängerung des Krieges gefordert, die nicht mit der platonischen Versicherung des Allianzvertrages stimmten. Die Schrift machte böses Blut in England, die Times antwortete in einem starken von Palmerston inspirirten Artikel.

#### IV.

Alles blickte nun mit Spannung nach Petersburg, wo Graf Esterhazy die eifrigste Aufnahme gefunden hatte. Allgemein überwog der Glaube, Rußland werde nur zum Schein annehmen, um Zeit zu gewinnen. Dies war die Ansicht der Königin von England, der englischen wie der österreichischen Staatsmänner. In gleichem Sinne sprach sich der König von Schweden aus; er sagte: der Kaiser Alexander sei von der Krimm kriegerisch gestimmt zurückgekommen, der Einfluß der altrussischen Partei sei stark <sup>1)</sup>, er selbst bereite sich auf einen Feldzug im Frühjahr vor, da unzweifelhaft der Kriegsschauplatz dann in die Ostseeländer verlegt werden würde; er schien den Krieg zu wünschen. Nur der Kaiser Napoleon sprach von vornherein die Hoffnung aus, Rußland werde annehmen. Dieses seinerseits baute auf die französische Friedensliebe nochmals den Plan, die Bedingungen abzuschwächen; es antwortete auf das Ultimatum zunächst

<sup>1)</sup> Pozzo di Borgo sagte einem Diplomaten in Paris einmal: „Nous avons aussi notre Constitution et une responsabilité malheureusement non ministérielle, Article unique": durch eine Geherde des Erdrosselns bezeichnet.

durch eine Depesche an Gortschakoff vom 5. Januar, die am 11. in Wien eintraf und bei einfacher Annahme der Art. 2 und 4 folgende Abänderungsvorschläge enthielt, die so formulirt waren, daß das österreichische Actenstück in rother Dinte mit Randbemerkungen begleitet, resp. durchgestrichen war. Letzteres die bessarabische Abtretung, statt deren man gegenseitige Rückgabe der besetzten Gebiete vorschlug; übrigenß könne noch eine schließliche Verständigung über diesen Punkt vorbehalten bleiben. Zu Art. 3 sollte als Zusatz zu „arsenaux militaires“ hinzugesetzt werden: „sur les rives de la mer Noire,“ also eine Beschränkung des Verbots, die Küstenwachtschiffe sollten dienen sowohl zur „protection“ als zum „service des côtes“. Art. 5 sollte wegfallen.

Graf Buol benahm sich fest. Er erklärte dem russischen Gesandten, das sei nicht die verlangte Annahme; wenn diese nicht telegraphisch vor dem 17. Januar erfolge, so werde die ganze russische Mission Wien verlassen müssen, ebenso Esterhazy den entsprechenden Befehl erhalten, abzureisen. Gortschakoff hat die Frist um einen Tag zu verlängern, was zugestanden wurde. Der Fürst äußerte sich sehr heftig in seinem engsten Cirkel gegen die Oesterreicher, die er als „infâmes gueux“ bezeichnete. Noch ehe er die Antwort erhalten, sagte er: „Si j'étais près de l'Empereur je serais capable de lui conseiller d'accepter: en trois ans la Russie aura repris ses forces et elle pourra alors tomber à bras raccourcis sur ce gouvernement perfide, qui a conseillé le morcellement de la Russie, car nous avons la preuve écrite, que c'est l'Autriche qui a conçu l'idée de nous dépouiller de la moitié d'une province“. Das war ganz richtig, die bessarabische Abtretung war von Buol auf's Tapet gebracht und Bourqueney so geschickt untergeschoben, daß dieser sie für sein Eigenthum hielt. Bourqueney äußerte nämlich, man müsse die Krimm fordern, worauf Buol bemerkte: darauf werde Rußland antworten: „Grobert fie!“ Er gab anheim, dafür Bessarabien zu setzen, wodurch Oesterreich eine Schutzmauer für die eigene galizische Grenze erhielt. Nach Empfang der Antwort erklärte Gortschakoff an einer großen Tafel bei Fürst Diebtenstein, er finde, daß Rußland schon zu weit in seinen Zugeständnissen gegangen sei; darüber hinaus werde es keinen Schritt thun, nicht einen fingerbreit Gebiet abtreten. Andererseits sagte Bourqueney, es sei gar keine Rede davon, auf Abänderung einzugehen; es gebe auf ein Ultimatum nur Ja oder Nein, übrigenß sei dies sicher nicht das letzte Wort Rußlands. Aber sein Gebieter war anderer Ansicht, ihm schien die russische Antwort, wie er am 14. Januar der Königin schrieb, sehr annehmbar; man solle sich begnügen, einige bessarabische Brückenköpfe, wie Ismail und Kilia, die Nichtbefestigung der Mandinseln und Amnestie für die Krimm-Tataren zu fordern, unmöglich könne man doch wegen einiger bessarabischen Haiden (pour obtenir quelques landes de Bessarabie) neue gewaltige Opfer von beiden Vändern fordern. Die Königin war ganz anderer Ansicht, sie hielt es für Englands Stellung nothwendig, den Krieg noch ein Jahr fortzusetzen, um greifbarere Ergebnisse zu erzielen, die Minister indes meinten, die russische Antwort zeige doch ernststen Wunsch nach Frieden, jedenfalls würde man sich aber durch hastiges Zugreifen nur schaden und müsse doch erst den vollständigen Text der Depesche vor Augen haben. In diesem Sinne ward nach Paris geantwortet.



Parallel mit der Depesche an Gortschakoff ging ein russischer Versuch, durch den nach Paris zurückkehrenden Baron Seebach mittelst Frankreichs auf England im Sinne der Gegenvorschläge zu wirken und Oesterreich zu isoliren. Seebach erklärte, Rußland sei im Grunde bereit, alle Bedingungen des Ultimatums mit unbedeutenden Abänderungen anzunehmen, selbst die bessarabische Grenzberichtigung, wenn die Frage ihm nur in einer anderen Form gebracht werde, denn die jetzige sei beleidigender als der Inhalt. Des Kaisers Erbitterung gegen Oesterreich sei groß und ein österreichisches Ultimatum für ihn besonders hart. Er schlage eine Conferenz zwischen Bevollmächtigten in Paris vor; stelle sich dann in 24 Stunden nicht die Möglichkeit einer Einigung heraus, so möchten jene sich wieder trennen, sehe man aber diese Möglichkeit, so könnten gleich Friedenspräliminarien gezeichnet und ein Waffenstillstand geschlossen werden. Napoleon und Walewski waren wieder sehr geneigt, hierauf einzugehen, da man dann selbst die conditions particulières vorlegen könne und schlugen Brüssel als Vereinigungspunkt vor. Clarendon erwiderte, England halte den Seebach'schen Vorschlag nicht für praktisch; er gehe gegen Oesterreich, hinter dessen Rücken die Westmächte sich in keine Verbindlichkeiten einlassen dürften, auch sei die Eile zu vermeiden, in der so manche wichtige Fragen behandelt worden seien: eine müsse nach der andern gelöst werden. Oesterreich habe das Ultimatum mit bestimmtem Termin erneuert; nehme Rußland einfach an, so müsse man, wie verabredet, vorgehen und die besonderen Bedingungen der Westmächte mittheilen, lehne es ab oder verlange nochmals Modificationen, so sei es dann noch früh genug zu berathen, ob man auf letztere eingehen solle.

Wie richtig diese Auffassung war, sollte sich sofort zeigen. Gortschakoff hatte am 12. eine ausführliche Depesche nach Petersburg abgesandt, deren Eintreffen am 17. er abzuwarten hat, bevor man sich entscheide; am 15. suchte er Buol dreimal vergeblich auf, als er Abends 8 Uhr wieder kam, war der Minister beim Kaiser, Buol fand Gortschakoff bei seiner Rückkehr um 9 Uhr wartend und es erfolgte eine lebhaftere Auseinandersetzung; der Fürst sprach von ewiger Verfeindung beider Staaten, der Graf antwortete kühl, seine Erfahrung lehre ihn nicht viel von Nachbapolitik zu erwarten, im Frieden werde Oesterreich seine Finanzen zu ordnen und seine Industrie zu entwickeln, Rußland seine Wunden zu heilen haben, zu diesem Zweck würden beide gute Nachbarschaft pflegen. Gortschakoff sandte darauf noch spät ein Telegramm nach Petersburg ab, für das 3000 Fl. bezahlt wurden. Am folgenden Tage saß er bei Tische mit dem Oberst von Manteuffel, als er die Nachricht von Kesselrode erhielt, Rußland habe angenommen; man hatte also seine Depesche vom 12. nicht abgewartet. Er ward davon so getroffen, daß er sich krank zu Bette legen mußte; doch meldete er um 7 Uhr Buol die Annahme. Dieser sandte sie dem Kaiser, welcher sie jedoch schon durch Manteuffel erfahren hatte. Gleichzeitig telegraphirte Esterhazy aus Petersburg, daß er um 2 Uhr von Kesselrode die schriftliche Anzeige empfangen, Rußland nehme an: „les cinq propositions formulées dans le document annexé à la dépêche du 16 Dec. pour servir de projet de préliminaires et donner lieu à l'ouverture immédiate de négociations définitives de paix. Rußland hatte sich also doch den Bedingungen gefügt, die es früher als ganz unannehmbar

erklärt hatte und zwar unter dem Druck der österreichischen Drohung. Nach London gelangte die Nachricht zuerst in der Nacht vom 16—17. durch eine merkwürdige telegraphische Meldung des Königs von Preußen; dieser war höchst erbittert über die österreichische Ablehnung der russischen Gegenanträge gewesen und hatte davon gesprochen, Front gegen Oesterreich zu machen, dann sich aber eines Besseren besonnen und auf's Neue Nachgibigkeit in Petersburg empfohlen. Am 16., 9 Uhr Abends telegraphirte er an die Königin von England:

„Ich glaube recht zu thun, wenn ich Ew. Maj. die soeben aus Petersburg hertelegraphirte Nachricht, daß Rußland die Präliminarien zum Frieden annimmt, schleunigst mittheile. Der friedensschwängere Inhalt derselben wird mir hoffentlich Vergebung bei Ew. Maj. für das Auf-fallende und die Form des Schrittes erbitten. Ew. Maj. werden mich beglücken, wenn Allerhöchst dieselben meinen Namen verschweigen wollten. Ew. Maj., das weiß ich, danken Gott so inbrünstig wie ich für diese Wendung der Dinge. Zu Ew. Maj. Füßen, Friedrich Wilhelm.“

Die Königin theilte es indeß sofort Lord Clarendon mit, der meinte, der König habe durch diese Botschaft zeigen wollen, daß er die Entscheidung Rußlands zu Wege gebracht. Am 17. meldete der österreichische Gesandte, Graf Colloredo, Lord Clarendon, daß er letzte Nacht eine Depesche von Buol empfangen, welche die oben erwähnte Meldung Esterhazy's mittheilte. Clarendon fürchtete in der gewundenen Form noch Hintergedanken, die große Wachsamkeit erfordern würden, da die „Tripoteurs de Paris“ nun zu Allem bereit sein würden. Das war allerdings nothwendig; die englische Regierung, welche Frankreich zu keinem Winterfeldzug bringen konnte, hatte den Kaiser gedrängt, den Plan des nächsten Feldzuges definitiv festzustellen. In Paris war am 10. ein großer Kriegsrath zusammengetreten, bestehend aus dem Kaiser, den Prinzen Jérôme und Napoleon, Canrobert, Bosquet, Niel, Martimprey, dem Herzog von Cambridge und den Generälen Airey und Jones, dem General Samarmora, den Admirälen Sir E. Lyons, Dundas, Hamelin, Jurien de la Gravière, Penaud, Walewski und Comoley. Der Zweck desselben war, wie der Moniteur sagte: „d'éclairer les gouvernements alliés sur les diverses combinaisons militaires, qui peuvent être adoptées, de prévoir toutes les éventualités et d'en régler les exigences.“ England verpflichtete sich, im Frühjahr 74,000 Mann in der Krime zu haben, Frankreich hatte mindestens 130,000, Sardinien 36,000, 12,000 Türken sollten Kertsch und Jenikale besetzt halten. Der General Codrington sollte mit 48,000 Engländern und 32,000 Franzosen die Linien der Tschernaia, Sebastopol und den Chersones behaupten, Pelissier mit 80,000 Franzosen, 25,000 Engländern und 15,000 Sar den auf Simferopol marschiren.

In einer Sitzung am 17. theilte der Kaiser die Annahme des Ultimatus mit; die Engländer konnten ihre Enttäuschung nicht verbergen. Sir E. Lyons hatte noch Tags zuvor geäußert, die Stimmung in England sei der Art, daß wenn Palmerston nur den geringsten Mangel an Energie in Fortsetzung des Krieges zeigen sollte, ein neues kriegerisches Ministerium unvermeidlich werden würde. Der Kaiser Napoleon aber sprach seine volle Befriedigung aus; der Kaiser Alexander habe eingesehen, daß, wenn er auch den Krieg fortführen könne, der Friede immer schwerer werde; er suche seinen Ruhm nicht in der auswärtigen

Politik, sondern in der inneren und habe sich deshalb auf die Seite der Minorität für Frieden gestellt. Diese Befriedigung ward in Frankreich getheilt, wo man des Krieges herzlich satt war. Die Nachricht von dieser Strömung mißfiel natürlich in London; Palmerston meinte, die finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs würden sehr übertrieben und würden nur betont von der „Cabal of stockjobbing politicians around the Emperor,“ die Frieden um jeden Preis wollten. Sage doch der Moniteur, daß noch 425 Mill. von dem letzten Anlehen von 750 Mill. vorhanden, der Kaiser sei vollkommen Herr der Situation, wenn er nur fest bleibe. Man dürfe freilich nicht um künftiger Siege einen ehrenhaften und sicheren Frieden ablehnen<sup>1)</sup>; aber die Erfahrung der letzten Wochen habe gezeigt, daß eine feste und stetige Haltung des Erfolges sicher sei und wenn man diese bewahre, so werde man auch Rußland dazu bringen, die Bedingungen anzunehmen, die Oesterreich ihm noch nicht mitgetheilt habe. Walewski wollte diese nun durch Seebach an ihre Adresse befördern, das englische Cabinet dagegen beschloß, Oesterreich aufzufordern, sie Rußland bekannt zu machen und die Annahme der Nichtbefestigung der Alandsinseln, sowie die Inbetrachtnahme Circassiens zur Bedingung der Eröffnung der Verhandlungen zu machen. Walewski gab auf Befehl des Kaisers nach, aber Oesterreich lehnte die Articulirung dieser Zusatzbestimmungen ab; das Memorandum vom 14. Nov. sagte: „qu'une acceptation pure et simple de l'Ultimatum serait suivie de la signature des préliminaires de paix“ und Sir Hamilton Seymour habe auf die Frage, ob England dies Verfahren billige, erwidert, er sei zwar nicht instruiert, aber zweifle nicht daran, die Specialbedingungen müßten der Verhandlung vorbehalten bleiben. Die englische Regierung dagegen leugnete gebunden zu sein, da Ultimatum und Memorandum ganz verschiedene Dinge seien. Oesterreich entgegnete, sei England nicht an das im letztern bezeichnete Verfahren gebunden, so sei auch Oesterreich nicht zum eventuellen Abbruch der diplomatischen Beziehungen verpflichtet, was insofern richtig war, als sich diese Verpflichtung nicht auf andere Thatfachen als auf das Memorandum gründen ließ. England mußte die Aufnahme in die Präliminarien wünschen, da nachher die Aussicht sie durchzusetzen schwach war, Frankreich und Oesterreich sicher deshalb nicht die Verhandlungen abgebrochen hätten und es schwer gewesen wäre für England dies allein zu thun. Es erntete die Folge, daß es sich Oesterreich gegenüber erst von der Forderung, die Zusatzbedingungen in's Ultimatum aufzunehmen, dann von der Forderung sie wenigstens Rußland gleichzeitig mit demselben mitzutheilen, hatte abbringen lassen und sich damit begnügte, die Erwartung auszusprechen, daß Oesterreich letzteres thun werde. Oesterreich aber blieb bei seiner Weigerung und verlangte dringend die Unterzeichnung der Präliminarien, was Palmerston in einem Briefe an Seymour entschieden zurückwies. England sei entschlossen seine Unterschrift nur dann zu geben, wenn seine gerechten Forderungen erfüllt würden und sei, wenn dies nicht geschehe, ganz bereit, den Krieg fortzusetzen. Der Kaiser Napoleon, der sachlich England Recht gab, war durch das Memorandum gebunden. Nach längeren Verhandlungen einigten sich die Westmächte

<sup>1)</sup> Ganz ebenso sprach später Disraeli sich in der Adreßdebatte aus.

bahin, die Mandsbedingung zur sine qua non zu erheben, ebenso die Discussion in Betreff der Länder im Osten des Schwarzen Meeres, beides aber geheim zu halten und nur Rußland durch Baron Seebach mitzutheilen. Am 1. Febr. wurde dann in Wien von den Bevollmächtigten von England, Frankreich, Oesterreich, Rußland und der Pforte ein Protocoll unterzeichnet, welches besagte, daß die betreffenden Höfe die nunmehr paraphirten fünf Punkte als projet de préliminaires angenommen und sie binnen drei Wochen Bevollmächtigte zur Abschließung förmlicher Präliminarien, eines Waffenstillstandes und eines definitiven Friedensvertrags nach Paris senden wollten.

Am 24. Jan. nämlich hatte Frankreich den Wunsch ausgesprochen, daß Paris Sitz der Conferenzen werde. England fand dies zwar etwas ungerath, aber doch seinen Interessen zuträglicher, als wenn Brüssel gewählt würde, wie Frankreich früher vorgeschlagen, weil der Kaiser Napoleon dort sei und die britischen Unterhändler stets an ihn appelliren könnten, wenn die französischen sich zu nachgiebig zeigten; es gab daher seine Zustimmung und kam damit glücklicher Weise Rußland zuvor, das denselben Wunsch in seiner die Annahme des Ultimatums enthaltenden Depesche vom 16. Jan. äußerte. Der Constitutionnel vom 29. feierte dies mit den Worten: „Paris redevenant le centre des négociations de la paix d'Orient, c'est la France redevenant le pivot de la politique des Gouvernements de l'Europe.“

Schließlich war noch die Frage der Betheiligung Preußens und Sardinien's an dem Congreß zu erledigen. Preußen verlangte seine Zulassung als Großmacht, da europäische Interessen geordnet würden und weil es durch seine Sprache in Petersburg wesentlich zur Annahme des Ultimatums beigetragen. Oesterreich unterstützte dies, da Preußen zur Mäßigung extremer Forderungen helfen werde; England aber widersprach bestimmt. Clarendon erklärte Graf Bernstorff, er sehe nicht, wie Preußen seinen Anspruch begründen könne; es habe selbst auf seine Großmachtstellung während des Krieges verzichtet, habe erklärt, daß dasselbe kein deutsches Interesse berühre, und Oesterreich gelähmt. Was es in Petersburg ausgerichtet, wisse man nicht, wol aber, daß es die russischen Gegenvorschläge unterstütze und unter der Maske der Neutralität Rußland die wichtigsten Dienste geleistet. Dagegen würden die Verbündeten wol Preußen einladen, einem allgemeinen Vertrag beizutreten. Bernstorff meinte, das sei unmöglich, wenn es nicht an den Verhandlungen Theil genommen und schlug die Zulassung vor, wenn Preußen eine Verpflichtung wegen der Mandsinseln von Rußland erhalte. Clarendon lehnte das ab, da dies allein die Kriegführenden angehe. Frankreich, dem Preußen viel Entgegenkommen zeigte, war an sich der Zulassung geneigt, erklärte ihm aber, man habe so große Opfer von England verlangt, daß man über diesen secundären Punkt sich nicht mit demselben in Widerspruch setzen könne. So blieb die Sache vorläufig zu Preußens Ungunsten in der Schwebe.

Sardinien kam der Friede sehr ungelegen. Cavour sagte dem englischen Gesandten schon im December, die Westmächte würden, wenn es auf Grund des Ultimatums zum Frieden komme, nur für Oesterreich gearbeitet haben, das an der Donau ebenso herrschen werde wie am Po und über  $\frac{9}{10}$  von Italien. Er

sehe in diesem Falle voraus, daß er und seine Partei sich nicht würden halten können; man werde ihm vorwerfen, daß er sich hinter's Licht habe führen lassen, und nur die russische Macht habe schwächen und die eben so schlimme Oesterreichs stärken helfen. Es sei doch sicher nicht klug sich zwei solche antagonistische Mächte wie Frankreich und Oesterreich gegenüberstehen zu lassen. Ende Januar schlug er vor, Parma und Modena an Sardinien zu geben und deren Regenten an die Spitze der Donaufürstenthümer zu bringen; Frankreich hielt das für wünschenswerth, aber nicht erreichbar. Walewski meinte, Piemont solle zur Unterzeichnung der Präliminarien zugelassen werden, aber nur an den seine besonderen Interessen berührenden Verhandlungen theilnehmen. England wünschte Sardinien auf dem Fuße der Gleichheit zuzulassen, Frankreich hatte nichts dagegen, aber wollte es nicht gegen eine entschiedene Opposition Oesterreichs durchsetzen; schließlich wurde Englands Wunsch zugestanden, die Präliminarien dagegen zeichnete Sardinien nicht mit.

In der Zeit bis zur Eröffnung des Congresses wurde dann noch zwischen England und Frankreich über die auf demselben beiderseits zu beobachtende Haltung verhandelt. Das britische Cabinet stellte seine Ansicht hinsichtlich der Discussion über die Länder im Osten des Schwarzen Meeres dahin fest, daß Rußland an diesen Küsten keine Befestigungen haben und sie dem Handel aller Nationen öffnen solle, doch seien diese beiden Bedingungen nicht so unerläßlich wie die hinsichtlich der Mandsinseln. Ein Friedensvertrag zwischen Rußland und den Girkassern sei wünschenswerth, doch hätten letztre kein gemeinsames Haupt, welches für sie verhandeln könne. Frankreich hatte nichts hiergegen einzuwenden; auch mit der Nothwendigkeit der Rückgabe von Kars war es einverstanden, da sie zum Zwecke des Krieges — Integrität der Türkei — gehöre; dagegen war es nicht geneigt, Rußland diese Rückgabe ohne Entschädigung zuzumuthen, indem Kars bei Feststellung des Ultimatums als noch in türkischem Besiz nicht genannt war. Es war daher bereit, einen Theil der bessarabischen Abtretung dafür fallen zu lassen; der Kaiser wollte nicht für diese allein den Krieg fortsetzen.

Am 13. Febr. erhielt Clarendon eine Denkschrift Walewski's über die noch zu erledigenden Punkte, die uns nicht vorliegt, aber von England als geeignete Basis der Verständigung angenommen ward<sup>1)</sup>. Lord Clarendon, der sich zum Congreß begab, sollte sie durch mündliche Unterhandlung perfect machen. Der Lord hatte sich dazu bereit erklärt, obwohl er voraussagte, daß die Conferenz das Grab des Rufes des britischen Unterhändlers werden würde, da keine Friedensbedingungen, die zu erreichen seien, das englische Volk befriedigen würden. Er habe aber wenigstens den Vortheil, genau die Ansichten der Königin und des Prinzen Albert zu kennen und stets Zugang zum Kaiser zu haben<sup>2)</sup>, was nothwendig sei, um die französischen Unterhändler zu überwachen. Er traf am 16. in Paris ein, nachdem, wie es scheint, im Einverständniß mit Walewski, Baron Brunnow schon am 12. dort angelangt war.

<sup>1)</sup> In derselben war vorgeschlagen, den Herzog von Modena nach den Donaufürstenthümern, für deren Vereinigung sich Walewski schon früher ausgesprochen, den Herzog von Parma nach Modena zu versetzen, Parma an Sardinien zu geben.

<sup>2)</sup> Die Königin bat den Kaiser in einem Schreiben, dies zu gewähren.

## Kleine Erinnerungen an große Menschen.

~~~~~  
Von
M. M. von Weber ¹⁾.
~~~~~

Manche Erfindungen sind Raketen. Sie fahren aus der Masse plötzlich sprühend und polternd empor — unglaublich hoch — alle Hälse recken sich, der leuchtenden Bahn zu folgen — das ist eine Erscheinung, die die Welt erleuchten muß! — Da pufft es in der Höhe — leuchtende Sterne streuen sich aus — seht! seht, was wir gesagt — ah! ah! — Und plötzlich ist Alles wieder still und finster. Niemand denkt mehr daran! —

Solch' eine Erfindung war die der „Atmosphärischen Eisenbahn“. Was versprach sie nicht Alles. Zu Anfang der vierziger Jahre schien es, als solle das eben geborene, schnaubende, schreiende, rasselnde Cyclopentkind, die Eisenbahn, aller seiner lärmenden Untugenden baar werden und sich in eine lautlos dahingleitende, feenhaftige Tochter der Luft verwandeln.

Was versprach sie, was glaubte man nicht Alles! Unbehelligt durch Dampf und Rauch, ohne das lärmende Ungethüm der Locomotive, frischer Wald- und Bergluft froh, trotz planetarischer Geschwindigkeit in absoluter Sicherheit, sah sich die Menschheit auf Pfaden fliegen, denen weder Berg noch Thal ein Hinderniß mehr bot — es war der goldene Traum, das Ideal der Locomotion.

Die Ingenieure strömten aus der ganzen Welt zusammen an die Ufer der blauen Irischen See, an deren zauberisch schöner Felsenküste, unfern von Dublin, zwischen Ringstown und Dalkeith die neue Wunderbahn sich hinzog. Die Bay von Dublin ist ein Paradies; die Studienreise wurde zur Lustpartie und alle Sprachen der Welt klangen hier einige Monate an den Ufern des Liffey in den stolzen Straßen der königlichen Stadt, die sonst so weitab von den Weltwegen liegt.

Und die Namen der Männer, welche die Sache erdacht und ausgeführt hatten, Samuel Elegg und Charles Samuda, waren der Welt geläufig diesseits und jenseits des Atlantic.

---

<sup>1)</sup> Die nachstehenden Mittheilungen bilden eine weitere Folge von den vor mehreren Jahren in der „Neuen freien Presse“ unter gleichem Titel erschienenen Notizen aus meinen Tagebüchern.  
v. W.

Ich war gesandt worden, das Wunder zu studiren und saß, auf der Reise nach Irland begriffen, zu London, im behaglichen Familientreise seines intellectuellen Schöpfers diesem selbst, Samuel Clegg, gegenüber. Sein damals so großer Ruhm hatte ihn nicht reich gemacht. Unser kleiner Zirkel schloß sich in seiner bescheidenen Wohnung in Duke Street zu London um einen runden Tisch mit, eines Augenleiden des Meisters wegen, halbverdunkelter Lampe. Das Licht derselben lag weiß auf der hohen, schmalen, nur oben von einem dünnen Haarreif bekrönten Stirne Clegg's. Sein langes, kräftig gezeichnetes Lancashire-Gesicht trug damals den Zug des Leidens — er sprach leise mit geschlossenen Augen, doch hatte er uns nicht abweisen lassen wollen. Wir waren Mehrere, die wir nach dem neuen technischen Messia pilgerten. Die von uns, die noch leben, vergessen den Abend nicht. Clegg war voll des Fanatismus des echten Erfinders und voll der Kindlichkeit des wahrhaft fruchtbaren Denkers. Als er beim Toddy, am Kamine, seine fast verschämte Schlichternheit abgestreift hatte, entrollte er, leise und fließend plaudernd, vor unsern begierig aufnehmenden Sinnen das von der Höhe seiner Erfindungen gesehene Panorama eines Lebens, dessen kraftvolles Wirken sich mit allem Schaffen der großen Zeit verslocht, wo die Dampfmaschine die Physiognomie der Welt umzugestalten begann.

Clegg selbst hatte sein wohlgemessenes Theil an jenem Schaffen; denn wenn auch der momentane Glanz seiner neuesten Erfindung das Gedenken an sein früheres Wirken fast verdunkelte, den eigentlich unsterblichen Theil desselben hatte er bereits hinter sich, als er die atmosphärische Eisenbahn ersann.

Ist er es doch gewesen, der das uralte Sonnenlicht, das seit Millionen Jahren in den Kohlenflözen der Erde aufgespeichert lag, wieder hervorzulocken, in praktischer Weise zu verwenden verstand, daß es jetzt, als Gaslicht, unsere Nächte erhellte und zu einem der freundlichsten, bereitwilligsten Genossen unsers öffentlichen und privaten Lebens, zum unentbehrlichen Helfer bei unsern Arbeiten geworden ist.

Wer aber sprach damals von Samuel Clegg, dem Erfinder der atmosphärischen Eisenbahn, als vom Schöpfer der Gasbeleuchtung!

Nur er selbst sprach davon, obwohl auch ihm, in wahrer Erfindertweise, der fertige, erlebte Gedanke an Gewicht tief unter der, wie es schien, Zeit umgestaltenden Bedeutung der im Entwickeln begriffenen Idee stand.

„Was weiß unser junges Geschlecht,“ plauderte er, „das auf Tritt und Schritt großen Maschinenfabriken begegnet, von dem Eindrucke, den die einzige zu Anfang des Jahrhunderts bestehende, mächtige Werkstatte, die zu Soho, auf uns machte, James Watt selbst stand noch an der Spitze der ungeheuren, unheimlichen Ateliers, aus deren dunkeln Tiefen die damals noch so geheimnißvollen, gewaltigen Dampfmaschinen hervorgingen, deren riesenhafte, wunderbar auf- und abschwingende, schwarze, lange Gliedmaßen täglich zahlreicher auf dem rauchigen Horizonte von Staffordshire sichtbar wurden, bizarr und phantastisch in Form und Bewegung, so daß sie im Munde der ruhigen Bewohner der „Schwarzen Gegend“ die „Iron devils“ hießen.“

Damals umschimmerte noch etwas von diabolischem Wunder die ernsten Männer mit den geknieten, Herz und Metalle durchdringenden Augen und den

schweigenden, festgeschlossenen Lippen und faltigen, kahlen Stirnen, die mit leisem Stift die Hieroglyphen schrieben, aus denen sich die Glieder jener eisernen Riesen hervorzauberten und die die Drudenfüße zeichneten, welche den sie belebenden Dämon, den Dampf, bannten, der dann gegliedert und rassend gerüstet, ihrem lautlosen Wink, zornsprühend und schnaubend, aber demüthig gehorchte.

„Von den geheimnißvollen, wissenden Alten,“ so erzählte Samuel Clegg weiter, „war uns jungen Tironen in der Kunst der Dampf-Veruñzung keiner Respekt gebietender als der „alte Murdock“. Ehe nicht der Murrkopf mit dem Bullhoggengesichte dazu genickt hatte, hielt selbst der Großmeister James Watt keinen Plan für reif, keine Maschine für fertig, wies Boulton, diese administrative Ergänzung von Watt's mächtigem Erfindergenius, keine Rechnung auf die Kasse der Fabrik an. Murdock war Watt's, der den constructiven Ideenreichtum des alten Autodidakten erkannte, langjähriger Gefährte. Er hatte seinem untrüglichen praktischen Takte die factische Leitung der mächtigen Werkstätten zu Soho anvertraut, die der rastlose Murrkopf Murdock knurrend, aber Alles belebend, übersehend, allgefürchtet und angestaunt, als Erster und Letzter bei der Arbeit, Morgens früh und Nachts spät, durchschlich.

„Aber der gefürchtete Alte konnte auch herzlich lachen, wenn er erzählte, wie ihm einst jenes Modell zu einem Dampfwagen, das er 1785 zu Redruth in Cornwall in Mußestunden selbst zusammengefeilt und gelöthet hatte und welches überhaupt das erste Fuhrwerk auf Erden gewesen war, das sich wirklich durch Dampfkraft fortbewegte, bei einer, geheimnißvoll Nachts auf einem einsamen Wege an der Mauer des Kirchhofs der kleinen Stadt angestellten Probe, entwischte und funkenprühend und prustend dem würdigen Geistlichen des Orts entgegenlief, der, Exorcismen schreiend, vor dem vermeintlichen Gottseibeiuns Reißaus nahm.

„Murdock hatte mich,“ fuhr Clegg fort, „als jungen Burschen bei seinen Versuchen über die Verwendung des Kohlengases für die Erleuchtung, zur Handhülfeleistung herangezogen. Und wie einfach waren unsere Apparate! Ein altes Flintenrohr hatten wir als Retorte, Ochsenblasen als Recipienten und Gasometer. Wie oft sind wir beim Lichte eines Flämmchens nach Haus gegangen, das der Alte mittels einer solchen Blase, die er unter dem Arme drückte, und eines alten Pfeifenrohres als Brenner, unterhielt.

„Wir kamen weit mit dem Kohlengas, und bei dem Feste für den Frieden zu Amiens (1802) hatten wir eine Sonne von Gasflammen, die zwar tüchtig qualmten, an der Front der Soho-Fabrik — der Jubel und das Staunen der Volksmassen wollte nicht enden. — Wir beleuchteten die Werkstätten damit, auch einige Spinnmühlen, und es war besser als Lampenlicht; aber schlecht genug war das Gas, und die Leute wurden krank von all' dem Rauch und Ruß.

„Als ich, vor nunmehr fast 40 Jahren, meine Reinigungsapparate erdacht und fertig hatte, beleuchtete ich zuerst damit einen Verkaufs-Laden, ich glaube der Besitzer war ein Farbenmacher und hieß Adernann am Strand in London. Die Flammen standen wie weiße Sterne über den Brennern und die Oellampen weit und breit wurden roth und blind. Die Leute liefen zusammen und die Wagen der Vornehmen hielten vor dem Laden, der bedeutende Geschäfte machte. Eines Abends kam eine schöne, große Lady hereingestürmt und rief uns an:



„Sie müsse das Licht in ihrer Carrosse mit nach Haus nehmen, es koste was es wolle!“ Bei alledem wurde ich ausgelacht, als ich mit dem Plane hervortrat, London mit Gas zu beleuchten. Und unter den Sachern waren keine schlechteren Leute als Sir Humphry Davy, unser größter Physiker, und einer dem es lieber verziehen sein soll, unser größter Dichter von damals, Sir Walter Scott, der spottend ausrief: „Die Welt steht auf dem Kopfe, London soll jetzt in Winternächten mit dem Kohlenrauche beleuchtet werden, der unsere Wintertage zu Nächten macht.“ —

„Aber endlich, jetzt (1844) gerade vor 36 Jahren, hatten wir eine muthige Gesellschaft zusammen, ein Gasometer war gebaut, und es sollte mit dem „Lichtverkauf“ begonnen werden. Da hatten Gelehrte dem Magistrate gesagt, mein kleiner Gasbehälter sei gefährlicher, als wenn er voll Schießpulver wäre, und durch das kleinste Loch in seinem Blech könne das Gas Feuer fangen, explodiren und halb Middlesex in die Luft sprengen.“

„Ich bekam keine Erlaubniß, auch nur eine einzige Flamme anzuzünden. Da wurde ich böse und dachte auf ein Kraftermittel, die Leute zu curiren. Ich lud die Gelehrten und die Magistratspersonen zum Frühstück und nach demselben führte ich sie betäubt in mein schlafendes Werk.“

„Als ich sie aber im Gasometerhause hatte, ließ ich die Thüren schließen, daß mir Keiner entweichen könne, um Zeugniß gegen mich zu leisten — ergriff eine Spitzart — und puff — hieb ich ein fußlanges klaffendes Loch in den Gasometer und zündete den ungeheuren Gasstrahl mit dem Lichte an, das ich in der Hand hatte. Die Vohe schlug bis zum Dach hinan und Alles schrie und wollte flüchten. Die Thüren waren aber zu und all' die Herren mußten bleiben und ich blieb unter der Flamme stehen, bis der Gasometer ganz still eingesunken und lautlos ausgebrannt war. Da hatten sie sich denn, auf Kosten ihrer Nerven, überzeugt, daß durchaus nicht der „kleinste Funke“ durch „das kleinste Loch“ das Ding in die Luft sprengen könne, wie man ihnen weiß gemacht hatte, und im Jahre darauf beleuchtete ich die London-Brücke mit Gas. Aber nun verweigerten die Lampenanzünder, die für ihr Brod fürchteten, da, wie sie sagten, jetzt ein Mann so viel Laternen anzubrennen könne, als sonst zehn, den Dienst, und ich ging die ersten drei Wochen, Abend für Abend, selbst mit der Leiter auf der Schulter meine Laternen auf der London-Brücke putzen und anzünden.“ —

Samuel Elegg war, wie die meisten seiner großen englischen Fachgenossen, ein frommer und gottesfürchtiger Mann, im Gegensatz zu jener wunderlichen Secte neuer schulgelehrter steriler Techniker in manchen andern Ländern, für welche alles Unbegreifliche in das Bereich des mitleidswerthen Aberglaubens gehört.

Als wir einst, nach sehr stürmischer Ueberfahrt über den St. Georgs-Canal, unter der er sehr gelitten hatte, an einem Sonntage zur Gottesdienstzeit in Dublin ankamen, langte er, noch halb seekrank, sein „prayer book“ aus der Tasche seiner Reisetasche und schritt direct vom Schiffe nach der nächsten Kirche, uns, in fast brüster Weise, die Sorge für sein Gepäc und Unterkommen überlassend.

Sodann am Abend nach dem „dinner“ im Hibernian-Hotel glaubte er sein dem gesellschaftlichen Ufus so widersprechendes Verhalten gewissermaßen entschuldigend zu müssen und kam dabei, in seiner behaglichen Weise erzählend,

auf jene beiden Anekdoten zu sprechen, die auf das Seelenleben zweier der stärksten und schöpferischsten Geister im ganzen Bereiche der modernen Technik ein so ergreifendes Licht werfen, später viel besprochen und von jenen Wisslern belächelt worden sind, die ich aber vom „Vater der Gasbeleuchtung“ zuerst hörte.

James Brindley, der „Schöpfer der Canalschifffahrt“, hatte seinen ersten Canal, der zugleich der erste in England war, 1761 vollendet. Spott und Hohn der Klügsten und Gebildetsten wegen seiner „unterirdischen Zauberburgen“ und „überirdischen Luftschlössern (Tunnels und Aquaducte) jahrelang ertragend, hatte er, mit eiserner Energie, die ersten meilenlangen Tunnels durch Felsen getrieben, den ersten Aquaduct hoch über einen raschen Strom, den Irwell, geführt und dem erstaunten Volke lange Bootreihen, mit den Urstoffen der Industrie, Kohle und Eisen, beladen, aus dem Innern der Erde hervorkommend und auf lustigen Bogen, hoch über Land und Flüssen hinschwimmend gezeigt.

Er hatte bei diesen Schöpfungen, die alle so neu, so unmöglich waren und eine neue Ära in der Culturgeschichte anbahnten, derjenigen fast ebenbürtig, die, zwei Menschenalter später, die Eisenbahnen heraufführte, mehr Tapferkeit im Kampfe mit der Meinung der Welt, mehr Mannskraft beim Bewegen der trägen Masse des Bestehenden aufzuwenden gehabt, als mancher Held in mancher Schlacht. Aber als der entscheidende Moment gekommen war, das Wasser in den vollendeten, ersten Canal, von Worsley-Mill nach Manchester, eingelassen werden sollte — fühlte er sich so klein, so schwach der Größe seiner eigenen Schöpfung gegenüber, daß ihn all' sein Muth verließ und er ängstlich nach einer festeren Stütze suchte, als sie ihm sein bis dahin so starkes Vertrauen auf sich selbst und seine Sache geboten hatte.

Nachdem er die letzten Anordnungen, festen und klaren Sinnes, getroffen, flüchtete er sich im Augenblicke, wo die Schleusen gezogen werden sollten, um die Gewässer in den Canal zu lassen, in sein Zimmer, schloß sich ein, drückte den Kopf in die Kissen seines Bettes um das Einrauschen des Wassers in seine neue Weltstraße nicht zu hören, und bat, wie er sich später rührend ausdrückte, den lieben Gott, nun das Beste zu thun. — Und gleich darauf schwammen seine festlich bewimpelten, schwer beladenen Boote, im hellen Juli-Sonnenlichte droben auf den kühnen Bogen des Aquaductes, ein halbes Hundert Fuß hoch, quer über dem rauschenden Irwell-Flusse dahin.

„Und fast ebenso,“ erzählte uns Clegg, „that Thomas Telford, der mit Mac-Adam und Metcalfe zusammen das moderne Straßenbausystem geschaffen und, ohne daß ein Anderer ihm in so kühnem Thun vorgegangen war, die stolzeste Hängebrücke Europa's, hoch über den Masten der Seeschiffe, über die blaue Meeresfluth des St. Georgs-Canals gespannt hatte.

„Es war ein gar stolzer, vornehmer Herr, der erste Präsident der ersten Techniker-Gesellschaft der Welt, mit seinem Kraustopf und Napoleonsgesicht, der in weniger als einem Menschenalter halb England mit prachtvollen Straßen und Brücken bedeckt hatte und von allen Potentaten Europa's bei ihren Wege- und Canal-Anlagen zu Rathe gezogen worden war. Er hatte auf der Welt vor Nichts Furcht und vor sehr Wenig Respect, außer vor seinem Herrgott — vor dem aber gewaltigen,

und berieth sich gern mit ihm vor jeder seiner kühnen Thaten. Und damals, wo es keine Vorbilder und Vorgänge gab, waren alle großen Ingenieurwerke solche.

„Von den Sorgen und Mühen der alten Meister, die Alles selbst erdenken und schaffen mußten, wissen die jungen Herren unserer Tage freilich nicht viel, die zu Allem Berechnung und Vorschrift in den Büchern finden, oder gute Muster nur nachzuahmen brauchen.

„Als es galt, das kürzlich wiedergewonnene Irland durch eine mächtige Land- und Seefraße mit Großbritannien zu verbinden und die erstere, so weit als irgend möglich, bis auf die äußerste nach Irland hingelehrte Landspitze Englands auf der Insel Anglesey zu führen, da lagen der Contway- und der Minai-Meeressarm dazwischen. Die allmächtige Admiralität aber wollte die Schifffahrt auf der wichtigen Meerstraße nicht durch eine Brücke gehindert sehen.

„Und als Thomas Telford sich vermaß, diese Brücke so hoch über die, mehr als tausend Fuß weite, Meeresschlucht zu führen, daß die Kriegsschiffe ungehindert darunter durchsegeln sollten, da wurde er verlacht wie Brindley mit seinen „Canälen in den Klüften“. Beide Meister lösten aber, der Schulweisheit zum Troste, ihr Wort ein und Telford's Minai-Kettenbrücke hängt, bis auf heutigen Tag, leicht, lustig, wie aus zu Eisen gewordenen Kräftestrahlen gewebt, von einem der zauberischen Ufer der Minai-Straße zum andern, hundert und zehn Fuß über dem weißbrandenden, tiefblauen Meere, dicht neben der düstern Giganten-Schöpfung von Robert Stephenson's „Britannia-Röhrenbrücke“ — ein Feentwerk neben einem Cycloppenbaue — und die eisengepanzerten Colosse der Admiralität gleiten darunter durch.

„Als aber die erste der vierzig Ketten, an denen die Brücke hängt, mehr als tausend Fuß lang, mehr als tausend Centner schwer, genau nach den Arbeitsplänen des Meisters, auf ihre lustige Höhe gehoben werden sollte und stolz, unter den tactgebenden Klängen weittragender Hörnermusik, von hunderten, exact zusammenwirkenden Händen emporgetunden, hinaufflieg und endlich der sie festhaltende, letzte Bogen eingeschlagen war und die versammelte Menge in nicht enden wollende Hurrah's für den kühnen Meister ausbrach, da war er selbst verschwunden und die Glückwünsche bringenden Freunde fanden, in sein Arbeitscabinet stürmend, ihn auf seinen Knien Dem dankend, dem der fromme Meister die Ehre alles Gelingens zu geben pflegte.

„Diese Erzählungen Glegg's von den alten gottesfürchtigen Großmeistern unsers Fachs kamen mir lange nachher wieder in den Sinn, als einst, an einem nordweststürmischen Novemberabend 1844, nach einem der sumptuösen Diners in seinem comfortvollen Hause, Isambard Kingdom Brunel, der Erbauer der stolzeften Eisenbahn (Great Western) und des größten Dampfschiffs der Welt (Great Eastern) bei den auf silbernen Karren auf dem Tische hin- und hertrollende Flaschen von einer Wandlung in seinem reichen Leben sprach, wo, nach seinem Ausdruche: „die Vorsehung ganz fühlbar an seinen kurzlichtigen Schädel geklopft hatte“. Brunel war religiös so freisinnig angelegt, als das bei einem Engländer möglich ist. „Sie wissen,“ sagte er, noch ernster als gewöhnlich, „daß ich zu guter Ingenieur bin, um zu glauben, daß der Größte unseres Fachs da droben, es nöthig haben solle, alle Augenblicke in seinen großen Mechanismus hineinzufahren, um hie oder dort ein schlecht

arbeitendes Mädchen oder Hebelchen zurechtzurücken. Manchmal ist aber doch, als ob ihm unser Unverstand zu toll werde, und dann geschieht völlig Unerwartetes, wobei, ganz offenbar, ein „Etwas“ in der Nähe ist, dessen Majestät uns einen kalten Schauer über den Rücken hinunterjagt.

„Die älteren unter Ihnen, meine Freunde, wissen,“ sprach er auf unser gespanntes Andringen weiter, „daß ich mehr als ein halbes Duzend Mal dem Tod auf wahrhaft wunderbare Weise entging. Zwei Mal wurde ich, als Gehilfe meines Vaters beim Themsetunnelbau, beim Einbruch der Gewässer von diesen erreicht; ich rollte mit meinem Pferde in einen fünfzig Fuß tiefen Einschnitt; ich rannte, auf von mir selbst geführter Maschine, in einem Tunnel mit einer andern zusammen; ich fiel 25 Fuß tief in den Raum eines eisernen Schiffs; mir blieb ein Goldstück, das ich, mit meinen Kindern spielend, mit den Rippen fangen wollte, fünfzig Tage lang in der Luftröhre stecken — hier Freund Sir Benjamin<sup>1)</sup> — Gott lohne es ihm, hat es mir, auf Tod und Leben, aus dem Halse geschnitten —. Aber bei dem Allen war jenes „Etwas“ nicht neben mir.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Es kam aber zu mir, als ich an einem Winterabend behaglich in meinem Studio saß und über den Gang der Fluthwelle an meinem neuen Molo zu Bristol grübelte. Da fiel es mir, ohne daß ich daran gedacht, über lange Vergangenes wie Schuppen von den Augen und ich fühlte deutlich, wie jenes „Etwas“ neben mir stand und mir leise, ganz leise — aber deutlich — unvertannt die Stirn berührte.

„Ich sah plötzlich deutlich mein ungeheures Sorgenkind, den „Great Eastern“, den der Volksmund damals „Leviathan“ nannte, im düstern Januarnebel von 1858 schwarz, melancholisch und regentriefend auf dem Werft zu Millwall liegen, gerade so wie vor fünf Jahren, wo ich oft bei Morgen- und Abendgrauen halb verzweifelt vor dem Riesenschiffe gestanden hatte, das, fest gefressen auf den hundert Eisenbahngleisen, die seinen Stapel bildeten, unbeweglich, wie ein Felsen auf seinem Gebirgsfusse, lag. Hundertzwanzigtausend Centner schwer, hatte der Coloss allen Mächten, die nur Dampf, hydraulischer Druck, Menschen- und Thierkräfte zur Verfügung stellten, widerstanden, die ihn mit seiner Breitseite in das Wasser der Themse schieben sollten.

„Was für hochfliegende, hochmüthige Phantasien, welche herzerhebende Hoffnungen hatte ich an den glorreichen „Vom Stapellauf“ des mächtigsten Schiffes der Welt geknüpft! — — Tausende und aber tausende von Menschen bedeckten, Kopf an Kopf gedrängt, an dem Julitage 1857, wo der Ablass stattfinden sollte, das gegenüberliegende, flache Ufer der Themse, bereit, mit nicht endendem Jubel den glücklichen Vollender der Riesenidee zu grüßen. —

„Sie können denken, meine Freunde, mit welchem Empfinden ich, nach Freiegebung des Colosses von seinen Ketten und Stützen, ihn zittern, schwingen, in langsamem Gleiten kommen sah — Todtenstille war unter tausend Arbeitern, hunderttausend Zuschauern — da stand er wieder still — und — Nichts vermochte ihn auf's Neue in Bewegung zu bringen. — Noch weiß ich nicht, wie ich unter diesem Schläge meine Geisteskräfte behielt, den ich damals für das größte

<sup>1)</sup> Benjamin Brodie, berühmter Chirurg damaliger Zeit.

Unglück meines Lebens hielt — und sehen Sie — größeres Glück gerade hatte mir, dem Kurzsichtigen, die gütige Vorsehung nie gewährt, als durch dies unermeßliche Fiasco —.“

Erstaunt horchten wir auf — der Meister fuhr mit leuchtenden Augen fort: „Erwägen Sie, welch' mächtige Fluthwelle das ungeheure Schiff, bei raschem Eintauchen in den Themsespiegel, aus diesem erhoben haben würde. Diese hätte sich, zehn ja zwanzig Fuß hoch, in der ganzen Länge des Schiffs von über sechshundert Fuß, quer über die verhältnißmäßig schmale Themse gewälzt und das flache Ufer drüben, auf dem die Hunderttausende standen, momentan dreimal manns hoch unter Wasser gesetzt. „Niemand drüben in ihrem Bereiche wäre dem Tod entgangen —.“

Dem Meister perlte, bei der Erinnerung noch, der Schweiß auf der hohen Stirn — und es dauerte lange, ehe das Rollen des silbernen Flaschenwagens auf dem Tische in unserem schweigenden Kreise wieder gehört wurde.

Der in England frei aus der Wechselwirkung der Nothwendigkeiten mit den nationalen Talenten entwickelte Geist der Technik ist, beim Uebertritte nach Deutschland von der Doctrin im deutschen Sinne in eine strenge Schulung genommen, vom Staate unter straffe Controle gestellt worden. Unsere vortrefflich wissenschaftlich disciplinirte, staatlich organisirte technische Bildungsform duldet eben so wenig das Fiasco der absoluten Unfähigkeit, als das äppige Sprossentreiben des Talents, kennt die unablässige Wechselwirkung zwischen Meister und Jünger in Leben und Wissen nicht, auf der die Entwicklung jener bedeutenden und scharf ausgeprägten Individualitäten beruht, deren Charakterzüge Etappen im Gestaltungs gange der Technik bezeichnen.

Nur in der ersten Zeit, wo die deutsche Eisenbahntechnik einen Anlauf dazu nahm, sich unabhängig von den polizirenden Einflüssen der Staatsverwaltung, nur ihren Zwecken gemäß, ähnlich ihrer älteren Schwester in England, auszubilden, hat sie die erhabende Erscheinung segensreich im Kreise talentvoller Jünger, und durch diese weit umher und lange nachher wirkender Meister gezeigt. Solche Meister waren der „alte Denis“, der Erbauer der ersten Dampfeisenbahn in Deutschland; der „Besieger der Alpen“, der geniale Schweizer Karl v. Tschel und, last not least, der Schöpfer der ersten Weltbahnstrecke (Leipzig - Dresden) auf dem Continente, Karl Theodor Kunz. Die Jünger, welche das, dem Felsherrnblinde so verwandte Directionsgenie dieser Männer, als Jünger, Helfer und Weitergestalter ihrer Pläne um sie sammelte, gehören, selbst längst Meister geworden, zu den Besten und Höchstgestellten, die das Eisenbahnwesen Deutschlands und Oesterreichs aufzuweisen hat. Als Theodor Kunz, ein Artillerie-Major, die damals größte und schwierigste Eisenbahn Deutschlands, die durch den Genius Riß's in's Leben gerufene Leipzig-Dresdner, zu bauen unternahm, hatte er nie eine Schiene, nie eine Locomotive gesehen. Als Soldat gealtert, in russischer Gefangenschaft ergraut, brachte er für das große Unternehmen zwar nur mäßige Kenntnisse in den Ingenieur-Wissenschaften, aber dafür die hier unendlich kostbaren Eigenschaften eiserner Energie und des „Genies des Vertrauens“ mit, das ihn, instinctvoll, für jede Function den rechten Mann, zu jeder Zeit die rechte That treffen ließ. Was Deutschland Großes in Technik und Industrie

befitzt, die Vorsig, Krupp, Maffei, Haas, Lohmeier, Zimmermann u., verdankt es weit mehr der Combination dieser Eigenschaften, als seiner technischen Bildungsform, ja kein einziger seiner Koryphäen in diesem Zweige der Culturthätigkeit ist ihr Product. Das Regiment der neidischen Mittelmäßigkeit, das damals in Sachsen seine äppigsten Sprossen trieb, nahm Kunz's großem Seitertalente den Commandostab im Bereich der Eisenbahntechnik Sachsens in dem Augenblicke aus der Hand, wo ein, mit eisernem Fleiße gesammelter, reicher Schatz an Wissen und Erfahrung, seine Begabung auf die Höhe ihrer Wirksamkeit gehoben hatte.

Man ließ ihn avanciren! Aus frischem Leben und großem Schaffen aus Erde, Stein und Eisen — zum Referiren und Schreiben in Papier und Staub der Oberbehörde. „Mein altes Eisenbahnherz ist gebrochen!“ rief er oftmals aus, ermattete und starb bald darauf. Die hohe Behörde, der er angehört hatte, verschmähte es, sich durch Vertretung bei dem Leichenzuge des besten Mannes, den sie besaßen, zu ehren. Nur einige erkenntliche Jünger legten die wenigen Kränze auf das Grab des Mannes, dem Sachsen den Vortritt unter den Vätern Deutschlands in der Handhabung eines der mächtigsten Culturwerkzeuge, die Entdeckung vieler der brauchbarsten Männer des Fachs, die es noch besitzt, verdankte.

Beim bedeutsamsten Feste meines Lebens saß Karl Theodor Kunz, mein theurer Meister, an meiner linken Seite, Richard Wagner, damals Kapellmeister in Dresden, mir gegenüber.

In seiner geistvollen, packenden Weise sprach der jugendliche Componist, der damals nur noch der Schöpfer des „Rienzi“ hieß, von der Glorie des großen Kunstinstitutes, dem er mit hohem Selbstbewußtsein vorstand. Er schilderte dessen leuchtenden Vorschritt durch drei Jahrhunderte, unter den Fahnen alter Musikhelden, von Schütz an mit Porpora, Schuster, Naumann bis Marschner und Weber, welchem letzteren er seinen weisevollen Spruch widmete. Er schloß mit einer kräftigen Apostrophe an Dresden: das Weimar Goethe's und Schiller's in der Musik zu werden, wozu es durch Reichthum an Kunstschätzen, Anmuth der Lage und die Vorarbeit großer Meister geschaffen sei.

Da neigte sich, fortgerissen von der Rede des jungen, genialen Künstlers, Karl Theodor Kunz an mein Ohr und sagte: „Auch für unsere Wissenschaft, unser Können kann es hier ein Weimar geben — wenn —“ das Andere ging in Gläserklang unter —

Der Nachsatz von des edeln Kunz „Wenn“ ist nie gekommen. Mehr als ein Vierteljahrhundert lang hat dem von ihm so begeistert bebauten Bereiche in seinem schönen kleinen Vaterlande an höchster administrativer Stelle ein Wille vorgestanden, der jedem Ueberragen der platten Masse abgeneigt, dem Talente aber geradehin feindlich war und dessen melancholischem Genie es gelang, für jede Anforderung, jede Leistung fast immer die Kraft zu finden, die entweder die derselben am wenigsten congruente von allen war, oder doch jedes Problem im Sinne der trivialsten Mediocrität auffaßte. — Keine sich leuchtend erhebende Welle des Talents, oder des kühnen, frischen Vorangangs hat die respectable Fläche jenes Bereiches bis heutigen Tag geträufelt, und die Wünsche der beiden Meister in Kunst und Technik sind unerfüllt geblieben.

Drei Jahre nach diesem Feste saß ich mit Karl Maria von Weber's Wittwe, meiner Mutter, vor der prachtvollen Rothsammt-Courtine Desplechin's im Dresdener Hoftheater, deren Emporgehen die Venusberg-Decoration der ersten Scene des „Lannhäuser“ enthüllen sollte. Die kleine Gestalt des jungen Componisten war am Dirigentenpult erschienen; — bleich und bewegt erhob er den Taktstock — denselben, den ich als Kind so oft in meines Vaters Hand gesehen hatte. Wagner's Art zu dirigiren, die jetzt eine so ganz andere geworden, hatte damals viel Aehnlichkeit mit der Weber's. Seine Bewegungen waren meist einfach, fast eng, aber die Präcision dieser kurzen Regungen des Stabes ließen kein Schwanken aufkommen; obgleich sie sich nur in Momenten bedeutenden Affectes zu weiten Schwingungen von Hand und Arm ausdehnten, wirkten sie mit der Unwiderstehlichkeit elektrischer Zuckungen auf das Orchester.

Die, dichtgebrängt, alle Räume des Hauses füllende Masse, welche Alles in sich begriff, was das damalige Dresden Wagner's, Semper's, Rietschel's und Bendemann's an geistigen Bedeutungen umfaßte, brachte dem Werke nur vereinzelte Sympathien entgegen. Die abenteuerlichsten Gerüchte, durch die Worte „Venusberg“, „Sängerkampf“, „Romfahrt“ u. angeregt, waren im Umlauf. Im großen Ganzen erwartet das Publicum vom Componisten des „Rienzi“ ein farbenglühendes, von padenden Melodien volles, instrumental überreich colorirtes, mehr als rauschendes, sehr üppiges Werk im modernsten, an Meyerbeer angelehnten Stile, während die Minorität, mit Hinweis auf den „Fliegenden Holländer“, gar nicht genug des romantisch Phantastischen davon zu erzählen wußte.

Wir, eine sehr kleine Gemeinde (in der Weber's von ihm hochverehrte Wittwe nie fehlen durfte), die der junge Componist in seiner behaglichen Wohnung auf der Ostra-Allee zuweilen versammelte, um ihr in seiner wunderlichen, nervösen, aber eindringlichen Weise, größere oder kleinere Bruchstücke aus seinen umfassen den, damals begonnenen Texten vorzutragen, wußten wenigstens, was wir vom Stoff und dramatischen Verlauf der Oper zu erwarten hatten. Mit unbegreiflicher Geduld ertrug der junge Meister bei diesen Vorträgen das Zerreißen der wirkungsvollsten Momente in denselben durch das Gekläff seines kleinen, unglaublich verzogenen Lieblingshundes, oder die absurden Töne seines Papagei's, der ihm mitten im begeisterten Vortrag der Pilgerchöre, oder Hohengrin's und Elsa's Liebesgespräche „Richard, komm herauf!“ zurief, oder den grellen Klang zusammengestoßener Gläser läuschend nachahmte. Auf das Gutmüthigste und mit unerschütterlichem Ernste, den zu beherrschen oft in solchen Momenten seinen Zuhörern schwer wurde, unterbrach dann Wagner seinen Vortrag, um die frechen Thiere durch Schmeicheleien und Backerbissen zu beruhigen, wobei ihn seine schöne und überaus liebenswürdige erste Gattin, die treue Mitträgerin der Misere während der ersten Periode seiner Künstlerlaufbahn vor den Erfolgen des „Rienzi“, auf das Anmüthigste unterstützte. Diese kleine bevorzugte Gemeinde bestand keineswegs aus künstlerischen Größen. Wagner hatte wenig Freunde unter diesen in Dresden und hielt sich schroff und abweisend von fast allen fern. Die ständigen Mitglieder seines Auditoriums bildeten der später so unheilvoll in die Revolution von 1849 verwickelte, begabte, aber unfleißige August Röckel, der geistreiche, aber als Künstler wenig hervorragende Schauspieler Heine und eine

treffliche Sängerin Frau Ariete, zu denen sich ausnahmsweise, wenn ich mich recht entsinne, zuweilen die Schröder-Devrient, damals zwar schon rasch im Abblühen ihres Glanzes begriffen, aber immer noch eine mächtige Künstlerin und ein faszinirendes Weib, und Wagner's Bruder, Albert, mit seiner Tochter Johanna, dem entzückendsten Bilde einer deutschen, romantischen Fürstentochter, die später seine Elisabeth und Elsa, in nie wieder auch nur annähernd erreichter Weise in Erscheinung und Darstellung verkörperte, gesellten. Aber gerade weil wir den dramatischen Bau des Werkes, das noch hinter jener Desplechin'schen Gardine ruhte, in seiner ganzen Neuheit, Tiefe und Größe kannten, mußte sich unsere Spannung auf das Höchste steigern, wie es dem jungen Meister gelungen sein werde, dieser mächtigen dramatischen Gliederungen, deren Gleichen noch kein Operntext aufzuweisen gehabt hatte, mit musikalischer Rundung, Fülle und Schönheit zu umkleiden. Daß wir keine „Oper“ im bisher mit diesem Werke verknüpften Sinne zu erwarten hatten, war uns vollkommen klar — das „Was“ aber, welches dafür geboten sein werde, — lag eben hinter jener Gardine.

Wie die jetzige Generation, die mit Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen geborne ist, sich eine Welt, ein Leben ohne das Alles, und den Eindruck von dessen ersten Kommen und Werden nicht mehr klar vorstellen kann, so ist es ihr, die mit Wagner's Opern aufwuchs, nicht mehr vorstellbar zu machen, wie unmöglich es für die Jugendzeitgenossen des originalen Künstlers war, Das auch nur entfernt vorher zu ahnen, was er mit seinem „Lannhäuser“ brachte. Auch die bestwilligste, lebendigste Phantasie der Epigonen kann keine Vorstellung davon gewinnen, in welchem Maße das Werk dessen ersten Hörern, als ein Gemisch von Großem, Erhabenem, Schönem mit Bizarrerem, künstlerisch geradezu Unmöglichem, ja Trivialem und beinahe Lächerlichem erschien. Mächtig gepacßt waren Alle, aber die Ergriffenheit durchlief die ganze Scala der menschlichen Empfindungswelt, von der begeisterten Entzückung, die in äußerster Minorität war, bis zum grimmigsten künstlerisch-sittlichen Zorn und Spott hinab.

Nie vor-, nie nachher habe ich im ganzen Wesen eines großen Auditoriums eine künstlerische Einwirkung so durchgreifend ausgedrückt gesehen, als die, welche sich im Publicum der ersten Lannhäuser-Vorstellung nach dem Vorüberstreiten der Ouvertüre spiegelte. Starres Staunen, höchste nervöse Erregung, ängstliches Suchen, lauteste Erwartung, Spannung, Verwunderung — selten hie und da aufleuchtendes Verstehen und Entzücken, lag auf allen Gesichtern. Frauen brachen in Thränen nervöser Erschütterung aus — vor Allen aber löste sich ein mächtiger Druck nach deren Schluß, als sei Etwas in seiner Neuheit und Größe Unheimliches, Unbequemes und Drückendes, jedenfalls aber Mächtiges vorübergegangen.

Es ist hier nicht der Ort, den unglaublichen Wechsel der Eindrücke zu schildern, der sich im Verlauf des Werkes in einem Publicum vollzog, dem Alles, bis selbst zum Alphabet der Sprache herab, in der dasselbe redete, neu war; wie die Stellen, welche an die gewohnte Opernform anlangen, unglaublich zündeten und dazwischen eine Abspannung, sogar Rangeweile eintrat, die, uns jetzt absolut unverständlich, oft einer Art stiller Desperation gleich.

Nur drei Anschauungsmomente schienen nach dem Schlusse der Oper, der sich mit ablehnendem Schweigen der Masse vollzog, eine breitere Basis im



Publicum, das sich wie eine Schar aus einer stürmischen, tief bewegenden Parlamentsführung Kommender, laut und wild debattirend, auf die stillen Straßen des Dresden von 1847 ergoß, gewonnen zu haben. Daß zwar die Rede des Werkes, in der es eben zu der Menge gesprochen hatte, so weit entfernt vom gewöhnlichen trivialen Opern-Jargon, ja man gab sogar zu, an Vornehmheit darüber, stehe, wie das Nibelungenlied über dem Text zum Zigarro; aber daß der musikalische Ausdruck sich gerade im umgekehrten Verhältnisse hierzu befinde, die Poesie des Werkes kaum für etwas Anderes als nervösen Sinnentzettel gelten können, die Form desselben allen Regeln der Kunst entgegen und monströs sei, und daß endlich der Mangel an zum Herzen gehender Melodien, an eigentlicher musikalischer Schönheit, über das Maß alles Erlaubten hinausgehe. So unbegreiflich alles Das dem mit dem Wagnercultus aufgewachsenen Geschlecht und uns Allen jetzt erscheinen mag, so klang es doch in tausend Variationen aus den leidenschaftlich bewegten, lauten Massen heraus, die nur zögernd und lebhaft gesticulirend das Haus verließen.

Weber's Wittwe, die der Vorstellung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, hatte zwar zuweilen staunend und verwundert den Kopf geschüttelt, aber nur beim Sängerkriege die leise Aeußerung gethan: „das hätte der Vater doch anders gemacht!“ Sie erhob sich am Schlusse und sagte, all' die lauten Controversen hörend, bloß: „Ja, ja, gerade so hat man zu Wien nach der ersten Aufführung des Don Juan auch gesprochen — laß uns auf die Bühne gehen, ich muß Wagner die Hand drücken“. — Oben in dem nur noch halb erleuchteten Raum, in dem alle Erscheinungen des Venusbergs und Wartburgskampfs in Gestalt dunkelbunter Coulissen, Hintergründe und Soffitenstücken der köstlichen Decorationen von Dieterle und Desplechin, Ballen, Seile und Wolken herumhingen, stand Wagner, blaß und sich den Schweiß abtrocknend, in einem Kreise von Künstlern und Freunden, die sehr gemischte Empfindungen bewegten. Wußte man doch nicht recht, ob das Werk einen tiefgehenden Erfolg erhalten, oder ein innerliches Fiasco erlitten habe, so verschieden waren auch die Kundgebungen des Publicums von denen bei „Premièren“ anderer Werke gewesen.

Als Wagner Weber's Wittwe sah, eilte er bewegt auf sie zu, reichte ihr die Hände und fragte laut: „Nun?“ Aber ehe diese antworten konnte oder wollte, schoß die Schröder-Devrient, die die Venus gesungen hatte und nach der aufgeführten Bearbeitung in der Schlußerscheinung des Venusbergs beschäftigt gewesen war, im weißen Peignoir mit halb offenem, prächtigem Blondhaar aus ihrer Garderobe heraus, packte sie in ihrer leidenschaftlichen Weise am Arm und rief: „Nicht wahr Weberchen, . . . Musik hat er gemacht — aber ein großer Mann wird er doch!“ — Und in helles Lachen löste sich die Spannung der phantastischen Scene, deren Detail mir unvergeßlich in der Erinnerung geblieben ist und sich zu immer neuer Lebendigkeit aufrichtet, so oft ich den Vorhang nach dem Werke fallen sehe, das für mich, so wenig mir auch die Offenbarung der späteren Werke Wagner's zu Theil geworden ist, zu dem Herrlichsten gehört, was deutsche Kunst geschaffen hat.

Ich traf, auf einer Reise nach Nordafrika begriffen, die große Künstlerin, die von R. M. v. Weber, so zu sagen, entdeckt worden war, in ihm ihren eigent-

lichen Meister und Lehrer verehrte und mit den Seinen stets in freundschaftlicher Beziehung geblieben war, fünf Jahre später in Paris wieder.

Ihr gewaltig heißblütiges Naturell hatte sie in der sturmbelegten, kurz auf die erste Aufführung des „Tannhäuser“ folgenden Periode, in eine Gesinnungsrichtung gedrängt, in der sie sich mit den beiden größten Künstlern ihrer Art in unserer Zeit, Wagner und Semper zusammenfand, und die sie leidenschaftlich einst in ein Album schreiben ließ: „Die Linken, das sind die Rechten!“ Die Rundgebungen dieser Gesinnungen hatten sie, wie jene Kunstheroen, aus Deutschland vertrieben. Sie war damals die Gattin eines ungemein liebenswürdigen, geistvollen, liefländischen Edelmanns von Bod, ihr kleiner Salon in der Rue de la formière des Mathurins der Sammelpunkt einer Anzahl von Elitepersönlichkeiten, die nicht groß sein konnte, da die Hausfrau nur die mit gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit gepaarte geistige Bedeutung zu ihren Familiaren werden ließ. „Gelehrte Bären,“ sagte sie, „kann ich eben so wenig brauchen, als platte Affen.“

Sie sang häufig in diesem kleinen Kreise und für diesen. Die Stimmittel hatten sie fast ganz verlassen, aber die glühende, tief durchgeistigte Macht ihres Vortrags hat nie auf größerer Höhe gestanden. Wer von ihr „den Erlkönig“ oder „Ich grolle nicht“ damals gehört hat, dem rieseln noch bei der Erinnerung Weiseshauer durch die Glieder. —

Auch hier im Exil hatte sie die Begeisterung für jede bedeutende Leistung, den heiligen Zorn gegen Unrecht und Unterdrückung, die sie groß und unglücklich zugleich gemacht hatten, bewahrt.

Le Verrier hatte damals gerade „auf theoretischem Wege“ einen Planeten, den „Neptun“, entdeckt. Die gelehrte Welt war voll von dem Mirakel, daß ein einsamer, ziemlich obscurer Rechner, der seinen Schreibtisch nicht verlassen, keinen Blick auf den Himmel und seine Gestirne geworfen hatte, all' den berühmten Astronomen, auf all' den großen, theuern Sternwarten, mit all' den ungeheuern Fernrohren, von jener dunkeln Schreibstube aus zurufen konnte: „dorthin richtet Eure Teleskope, dort steht ein kleiner, dem bloßen Auge unsichtbarer, bleicher Stern, das ist ein großer Planet, der, noch einmal so weit als der Uranus von der Sonne entfernt, sie im ewigen, tiefen Dämmern umkreist.“

Und die Herren hatten alle ihre mächtigen Röhre gerichtet, und siehe da, richtig — da hatte der kleine bleiche Stern gestanden.

Die wissenschaftliche That war eine ganz außerordentliche, nie vorher dagewesene. Aber das Paris, das mit so feinem Tact und so viel Sinn für geistige Größe die Männer zu schätzen weiß, die Frankreich Ehre machen, wird zuweilen — warum? wie? weshalb? weiß Niemand — gegen eine solche Größe skeptisch, ja fast zum „gamin“, und spottet und lacht — warum? weiß wieder Niemand — da, wo es bewundern und ehren sollte.

Und dann ist nicht blos das Paris der Boulevards der „gamin“, sondern dieser treibt auch in den Salons, in den gelehrten Gesellschaften, in den Akademien, in den Journalen so gut seine Polissonnerien, wie auf den Straßen.

Gott weiß, wodurch sich der eminente Gelehrte, Le Verrier, das „Paris-gamin“ auf den Hals gezogen hatte; er war allenthalben die Zielscheibe guter und schlechter Witze und nicht am wenigsten in den ernstesten Kreisen, in denen die vierzig Unsterblichen der Akademie verkehrten.

War es Neid auf seinen so schnell und weit verbreiteten Ruhm, auf die Gunst des Kaisers, der ihn bald hinter einander zum Director der Pariser Sternwarte, Commandeur der Ehrenlegion und Senator machte, mochte es Antipathie gegen die wenig anmuthende Persönlichkeit, die Härte des Charakters des großen Gelehrten, die sich oft bis zur Gehässigkeit steigerte, sein —? die Thatsache bestand und führte zu zahllosen Kränkungen für ihn.

Die bitterste unter diesen bereitete ihm der laute und stürmische Widerspruch, der sich vernehmlich in den Kreisen seiner Collegen in der Wissenschaft des Himmels erhob, als, wie man sagte, aus der unmittelbaren Nähe des Kaisers die Anregung herabgelangte, den neuen Planeten nach seinem Entdecker „le Verrier“ zu nennen. Warum Paris dies wieder so ungemein komisch fand wie den kräftigsten Spaß, ist wieder unbegreiflich — kurz man lachte allgemein darüber mit einem Lachen, das dem jungen Gelehrten natürlich in Herz und Seele schnitt.

Seine zahllosen Gegner, die darauf hinviesen, daß seiner Zeit selbst der Vorschlag, den von William Herschel entdeckten Uranus nach diesem großen und populären Astronomen zu nennen, Fiasco gemacht hatte, behielten in scurrilem Bündnisse mit den absurden Lachern die Oberhand, und der Planet wurde nach dem Entel des Uranus „Neptun“ getauft.

Alles dies hatte nicht dazu gedient, die scharfe Bitterniß in Le Verrier's Charakter zu mildern. Mit eminentem Geiste und laustischem Witz begabt, liebte er es, sich durch wahre Skorpionenstiche an seinen Mitgelehrten zu rächen.

Der prächtige Salon, den er später in den grandiosen Räumen seiner Wohnung in der Sternwarte eröffnete, und in dem Alles, was glänzend und bedeutend in Paris war, schon aus Furcht vor der unerbittlichen Zunge des Wirths, sich zu versammeln drängte, bot ihm häufig Gelegenheit zu solchen, oft grausamen Racheacten.

So stellte er einst, in meiner Gegenwart, einen nicht mehr jungen, verdienten Gelehrten, der eben durch die Entdeckung eines neuen Metalloids, des später in der Medicin so viel verwendeten „Brom“, Aufsehen erregt hatte, aber unbehilflich und verlegen in den großen glänzenden Kreis von Schönheit, Eleganz und Ruhm trat, der ihm in Le Verrier's Salon entgegenleuchtete, diesem Kreise mit den Worten vor: „Voilà Monsieur Balard, qui a été découvert par le Brôme.“ Zur Zeit, von der die Rede ist, stand aber die Heze gegen Le Verrier in höchster Blüthe, und es schien, als sollte der junge Gelehrte der gegen ihn los gelassenen Meute erliegen. Auch im Salon der Schröder-Devrient jagten zwei alte Herren, wenn ich mich recht erinnere, Akademiker, mit feinen, weißen Gesichtern, dies Hochwild mit, wie sie meinten, vernichtenden Sarkasmen. Das war der edlen Frau, die zu ihrem Unglücke immer auf der Seite des Schwächern gestanden hatte, zu viel, und sie rief den beiden „Unsterblichen“, nachdem sie ihnen eine Zeit lang, vor Ungebuld mit dem Fuße klopfend, zugehört hatte, Zorn in ihrem immer noch grandios schönen Gesichte zu: „Wie neidisch die Unsterblichen sind, weil ein kleiner Sterblicher mit seiner Feder in seinem Tintenfaß die Sterne leuchten gesehen hat, die für sie mit ihren hundert Teleskopen, Weltkugeln und Instrumenten dunkel geblieben waren!“

## Ueber das Herz.

Von

Prof. Friedrich Goltz.

Die Mehrzahl meiner Leser kennt wol jene schauerlich schönen Novellen Gallot-Hoffmann's. Ich möchte sie hier erinnern an die Erzählung von dem verschütteten und wieder aufgefundenen Bergmann. Bei Aufgrabung eines alten versunkenen Schacht's fand man in einem schwedischen Bergwerk die Leiche eines jungen Mannes, die tief eingebettet unter der Erde in einer Auflösung von Eisenvitriol sich wunderbar frisch erhalten hatte. Der todte Jüngling sah aus, als wenn er erst Tags zuvor verstorben wäre. Niemand aus dem benachbarten Dorfe kannte die Züge des Todten, und auch die älteren Leute vermochten sich nicht zu erinnern, wann in jener Gegend ein junger blühender Bergmann verunglückt sei. Da wandte ein steinaltes, gebrechliches Mütterchen herbei. Sie sah den Todten und warf sich weinend über ihn. Sie hatte in dem frisch und lebend aussehenden Leichenantlitze ihren Geliebten wieder erkannt, den sie vor sechzig Jahren durch ein entsetzliches Unglück verloren hatte. Die damals in Jugendfülle prangende Braut war zur altersschwachen, verschrumpften Greisin geworden, der todte Bräutigam hatte tief im Schoße der Erde verborgen seine vollen Formen behalten. Diese wunderbare Scene des Wiedersehens, wie sie uns hier der Dichter schildert, führt uns recht grell vor Augen, welche furchtbaren Wandlungen der menschliche Organismus während des Daseins erfährt, Wandlungen, deren wir uns während des gewöhnlichen Abflusses des Lebens weniger bewußt werden, weil sie unmerklich erfolgen, und alle Menschen um uns her ebenso allmählig mit uns zusammen wachsen und altern. Nur wenn wir geliebte Angehörige nach längerer Zeit der Trennung wiedersehen, wenn wir uns gegenseitig verändert finden an Körper und Geist, dann werden wir intensiver gemahnt an jene geheimnißvollen Gewalten, deren Thätigkeit unbarmherzig während des Lebens in uns arbeitet, zerstört und wieder aufbaut und wieder zerstört. Alle Bestandtheile unseres Körpers sind solchem Wandel unterworfen, die einen mehr, die anderen weniger; und so kann man in der That sagen, daß ein Mensch nach Ablauf einer größeren Reihe von Jahren ein absolut anderer wird, als er zuvor war, weil er nichts von den Stoffen, die damals seinen

Körper ausmachen, mehr besitzt. Der Vermittler für diese unaufhörlich in uns vorgehenden Veränderungen ist das Blut. Aus dem Blute flammen alle die Gewebe her, aus denen unser Leib besteht, und dem Blute hintwiederum werden alle die verbrauchten Bestandtheile zugeführt, welche für die Zwecke des Lebens nichts weiter taugen, um ausgeschieden zu werden. Das Blut befindet sich im Körper überall in geschlossenen Kanälen, den Adern, welche bald mehr bald weniger dicht verzweigt alle Organe durchziehen. In diesen Adern oder Gefäßen herrscht fortwährend ein Treiben gleich wie in den Straßen einer großen Stadt. Wie von den Straßen aus allerlei Vorräthe und Lebensbedürfnisse in die angrenzenden Häuser geschafft werden, das Verbrauchte, der Abfall und die Abgänge aus den Häusern auf die Gasse kommen und zur Stadt hinausgeführt werden, so treten aus den Blutkanälen durch unsichtbare feine Poren der Wandung hindurch die Stoffe in die umgebenden Organe, während das Abgenutzte aus den Organen in's Blut wieder zurückgeht und ausgeschieden wird. Am dichtesten laufen die Straßen, am lebhaftesten ist das Treiben in den Verkehrsmittelpunkten der Stadt, wo die hohen und höchsten Behörden wohnen, während in den entlegenen Vierteln die Straßen weiter von einander entfernt sind, und der Verkehr in ihnen ein stillerer ist. Ähnlich ist es im Körper. Je edler ein Organ, je nothwendiger seine Functionen für den ganzen Körper, um so dichter sind die Gefäßverzweigungen in ihm, und um so lebhafter ist der Austausch von Stoffen zwischen dem Blute und den Geweben. Treten Verkehrsstockungen in den wichtigsten Mittelpunkten einer Stadt ein, so wird dies von allen Bewohnern übel empfunden, während bei Stockungen in entlegenen Vorstädten nur örtliche Unbequemlichkeiten entstehen. Wird die normale Stoffzufuhr dem Gehirn oder anderen edlen Organen auch nur für kurze Zeit entzogen, so geht der ganze Organismus zu Grunde. Blutstockungen in weniger wichtigen Organen, z. B. in den Gliedmaßen, werden ohne Nachtheil für's Ganze ertragen und gestatten noch nach längerer Zeit Ausgleichungen.

Der Vergleich zwischen den Straßen einer Stadt und dem Stoffwechsel in den Blutkanälen läßt sich natürlich nicht in allen Stücken durchführen. Die Stoffe, welche durch den Straßenverkehr hin und her bewegt werden, verankern ihre Bewegung sehr verschiedenartigen Kräften. Die Stoffe dagegen, welche im Blute sich aufgelöst finden, werden mit der gesamten Blutmasse alle wesentlich durch eine einzige Kraft weiter bewegt, nämlich durch das Herz.

Das Herz ist ein aus Muskeln, d. h. aus Fleisch bestehender hohler, in der Brusthöhle liegender Körper, welcher sich rhythmisch zusammenzieht, d. h. sich abwechselnd zusammenzieht und wieder erschlafft. Jede solche Zusammenziehung nennen wir einen Herzschlag. Mit jedem Herzschlag preßt das Herz die in ihm enthaltene Blutmenge in eine große aus ihm entspringende Schlagader. Sobald das Herz sich vollständig zusammengezogen und alles Blut entleert hat, wird es plötzlich schlaff. Die aus ihm herausgepreßte Blutmasse würde nun sofort in's Herz zurückkehren, wenn ihr nicht die an der Wand der Schlagader befindlichen Klappen den Weg versperrten. Die Einrichtung dieser Klappen wird aus einem bekannten Beispiel klar werden. Bei plötzlich um sich greifenden Bränden

von Gebäuden, in welchen viele Menschen versammelt waren, ist in früheren Jahren mehrmals namenloses Unglück entstanden, wenn die Thüren die verkehrte Einrichtung hatten, sich nach innen zu öffnen. Die vor Angst aufgeregte, sich schleunig retten wollende Menschenmenge drückt in solchen Fällen die nach innen geöffneten Thore zu und versperrt sich so selbst den einzigen Ausweg, da die nachdrängenden Massen den Versuch einer Oeffnung unmöglich machen. Die Klappen in den großen Gefäßen sind ganz ähnlich solchen Thüren eingerichtet. Sie öffnen sich mit Leichtigkeit in der Richtung vom Herzen her gegen die Schlagader. Das Blut strömt also ohne Hinderniß an ihnen vorbei aus dem Herzen. In dem Augenblick aber, wo das Herz erschlafft, und der Blutstrom Miene macht in's Herz zurück zu kehren, schließt sich der Blutstrom selbst die Klappen, wie der Menschenstrom in dem mitgetheilten Beispiel die Thüren schließt. — Jeder neue Herzschlag preßt neue Blutmassen in die große Schlagader. Zurück in's Herz kann das Blut nicht, also muß es den einzigen Weg nehmen, der ihm übrig bleibt. Es strömt aus der großen Schlagader ab in deren Verzweigungen, die zuletzt mikroskopisch fein werden. Aus den feinsten Verzweigungen fließt es wieder in größere Gefäße, die sich endlich zu einer großen Blutader vereinigen, welche in's Herz zurückführt. So muß also das aus dem Herzen herausgepreßte Blut wieder zum Herzen zurück. Es muß einen vollständigen Kreislauf durchmachen. Damit aber das in's Herz zurückgekehrte Blut bei der Zusammenziehung des Herzens nicht etwa den falschen Weg in die Blutader zurückgeht, sind auch an der Mündung dieser großen Ader Klappen angebracht, die dem Blute den Weg vorzeichnen, welchen es allein zu nehmen hat. In Wirklichkeit ist die Einrichtung des menschlichen Herzens und die Anordnung der aus ihm entspringenden Gefäße sehr viel verwickelter; doch reicht das angeführte Schema hin, um das Wesentliche der Blutbewegung zu verstehen. Während der beschriebenen kreisenden Bewegung, in der sich das Blut fortwährend befindet, geht es jenen Stoffaustausch mit den Organen ein, welche es durchfließt.

Der Erste, welcher annähernd richtige Vorstellungen von der Bewegung des Blutes in den Gefäßen und von der Bedeutung des Herzens gehabt zu haben scheint, war der spanische Arzt Michael Servetus, welcher dem fanatischen Verfolgungsseifer des Reformators Calvin erlag und auf dem Scheiterhaufen zu Genf endete. Die Schrift, in welcher er seine Ideen über den Blutkreislauf niederlegte, war wesentlich theologischen Inhaltes. Der Titel lautet: „Restitutio Christianismi“, die Wiederherstellung des Christenthums. Da sämtliche aufzutreibende Exemplare mit dem Verfasser zugleich durch Feuer vernichtet wurden, so ist das Buch jetzt sehr selten geworden. Das auf der Pariser Bibliothek befindliche Exemplar soll noch die Spuren davon tragen, daß es der Verbrennung entzogen wurde. Vollständig klar dargestellt und erwiesen wurde die Lehre vom Kreislauf erst durch den englischen Arzt Harvey. Er veranschaulichte seine Lehre durch ein schönes Gleichniß. Er sagte: das Blut kreist im menschlichen Körper wie das Wasser auf der Erde. Das Wasser rinnt aus den Gebirgsquellen hinab in die Flüsse und in's Meer. Im Meere verdunstend steigt es auf zum Himmel, bildet Wolken, fällt als Regen und Schnee wieder auf die

Berge, sickert durch die Erde und kommt am Fuße der Berge zum Vorschein als Quell, um von Neuem den Kreislauf zu beginnen. Man erinnert sich des Goethe'schen Gedichtes:

Vom Himmel kommt es,  
Zum Himmel steigt es,  
Und wieder nieder  
Zur Erde muß es  
Ewig wechselnd.

In Bewegung gesetzt wird also das Blut durch das Herz. Jede Zusammenziehung desselben, jeder Herzschlag wirft eine Portion Blut in die Hauptschlagader, und diese plötzliche Einpressung einer Quantität Blut erregt jedesmal in dem Gefäßrohr eine Welle, welche sich gegen die Schlagaderverzweigungen hin viel schneller fort bewegt, als das Blut selbst. Daß dem so sein muß, läßt sich leicht durch ein Beispiel erläutern. Wenn man in einen Bach einen Eimer Milch gießt, so wird das plötzliche Ausgießen derselben in dem Wasser ebenso eine Wellenbewegung veranlassen, als wenn man einen Stein hineingeworfen hätte. Die erregten Wellen werden aber sehr viel schneller den Bach hinablaufen, als die Milch nachfließt. Daß der Blutstrom nirgend frei zu Tage liegt, wie der Bach, sondern in ein häutiges Rohr eingeschlossen ist, ist kein Hinderniß für die Bildung von Wellen; denn die Wandungen der Abern sind ja nachgiebig und vermitteln durch ihre elastischen Kräfte die Wellenbewegung in ähnlicher Weise, wie die Kraft der Schwere in Flüssigkeiten mit freier Oberfläche. So erregt also jeder Herzschlag eine Welle in den Schlagadern; diese Welle überholt aber sofort in ihrem Lauf die Bewegung der Bluttheilchen. Jede Blutwelle macht sich an den Schlagadern fühlbar durch den Puls, und die Zahl der Pulsschläge, welche man an irgend einer Schlagader, z. B. am Vorderarm fühlt, entspricht demnach genau der Zahl der Herzschläge während derselben Zeit. Je weiter eine Schlagader vom Herzen entfernt ist, um so später wird sie von der Pulswelle erreicht werden. Fühlt man z. B. gleichzeitig eine Schlagader des Kopfes und des Fußes, so wird man den Puls an beiden Stellen nicht genau gleichzeitig wahrnehmen, weil die Blutwelle zu den Fußadern später gelangt als zum Kopfe. Da die Blutwellen sich aber überaus schnell fortbewegen, so ist der Zeitunterschied ein sehr geringer.

Auch am Herzen selbst kann man die Zahl seiner Schläge wahrnehmen, weil das Herz bei jeder seiner Zusammenziehungen der Brustwand eine Erschütterung mittheilt, welche wir als Herzstoß empfinden. Man hat viel über die Ursache des Herzstoßes gestritten; doch erklärt sich derselbe der Hauptsache nach wol aus Folgendem: Wenn aus einem hohlen Körper sein flüssiger oder gasförmiger Inhalt durch irgend eine Oeffnung heraus getrieben wird, so bekommt der Körper selbst eine Bewegung, deren Richtung entgegengesetzt ist der Bewegung des Inhalts. So springt ein Geschütz bei der Entladung zurück, und eine Rakete bewegt sich aufwärts, während ihr feuriger Inhalt zur Erde ausströmt. Wenn man einen kugelförmigen Kautschukbeutel so prall mit Flüssigkeit füllt, daß die Wandung desselben stark gespannt wird, und man bringt nunmehr irgend eine Oeffnung an, aus welcher sein flüssiger Inhalt hervorspringt, so

wird die Kugel das Bestreben haben, sich in entgegengesetzter Richtung fort zu bewegen. Verhindert man die Fortbewegung, indem man eine Hand an die Kugel anlegt, so wird die Hand jedesmal einen Druck empfinden, so oft man den Inhalt der Kugel durch die Oeffnung hervorspringen läßt. Das Herz befindet sich nun in ganz ähnlicher Lage wie jene Kautschukugel. Die große Schlagader, in welche das Herz bei jeder Zusammenziehung seinen Inhalt entleert, liegt hinten und oben am Herzen. Bei jeder Zusammenziehung wird das Herz also in entgegengesetzter Richtung d. h. nach vorn und unten gegen die Brustwand sich zu bewegen streben. Da es nun aber der Brustwand stets dicht anliegt und keinen Raum zu wirklicher Bewegung hat, wird es der Brustwand einen Stoß erteilen, wie die Kautschukugel der Hand that.

Außer durch den Tastsinn kann man die Thätigkeit des Herzens auch durch das Gehör prüfen. Legt man das Ohr an die Brust eines lebenden Menschen, so hört man während jedes Herzschlages zwei Töne, einen etwas langgezogenen ersten Ton, dem sich ein kurzer zweiter Ton anfügt. Der erste Ton wird hauptsächlich in dem Herzfleisch durch die Zusammenziehung der Muskelfasern gebildet. Bei jeder Zusammenziehung irgend eines Muskels wird nämlich ein Ton erzeugt. Pressen wir z. B. die Kiefer fest auf einander, strengen wir also die Kaumuskeln an, so vernehmen wir einen Ton, der sofort verschwindet, sobald wir die Muskelanstrengung aufgeben. Das Herz ist ein Muskel, wird also bei seiner Zusammenziehung auch einen Ton bilden. Der zweite kurze Ton wird erzeugt durch die Bewegung der Schlagaderklappen während der Erschlaffung des Herzens. Bei Krankheiten des Herzens zeigen diese Herztöne Abweichungen vom normalen Zustande. Der Arzt kann aus solchen Abweichungen der Herztöne auf krankhafte Zustände zurückschließen. So wird also der Arzt, wenn er Verdacht hat, daß es sich um eine Krankheit des Herzens handelt, hören auf die Stimme des Herzens.

Das Herz ist es, welches dem Blute seine Bewegung erteilt, und die Bewegung des Blutes ist unerläßlich, so lange das Leben währt. Unser Herz schlägt also, so lange wir leben; aber so unermüdblich es schlägt, schlägt es doch nicht immer nach demselben Tempo. Das Herz neugeborener Kinder schlägt doppelt so schnell als das Erwachsener. Je älter der Mensch wird, desto weniger häufig schlägt das Herz. Ein Mann von fünfzig Jahren hat also einen selteneren Puls, als er mit dreißig Jahren hatte. In sehr hohem Greisenalter steigt aber wieder die Zahl der Pulsschläge, und der gebrechliche Greis nähert sich auch in dieser Beziehung dem Kinde. Die Zahl der Pulsschläge steht ferner in einem gewissen Verhältniß zur Statur. Sehr lang gewachsene Menschen haben einen langsameren Puls als kleine. Frauenherzen schlagen schneller als Männerherzen. Dies erklärt sich aber nicht allein durch den Unterschied der Statur; denn auch unter Personen von gleichem Wuchse findet man bei den Frauen einen schnelleren Puls. Man hat bei sonst ganz gesunden Menschen mitunter sehr große Abweichungen von der normalen Pulsfrequenz beobachtet. Während z. B. die Zahl der Pulsschläge bei erwachsenen Männern etwa in einer Minute 72 beträgt, sind Fälle sicher gestellt, in denen das Herz von Erwachsenen in der Minute nur 23 Mal schlug, oder die Pulszahl war bei übrigens völliger Gesundheit sehr vermehrt.



So hat man bis 120 Schläge in der Minute bei gesunden erwachsenen Menschen gefühlt. Von Interesse ist es vielleicht, daß der Kaiser Napoleon I. einen auffallend seltenen Herzschlag hatte. Napoleon's Herz schlug in der Minute nur 40 Mal, während die gewöhnliche Durchschnittszahl, wie eben bemerkt, 72 ist. Ein phantastischer Kopf dürfte vielleicht auf den Gedanken kommen, es sei ganz natürlich, daß der fürchterliche Korse, der gefühllos Millionen in's Elend brachte, kein gewöhnliches Menschenherz gehabt habe, sondern ein unempfindliches, hartes Herz, das weniger reizbar, seltener schlug. Ich komme später darauf zu sprechen, ob die Annahme einer solchen Beziehung zwischen Herz und Charakter erlaubt ist.

Wie die Pulsfrequenz bei verschiedenen Individuen sehr verschieden ist, so zeigt sie auch bei jedem Einzelnen große Abweichungen, je nach dem Zustande, in welchem sich der Beobachter befindet. Ob wir liegen, stehen oder gehen, ob wir schlafen oder wachen, ist nicht gleichgültig für die Pulszählung. Eine mächtige Pulsvermehrung erfolgt nach jeder heftigen Muskelanstrengung, z. B. nach raschem Laufen. Aufenthalt in hoher Temperatur hat gleichfalls eine große Steigerung der Pulsfrequenz zur Folge. Besteigt man bedeutende Anhöhen, oder erhebt man sich mittelst des Luftballons zu einer Höhe, in welcher der Luftdruck geringer ist, so pflegt die Pulsfrequenz auch zu steigen. Dagegen sinkt dieselbe beim Aufenthalt in tiefen Bergwerken oder in künstlich comprimierter Luft.

Sehr bemerkenswerth ist auch der Einfluß der Verdauung auf die Pulsfrequenz. Nach genossener Mahlzeit steigt die Zahl der Herzschläge regelmäßig, und da wir unsere Mahlzeiten annähernd zur selben Zeit einzunehmen pflegen, so macht die Pulsfrequenz täglich eine constante Anzahl von Schwankungen durch. Räthselhaft ist nun eine Beobachtung, die mehrere Forscher gemacht haben, welche versuchsweise mehrere Tage hungerten. Sie fanden nämlich, daß der Puls auch an diesen Fasttagen, um die Zeit, in welcher sie sonst ihre Mahlzeit einzunehmen pflegten, eine, wenn auch leise Steigerung der Frequenz erfuhr. Eine Erklärung dieser Beobachtung ist überaus schwer; denn wenn man sich damit helfen wollte zu sagen, das Herz habe sich an die herkömmlichen Schwankungen gewöhnt und mache sie nun auch an Hungertagen ohne Verdauungsanlaß durch, so wäre das keine Erklärung, sondern nur eine Umschreibung der Thatsache.

Man hat häufig das Klopfen des Herzens verglichen mit dem Ticken einer Uhr, und dieser Vergleich hat in der That etwas Zutreffendes. Wenn das Ticken der Uhr aufhört, steht das Uhrwerk still. Klopft das Herz nicht mehr, so hört das Leben für immer auf; denn es gibt leider keinen Uhrmacher, der das stehen gebliebene Herz wieder in Gang zu bringen vermöchte. Ungleich wie der Gang verschiedener Uhren ist der Herzschlag verschiedener Menschen. Nach einer Anekdote, die allerdings auf einem Anachronismus beruht, wollte es dem Kaiser Karl V. in seiner Einsamkeit nicht gelingen, zwei Uhren von genau gleichem Gang herzustellen. Ebenso schwer dürften zwei Menschen aufzutreiben sein, deren Herzschlag für längere Zeit denselben Tact einhält. Wenn also der Dichter sagt:

Mein Herz ich will Dich fragen,  
Was ist denn Liebe sag'?  
Zwei Seelen und ein Gedanke,  
Zwei Herzen und ein Schlag!

so ist die letzte Bedingung kaum herzustellen; denn das Frauenherz wird schneller schlagen als das Mannesherz.

Eine Uhr muß von Zeit zu Zeit aufgezogen werden, wenn sie im Gang bleiben soll. Das Menschenherz kann hundert Jahre und mehr unermüdet und ohne auszuruhen weiter schlagen. Wo nimmt das Herz die Kraft her zu dieser andauernden Thätigkeit? Es verdankt sie derselben Flüssigkeit, welche alle thierischen Organe nährt und kräftigt, nämlich dem Blute. Das Herz treibt den erfrischenden Lebenssaft, das Blut, überall hin; es versorgt aber vor allen Dingen als crasser Egoist sich selbst. Die ersten Aeste, welche die große, aus dem Herzen abtretende Schlagader abgibt, sind die beiden Kranzschlagadern des Herzens, welche sich in dem Herzfleisch verbreiten. Jeder Herzschlag treibt der Herzsubstanz neues erfrischendes Blut zu. Das Herz gleicht also in dieser Beziehung einer Dampfmaschine, welche Kohlen aus einem Bergwerk hebt und die besten gehobenen Kohlen sofort für sich verwerthet, um den eigenen Kessel zu heizen. Das Herz erlahmt mit vorrückendem Alter nicht nur nicht, es gewinnt sogar an Größe und Kraft. Es wächst während des ganzen Lebens weiter fort. Auch selbst im Greisenalter nimmt das Herz noch zu, während alle anderen Organe einschrumpfen und kleiner werden.

Wenn wir nun aber auch einsehen, woher das Herz die Mittel bezieht, um seine nicht ermüdende Arbeitsleistung auszuführen, so fehlt uns doch bis jetzt jede Andeutung über den eigentlichen Anlaß der Herzbewegung. Das Herz ist ein Muskel. Es ist als solcher durchaus ähnlich anderen Muskeln, z. B. denen, welche sich an unseren Gliedmaßen vorfinden. Wenn wir unsere Gliedmaßen bewegen, so heißt das, wir verkürzen große Muskeln, die diese Bewegungen ausführen. Wir verkürzen diese Muskeln einfach durch unseren Willen, und sie heißen deshalb auch willkürliche Muskeln. Es leuchtet ein, daß sich das Herz ganz anders verhält wie die Muskeln der Gliedmaßen. Seine Bewegungen sind dem Einfluß der Willkür vollständig entzogen. Wir vermögen nicht das Herz nach Belieben zu Bewegungen anzuregen, noch auch seine Bewegungen zu beschleunigen oder zu verlangsamen. Es gibt wol ein Verfahren, den Herzschlag für einige Zeit willkürlich zu unterdrücken; aber der Willenseinfluß wird in diesem Falle nicht direct auf's Herz ausgeübt. Man kann nämlich, wenn man den Athem anhält, d. h. die Stimmrinne schließt und gleichzeitig die Ausathmungsmuskeln wirken läßt, den Brustraum so zusammendrücken und verengern, daß das Herz sich während der Erschlaffung nicht gehörig mit Blut füllen kann. Der Herzschlag und Puls bleiben dann natürlich für einige Zeit aus. Rekruten wenden dieses Verfahren mitunter an, um durch Unregelmäßigkeit des Pulses Herzkrankheit vorzutäuschen. In diesem Falle wirkt der Wille aber eben nicht auf das Herz, sondern auf die Brustmuskeln.

Wir können übrigens sehr zufrieden sein, daß das Herz seine Arbeit verrichtet auch ohne unser Gebet; denn der Wille würde gewiß nur störend auf die Blutbewegung einwirken.

Wenn der Wille nun bestimmt ohne allen Einfluß auf die Herzbewegung ist, wo liegt denn das Organ, welches die Herzbewegung erregt? Ein Experiment, welches in jeder Küche häufig wiederholt wird, gibt uns die Antwort. Wenn

man einen frisch getödteten Fisch ausgetweidet hat, so sieht man das ausgeschnittene Herz weiter schlagen; auch wenn es von den andern Eingeweiden ganz isolirt abgetrennt wird. Das Herz muß also die Ursache seiner Bewegung in sich selbst tragen. Das Herzfleisch an sich aber bewegt sich, wie die Mehrzahl der Forscher annimmt, nicht von selbst, sondern wird zur Bewegung angeregt von den feinen Nervenknotten aus, welche in die Substanz des Herzens eingelagert sind. Diese kleinen Anhäufungen von Nervensubstanz sind es also wahrscheinlich, welche das Räthsel von der Ursache der Herzbewegung bergen. Weshalb nun wird von diesen Nervenknötchen aus der Herzmuskel periodisch zur Zusammenziehung gebracht? Eine vollständig befriedigende Antwort läßt sich auf diese Frage bis jetzt nicht geben; aber Dank den scharfsinnig verbesserten Methoden, welche von den Forschern verwerthet sind, die diese Angelegenheit in jüngster Zeit bearbeitet haben, nähern wir uns ihrer Lösung mehr und mehr. Wahrscheinlich bilden gewisse Stoffe des Blutes selbst, das dem Herzen zugeführt wird, den Reiz, welcher dasselbe zur Thätigkeit anregt.

Nach dem bisher Mitgetheilten ist also das Herz ein Pumpwerk aus Fleisch oder Muskelsubstanz, welches die Aufgabe hat, den Körper mit Blut zu versorgen, und es vollzieht diese Aufgabe durch rhythmische Bewegungen, deren Ursache nicht außerhalb des Herzens zu suchen ist, sondern im Herzen selbst liegt. Während der Zusammenziehung wirft das Herz seinen Blutgehalt in die Schlagadern; während der Erschlaffung strömt, wie neuerdings erst unumstößlich erwiesen ist, durch starke elastische Ansaugung neues Blut aus den Blutadern hinein. So ist also ein fortwährender Wechsel von Ebbe und Fluth des durch das Herz bewegten Blutes. Das Herz verrichtet diese Pumparbeit in viel vollkommenerer Weise, als die besten Meisterwerke unserer Mechaniker.

Aber, fragt vielleicht mancher Leser, bewegen wir in unserem Herzen nichts Anderes als das rothe, warme Blut? Wogt nicht in unserem Herzen ein Meer von Empfindungen, süßen und schmerzlichen? Schlägt nicht das Herz des Ehrenmannes warm für alles Edle und Gute? Schlägt ein Redner umsonst mit der Hand auf's Herz, wenn er mit einer rechten Kraftstelle die Herzen seiner Zuhörer rühren will? Fassen wir nicht unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, wenn wir eine traurige, erschütternde Nachricht erhalten, weil wir da das uns übermannende Wehe am tiefsten empfinden? Wäre das Herz nichts weiter als ein Blutversorgungsapparat von Fleisch, wie sollten die Dichter singen von so einer plumpen Maschine? Man liest, daß das Herz verstorbener hervorragender Menschen abgefordert von dem übrigen Leichnam in kostbarer Kapsel aufgehoben wird. Würde man so viel Aufsehens davon machen, wenn das Herz bloß Muskel wäre, wie andre Muskeln?

Was sagt nun zu alledem die Wissenschaft? Die älteren Physiologen antworten crax: das Herz ist ein ganz empfindungsloser Muskel; und sie stützen ihre Behauptung durch folgende Erfahrungen: Ein gesunder, leidenschaftsloser Mensch merkt so wenig von der Thätigkeit seines Herzens, daß er kaum wissen würde, daß er ein solches besitzt, wenn es ihm nicht gesagt wird. Menschen, deren Herz eine ganz regelwidrige Lage hat, wissen oft nichts davon. Es gibt nämlich Menschen, deren Herz in der Weise gelagert ist, daß die Herzspitze statt

wie gewöhnlich nach links, ausnahmsweise nach rechts sieht. Bei solchen Menschen wird man den Herzstoß statt links, rechts zwischen fünfter und sechster Rippe fühlen. Solche Menschen haben also im eigentlichen Wortsinne das Herz nicht auf dem richtigen Fleck sitzen. Sie werden aber von diesem Zustand erst dann Kenntniß erhalten, wenn sie mit der Hand nach dem Herzschlage fühlen. Das Herz selbst meldet dem Bewußtsein nichts, weder von dem Ort, wo es sich befindet, noch von der Art und Weise wie es thätig ist. Nur wenn die Herzhätigkeit besonders heftig ist, wenn wir Herz klopfen haben, werden wir aufmerksam darauf, daß in unserer Brust etwas rhythmisch pocht; aber die Nachricht hiervon wird uns auch nicht vom Herzen selbst zum Bewußtsein geleitet, sondern von der Brustwand und deren Haut, welche durch die heftigen Herzschläge in Erschütterung gesetzt wird. Man beruft sich ferner zum Beweis dafür, daß der Herzmuskel keine Empfindung ertweckt, auf directe Versuche. Es wird bisweilen bei neugeborenen Thieren eine merkwürdige Mißbildung beobachtet, bei welcher das Herz nicht in der Brusthöhle, sondern völlig unbedeckt vorn in einer offenen Spalte der Brust liegt. Solche Mißgeburten, z. B. Kälber können mit dieser Abnormität mehrere Tage leben. Sie bieten eine willkommene Gelegenheit dar, das Spiel der Bewegungen des Herzens zu beobachten. Man kann nun bei derartigen Thieren das frei daliegende Herz drücken und fassen, ja verwunden, ohne daß die Thiere die geringste Schmerzensäußerung von sich geben. In einem merkwürdigen Falle hat man sogar Gelegenheit gehabt, ein Menschenherz auf seine Empfindlichkeit zu prüfen. Ein junger Mann von 19 Jahren, der Sohn eines der Hofleute des Königs Carl I. von England, ein Graf von Montgomery, erlitt eine schwere Verletzung der vorderen Brustwand. Der Zufall endete glücklich, und der junge Mann wurde gesund; aber während der Wundheilung stießen sich die stark gequetschten Rippen über dem Herzen los, und es blieb eine Oeffnung zurück, in welcher man das Herz frei pulsiren sehen konnte. Der König Carl I., welcher von dem merkwürdigen Ereigniß hörte, ließ den jungen Mann durch seinen Leibarzt Harvey, den früher genannten Entdecker des Kreislaufes, genau untersuchen, und diesem Umstande verdanken wir die Beschreibung des interessanten Falles. Der junge Mensch trug über der Oeffnung in der Brust eine Metallplatte wie eine Art Kuraß. Nach Abnahme desselben sah Harvey das Herz vollständig frei klopfen. Er berührte das bloßliegende Organ; aber der junge Mann empfand nicht das Geringste davon, auch wenn Harvey ziemlich derb zu drückte.

Bei Sichten besehen beweist dieser merkwürdige Fall nur, daß die Oberfläche des Herzens keinen Tastsinn hat. Das Herz theilt aber diese Eigenschaft mit allen inneren Organen. Tasten, d. h. bloße Berührungen empfinden und Druckschwankungen wahrnehmen, kann nur die äußere Haut, und der Tastsinn auf dieser ist auch sehr verschieden fein ausgebildet. Fühlen wir mit den Fingerspitzen der Rechten nach dem Pulsschlag oberhalb der linken Hand, so fühlen wir ihn ganz deutlich. Legen wir aber z. B. statt der Fingerspitze die entblößte Spitze des rechten Ellenbogens gegen die Stelle, wo wir eben den Puls fühlten, so werden wir wol wahrnehmen, daß wir mit der Ellenbogenspitze warme Haut berühren, aber wir werden vom Pulse nichts merken. An der Ellenbogenspitze

ist der Tastsinn mithin weniger fein als an den Fingerspitzen. Die Eingeweide aber besitzen alle keinen Tastsinn. Schlucken wir einen kleinen Körper hinunter, z. B. einen Pflaumentern, so fühlen wir ihn nur, während er den Mund und oberen Theil des Schlundes passiert. Ist er weiter abwärts gelangt, so empfinden wir von seinem Dasein gar nichts mehr. Es wäre auch entschieden ungemüthlich, wenn unsere Eingeweide alle mit Tastsinn ausgestattet wären. Wir würden dann die Bewegungen des Magens, des Herzens u. s. w. fühlen, und unsere Seele würde fortwährend überladen werden mit Eindrücken, die sie von unseren immerfort thätigen inneren Organen empfangt. Der Tastsinn der äußeren Haut dient dazu, um unseren Körper vor der Einwirkung äußerer Schädlichkeiten wahren zu lernen. Die inneren Organe brauchen keinen Tastsinn, weil jede von außen sie treffende Schädlichkeit doch zuvor die äußere Haut treffen muß, deren Verwundung wir sorgfältig vermeiden, weil sie schmerzhaft ist.

Das Herz und die übrigen inneren Organe haben also keinen Tastsinn. Es wäre aber zu viel gesagt, wenn man ihnen deshalb alle Empfindung absprechen wollte. Der Magen, das Herz und andere Eingeweide schicken uns zwar im gesunden Zustande keine Empfindungseindrücke zu, sie können aber in Krankheitszuständen der Sitz heftiger Schmerzen werden; demnach können sie nicht ganz ohne Empfindung sein. Herzranke klagen oft über ein unennbares Angstgefühl, dessen Veranlassung wol im kranken Herzen zu suchen ist, wenn die Kranken auch über den Sitz ihres Schmerzgefühls keine genaue Vorstellung haben. Es läßt sich auch durch Versuche an Thieren feststellen, daß das Herz nicht unempfindlich ist, sondern daß von ihm aus Schmerzenseindrücke erregt werden können, welche durch gewisse Nerven zu dem Organ des Bewußtseins, dem Gehirn, fortgeleitet werden. Wir kommen sonach zu dem Schluß, daß das Herz zwar nicht ganz ohne Empfindung ist, wie ältere Gelehrte angenommen haben, daß es aber jedenfalls nur eine sehr stumpfe Empfindlichkeit besitzt und sich im Wesentlichen auch in dieser Beziehung nicht anders verhält, wie beliebige andere Muskeln, welche unter Umständen auch schmerzen können.

Aber, wird man wieder fragen, wenn das Herz ein so stumpf empfindender Fleischklumpen sein soll, wie geht es denn zu, daß der Tact seines Schlags ein so treuer Ausdruck unserer jedesmaligen Gemüthsstimmung ist? Warum schlägt es schneller, wenn wir freudig aufgereggt, warum arbeitet es so mächtig pochend gegen unsere Brust, wenn wir in Angst oder Verlegenheit sind? Es ist doch einmal eine feststehende Thatsache, daß die meisten Menschen vor jedem Unternehmen, das sie zum ersten Male zu bestehen haben und bei welchem sie in Gefahr stehen, sich bloßzustellen, Herzklopfen bekommen. So klopft dem Chirurgen vor seiner ersten Operation, dem Studenten vor dem ersten Gang auf scharfe Waffen, und dem Professor vor seiner Antrittsrede das Herz. Der veränderte ungewöhnliche Herzschlag mahnt, wie sein Gewissen den Verbrecher vor Begehung einer Unthat, wie es in Shakespeare's Macbeth heißt:

Warum befängt mich die Versuchung,  
Deren entsetzlich Bild aufsträubt mein Haar,  
So daß mein festes Herz ganz unnatürlich  
An meine Rippen schlägt?

So werden also unsere Gemüthsbewegungen, angenehme wie traurige und ebenso die Ausbrüche unserer Leidenschaften begleitet von einer entsprechenden Veränderung in der Thätigkeit unseres Herzens. Und dabei soll das Herz, welches so theilnehmend den Regungen unserer Seele folgt, stumpf an Empfindung sein? Ja gewiß, die Abspiegelung unserer Seelenzustände in der Herzenthätigkeit läßt sich ganz gut erklären, obwohl das Herz nichts Anderes ist und bleibt, als eine fleischerne Druck- und Saugpumpe zur Blutberieselung.

Bevor ich indeß daran gehen kann, eine Erklärung zu versuchen der Art und Weise, wie die Leidenschaften, welche unser Gehirn durchtoben, Einfluß haben können auf die Herzbewegung, muß ich noch einige andere Thatsachen mittheilen. Die Röhren, in welchen das Blut seinen Kreislauf macht, also die Adern oder Gefäße, sind nicht todte elastische Röhren etwa wie Kautschukröhren, sondern sie tragen im Innern ihrer Wand Fleisch- oder Muskelfasern, vermöge deren sich die Adern selbständig zusammenziehen können. Solche Zusammenziehungen erfolgen, wenn auf die Adern verschiedene Reize ausgeübt werden, und zu diesen Reizen gehört z. B. die Einwirkung der Kälte. Wenn wir die Hände in warmes Wasser tauchen, so wird deren Haut bekanntlich stark geröthet, weil die Adern der Hände durch die Einwirkung der Wärme erschlafft werden und in diesem Zustande mehr aus dem Herzen in sie strömendes Blut aufnehmen als zuvor. Nehmen wir darauf beide Hände aus dem warmen Wasser, und stecken wir die eine in kaltes, so wird die Hand alsbald wieder erblaffen, weil sich unter dem unmittelbaren Einfluß der Kälte die erschlafften Adern stark zusammenziehen. Man hat nun die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß wenn man die eine Hand in kaltes Wasser taucht, nicht bloß diese allein erblafft, sondern auch die andere, gar nicht der Kälte ausgesetzt gewesene Hand blasser wird als zuvor. Auch in der linken Hand z. B. ziehen sich also die Gefäße zusammen, wenn man die Gefäße der rechten Hand reizt. Der Einfluß der Kälte wird hier fortgeleitet von einer Hand zur anderen durch beide Arme und den Rumpf. Selbstverständlich kann die Kälte selbst nicht von einer Hand zur anderen geleitet werden; denn das Innere des Körpers behält fortwährend seine hohe Bluttemperatur, welche nicht im Geringsten verändert wird, wenn ein so kleiner Theil wie die Hand erkältet wird. Es muß also in dem angeführten Experiment etwas Anderes fortgeleitet werden, und dieses ist die Nervenregung. An der in's kalte Wasser getauchten Hand werden die Endigungen gewisser Empfindungsnerven erregt. Ihre Erregung pflanzt sich fort bis zum Gehirn und Rückenmark und von da aus werden andere Nerven in Thätigkeit versetzt, welche die Zusammenziehung der Adern in der linken Hand zu Stande bringen. Wenn so durch Vermittelung der Nerven und des Gehirns oder Rückenmarks Wirkungen erzeugt werden an einer Stelle, die weit entfernt ist von dem Orte, auf den wir einen Reiz ausübten, so nennen wir einen solchen Vorgang einen Reflexact. Wir haben ferner aus dem Experiment gelernt, daß die Gefäße zur Zusammenziehung gebracht werden können nicht bloß durch örtlichen Reiz, sondern auch durch Nerveneinfluß. Wird Jemand vor Schrecken blaß, so geschieht das, weil die Gefäße seines Gesichtes sich zusammenziehen unter dem Einfluß von Nerven, welche vom Gehirn herkommen. Im gesunden Zustande befinden sich die meisten Gefäße in einem geringen Grade von Zusammenziehung. Wird diese aufgehoben und erschlaffen somit die Gefäße,

wie durch den Einfluß der Wärme, so wird die betreffende Hauptparthie geröthet. Die Schamröthe, welche das Gesicht übersiegt, stammt her von einer solchen Erschlaffung der Gefäße des Gesichtes. Beiläufig interessirt vielleicht hier die Beantwortung der Frage, ob ein Neger auch schamroth werden kann. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird man bei einem ebenholzschwarzen Negergesicht allerdings nichts von Schamröthe bemerken können; denn wenn ihm das Blut nach den Wangen schießt, so werden diese nur noch tiefer schwarz erscheinen. Wol aber läßt sich die stärkere Füllung der Abern auch bei einem Negergesicht erkennen, wenn dasselbe Narben trägt. In den Hautnarben des Negers lagert sich nämlich kein Pigment ab, welches die übrige Haut schwärzt, sondern die Narben bleiben weiß. Unter Verhältnissen nun, unter denen ein weißer Mann erröthet, werden bei einem narbenvollen Negergesicht wenigstens die Narben roth werden. Die Gesichtsadern, wie überhaupt alle kleineren Gefäße der Menschen, können also unter dem Einfluß des Nervensystems sich zusammenziehen oder erschlaffen. Der Wechsel im Zustande der Gefäße der Haut gibt sich kund durch die Färbung. Die Haut wird blaß oder roth, je nachdem die Gefäße sich zusammenziehen oder erschlaffen. Sehr ersichtlich sind diese Verfärbungen der Haut bei den meisten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften. Wir sehen die Menschen vor Zorn erröthen, vor Wuth erblaffen. Häufig wechseln auch beide Zustände in heftigen Gemüthsregungen unmittelbar auf einander, wie es in Schiller's *Taucher* heißt:

Und er sieht sie erröthen die schöne Gestalt,  
Und er sieht sie erbleichen und sinken hin.

Alle diese Veränderungen im Zustande der Gefäße geschehen ganz unwillkürlich durch reinen Reflexact, indem dieselbe Ursache, welche durch die Empfindungsnerven zum Gehirn geleitet und dort zur Gemüthsregung führt, andererseits diejenigen Hirn- oder Rückenmarkstheile in Thätigkeit bringt, von welchen die Gefäßnerven ihren Ursprung nehmen.

Unumstößlich fest steht also die Thatfache, daß während heftiger Gemüthsregungen die Gefäße, in denen das Blut rollt, sich zusammenziehen oder erschlaffen. Nun schicken die Gefäße alles Blut, welches sie empfangen, in vorgeschriebener Richtung zum Herzen zurück. Die Geschwindigkeit, mit der sie es zurücksenden, und der Druck, mit welchem dies geschieht, wird aber sehr wesentlich bestimmt durch die jedesmalige Weite der Gefäße. Werden z. B. die meisten Abern auf einmal plötzlich verengt, so wird das in ihnen enthaltene, unter stärkeren Druck gebrachte Blut mit Macht zum Herzen zurückströmen. Dieses wird während der Erschlaffung sehr stark ausgedehnt werden, und es wird nur mit äußerster Anstrengung während seiner Zusammenziehung das Blut in die verengten Schlagadern hineinpressen können.

So wird das Herz sofort eine Abänderung seiner Thätigkeit erfahren müssen, sobald die Weite der Abern in einem größeren Gebiete verändert und damit der Druck des dem Herzen zuströmenden Bluts vermindert oder gesteigert wird.

Wir haben gesehen, daß Gemüthsbewegungen, welche im Gehirn vor sich gehen, Störungen zu Wege bringen in der Weite der Gefäße und daß hierdurch indirekt die Herzbewegung verändert werden kann.

Das Herz kann aber auch auf direktem Wege vom Gehirn aus beeinflusst werden. Wenn wir ein Douchebad nehmen, und uns das kalte Wasser plötzlich über den Leib rieseln lassen, so werden unsere Athemzüge plötzlich tief und langsam, und gleichzeitig schlägt das Herz viel langsamer als zuvor. Der Vorgang bei diesem Versuch ist wie bei dem vorhin angegebenen ein rein reflektorischer. Die Einwirkung der Kälte auf die Haut hat zur Folge eine heftige Erregung der zum Hirn führenden Nerven, und vom Gehirn aus wird durch sie ein anderer Nerv in Thätigkeit gesetzt, welcher vom Gehirn zum Herzen verläuft und der die Fähigkeit hat, sobald er erregt wird, die Herzschläge zu verlangsamen. Dieser Nerv, der Zungenmagennerv oder lateinisch nervus pneumogastrius sive vagus, kann, wenn er stark gereizt wird, die Herzbewegung für einige Zeit sogar ganz hemmen. Man kennt Beispiele, daß Menschen durch einen Schlag oder Stoß gegen die Magengegend plötzlich getödtet wurden. In solchen Fällen kann der Tod herbeigeführt sein durch Herzstillstand, der bewirkt wurde durch reflektorische Reizung eben jener Nerven. Das Gegenstück zu dem Vagus, dem sogenannten Hemmungsnerven des Herzens, bildet eine Gruppe von Nervenfasern, die man als Beschleunigungsnerven bezeichnet, weil sie die Aufgabe haben, die Herzthätigkeit anzuregen, d. i. die Zahl der Pulse zu vermehren. Will man das Hirn mit dem Reiter, das Roß mit dem Herzen vergleichen, so sind die Hemmungsfasern gewissermaßen die Zügel, die Beschleunigungsfasern die Sporen der Herzthätigkeit.

Es gibt endlich noch einen dritten Weg, auf welchem die Herzbewegung verändert werden könnte. Das Herzfleisch und die Herznerven werden versorgt von kleinen Gefäßen, den vorhin erwähnten Kranzadern, welche das Blut führen, aus welchem das Herz selbst die Nahrung für seine Thätigkeit bezieht. Auch diese kleinen Adern können, wie die übrigen Gefäße des Körpers, sich zusammenziehen und erschlaffen, und je nach ihrer Weite werden sie also dem Herzen mehr oder weniger nährendes Blut zuführen. Es ist wol denkbar, daß, wenn diese Gefäßchen sich durch Einfluß der Nervenfasern, welche vom Gehirn her an sie treten, zusammenziehen, auch die Pulsfrequenz des Herzens sich verändert; doch ist hierüber bis jetzt nichts Sicheres bekannt.

Wir haben uns also überzeugt, daß die Herzbewegung auf doppelte Weise vom Gehirn aus beeinflusst werden kann, theils mittelbar dadurch, daß die Blutzufuhr zum Herzen verändert wird, theils unmittelbar, durch die Thätigkeit jener Nerven, welche vom Hirn zum Herzen verlaufen.

Es wird uns jetzt nicht schwer werden, zu erklären, auf welche Weise die Herzthätigkeit von Gemüthsbewegungen beeinflusst wird. Die beschriebenen, theils unmittelbaren, theils mittelbaren Reflexproceßes sind es, die dabei in Frage kommen.

Wer kennt nicht die hübschen Hauffs'schen Märchen? Mir fällt da ein das Märchen vom Glasmännlein, das sich im Schwarzwalde abspielt. Der böse Waldgeist nimmt dem armen Holzfäller sein warmes gutes Herz und setzt ihm ein Herz von Stein ein. Er erhält dafür Reichthümer und Ehren, aber wird nun mitleidlos und hart gegen seine Mitmenschen.

„Er hat ein steinernes Herz,“ sagen auch wir von einem solchen Mitleidlosen, indem wir annehmen, daß, so wenig wie sein Gemüth bewegt wird durch



den Anblick fremden Glends, so wenig reizbar auch sein Herz sich jenen reflectorischen Einflüssen gegenüber verhält. „Er hat ein stürmisches Herz,“ sagen wir umgekehrt von demjenigen, dessen Herz und Blutgefäßsystem sofort in größte Aufregung geräth, sobald sein Hirn in Leidenschaft ist. Beides aber, die leidenschaftlichen Bewegungen der Seele, die im Hirn ihren Sitz hat, und die reflectorische Erregung des Herzens und der Gefäße gehen nur nebeneinander. Man kann sich einen Menschen verzagt und kleinmüthig denken vor einem Unternehmen, ohne daß er Herz klopfen hat, während ein wahrhaft Beherzter, der aber von leicht erregbarem Temperament ist, doch leicht Herz klopfen bekommt. Es ist damit ähnlich wie mit der Absonderung der Thränenröhrchen. Auch die Thränenröhrchen werden bei Kummer reflectorisch angeregt, aber die Thränenabsonderung geht nur neben der Gemüthsbewegung vor sich. Es gibt Menschen, die fast willkürlich nach Belieben Ströme von Thränen vergießen können, während andere im tiefsten Herzweh trockenen Auges dastehen.

Weiläufig noch ein Wort über den Tod an gebrochenem Herzen. Es ist unzweifelhaft, daß Menschen aus Kummer oder Gram sterben können. Das heißt, Verdaauung und Blutbereitung können unter dem Druck des traurigen Gemüthszustandes so leiden, daß das Leben zu Grunde gehen muß. Das Herz solcher Personen ist, wenn es nicht zuvor krank war, wol völlig gesund. Der ganze Ausdruck: „am gebrochenen Herzen sterben“ ist also ganz bildlich zu nehmen. Wirklich an gebrochenem Herzen sterben mitunter Menschen, welche heftige Stöße gegen die Brust erhielten. So ist es wiederholt beobachtet, daß englische Vögel an Verletzung des Herzens zu Grunde gingen, die der furchtbare Faustschlag des Gegners verursachte.

Das Herz ist und bleibt also nichts als eine für das Leben unumgängliche Blutpumpe von Fleisch, deren Spiel aber vielfach wechselt, je nach den Einflüssen, die vom Nervensystem aus, mittelbar oder unmittelbar auf sie ausgeübt werden.

Was wir im gewöhnlichen Leben dem Herzen zuschreiben, bezieht sich auf das Gemüth, und das Gemüth wohnt im Gehirn. Wollten wir wissenschaftlich richtig sprechen, so müßten wir vielfach statt Herz Gemüth sagen; aber es wäre höchst thöricht, wenn wir das versuchten; denn es wäre überaus langweilig und unschön, wenn wir immer wissenschaftlich correct sprechen wollten. Die Sprache hat nur die Aufgabe, zu gegenseitiger Verständigung zu dienen, und nicht, sich wissenschaftlicher Weisheit anzubequemen. Wir sagen: „die Sonne geht auf“, ohne es uns übel zu nehmen, daß das gegen die Copernicanische Lehre ist. Und so wollen wir auch fortfahren, von hartherzigen und weichherzigen Menschen zu reden, obwol wir wissen, daß alle Herzen von weichem Fleisch sind. Wir werden fortfahren, Jemanden herzlos zu nennen, der gewiß ein Herz hat, und werden von ganzem Herzen dankbar bleiben denen, die ein Herz haben für uns.

Zum Schluß bitte ich den Leser auch uns Physiologen zuzutrauen, daß wir ein Herz besitzen. Wenn wir leider gezwungen sind, um höherer Zwecke willen Versuche anzustellen, gegen die das ästhetische Gefühl des Laien sich empört, so können doch nur Unverstand oder böser Wille daraus folgern, daß wir herzlose Barbaren seien. —

# Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preussischen Generals.

## III. Militärische Vorbereitung.

Im Herbst 1831 kehrte ich in's Elternhaus zurück. Mein Vater hatte schon 1825 sein Stadthaus in Hannover bezogen und sich ein Jahr darauf wieder verheirathet. Seine zweite Gattin hatte meiner Mutter von Jugend auf sehr nahe gestanden und sah in uns die Kinder einer theuren Freundin. Sie gehörte durch Geburt, wie durch ihre erste Ehe den vorerwähnten höheren Beamtenkreisen an, war in demselben Jahre, in dem meine Mutter verstarb, Wittve geworden und brachte drei Kinder mit in mein väterliches Haus. Der neuen Verbindung waren zwei Kinder geboren, so daß unsere gemeinsame Familie sehr zahlreich und zugleich aus recht verschiedenen Elementen zusammengesetzt erschien. Ein eigenthümlich glückliches Geschick waltete darüber, daß Alle ein festes, sich treu bewährendes Band innigster Zuneigung umschlang. Ausgehend von dem Gefühle gleich lebendiger Achtung und Verehrung den Eltern gegenüber, haben wir uns nie anders als gleichberechtigt gewußt und sind in steter freundschaftlichster Verbindung mit einander durch's Leben gegangen. Beide Eltern begünstigten dies auf's Lebhafteste. Mein Vater schrieb mir schon, ehe ich in's Elternhaus zurückkehrte: „Die Liebe und Freundschaft, die Du Deinen Stief- und Halb-Geschwistern wie Deinen rechten Schwestern zeigst, die erzeigst Du immer auch mir und Deiner Mutter. Diese feinern Gefühle unserer menschlichen Natur werden Dir einst, selbst wenn Deine Laufbahn Dich von Deiner Familie trennen sollte, zur Erheiterung und zur Beförderung des Frohsinns dienen. Pflege sie wie eine zarte Pflanze, mein Junge, sie tragen reiche Früchte.“ Es hat sich das vollständig bewährt.

Immerhin war der Wechsel, dem ich augenblicklich unterstellt wurde, ein ganz außerordentlich fühlbarer. Aus der größten Einförmigkeit eines sehr abgeschlossenen Landlebens, in dem uns eine verhältnißmäßig große Ungebundenheit belassen war, trat ich plötzlich, einmal in die sehr feste Regelung eines großen städtischen Hausstandes, sodann aber in eine Welt geistiger Bewegung, für die ich alle Anregung, aber sehr wenig Gewöhnung mitbrachte. In unserm Hause wurden die Fragen und Interessen des Tages auf das Lebendigste besprochen, eine größere

Zahl bedeutender, mitten in der Gegenwart stehender Männer gingen bei uns ein und aus und trugen die divergirendsten Ansichten und Meinungen mit. Die Tagesblätter wurden mir zugänglich; Theater und Concerte erschlossen sich mir; das Leben der Straße trug mir fort und fort neue Bilder zu; im Hause meines Onkels Hausmann fand ich ein reges Kunstleben und Sammlungen, die mich weit über mein Verständniß fesselten; ich erhielt Lehrer, die jugendlicher und belebter, mir alle geistige Kost viel pikanter und aufregender reichten, als es der gute alternde Pastor im Stande gewesen war. Aber über alles Das, ich erhielt jetzt zum ersten Male unsere deutschen Classiker, vor Allem Schiller und Goethe in die Hände, die ich denn auch mit einem sich immer steigenden Hunger verschlang. Wir waren in Bischofsheim von aller Sectäre fern gehalten, die irgend über rein geschichtliche Darstellungen hinausging. Mit einem Male that sich mir eine Welt auf, in der Phantasie und Gefühlsleben die verwirrendsten Eindrücke erhielten und ohne jedes Gleichgewicht von dem Einen zum Andern taumelten. Mir ward in meinem väterlichen Hause hoch oben eine Erkerstube als Wohnung angewiesen. Ich war da so ziemlich mein eigener Herr. Bis tief in die Nacht hinein saß ich über den Dichtungen Schiller's, deren Reiz mich ganz bestrickte und denen ich mich nicht entziehen konnte, bis daß wol eine Nachtteule, von meinem späten Lichte angelockt, ihren Ruf erschallen ließ und mich Hals über Kopf in's Bett schenkte.

Es begann sehr wirr in meinem Kopfe und auch in meinem Herzen auszu sehen, und es wäre mir gerade damals überaus wohlthätig gewesen, wenn man mich darauf angewiesen hätte, einen an meinen frühern Bildungsgang sich anreihenden, systematisch geleiteten Unterricht in mich aufzunehmen. Es war gewiß Thorheit, wenn man sagte, „es ist Schade um den Jungen, daß er Soldat wird“, aber ich habe es, je älter ich wurde, desto mehr beklagt, daß ich, nachdem ich das ländliche Pensionat verlassen, nicht einer Lehranstalt übergeben wurde, die einheitlich und systematisch meine weitere geistige Entwicklung regelte. Meine Kenntnisse blieben lückenhaft und entzogen sich deshalb nach kurzer Zeit meinem Gedächtniß und einer fruchtbringenden Werthung; mein Urtheil und mein Geschmaç gelangten nicht zum Reifen und ich empfinde es noch heute, daß damals für mich Unerseßliches, sowol in Bezug auf den nicht ausgenutzten Lebensmoment wie auf die Zeit, die verfügbar war, versäumt wurde.

Mein Vater hatte, so ausgezeichnet er war, für das, was hier Roth that, kein Verständniß. Er ließ mich auf der neu errichteten polytechnischen Schule Vorträge über Mathematik, Geometrie, und in dem darauf folgenden Jahre außerdem noch über Technologie und Physik hören; ich trieb bei Privatlehrern alte und neue Sprachen, hatte Musik- und Zeichnen-Unterricht, ohne daß das Alles mit einander unter Hinblick auf ein einheitlich zu verfolgendes Ziel in Einklang gebracht worden wäre. Dazu wurde ich auch körperlich angestrengt und ermüdet. Ich erhielt Reit- und Tanz-Unterricht, wurde gleichzeitig Mitglied eines Turnvereins, in dem man „frisch, fromm, fröhlich, frei“ übermäßig Gymnastik trieb, nebenher aber ziemlich verhängliche politische Reden sang und sich für Ideen enthusiastirte, deren Verständniß weit über meinen Horizont ging. Auch war die Wahl meiner Lehrer nicht durchweg glücklich; mein Vater

wollte gutherzig das Nützliche mit einem Acte wohlwollender Milbthätigkeit verbinden. In Hannover lebte damals ein Officier a. D., des Namens Nagel; das Leben hatte ihm sehr übel mitgespielt; von Geburt Sachse, hatte er Heimath und Familie verlassen, war in den ersten Jahren des Jahrhunderts nach England gegangen und hatte dort Dienste, nicht in der deutschen Legion, sondern in einem Fremden-Regimente genommen. Er hatte es nicht über den Lieutenant hinaus gebracht und war 1814 bei Auflösung seiner Truppe mit doppeltem Jahresgehalt ein für alle Male abgefunden worden. Er fristete sein Dasein kümmerlich durch Ertheilen von Unterricht in englischer und französischer Sprache und durch Uebersetzen aus dem Englischen in's Deutsche für verschiedene Verlagsbuchhandlungen. Beides wurde aber zu jener Zeit sehr schlecht bezahlt. Der beste Sprachunterricht erschwang ein Honorar von einer Pistole für zwölf Stunden; der weniger gesuchte ein solches von einer Pistole für sechzehn Stunden. Die Verleger aber zahlten dem armen Herrn nur fünf Thaler für den Druckbogen, und doch waren seine Arbeiten recht tüchtig, wie z. B. die Uebersetzung der „Geschichte der Königlich deutschen Legion“ von Beamish, die allgemein sehr anerkannt wurde. Mit ihm trieb ich Englisch, Französisch und Musik, lernte aber entseßlich wenig. Es fehlte ihm an Autorität und Ernst, ich wurde sein jugendlicher Freund, dem er alle seine Leiden klagte und der ihm Theilnahme bezeugte, wenn hier oder dort das Stundengeld nicht einging, oder der Verleger sich als anmaßend und grob erwies. Indessen wurde mir zu jener Zeit der Einfluß einer Persönlichkeit zu Theil, die in Bezug auf geistige Capacität zu den bedeutendsten gehörte, die mir begegnet sind. Wilhelm Glünder war seit einer Reihe von Jahren Adjutant meines Vaters, hatte dessen ganzes Vertrauen genossen und sich als Officier sowol, wie als Lehrer an der Militär-Ecole hervorgethan. Auch als militärischer Schriftsteller hatte sein Name einen guten Klang. Das hannoversche militärische Journal, das wesentlich unter seiner Redaction erschien, gehörte zu den besten deutschen Zeitschriften seiner Art; das von ihm verfaßte Werk: „Einrichtung und Gebrauch des kleinen Gewehrs“ ward für epochemachend in der militärischen Welt gehalten. Als man daran ging, die polytechnische Schule in Hannover zu begründen, hatte man neben Dr. Rarmarsch aus Wien, W. Glünder zum zweiten Director aussersehen. Er hatte als Hauptmann den Abschied erhalten, war dem an ihn ergangenen Rufe gefolgt und hatte zugleich den hervorragendsten Theil der mathematischen Vorträge übernommen. Unvergleichlich verstand er es, junge Männer anzuregen, zu bestimmen und zu enthußiasmiren. Genial und rasch in seiner Auffassung, scharf und unabhängig in seinem Urtheil, energisch im Denken und in der logischen Verfolgung des Gedachten; weit ausblickend in seinen Anschauungen, voll Tact in der Behandlung schwieriger Verhältnisse, besaß er eine wunderbare Fähigkeit, Dasjenige, was er sich geistig zu eigen gemacht hatte, auch darzulegen und Andern mitzutheilen. Er war in seiner Bestimmtheit und Gründlichkeit als Lehrer unübertroffen. Dabei war er vollständig Herr des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. Auf das Genaueste bewandert in der deutschen Literatur, glühte er für Dichtung und Poesie. Die Prosa, die er selbst schrieb, war die gewählteste. Der heiterste, beliebteste Zechgenosse während der ganzen Nacht, war er am

frühen Morgen im Stande, ohne jeden schriftlichen Anhalt die verwickeltesten Theorien anschaulich zu erörtern. Ein schöner, stattlicher Mann, hatte er als Schwimmer wiederholt sein Leben für die Rettung Anderer eingesetzt. Mir war er mit einer großen Zuneigung zugewandt und ich hing an ihm mit lebendigster Bewunderung. Er heirathete die schöne und überaus anmuthige älteste Tochter meiner Stiefmutter. Er starb früh, kaum 49 Jahre alt, und trotzdem daß er lange nicht mehr war, was er gewesen, doch auf's Tiefste betrauert. Ich verdanke ihm zum großen Theile die Directiven, denen mein inneres Leben gefolgt ist.

Hannover war zu jener Zeit eine wenig belebte Stadt von vergleichsweise geringer Ausdehnung. Im weiteren Umkreise waren wol hier und da einzelne Häuser gebaut und aneinander gereiht, die eigentliche Stadt war noch von den Linien der alten Umwallung, die auch zu einem erheblichen Theile noch bestand, eng begrenzt. An der Georgenstraße war nur eine Seite und diese noch lückenhaft bebaut. Da, wo jetzt das Theater gelegen ist, trug ein wohl erhaltener Cavalier der Stadtbefestigung eine Windmühle. Wenn man dort seinen Standort nahm, über sah man bis zum Stadtwalde hin, da, wo jetzt der Bahnhof liegt, Straße an Straße sich reiht und viele Tausende von Menschen Wohnung finden, nichts als Gärten, Bult<sup>1)</sup> und Feld. Auf der anderen Seite der Stadt und der Leine war man eben dabei, die kleine Esplanade, deren Mittellinie das Leibniz-Denkmal als point de vue nahm, zum Waterloo-Platz zu erweitern, die Waterloo-Säule zu errichten, die kleinen Casernen zu beiden Seiten der Säule zu erbauen und den Wall zwischen Leibniz-Monument und Calenberger Thor niederzulegen. Das Schützenhaus war im Jahre 1827 erbaut. Im Innern der Stadt waren noch einzelne sehr schöne alte Giebelhäuser erhalten, wie „das Haus der Väter“ an der Leinstraße; man fand aber auch noch enge Gassen, wie den großen und kleinen Mulveshorn, die an Schmutz und Dunkelheit Nichts zu wünschen übrig ließen. Die Stadt hatte mit ihren Vorstädten höchstens 29,000 Einwohner. Das Theater war in einem Flügel des Schlosses an der Leinstraße, der längst niedergerissen ist; die Concerte fanden im Ballhofsäle in der Burgstraße statt. Beide Locale waren schmutzig und dunkel. In der im Fachwerk nicht massiv aufgeführten Regidien-Neustadt wohnten vorherrschend die königlichen Beamten; auf dem linken Leine-Ufer lag das Judenviertel. Ein strenger Innungs- und Zunftzwang sicherte dem Kaufmann wie dem Meister in dem vom Vater übernommenen Geschäft reichlichen Verdienst, auch ohne große Betriebsamkeit. Den einzelnen Häusern standen Berechtigungen zur Seite; das eine war ein Brauhaus, in dem andern durfte „bürgerliche Nahrung“ (Kleinverkauf) betrieben werden. Größere Fabriken fehlten vollständig. Die geringen vorhandenen waren ausschließlich mit dem Absatz ihrer Waaren auf die nächste Nachbarschaft angewiesen. Ebenso hatte Hannover als Handelsstadt gar keine Bedeutung; Braunschweig überragte dasselbe an Unternehmungsgeist und Capital. Die Hansestädte versorgten das Land mit englischen Waaren. Eine englische Compagnie beleuchtete seit Kurzem die Straßen mit Gas; man prophezeichte ihr

<sup>1)</sup> Provinzialausdruck für Weideland.

das schmachlichste Fiasco. Die Polizei war nur durch wenige Beamte vertreten und schritt, wenn sie sich sehen ließ, langsam und gemüthlich einher. Die Sicherheit des Eigenthums war selten gefährdet, und der Betrunkene fand bereits seine Strafe, wenn ihm die Schar der Jungen ihr: „Haarbühl, Haarfad!“ nachrief. Auf den Straßen sah man noch „Portefaisen“, in denen sich ältere Damen in Gesellschaft und in's Theater tragen ließen; die Träger waren meistens Originale, deren unbeflegbare Langsamkeit an ihre Collegen in der Thierwelt erinnerte. Nirgendes bemerkte man Hast oder Unruhe. Reichthum trat nirgendes zu Tage, aber überall nahm man Wohlstand und Behäbigkeit wahr.

Das Militär trug wesentlich die Uniform und die Bewaffnung der deutschen Legion; man hatte wenig daran geändert. Man sah viele alte Soldaten. Von Zeit zu Zeit rief die Trommel Alles an's Fenster; ein Soldat war desertirt, nach alter Weise wurde das Signal zu seiner Verfolgung gegeben. Auf den Casernenhöfen sah man nicht selten bestrafte Mannschaften unter Aufsicht das Gewehr oder den Sattel oder den Geschütz-Wischer bis zur Erschöpfung über den Kopf gehoben einhertragen. Die in dieser Weise zur Ausführung gebrachte Disciplinarstrafe belegte man mit dem Namen „Drillen“. Alle Stadthore waren mit Wachen besetzt, die vor auspassirenden Leichenzügen in's Gewehr traten und dafür ein Geld-Douceur erhielten. Einpassirende Holz- und Torfwagen hatten gleichfalls ein bestimmtes Deputat an die Wachen abzugeben.

Der frühere General-Gouverneur, Herzog von Cambridge, war nach den Bewegungen des Jahres 1831 von seinem Bruder, dem Könige Wilhelm IV., zum Vizekönig bestellt worden. In seiner Hofhaltung hatte sich dadurch wenig geändert; sie wurde ohne erheblichen Aufwand und ohne vorwiegende Etikette geführt. Die beim hannoverschen Hofe accreditirten Diplomaten waren meistens zugleich mit noch anderen Missionen betraut und residirten dann da, wo Souveräne gegenwärtig waren. So hatte der preussische Gesandte seinen Wohnort in Cassel. Damit fehlte denn der Stadt ein wesentliches Kriterium einer königlichen Residenz. Besonderer Glanz wurde nirgendes entfaltet.

Der Herzog residirte während des Winters im Palais an der Reinfstraße, dem alten Schlosse, dessen Umbau man projectirte, gegenüber. Während des Sommers zog er nach Monbrillant, einem nichts weniger als geschmackvollen kleinen Schlosse, da gelegen, wo später das Welfenschloß gebaut ist; im Herbst pflegte er mit seiner Familie auf einige Wochen nach dem Jagdschloß Rothenkirchen bei Einbeck zu gehen. Er war ein sehr stattlicher Herr, dabei wohlwollend, herablassend, oder, wie es der Volksmund nannte, „niederträchtig“ und gütig nach allen Seiten hin. Seine Gemahlin war eine heftige Prinzess aus dem Rumpenheimer Hause; sie galt mehr für klug, als für gutherzig. Zu den Bällen, die sie für ihre herzoglichen Kinder, Prinz Georg und Prinzessin Auguste (die Prinzessin Marie wurde erst 1833 geboren), veranstaltete, wurden auch meine Geschwister eingeladen. Der Herzog war ein Mäcen der schönen Künste. Unter seinem Schutze kam 1832 nach schweren Wehen der noch jetzt bestehende hannoversche Kunstverein zu Stande. Bis auf den heutigen Tag eröffnet derselbe regelmäßig am 24. Februar, dem herzoglichen Geburtstage, seine Gemälde-Ausstellung.

Besonders stolz war der Hannoveraner auf Herrenhausen mit seinen Fontainen und seiner Allee, und auf den Marstall. Die im Stile des Versailles hergerichteten Gartenanlagen lockten im Sommer jeden Sonntag zahlreiche Scharen Spaziergänger aus den Thoren. Die Herrenhäuser Allee hatte im Sommer 1831 durch eine Windhose große Einbußen erlitten; sie konnten nur unter Schwierigkeiten ergänzt werden. An die Vereinigung von Walmoden's und Dedden's Garten mit Herrenhausen, wodurch der jetzige schöne Parkcomplex geschaffen ist, wurde damals noch nicht gedacht, Dedden's Garten war in Wangenheim'schem Besiz. Im Marstalle paradirten die verschiedensten Pferde-Racen und -Farben; Weißgeborne, Fabeln, Mausfahle, gelbbraune, sogenannte Geller-Pferde, und andere. Die Hengste wurden im Frühjahr als Beschäler aufs Land geschickt; im Uebrigen wurden die herrlichen Gespanne wenig benugt. Die Manège war berühmt durch ihre Größe; die Schulpferde durch die Stallmeister Detmering und Quentin; dieselben leisteten Ungewöhnliches. Der Armee-Reiter und Stallmeister Mayer war der vorzüglichste Campagne-Reiter und hatte stets eine größere Zahl von Schülern aus Hannover wie von auswärts um sich sammelt; ich selbst habe anderthalb Jahr lang seinen Unterricht genossen.

Unzweifelhaft waren der Stadt Hannover viele Vortheile und viel Anregung dadurch entgangen, daß das Fürstenhaus länger als hundert Jahre nicht in seiner deutschen Hauptstadt residirt hatte. Es bedurfte ja nur eines Blickes nach anderen deutschen Residenzstädten, um sich hiervon zu überzeugen. Andererseits war diese Abwesenheit der Churfürsten und Könige nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die Entwicklung verschiedener socialer Verhältnisse geblieben. Beamtenthum und Bürgerthum waren zu einer viel größeren Unabhängigkeit der Gesinnung, auch zu größerer Gefittung und Bildung geblieben, als das gegenüber von Höfen möglich gewesen wäre, die in erster Linie den Adel bevorzugten und an sich zogen, und deren Günstbezeugungen nur zu oft als Ziel der Eitelkeit und des falschen Ehrgeizes zu entwürdigendem Aufgeben aller Selbstständigkeit und allen Standesgefühls führten. Dem Hofe fern hatte sich Alles anspruchsloser und unscheinbarer, aber auch innerlich tüchtiger gestaltet. Seit Generationen in Wohlstand, hatten innerhalb der Familien des Landes, aus denen vorherrschend der Beamtenstand sich ergänzte, gebiegene Kenntnisse, Interesse für Kunst und Wissenschaft, gute gesellschaftliche Formen und ehrenhafte, tüchtige Gesinnung feste Wurzel gefaßt. Man konnte diese gesellschaftlichen Kreise auf geistigem und sittlichem Gebiete dem Adel als durchaus ebenbürtig erachten. Ihre dem Fürstenhause zugewandte Loyalität ging aber Hand in Hand mit der Abweisung von Ansprüchen, die der ablige Beamte dem bürgerlichen gegenüber geltend machte. Auch der Bürger in der Stadt fühlte sich und hielt auf seine Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit. In den Verfassungskämpfen der späteren Jahre trat dies sehr charakteristisch zu Tage. Die Scheidung zwischen Adel und Bürgerthum war eine sehr entschiedene; nur innerhalb der Armee machte sie sich weniger geltend. Die Zahl der bürgerlichen Officiere überragte. Die Frau des bürgerlichen Beamten hieß „Madame“, mochte ihr Gatte auch die höchst erreichbare Stellung im Lande einnehmen; ihre Tochter wurde „Mamsell“ angeredet. In demselben Dienstverhältniß hieß der Bürger-

liche: Amtmann, der Adlige: Drost; der Bürgerliche: Oberamtmann, der Adlige: Oberhauptmann. In der Forstverwaltung bestanden zwei vollständig von einander gesonderte Carrièren für den Adligen und den Bürgerlichen. Das Oberappellationsgericht in Celle hatte eine „gelahrte Bank“, auf die der König die von ihm erkorenen Richter, die allerdings auch adlig sein konnten, schickte, und eine „adlige Bank“, der die Ritterschaft ihre Vertreter überwies. Ähnliches bestand bei den Justiz-Gangleien (Obergerichten).

Meine Eltern lebten fast ausschließlich in Mitten jener bürgerlichen Kreise, deren ich erwähnte. Fast alle ihre verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen verwiesen sie auf dieselben. Da waren die Familien der Rumann's, Hoppenstedt's, die der Aestner's (Sohn von Werther's Lotte), die Blumenbach'sche Familie, dann der alte Freund und Hausarzt, der Hofmedicus Stieglitz. Er gehörte mit zu der auffallend großen Zahl von bedeutenden Männern, die die kleine Stadt Arolsen Deutschland gegeben; er war jung und unbemittelt nach Hannover gekommen, seine nachherige Gattin hatte ihm die Fortsetzung seiner Studien ermöglicht. Er war als Jude geboren, Protestant geworden und hatte sich schon Anfangs des Jahrhunderts durch sein Geschick und seine Zuverlässigkeit einen großen Ruf erworben. Er war einer von jenen Ärzten, wie sie die Gegenwart, die Alles in „Specialitäten“ zersäbelt, nicht mehr erzeugt; ebenso wissenschaftlich wie tief innerlich human gebildet, wußte sein überaus feiner Tact und seine wahre Herzensgüte der Individualität des Kranken in allen seinen Beziehungen ein Verständniß abzugewinnen und ihm so mit Rath und That beizustehen. Bei großem Freimuth war er der freundlichste, gehaltenste Mann ohne viel Worte. Sein Auftreten hatte etwas überaus Beruhigendes. Er war der Bruder des Begründers des großen Banquierhauses in Petersburg, das seinen Namen noch heute trägt, und stand mit demselben in steter Verbindung.

Jene Jahre von 1831 bis 1834 brachten aber auch eine größere Zahl von Männern in unser Haus, die den Eltern an sich ferner stehend, ihnen durch das Tagesinteresse zugeführt wurden. Dazu gehörte in erster Linie Dahlmann, der von Göttingen berufen war, den Entwurf für ein den Ständen vorzulegendes Staatsgrundgesetz auszuarbeiten. Der schweigsame, äußerlich schwerfällige Mann, der in seiner Erscheinung ganz den Typus des Gelehrten darstellte, konnte mir keine Sympathie abgewinnen, obwol man mir sagte, daß er als Secretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft mit großem Muth die deren Rechte gegen die dänische Krone vertreten habe. Zusagender war mir der, ein Jahr später als Mitglied der zweiten Kammer nach Hannover entsendete kleine, scharfe, sehr beredte Stüve. Er vertrat in hartnäckigster, aber sehr klar dargelegter Weise seine Ansicht und zeigte sich dabei durch das Maßvolle seiner Auslassungen nach allen Seiten hin als überlegen. Mein Vater war sehr wenig einverstanden mit dem Gange, den die politische Entwicklung im Lande nahm; er äußerte sehr laut und entschieden seinen Unwillen, daß Professoren und Advocaten die bestimmenden Normen an geben sollten. Es konnte dann zu sehr lauten und heftigen Auseinandersetzungen kommen, wie man sich überhaupt in jener Zeit viel unverhohlener und freimüthiger sowohl gegen einander wie über Staats Einrichtungen und leitende Per-



sönlichkeiten aussprach, ohne daß darum politische Gegensätze dauernd getrennt hätten, oder die Loyalität der Gesinnung angezweifelt worden wäre.

Eine andere Persönlichkeit, die damals viel unser Haus besuchte, war der als bairischer Gesandter in Hannover accreditirte, ebenso durch die hervorragende politische Rolle, die er gespielt hatte, wie durch seine reichen historischen Arbeiten sehr bekannte Freiherr von Hormayr. Der Uebertritt des Genossen Hofer's und des Vertrauten des Erzherzogs Johann, des kaiserlichen Archivdirectors und Historiographen in's bairische Lager, wollte meinem Vater nie in den Sinn, wie ihm denn auch die sich nichts weniger als kräftig darstellende, aber flug lauernde Persönlichkeit durchaus unsympathisch erschien; er traute ihm nicht. Hormayr erzählte aber sehr interessant und sehr viel, namentlich von den Verhältnissen des Kaiserhofes und des Metternich'schen Regimes, das ihn vertrieben. Er las gern vor und machte uns zuerst mit Dichtungen von Anastasius Grün und Zebliß bekannt. Er beschäftigte sich mannigfach mit mir, schenkte mir die Geschichten „Schweizerischer Eidgenossenschaft“ von Johannes v. Müller und schrieb eigenhändig vor das Titelblatt des ersten Theils:

„So oft Du ein lehrreiches Geschichtsbuch zur Hand nimmst, mußt Du Dich daran erinnern, daß Du selbst einen historischen Namen trägst und daß ein gewissenhaft vollführtes nulla dies sine linea erforderlich sei, um eines solchen Vaters Sohn zu sein und als solcher zu gelten!

Hannover, den 1. Januar 1838.

Freiherr von Hormayr.

Das machte mir natürlich großen Eindruck. Hormayr blieb noch bis zum Jahre 1839 in Hannover; er verheirathete sich spät und machte zuletzt den Eindruck eines körperlich und geistig zurückgehenden Mannes.

Auch Havemann, ebenfalls Historiker, jedoch vollständig verschiedenen Schläges, gehörte zu den gern gesehenen Bekannten des Hauses. Er war Studien-genosse Glünder's, hatte seine Theilnahme an politischen Studentenverbindungen mit mehrjähriger Haft büßen müssen und unterrichtete jetzt an der Generalstabs-Akademie. Sein stets zum patriotischen Aufklappen bereiter Enthusiasmus und sein überreicher Pathos hatten für jugendliche Gemüther etwas Bestechendes. Er siedelte dann bald nach Jlefeld und später als Professor der Geschichte nach Göttingen über.

Neben diesen mannigfachen Verkehr trug uns die Stellung meines Vaters reiches militärisches Interesse zu. Als ich heimgekehrt war, fand ich ihn mit dem größeren Theile des hannover'schen Contingents auf dem Kriegsfuße. Die der belgischen Revolution entwachsenen politischen Verwickelungen hatten schon im Frühjahr 1831 den Bundestag bestimmt, das 10. Bundescorps zur Besetzung des Großherzogthums Luxemburg zu designiren. Es sollte, bei Göttingen concentrirt, unter die Befehle des hannover'schen Generalleutnant v. Hindüber treten und sodann nach seinem Bestimmungsort abrücken. Mein Vater war zum Commandeur der Artillerie ernannt. Die Mobilmachung fand statt, aber alle weiteren Ausführungsbefehle für die geplanten Maßnahmen ließen auf sich warten. Die sehr vollständige, nach englischen Anschauungen bemessene Kriegsausstellung meines Vaters und seines Stabes interessirten mich. Auch durfte ich ihn bei einzelnen Inspicirungen begleiten; die schönen Gespanne der Batterien versprachen das Beste, aber mein Vater war unzufrieden mit den schweren Fahr-

zeugen des Artillerie-Trains und äußerte sich sehr drastisch über den Mangel an Einsicht und Erfahrung, der sich bei ihrer Construction dargethan habe. Die Besetzung Luxemburgs verlief sich nach und nach vollends im Sande. Eine Demobilmachung des hannoverschen Contingents trat erst ein, nachdem verschiedene Befehle und Gegenbefehle die Unklarheit der politischen Lage dargethan hatten.

Viel mehr als jene Episode wurde die Dienststellung meines Vaters zum Mittelpunkt des häuslichen Interesses, als er 1833 das Commando der Artillerie-Brigade übernahm. Indem ihm die ganz zusagende Aufgabe neue Frische und Elasticität gab, wurden uns die Beziehungen zu seinem Corps und zu seinen Officieren überaus lieb und theuer. All' sein Streben und Denken war mit der ihm unterstellten Truppe verwachsen, und wir sahen in ihrem Gedeihen und in der Anerkennung, die ihm wurde, seinen Erfolg und sein Verdienst.

Mittlerweile war ich dem Lebensalter näher gerückt, mit dem die bis dahin nur in den Sitten geführten Cadetten zum Dienst bei der Truppe herangezogen zu werden pflegten. Mein Verhältniß zum Garde-Jäger-Bataillon war freilich gelöst worden; eine General-Ordre hatte schon im Jahre 1831 alle Notirungen, die vor dem fünfzehnten Lebensjahre erfolgt waren, cassirt; als ich dies Alter indeß erreicht hatte, war ich als Cadet beim 3. Regimente Herzog-von-Cambridge-Husaren angesetzt worden. Bevor ich nunmehr bei demselben eingefleidet und verpflichtet wurde, sollte ich das Officier-Examen ablegen, und um in dieser Richtung die geeignete Vorbereitung zu gewinnen, wurde ich zum Besuch der Militär-Ecole angemeldet.

Der Jahres-Cursus auf der polytechnischen Schule hatte nur die Dauer von neun Monaten und schloß regelmäßig mit dem 30. Juni. Die Ferien wurden zu größeren und kleineren Ausflügen benutzt. So war 1832 mein Vater mit mir und meinem Stiefbruder nach dem Harz gereist. Goslar mit seinen Bauten wurde besichtigt, in den Rammelsberg eingefahren, dann ein längerer Aufenthalt in Clausthal genommen. Wir besuchten die durch ihren Erzeichtum wie ihren Tiefbau berühmten Gruben „Dorothea“ und „Carolina“ und sahen die verschiedensten Hüttenwerke im Detail. Dann ging's über Osterode nach Herzberg, wo ein Bruder meiner Stiefmutter als Rittmeister beim Cambridge-Husarenregimente ein eigenes, schön gelegenes Besizthum bewirthschaftete und bewohnte. Hier erkrankte mein Vater sehr ernstlich; wir Brüder konnten seine Herstellung nicht abwarten und zogen allein heimwärts, quer durch den Harz, der damals auch nicht annähernd so wegbar, noch so besucht wie heut zu Tage war. Wir hatten allerhand Abenteuer zu überstehen, erreichten aber glücklich unser Ziel.

Im Jahre darauf durfte ich meine Eltern nach Pyrmont begleiten, das zu jener Zeit zu den blühendsten und belebtesten Bädern gehörte. Bei der Schwierigkeit des Reisens war es dem ganzen Norden Deutschlands sehr günstig gelegen. Wir fanden eine überaus bunte Welt und reichliche Zerstreuung. Raum von dort zurückgekehrt, im October, begann nun der Unterricht auf der „Ecole“. Die diesen Namen führende Militärschule verfolgte die verschiedensten Zwecke. Voran stand die militär-wissenschaftliche Ausbildung der Cadetten und Lieutenants der Artillerie und der Ingenieure. Daran schloß sich eine Unterofficier-Schule

für dieselben Waffen, so daß die älteren Unterofficiere, die den Chargennamen der „Feuerwerker“ führten, an dem Unterrichte der Cadetten Theil nahmen. Endlich aber sollten auch die Cadetten und Lieutenants der Infanterie und die Cadetten der Cavallerie auf der Ecole das für sie unerläßlich erachtete Maß militärisch-wissenschaftlichen Unterrichts finden. Die Cavallerie-Officiere hatten ihre besondere Lehranstalt in Stade. Prüfungen waren abzulegen, einmal vor der Beförderung zum Officier, sodann vor der Beförderung zum Premier-Lieutenant. Das erste Examen entsprach etwa dem preussischen Fähnrichs-, das zweite dem Officiers-Examen. Andere Lehrgegenstände als mathematische und streng militär-wissenschaftliche wurden nicht vorgetragen. Die Anstalt litt an der Unklarheit, unter der sie ganz verschiedene Ziele mit einem möglichst beschränkten Aufwande von Mitteln verfolgte. Wenn auch die einzelnen Fächer mit Geschick behandelt wurden, so konnten die erreichbaren Resultate doch nur dem Hauptzwecke der Anstalt, der Ausbildung von Artillerie-Officieren zu Gute kommen; alles Andere trat in den Hintergrund. Am wenigsten glücklich war es, die jungen Infanterie-Officiere mit auf die Schulbank zu setzen. Das geringe Interesse für die Lehrgegenstände, welches ihr Verhalten charakterisirte, wirkte epidemisch auch auf die Cadetten, die zum Theil ihre Unterrichtsgenossen waren. Der Cursus dauerte sechs Monate. Für mich persönlich war er in den Hauptsachen nur ein Repetitions-Cursus und als solcher mit Rücksicht auf das Officier-Examen, das ich ablegen sollte, sehr willkommen.

Unterdessen gingen in der Armee große Veränderungen vor sich. Die nach dem neuen Staatsgrundgesetz gewählten Stände hatten von der Regierung auf das Entschiedenste erhebliche Reductionen verlangt. Nach einigem Sträuben war man dem Andringen gewichen. Bei der Infanterie wurde der Regimentsverband aufgegeben, es verblieben nur Einzelbataillone, deren Anzahl weniger betrug als die Gesamtzahl der vorher zu je zwei in Regimenter zusammengestellten; bei der Cavallerie traten an Stelle von zwei Cuirassier-, vier Husaren- und zwei Ulanenregimenter zu je vier Escadrons<sup>1)</sup>, also in Summa 32 Escadrons, vier Regimenter Dragoner zu je sechs Escadrons, demnach in Summa nur 24 Escadrons. Damit war dann auch der Etat des Officierscorps der Armee bedeutend eingeengt; eine größere Zahl der vorhandenen Officiere wurde innerhalb der verschiedenen Chargen überzählig. Am härtesten erschien das Loos der Cadetten; eine Verwirklichung der Aussicht, im Etat Officier zu werden, war auf ganz unbestimmte Zeit vertagt. Sie sahen sich in großer Zahl danach um, in andere Dienste zu gehen, wie ja denn Hannoveraner gern sowol in der österreichischen wie in der preussischen Armee dienten. Namentlich in der ersteren hatten verschiedene Vertreter des hannover'schen Adels ihr Glück gemacht und dann die Söhne ihrer Verwandtschaft und ihrer Clientel nach sich gezogen.

Ich war mit dem Stamme des 3. Husarenregiments zum 3. Regiment Herzog-von-Cambridge-Dragoner „übersezt“ worden.

Noch mit den Erwägungen beschäftigt, was mit mir anzufangen sei, hatte mein Vater in Gelle im Hause meiner Tante Wedemeyer, deren Gatte kurz vor-

<sup>1)</sup> Eine Wortbildung, die eigentlich wol das englische „squadron“ verdeutschte.

her von Göttingen dorthin als Vicepräsident des Oberappellationsgerichts versetzt worden war, den Grafen Carl Groeben, damals Oberst und Adjutant des Kronprinzen von Preußen, kennen gelernt. Er war der Schwiegersohn des viel genannten und berühmten Generals von Doernberg, der, nachdem er aus russischen Diensten in englische übergetreten war, mit dem Frieden als Divisionär in die hannoversche Cavallerie gelangte. Doernberg hatte zuletzt als Gesandter Hannover in Petersburg vertreten und dem Großfürsten Nicolaus zur Zeit seiner Thronbesteigung in sehr hervorragender Weise zur Seite gestanden. Jetzt lebte er in Gelle als verabschiedeter General. Zwischen seinem Hause und dem Wedemeyer'schen bestanden enge freundschaftliche Beziehungen. Der Gedanke lag nahe mit dem Grafen Groeben meine Zukunft und die Möglichkeit meines Uebertritts in preussische Dienste zu besprechen. Mit großer Bereitwilligkeit gab er die erbetenen Aufschlüsse und versprach nach Kräften förderlich zu sein. Somit richtete dann mein Vater im Januar 1834, nachdem zuvor die Einwilligung des Herzogs von Cambridge eingeholt war, direct an den König Friedrich Wilhelm III. das Gesuch, seinem Sohne die Aufnahme in die preussische Armee genehmigen und ihm gestatten zu wollen:

„in einer Armee von so hohen und bewährten Eigenschaften durch Treue und Eifer die anvertraute Stellung mit dem Aufgebote seiner ganzen Thätigkeit dem Allerhöchsten Königl. Willen gemäß zu versehen, zum dadurch die ihm zu Theil gewordene Gnade lebenslänglich und in ehreverbietigster Unterthänigkeit zu verehren.“

Die Antwort erfolgte bald, unter dem 27. Januar und in sehr gnädiger Form:

„Da Ich hoffen darf, werthgeschätzter Herr General-Major, daß Ihr ältester Sohn Sie in seiner militärischen Laufbahn stets zum Vorbilde nehmen wird, so wird es Mir zum Vergnügen gereichen, denselben in Meine Armee aufzunehmen, und will Ich es Ihnen auf Ihr Ansuchen gern anheimgeben, ein Cavallerie-Regiment zu ermitteln, welches sich zu seiner Annahme bereit erklärt.“  
Friedrich Wilhelm.“

---

## Berliner Chronik.

### Die Theater.

Berlin, 10. November 1879.

Je dürftiger im vergangenen Jahre, bei dem Beginn der neuen Saison, die theatralische Ernte sich auswies, desto reicher und mannigfaltiger scheint sie diesmal ausgefallen zu sein. Wenigstens wird von einer Fülle neuer Dichtungen gesprochen; sogar die mit dem Schillerpreis gekrönten Dramen, Wilbrandt's „Kriemhild“ und Nissel's „Agnes von Meran“, sollen auf den hauptstädtischen Bühnen zur Aufführung gelangen. Arbeiten von Wilhelm Jordan, Ernst Wichert, Paul Lindau find in Aussicht. Rechnet man dazu die Ueberraschungen, die ja in keiner Saison auszubleiben pflegen, wenn sie auch nicht immer erfreulicher Art sind, so hängt den Theaterfreunden der Himmel voller Geigen.

Vielleicht ist es überdies ein gutes Zeichen, daß die erste Neuigkeit auf der Bühne des Schauspielhauses, Sonnabend den 20. September einen außerordentlichen Erfolg errang — nicht nur einen Erfolg, der sich im lauten Beifall ausdrückt, aber auch mit ihm verklingt, sondern einen dauernden Sieg über die Herzen der Zuschauer. Noch heute, nach so vielen Wiederholungen, wird G. zu Puttliß's fünfactiges Schauspiel „Kolf Berndt“ vor einem vollen Hause, einer von Theilnahme erfüllten Versammlung gespielt. Es fesselt uns durch eine spannende Fabel, durch anziehende Charaktere und entläßt uns in gehobener Stimmung. Das ethische Element hält in ihm dem poetischen das Gleichgewicht; der Zug des Edlen und Reinen, der durch das Ganze geht, wirkt ebenso wohlthuend auf unsere Stimmung, wie die Kunst des Dichters angenehm auf unsere Phantasie. Puttliß ist vor Allem ein liebenswürdiges Talent; selbst wo er sich an tragischen Stoffen versuchte, wie im „Testament des großen Kurfürsten“, in „Don Juan d'Austria“, im „Falschen Waldemar“, in „Wilhelm von Oranien in Whitehall“, schlug die ausgleichende Milde seines Wesens durch und brach dem tragischen Motiv, der Schuld, die schärfste Spitze ab. Diese Liebenswürdigkeit nun, das feine Gefühl für das Schickliche, das den eigentlichen Reiz seiner kleinen Lustspiele, der Zierden unserer Bühne in dieser Gattung des vornehm anmuthigen Scherzspiels, ausmacht, hat sich in seinem neuesten Schauspiel zu einer ernsten, sinnvollen und doch in ihrem Ernst eine ruhige Heiterkeit bewahrenden Lebensanschauung verklärt. Der Zuschauer hat dieser Dichtung gegenüber die Empfindung, daß sie nicht aus einer Laune, dem angeregten Schaffenstrieb des Dichters, der Arbeit eines erfinderischen, witzigen Kopfes hervorgegangen ist, sondern daß sie aus seinem Herzen kommt und seine lebendigsten und heiligsten Ueberzeugungen ausdrückt. Der aufmerksamere Zuhörer wird leicht den Unterschied merken, der dies Schauspiel von so vielen Komödien trennt, die einzig zur Befriedigung seiner Laust oder Neugierde geschrieben und aufgeführt werden. Man hat von dem Gegensatz des Puttliß'schen Drama's zu den „Fourchambault“ Augier's gesprochen und zugleich die Einwirkung betont, die das französische Stück

auf den Bau des deutschen geübt: darin haben beide eine auffällige Aehnlichkeit, daß sich in dem einen wie in dem anderen Werke die volle Persönlichkeit, mit dem Geiste auch das Herz, mit dem Talente auch der Charakter ihrer Schöpfer ausprägt. Hierin zumeist finde ich den Vorzug des Putlig'schen Stückes vor seinen eigenen und den Arbeiten seiner Mitbewerber in den letzten Jahren. Seit Paul Lindau's Schauspiel „Maria und Magdalena“ aus dem Jahre 1872 ist auf dem Gebiete des modernen bürgerlichen Drama's „Kolf Berndt“ wieder die erste Dichtung, die unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nicht schablonenmäßig, sondern in eigenthümlicher Beleuchtung darstellt, in der uns der Dichter etwas zu sagen hat, nicht der Spaßmacher seine Puzelbäume schießt.

Nach zehnjähriger Abwesenheit im Auslande ist Kolf Berndt, ein Kaufmann, reich begütert in seine norddeutsche Heimath zurückgekehrt. Er will sich dort niederlassen und sucht bei der Regierung seine Bestätigung als „australischer“ Consul nach. Aber der mit offenem Herzen und offenen Armen Gelommene begegnet überall, in der Gesellschaft, in den Kreisen seiner Standesgenossen Zurückhaltung und Mißtrauen. Die Einen, darunter sein Jugendfreund, der Advocat Leopold Stampfenberg, beneiden ihn um seine Reichthümer, die Andern nehmen Anstoß an dem Benehmen des „wilden Australiers“, das hier und dort die gesellschaftlichen Formen verlehrt. Man fragt nach dem Ursprung seines Vermögens, man forscht in seiner Vergangenheit. Stampfenberg versteht es meisterlich durch allerlei halbe Worte und hingeworfene Andeutungen, ein leises Achselzucken, ein verständnißvolles Schweigen die Wolke des Mißtrauens zu verdichten. Diese Figur des boshaften Wibboldes, des rede- und geistigewandten Advocaten, der nur an das Böse und Selbstsüchtige im Menschen glaubt, aber auch stets bereit ist, es als Anwalt zu vertheidigen, ist dem Dichter besonders gelungen: eine typische Erscheinung aus dem modernen Gesellschaftsleben, im Gerichtssaal wie im Salon. Schade, daß die Frau Präsidentin Isabella von Freiling, Stampfenberg's Pendant, nicht gleich originell aufgefaßt und sorgsam durchgeführt ist. Eine Modedame, eine Königin der Gesellschaft, in tadellosem Anzuge, neugierig, klatschfüchtig, eine Lasterzunge, die, wir erfahren nicht genauer aus welchem Grunde, Kolf Berndt mit ihrem Haffe verfolgt. Es verdrießt sie, daß er durch seine Heirath mit der schönen Wittwe Gertrud von Stirner, einer Verwandten des Präsidenten, in den sonst so ausschließlichen Kreis der vornehmen Gesellschaft treten soll, sie sieht es nicht gern, daß ihr Bruder, Graf Eberhard von Bork, ein jüngerer Diplomat, den sie anderweitig zu verheirathen wünscht, noch immer eine schwärmerische Neigung für Gertrud hegt. Kolf und Gertrud haben sich auf Madeira kennen gelernt; in der Pflege ihres kranken Vaters hat sie seine Achtung, sein Herz gewonnen; ihm ist es vergönnt gewesen, der allein Stehenden, wenig Bemittelten, bei dem Tode ihres Vaters, Dienste der Freundschaft leisten zu können. Aus der Wurzel gegenseitiger Hochachtung und festen Vertrauens zu einander ist ihre Liebe entsprossen. Jetzt, am Vorabend ihrer Hochzeit, entlädt sich das Unwetter über sie. In einem Gespräch mit Stampfenberg erfährt Kolf Berndt zu seinem Erstaunen und Erschrecken, daß die Gläubiger seines Vaters noch nicht befriedigt sind. Er hat aus Australien die Summen geschickt, wo sind sie geblieben? Mehr noch aus den Mienen als aus den Worten seiner Mutter erräth er es: sie hat dieses Geld zu Gunsten ihres jüngeren Sohnes, der seitdem verschollen ist, unterschlagen. Mit diesem seinem ungerathenen Bruder verwechselt ihn Graf Bork und hält sich durch seine Ehre für verpflichtet, Alles, was er von demselben als Fälscher und Betrüger weiß — er ist in seiner amtlichen Eigenschaft als Gesandtschaftsattaché in Paris mit jenem zusammengerathen — Gertrud zu offenbaren. Sie soll keinem Ehrlosen, auch wenn er jetzt noch so sehr vom Glück begünstigt sei, ihre Hand reichen. Da sie all' seine Versuche, sich ihr zu nähern, zurückgewiesen hat, verfällt er auf den gewagten Ausweg, sie in später Stunde auf ihrem Zimmer zu überraschen, nach einem Feste in ihrem Hause, als die übrigen Gäste es verlassen haben. Ein leidenschaftlich erregtes Gespräch zwischen der in ihrem Ohrgefühl gekränkten Frau und dem von den entgegen-

gelesenen Empfindungen seiner Schuld gegen sie und der Nothwendigkeit, sie zu warnen und von einem übereilten Schritt zurückzuhalten, bewegten Manne: aber vergebens sucht er in ihrer reinen und hochgestimmten Seele einen Verdacht gegen Kolf zu erwecken, sie ist überzeugt, daß hier ein Irrthum obwalten müsse, daß der Mann, den sie liebt und dem sie rückhaltlos vertraut, nicht der Verbrecher sein könne, von dem der Graf erzählt. Mitten in ihrer Unterhaltung tritt Kolf ein; kaum daß der Graf noch Zeit hat, in ein Nebenzimmer zu verschwinden. Kolf, der eben von einer geschäftlichen Auseinandersetzung mit seinem Advocaten zur endlichen Bezahlung der Schulden seines Vaters kommt, ist in einer Stimmung der Hingebung, der Selbstoffenbarung, es wird Gertrud leicht, ihm das Geheimniß der Vergangenheit — den Fehltritt und die Schuld seines Bruders — zu entlocken. Unfreiwillig wird so der Graf Zeuge einer Aufklärung, die ihm und allen Andern verborgen bleiben sollte. Ohne ihn eines weiteren Wortes zu würdigen, überreicht ihm Gertrud, als ihr Verlobter sie verlassen, den Gartenschlüssel, den sie von Kolf erbeten, damit er ungesehen aus dem Hause entweichen könne. Der Umschlag in der Seele des Grafen ist ein vollkommener: er fühlt, daß er Kolf Berndt eine Genugthuung schuldig ist. Haß und Eifersucht läßt er schweigen, er trachtet nur danach, die Kränkung, die er Jenem mit seinem unwürdigen Verdacht zugefügt, wieder gut zu machen und sich von dem quälenden Schuldbewußtsein zu befreien. In einer Gesellschaft bei seinem Schwager, dem Präsidenten, wo Alle, von der spottenden und lästernden Frau Isabella angefeuert, über Kolf Berndt, seine australischen Abenteuer, seinen Charakter in verläumderischer Weise herziehen, nimmt er das Wort zu der Vertheidigung des Angegriffenen mit solcher Kraft, mit so überzeugenden Gründen, in solcher edler Ritterlichkeit, daß er die ganze Laster- und Neid-Schule zum Schweigen bringt.

Indeß, gerade wo sich das Gewölk, das so drohend über Kolf Berndt's Haupt gestanden, zu zertheilen beginnt, verdüstert sich sein Gemüth. Der Bescheid des Präsidenten, der die Bestätigung seiner consularischen Würde noch von einigen Förmlichkeiten und Vorfragen abhängig machen will, erscheint ihm als eine Weigerung, als eine Beleidigung. Und auch in seinem eigenen Hause kann er nicht recht froh und heimisch werden. Seine alte Mutter vermag sich in die neue Umgebung nicht zu finden und zu schiden, sie ist empört, daß man sie mit ihren altmodischen Gewohnheiten und Formen hänselt, daß man sich über die „Frau Stadträtin aus der Provinz“ lustig macht. Ein vergrämtes und verbittertes Gemüth läßt sie überall Zurücksetzung, Treulosigkeit und Undankbarkeit sehen. Zu dem Sohn kann sie wegen des Unrechts, das sie ihm zugefügt, weder rechte Neigung noch rechtes Vertrauen fassen, die Schwiegertochter ist ihr vollends unsympathisch. Halb aus Eifersucht und Abneigung gegen Gertrud, halb aus einer mütterlichen Regung heraus, den Sohn aus einem unseligen Verhältniß zu retten, erzählt sie von dem nächtlichen Besuch eines Mannes bei Gertrud: sie hat ihn aus deren Zimmer kommen und durch den Garten das Haus verlassen sehen. Lange sträubt sich Kolf aus dem Innersten seines Herzens heraus, der Eifersucht, dem Argwohn auch nur den geringsten Einfluß zu gestatten; der Anblick Gertrud's, ihr ganzes Wesen, die seine und gütige Weise, mit der sie seine Mutter gegen ihn selbst in Schutz nimmt und deren Schwächen entschuldigt, sind ihm eben so viele unwiderlegbare Beweise ihrer Unschuld, ihrer Liebe zu ihm. Aber das Geplauder der jüngeren Schwester Gertrud's, der heiteren und neckischen Marianne, die ahnungslos des Unheils, das sie anstiftet, von der langen Unterredung schwärmt, die Gertrud nach dem Feste noch mit einem früheren Verehrer gehabt habe, reizt Kolf aus seiner trägerischen Sicherheit und stürzt ihn in Verzweiflung. Umsonst versucht Gertrud eine Erklärung, er weist sie zurück und beschließt, Europa zu verlassen und mit einem Freunde, einem Schiffscapitän, dessen Fahrzeug segelfertig und zur Abfahrt bereit ist, nach Australien zurückzukehren. Zur rechten Zeit bringt die Ankunft des Grafen von Borel Alles wieder in's Gleiche. Das Gespräch der beiden Männer, der Höhepunkt des Stüdes, in dem ihre Charaktere zur vollsten Entfaltung kommen, klärt in einem leidenschaftlichen Auf und Nieder der Fragen und der Ant-

worten das Dunkel auf und reinigt wie ein Gewitter die schwüle ängstliche Atmosphäre, unter deren Druck Rolf bisher gelebt; es ist von einer dramatischen Bewegung und einer inneren Vertiefung, wie sie Putliz in solchem Grade noch nicht gelungen sind. Die Harmonie, die sich nun zum Schlusse zwischen den Hauptfiguren des Stückes, Rolf und Gertrud, Bora und Marianne, herstellt, ist keine äußerliche, durch das Komödiengesetz gebotene — sie ist der nothwendige Ausklang der Dichtung, der in dem sanft ergriffenen Gemüth des Zuhörers sein Echo findet.

Die Kritik hat diese und jene Unwahrscheinlichkeit in der Verwickelung hervorgehoben: wie ein sorgsamer Kaufmann Jahre lang darüber im Ungewissen bleiben könne, ob eine Schuld getilgt sei oder nicht? ob ein Diplomat, ein Mann von der Stellung des Grafen Bora sich zur Nachtzeit bei einer Dame eindringen werde, um sie vor einer unbedachten Heirath zu warnen? und was dergleichen Verstöße gegen die Formen des Alltagslebens mehr sind. Es fällt mir nicht ein, den Dichter im Einzelnen gegen diese Vorwürfe in Schutz nehmen zu wollen. Gewiß würde sein Werk akademisch reiner sein, wenn es der Wirklichkeit gerade in solchen Außerlichkeiten treuer bliebe. Aber es muß doch erwogen werden, daß die dramatische Form, wie sie den Menschen nur im erregten Zustande darstellt, so auch die Ereignisse und Handlungen als ungewöhnliche vorzuführen liebt. In der plattesten Nachahmung der Wirklichkeit wird die Komödie doch immer gezwungen sein, Handlungen zusammenzubringen und den Begebenheiten einen schnelleren Pulsschlag zu verleihen, als sie ihn zu haben pflegen. Das Gesetz der poetischen Wahrscheinlichkeit beruht nicht auf der Wahrheit des Wirklichen; ist diese Handlung dem Charakter des Helden, seiner augenblicklichen Lage und Stimmung angemessen? das allein ist die Frage. Wenn Bora's Eindringen in Gertrud's Gemach gewagt erscheint — unwahrscheinlich im künstlerischen Sinne ist es nicht, es widerspricht weder seinem Charakter noch der gespannten Situation, in der er sich befindet. Bedenklicher erscheint mir ein gewisses episches Element, das sich in den zwei ersten Acten geltend macht und durch die mehrfachen Erzählungen mit ihrer Spannung auf die Enthüllung der Vergangenheit hin das rasche Fortschreiten der Handlung verzögert. Erst im Ausgange des zweiten Actes wird der Dichter des leise widerstrebenden Stoffes Herr. Unaufhaltsam vollzieht sich fortan die dramatische Bewegung. Während in den meisten Schauspielen die letzten Acte nachlassen und eine Ermattung des Helden wie des Dichters zeigen, sind sie in „Rolf Berndt“ die belebteren und frischeren. Putliz hat gleichsam erst einen Anlauf zum Sprung nehmen müssen. Diese Steigerung der Leidenschaft in den Figuren, der Verwickelung in der Fabel hat nicht wenig zu dem Erfolg des Schauspiels beigetragen. Wo sonst unsere Aufmerksamkeit zu erschaffen beginnt, wird sie hier geweckt. Und nicht nur unsere Aufmerksamkeit, unsere herzlichste Theilnahme wird durch das halb unverschuldete Leiden des wackeren Rolf, durch die ritterliche Handlungsweise Bora's erregt. Die Aufführung auf der Bühne des Schauspielhauses — in den Hauptrollen waren die Damen Frä. Meyer (Gertrud), Frä. Abich (Marianne), Fr. Frieß-Blumauer (Frau Berndt) und die Herren Bernbal (Rolf Berndt) und Liedtke (Graf Bora) beschäftigt — gehört zu den am trefflichsten abgerundeten.

So laut der Erfolg dieses Schauspiels, so laut und lärmvoll war auch die Niederlage, die am Dienstag den 4. November auf dieser Bühne ein Schauspiel in 5 Acten von A. Haeckthal „Eine Ehe von heute“ erlitt. Wie weit ein Theaterpublicum im Ausdruck seines Mißfallens, in der gerechten Abwehr von Anstößigkeiten, die ihm von der Bühne herab geboten werden, gehen darf, wird immer eine Streitfrage zwischen dem Theaterdirector, den Schauspielern und dem Dichter einerseits und den Zuschauern andererseits bleiben. Niemand ist an sich ein Freund unartigen Zischens und Lärmens, aber wenn die Claque — oder meinetwegen die Freunde eines Stückes, trotz des eifigen und verurtheilenden Schweigens der Mehrheit, bei jedem Actschluß mit ausdringlichem Beifall sich erheben, was bleibt den Andern übrig, als dagegen mit demselben Geräusch zu protestiren? Gesfällt



einem Theaterdirector ein Stück nicht, so fährt er es nicht auf; ein Publicum aber, von dem das Theater doch lebt, hätte nicht das Recht zu sagen: das gefällt mir nicht? Traurig, daß eine so harte Abweisung ein Erstlingswerk trifft. Aber der Leser mag nach einer kurzen Analyse des Schauspiels selbst entscheiden.

Ein Großkaufmann Friedrich Sontheim glaubt sich am Vorabend seines Fallissements; er hat Zahlungen zu leisten und eine Depesche unterrichtet ihn soeben, daß sein reich beladenes Schiff „Saturn“ durch einen Zusammenstoß mit einem anderen Fahrzeuge in den amerikanischen Gewässern untergegangen ist. Bei seinem Hauptgläubiger, einem Banquier Philipp Verbach, der für einen Millionär gilt, sucht er um Stundung nach, begegnet aber anfänglich einer kühlen Abweisung; erst allmählich thaut Verbach auf und erklärt sich bereit, ihm zu helfen, wenn ihm Sontheim seine Tochter Felicitas zur Frau geben wolle. Er stellt sich leidenschaftlich verliebt in das Mädchen, er will sie ohne Mitgift heirathen und sogar noch mit einer großen Summe als Compagnon in die Fabrik Sontheim's eintreten. Der Vater denkt nicht an das Herz oder das Glück seiner Tochter, er sieht nur das Geld Verbach's, er freut sich nur seiner Rettung. Die nächsten Scenen machen uns mit der Familie Sontheim bekannt. Die Mutter ist trotz ihrer fünfzig Jahre eine puffsichtige, eitle, frivole Weltbame, die mit einem Paß unbezahlter Rechnungen eintritt und eine „Bagatelle von viertausend Mark“ für ihre Modistin fordert. Gleich darauf begegnet uns der Sohn Runo: ein Mitglied des Jockey-Clubs, jeunesse dorée von den Sohlen bis zum Scheitel, der, statt im Comtoir zu arbeiten, seine Zeit in Lüderlichkeit vergeudet, hochmüthig und frech zum Vater redend und zugleich die Hand bettelnd nach dessen Börse ausstreckend. Felicitas erscheint als die einzig Edle und Gute in diesem Hause. Im leidenschaftlichen Ausbruch empört sie sich gegen die Zumuthung ihres Vaters, Verbach ihre Hand zu reichen. Nicht nur, daß sie in ihrem Herzen das Bild eines Jugendfreundes trägt — sie verachtet Verbach. Der Vater weiß zu Gunsten seines Schützlings nichts zu sagen, aber er spiegelt, als alle seine Ueberredungskünste nicht versagen, der Tochter vor, daß er sich tödten würde, wenn sie nicht in die Ehe mit Verbach einwilligte. Diese Drohung, zweimal vorgebracht, wirkt; Felicitas, die noch eben ihren Bewerber abgewiesen, entschließt sich, denselben mit der Älge, daß sie ihn liebe, zurückzurufen. Mit ihr und ihrem Vater aber ist das schändlichste Spiel getrieben worden. Verbach liebt sie gar nicht; er heirathet sie, um sein sinkendes Glück durch den Reichtum Sontheim's zu stützen, dessen Verhältnisse er besser kennt und beurtheilt als dieser selbst; so hat er auch ausgerechnet, daß der „Saturn“ zur Zeit, wo jener Zusammenstoß stattgefunden, gar nicht an der Stelle, welche die Depesche angegeben, sein konnte. Und richtig — zwei Tage vor der Trauung erhält Sontheim eine andere Depesche, daß sein Schiff wohlbehalten der Heimath zusehle. Aber statt nun die Verbindung seiner Tochter mit Verbach rückgängig zu machen und sein Kind vor einer unseligen Verbindung zu bewahren, verschweigt er Alles, um nachher beim Hochzeitsmahl mit seinem Glücke zu prahlen. Bei diesem Feste, im zweiten Acte, zeigt sich plötzlich eine Dame im Schwarz: die verlassene Geliebte Verbach's, ein Fräulein Palestra von Wildern; mit der Drohung, daß sie Särm schlagen und allen Gästen erzählen würde, wie sie von Verbach behandelt und betrogen worden sei, zwingt sie denselben, sie seiner Gattin als seine Cousine vorzustellen, die sich auf der Eisenbahn verspätet habe. Schon hier begegnet der neue Ehemann seiner jungen Frau grob und unartig und als sie nun gar von ihrem weinseligen Vater erfährt, daß sie sich ganz vergeblich und nutzlos zum Opfer dargebracht habe, reißt sie sich in Verzweiflung den Brautkranz aus dem Haare. Im dritten Acte tritt der Jugendgeliebte auf: Reinhold Kerner, der als armer Kaufmann in die Fremde gegangen und jetzt, durch eine Erbschaft über Nacht zum reichen Manne geworden, heimlehrt, um bei dem Vater um Felicitas' Hand anzuhalten. Zu seinem Schmerze erfährt er, daß er zu spät kommt; in gerührter Weise, die zu dem bisherigen naturalistisch verben Ton des Dialogs in einem seltsamen Widerspruch steht, nehmen beide von einander Abschied. Reinhold beschließt noch an demselben Tage wieder abzureisen. Inzwischen dauert die drei-

wöchentliche Ehe Verbach's der eifersüchtigen und Rache dürstenden Balesla schon zu lange. Sie drängt sich bei Felicitas ein, erzählt derselben die Geschichte ihrer Verführung und enthüllt ihr zugleich, daß Verbach nicht aus Liebe, sondern nur aus Speculation geheirathet habe. Die enttäuschte Felicitas verlangt daraufhin die Scheidung; aber Verbach, der sie im Uebrigen für „ein ganz charmantes Weibchen“ erklärt, lacht sie aus. Welche Gründe hättest Du zur Scheidung? fragt er höhnnend. „Deine Untreue!“ Nimm Dich in Acht, ich habe Dein Stelldichein mit Reinhold belauscht, wir haben uns Beide nichts vorzuwerfen. In diesem Stil geht es noch eine geraume Weile fort — zwei Gatten, die sich gegenseitig des Ehebruchs beschuldigen. Dinge und Ereignisse, die hinter der Scene spielen, bringen endlich im fünften Acte die Geschichte zum Ende: Verbach ist ein gewissenloser Speculant, der unter Anderen auch eine ihm von Kerner's Oheim anvertraute Summe verspielt hat, seine Bücher findet nicht in Ordnung, eine Explosion zerstört sein Kohlenbergwerk, er will mit dem Reste seines Geldes entfliehen und als die Polizei seine Flucht hindert, erschießt er sich selbst. Daß dieser so durchaus unmotivirte Pistolenschuß, der zu dem feigen und heimtückischen Charakter Verbach's einen komischen Contrast bildet, nur das heiterste Gelächter erregen konnte, erklärt sich leicht. Jeder sieht, daß der Autor den Tod Verbach's brauchte, um Felicitas für eine Ehe mit Reinhold frei zu machen — eine Aussicht, auf welche die liebenswürdige Frau Sontheim an der Leiche ihres Schwiegersohnes denn auch ohne Bödern und ohne Scham hintendut. Das Werk soll, wie man erzählt, von einer jungen Dame herrühren. Der ruhige Beobachter würde eher auf einen deutschen Zola rathen. Die drei ersten Acte sind, vom theatralischen Standpunkt aus, geschickt entworfen und ausgeführt, in lebendiger Steigerung haarsträubender Begebenheiten und menschlicher Niedertracht. Später geräth die Maschine in's Stocken. Der Zufall — die Vernichtung des Bergwerks, eine falsche Speculation und was solcher Mißgeschick mehr sind, die auf der Bühne, aber nicht auf der Bühne Geltung haben — muß für eine aus den Charakteren und der Handlung, die sich vor uns abspielt, entspringende Schicksalswendung eintreten. In der Wirklichkeit ist das Einschreiten der Polizei sehr oft ein Segen, auf der Bühne ist es immer entweder ein Mißgriff oder eine Lächerlichkeit. Der Dichter erklärt sich damit für bankrott, die Rechnung, die er vor uns aufgemacht, allein abzuschließen. Ueber die Begriffe von Sitte und Anstand mit denen streiten zu wollen, welche die französischen Dramen ihrer Unmoralität wegen verurtheilen und diese ihre schlechte deutsche Nachahmung preisen, wäre ebenso überflüssig wie thöricht, jeder hat eben seinen Geschmack und sein Urtheil: ich hoffe, der Leser auch.

Neben der Hofbühne ist es vor Allem das Ballner-Theater gewesen, das seinen alten Ruf bewahrt, den Freunden der leichten dramatischen Unterhaltung Ergötzliches im besseren Sinne des Wortes geboten und vor wenigen Tagen, mit dem Lustspiel von Adolph Arronge, „Wohlthätige Frauen“, einen ersten Treffer gezogen hat. Einen großen Erfolg hatte es noch im Sommer errungen, als einige Künstler des Burgtheaters in Wien: Frau Hartmann und die Herren Sonnenthal, Hartmann und Thimig zum ersten Male Donnerstag, den 3. Juli das vieractige Lustspiel von Michael Klapp: „Rosenkranz und Gildenstern“ auf seiner Bühne zur Aufführung brachten. Michael Klapp hat sich mit dieser Komödie ebenso geschickt als wirksam in die dramatische Literatur eingeführt. Seit zwanzig Jahren und darüber ist er als ein gewandter Journalist, ein guter Schilderer von Menschen und Dingen, ein flotter Erzähler von Anekdoten und Geschichten aus der unmittelbaren, ihn umgebenden Wirklichkeit bekannt, sein Lustspiel zeigt ihn uns nun auch als einen Komödiendichter, der über die Handgriffe seiner Kunst, ihre Formen und ihre Technik als ein Meister verfügt. Nichts ist da, das den Ansänger, den Gesellen verräth: im Gegentheil, der Aufbau seines Stücks, die scenische Verknüpfung, die Steigerung des Effects, der Wechsel des Tons aus dem Elegischen in das Humoristische und umgekehrt müssen gar Viele unserer Dramatiker, die sich längst für Meister des Faches halten, mit Reiz erfüllen. Auch der Vorwurf, den

sich Klapp zu seinem Lustspiel erwählt hat, beweist seine Findigkeit, seine feine Beobachtung und seinen Witz. Das moderne Touristenleben in den großen Gasthäusern der Schweiz bildet den Hintergrund seiner Fabel und verleiht ihr, die an sich weder neu noch sonderlich geistreich erfunden ist, ein ganz eigenes Relief. Ein Zug des Modernen und Realen kommt dadurch in die Handlung, die sie bedeutender und wahrer erscheinen läßt, als sie es an und für sich ist. Wir werden, möchte ich sagen, durch eine Fülle von Nebensachen, kleinen, der Wirklichkeit abgelauchten Aeußerlichkeiten, durch die getreue Schilderung von Zuständen, in denen wir selbst einmal uns befunden haben, durch das Spiegelbild unserer Erfahrungen, Abenteuer und Leiden gefesselt und gebildet, verwirrt und erfreut. Man muß, um das Talent Klapp's in dieser frischen und lebendigen Darstellung unseres Reiselebens voll zu würdigen, sein Lustspiel mit dem Lustspiel von Otto Girndt, „Touristen“ oder der Komödie von Ernst Eckstein „Ein Pessimist“ vergleichen. Eckstein kommt über eine dürftige Schilderung der Situation — im Gasthause am Fuße des Schlägen sitzen Reisende seit Tagen eingeregnet — nicht heraus, es bleibt bei einer rasch hingeworfenen Skizze, wo wir ein ausgeführtes Bild verlangen; Otto Girndt erscheint neben Michael Klapp wie ein bescheidener Kleinbürger, der nicht aus seiner Provinz herausgekommen, einem vielgereisten Weltmann gegenüber. Im Grunde endet freilich die Anerkennung mit diesem Lobe der trefflichen theatralischen Maché und der witzigen, glücklich beobachteten und wiedergegebenen Einzelheiten. Denn weder die Fabel noch die Charakteristik der Personen erheben sich aus dem Gewöhnlichen zum Originellen.

Ein Fürst von Liebenstein — wir sind natürlich in Oesterreich und haben mit österreichischen Cavalieren und ihren Sitten und Anschauungen abzurechnen — will seinen Sohn auf Reisen schicken: er soll die europäischen Hauptstädte, ihre Gesellschaft kennen lernen und nebenbei „auch seinen Roman haben“. Zu tief und zu weit darf derselbe nicht gehen; in der Meinung des alten Herrn soll die Liebesgeschichte nur dazu dienen, die Erziehung seines Sohnes zu vollenden, seine Gattin soll er nach seiner Heimkehr aus der Hand seines Vaters, des Fürsten, empfangen. Zu seinem Begleiter und Mentor wird ihm der Baron Rosenkranz gegeben, ein Mann von den besten Formen, ein Weitgereister, der sich dem Fürsten so durch Liebenswürdigkeit, wie Lebensklugheit empfiehlt. Der junge Fürst reist incognito und nimmt, da sein Begleiter nun schon einmal Rosenkranz heißt, den Namen Gildenstern an. Zwischen dem ersten und dem zweiten Act liegt die Reise beschloffen. Wir treffen den neuen Telemach und seinen Mentor auf der Heimkehr in einem Gasthause am Bierwalbstätter-See an der großen Fahrstraße der modernen Touristen wieder. Hier trifft sie das alte Geschick, Telemach verliebt sich in ein junges Mädchen, Wilma, die Enkelin eines Arztes, die zur Bühne gehen will, Rosenkranz-Mentor in die Comtesse Clarisse, gerade in die Dame, welche der Fürst seinem Sohne zur Frau bestimmt hat. Der Scherz der Situation wird noch dadurch gesteigert, daß Rosenkranz und Gildenstern für Schauspieler gehalten werden, nachdem Rosenkranz in übermüthiger Laune einigen Gästen des Hôtels, den bekannten Philistern unter den Touristen, die Geschichte vom Prinzen Hamlet als neuestes Ereigniß vom dänischen Hofe erzählt hat. Dies lustige Hin und Her, die tollen Verwechselungen — Clarissens Mutter glaubt in einem reichen Bierbrauer und seinem schüchternen Sohn den jungen Fürsten und seinen Hofmeister zu erkennen — spielen sich in einem immer schlagfertigen, nie um ein Witzwort verlegenen, zuweilen geistreichen Dialog, in dem alle guten Seiten des Journalisten Klapp im hellsten Lichte glänzen, vergnüglich eine Weile ab, bis die Ankunft des alten Fürsten der Irrung ein Ende macht und Alles zum Guten fügt; Wilma ist nämlich eine Verwandte des Fürsten und ihrer Verbindung mit seinem Sohne steht nichts im Wege. Dem Ganzen fehlt der vornehmere Schliß und die Vertiefung eines echten Lustspiels, die Charaktere, wie die Begebenheiten sind nur von der Oberfläche des Lebens geschöpft und die Behandlung, die sie von dem Dichter erfahren, streift hier und dort an den Uebermuth der Posse. Aber das maßvolle, fein abgewogene Spiel der Frau Hartmann

als Clarisse und der Herren Sonnenthal (Rosenkranz), Hartmann (Ernst Liebenstein) und Thimig (der den sächsischen Rittergutsbesitzer Schmäählich geschildert auf der Grenze zu halten wußte, welche die komische Figur von der Caricatur trennt) händigte gleichsam das possenhafte Wesen, das in der Komödie steckt, und ließ selbst das Gewagte in den gefälligen Formen der guten Gesellschaft erscheinen. Bei der bedenklichen Dürftigkeit der dramatischen Production im Fache des Lustspiels ist ein Werk, wie dies von Michael Klapp als eine Bereicherung zu begrüssen: es ist heiter, ohne jemals zweideutig zu werden, es hält sich im Wahrscheinlichen und führt uns Menschen nicht Fragen vor; es hat endlich einen wahrhaft modernen Zug und hockt nicht spießbürgerlich, wie die meisten Nachahmungen der Benedix'schen Lustspiele, auf der Osenbank in einem von der Cultur und den Strömungen des Jahrhunderts nicht verführten Schilda.

Wenn man seiner Zeit aus Rohebie und Ifland einen Theaterdichter hätte machen können, wir hätten dann vielleicht eine Art klassischen deutschen Lustspiels. Noch lange kein Molière'sches, denn dazu gehörte ein Genie, aber doch immer Dichtungen, die sich über das Mittelmaß erheben und einen festen Platz in unserer Literatur einnehmen würden. Ein ähnlicher Einsall kam mir, als ich Adolph v'Arronge's neuestes Lustspiel in vier Akten „Wohlthätige Frauen“ Sonnabend, den 1. November, sah. Wenn man v'Arronge's Sentimentalität, seine gemüthliche, humoristisch angehauchte Schlafrock- und Familientisch-Poesie, seine Genrebilder aus dem bürgerlichen Leben, zwei Treppen hoch, mit Klapp's weltmännischem Auftreten, seiner Leichtgläubigkeit, seinem freien Blick, seiner Kenntniß der Gesellschaft verbinden könnte! Aber was die Kunst dabei gewänne — würde es nicht gerade das Publicum, welches den Lustspielen v'Arronge's am fröhlichsten und lautesten zujubelt, verlieren? Wüßte man ihm nicht den Schmelz von diesen Stücken ab, wenn man den Ton der Alltäglichkeit, dies Silbergrau der Trivialität, das über ihnen schwebt und schillert, in eine poetische Färbung verwandelte? Die Lustspiele, die v'Arronge rasch nach einander auf den deutschen Bühnen eine hervorragende Stelle gegeben haben, „Mein Leopold“ — „Hofemanns Töchter“ — „Doctor Klaus“ — „Wohlthätige Frauen“ — ziehen den besten Theil ihrer Wirkung aus ihrer Allverständlichkeit. Seine Figuren fragen gleichsam den Zuschauer: lennt ihr uns nicht? Wir sind ja eure leiblichen Vettern und Tanten. Und nun ist es ein Urmarmen, ein Rüßten — wie groß ist die Freude des Wiedersehens! Alles, was er uns vorführt, erleben wir täglich. Immer spielt die Kinderstube eine Hauptrolle. Es ist die getreueste Photographie der behäbigen Kleinbürgerlichkeit. Dabei ist v'Arronge Künstler genug, um die Nothwendigkeit und den Reiz des Wechsels zu erkennen. Auf ein Genrebild von Meyer von Bremen läßt er rasch eines von Hofemann folgen. Die abgestorbene Berliner Posse hat er zu einem wahren, sittlich ernststen Volksstück neu belebt und veredelt. Dieser Ruhm ist kein geringer; Ehre dem Manne, der seine Kunst und seinen Humor in den Dienst des Guten, eines ethischen Zweckes stellt, der, wo es ihm so leicht wäre, auf den lockenden Irrweg des Schläfrigen abzuweichen, auf der geraden Straße des Anständigen bleibt. Dabei wünschte man freilich, daß sein Humor sich unbefangener und in größerer Weite bewegte, daß seiner Kraft, Menschen zu schaffen, eine größere Originalität innewohnte, diese seine Gestalten reicher und individueller auszustatten. Indessen steht v'Arronge noch in der Mitte seines Wirkens, und der Fortschritt, den er von „Doctor Klaus“ zu den „Wohlthätigen Frauen“ gemacht hat, läßt seine Verehrer hoffen, daß er von Stufe zu Stufe zu den Mustern der Komödie hinaufsteigen werde.

Das Lustspiel „Doctor Klaus“ war in seiner Handlungslosigkeit, mit seinem Ueberfluß von Episoden und Arabesken ein lustiges Theaterstück, das jedes Publikum erheitern mußte, ein naives, wie ein blasirtes, aber kein literarisches Werk, an dem man eine ernsthafteste Kritik übt. Diesem literarischen Standpunkt entspricht das neue Lustspiel „Wohlthätige Frauen“ schon viel mehr. Es greift aus dem Leben der Zeit eine allgemeine Schwäche heraus, es hat ein lebendiges Bewußtsein von dem

eigentlichen Zwecke des Römöbiendichters, der, wenn er nicht wie Aristophanes, „Voll und Mächtige geißeln kann, ein gefürchtet Haupt im Staat“, versuchen muß, die moralischen Mängel der Menschen, die Unsitte seiner Zeit durch sein Lachen zu strafen und, so weit es die Kunst vermag, zu bessern. Die süße Gewohnheit des Wohlthuns ist überall verbreitet, aber diese herrlichste Tugend ist auch am leichtesten der Mischung mit unlauteren Elementen, der Verwandlung in Irrthum und Irrung ausgesetzt. Wie die emancipirte Frau auf der einen, ist die Vereinsdame auf der andern Seite ein Krebsgeschaden des modernen Familien- und Gesellschaftslebens. Für das Wohl der Armen, für die Bekleidung und Bekehrung der Hottentotten, in Volksfäcken und Wohlthätigkeitsbazaren vertröbelt und veräußert manche Frau die Zeit, die ihrem Gatten, ihrem Kinde, ihrem Hausstande gehören sollte. Indem sie aus unruhiger Thätigkeit, aus mißverstandener Menschenliebe, oft aus Eitelkeit und Ruhmsucht Anderen das Leben freundlicher gestaltet, verödet sie das eigene. Und während diese noch im guten Glauben irrt, drapirt sich jene im Wohlthun wie in einem Fürstenmantel; ihr hochmüthiges und kaltes Herz kennt kein Mitleid, weiß nichts von der Vorschrift des Evangeliums, sondern sieht in all' diesen Vereinigungen und Veranstellungen zur Unterstützung der Nothleidenden, in den öffentlichen Ansprachen und Aufrufen nur ein Mittel, ihrer Gefallsucht, ihrem Drang zu herrschen und zu glänzen ein Genüge zu thun. Wo irgend ein Unglück in der Welt geschieht, benützt sie es zu ihrer Selbstverherrlichung. Diese Falschmünzertinnen der Wohlthätigkeit hier, die gutmüthigen Vereinsnarrinnen dort trifft L'Arronge's Spott. Natürlich ist ihm der Vorwurf nicht erpart worden, er schützte das Kind mit dem Bade aus und treffe mit den Schlägen seiner Pritsche sowohl die echte wie die falsche Wohlthätigkeit. Als ob nicht das Uebermaß jeder Tugend ein Fehler wäre und die Warnung wie die Rüge des komischen Dichters verdiente! Als ob man die Tartüffe's geißeln könnte, ohne einen Seitenhieb auf die Uebertreibung der Frömmigkeit fallen zu lassen! Was ich unserem Dichter zum Vorwurf mache, ist seine Schüchternheit in dieser Hinsicht. In der engherzigen, adelstolzen und geizigen Geheimrätthin von Praß stellt er das Falschmünzertum der Wohlthätigkeit in ebenso naturwahren, wie unliebenswürdigen und verletzenden, nur durch den Humor und die Komik der Situation gemilderten Zügen dar, aber die Narretei des Wohlthuns kommt in der jungen Frau Möpfel nicht zur rechten Erscheinung. Nicht durch die Eifersucht auf eine Gouvernante, die ihr die Liebe ihres Gatten und ihres Kindes zu rauben droht, nicht durch die aufdringliche Liebeswerbung eines jungen, noch dazu unlieblichen Mannes, hätte sie aus dem Vereine in ihr Haus, von der Sorge für die Volksküche zur Sorge für ihren eigenen Herd zurückgeführt werden sollen, — nein, in einer wohl ersonnenen Fabel hätte sie die Hohlheit und Lächerlichkeit dieses Vereinswesens, die Thorheit dieser mimisch-declamatorischen Abendunterhaltungen für die Ueberschwemmten in Sibirien einsehen und das wahre Mitleid, jene einzig würdige Wohlthätigkeit der rechten Hand, von der die linke nichts weiß, von den prunkenden Schaustellungen der Mildeherzigkeit unterscheiden lernen müssen. Daß L'Arronge nicht bis zu diesem Kern seines Thema's vorzubringen vermochte, raubt seiner Dichtung sowohl die tiefere poetische Bedeutung, wie die Einheit der Composition.

Auch in dieser letzteren Hinsicht, in der formalen Gestaltung des Stoffes, bedundet die Komödie „Wohlthätige Frauen“ einen Fortschritt über die vorjährige „Doctor Klaus“ hinaus. Der Versuch einer durchgehenden, gegliederten Handlung ist da, nur ist er noch nicht vollkommen geglückt. Statt einer, haben wir genauer hinsehend zwei Handlungen vor uns, die durch einen dürftigen Faden äußerlich verknüpft sind. Die Geschichte der Bekehrung der Frau Ottilie Möpfel von ihrer Vereinswuth hat mit der Heirath des Majors von Praß und der klugen Erzieherin seiner Adoptivtochter, als deren Hinderniß sich die in seinem Hause wohnende Geheimrätthin, seine Schwester, aufspielt, keinen dramatischen Zusammenhang. Wir müssen uns damit begnügen, daß die Geheimrätthin im Vorstand eines Vereins sitzt und einmal die Herrschaften um ihren Tisch vereinigt; daß der wackere Lederhändler

Friedrich Möpfel auf Antrieb seiner kleinen ehrgeizigen und unruhigen Frau den Major besucht, um sich seine Fürsprache zur Erlangung eines Ordens oder eines Titels zu erbitten, und daß der Major diesen Besuch erwidert, um der Frau Möpfel eine derbe Vorlesung über Ratsch- und Verläumdungsfucht zu halten. So wechseln denn auch die Scenen von Haus zu Haus; die in der Wohnung des Majors haben eine unvermeidliche Aehnlichkeit mit den Auftritten, die sich in dem Birch-Pfeiffer'schen Schauspiel „Die Waife von Sowood“ zwischen dem Lord Rochester und der Jane Eyre ereignen; die im Hause des Lederhändlers sind originell, farbig, von einer herz erfreuenden drolligen Gemüthlichkeit. In beiden Häusern fehlt es nicht an lustigen Dienern. Aber der wackere Hans Werner und seine Frau Anna, die nicht dulden will, daß Herrndienst vor Frauentdienst gehe, werden trotz ihrer Komik weit von Hubert aus dem Felde geschlagen — von Hubert, der zwar im Ledergeschäft des Herrn Möpfel vollauf beschäftigt ist, aber doch noch Zeit findet, dem kleinen Sohn des Hauses bei dem deutschen Aufsatz zu helfen und als Diener des Mariannenvereins allen werththätigen Damen zur Hand zu gehen. Eine zum Theil aus der Wirklichkeit gegriffene, zum Theil darüber erhöhte und zu einem Urentel Figaro's, in geistiger Beziehung, gemachte Figur, die, immer munter, jungensertig und witzig, auch die Lacher immer auf ihrer Seite hat. So vielen Vorzügen hat denn, wie bemerkt, auch der schönste Erfolg nicht gefehlt. Vor andern sind gerade die Schauspieler des Wallner-Theaters (die Damen Carlten, Meyer, Ulrich und die Herren Radelburg, Blende, Engels) zur Verkörperung der Gestalten des VArronge'schen Lustspiels geeignet: sie bringen den mittleren Zuschnitt des Lebens, den mittleren Grad der Bildung und der gesellschaftlichen Form, in denen sich diese Dichtungen bewegen, in überzeugendster Weise zum Ausdruck.

Zwischen diesen beiden Erfolgen hatte das Theater eine Niederlage zu verzeichnen. Oskar Blumenthal's Lustspiel in 4 Acten: „Wir Abgeordneten“, das am Sonnabend den 18. October, bei sehr getheilter Stimmung des Publicums, in Scene ging, verschwand nach wenigen Aufführungen von den Brettern. Es lohnte sich nicht, darüber zu reden — nicht einmal über die Unschicklichkeit, die Abgeordneten des Volkes als Trottel darzustellen, denn diese richtet sich selbst — wenn nicht bei dieser Gelegenheit ein eigenthümliches Licht auf gewisse Kreise und Richtungen unserer Berliner Literatur gefallen wäre. Oskar Blumenthal ist ein letzter Ableger Saphir's, er hat dessen Bosheit, Halbbildung, Keckheit, aber doch nur in einem mäßigen Grade dessen ursprünglichen, eingeborenen Witz. Da er sich mit einem Büchlein „Allerlei Ungezogenheiten“ in die Literatur eingeführt hat, hält er sich für verpflichtet, in diesem Stile fortzuarbeiten. Viele nennen seine Art und Weise geistreich; man sagt, daß er von Schauspielern und Dichtern wegen seiner scharfen Feder gefürchtet werde. Ob sie ihn nach den Enthüllungen, die der Aufführung seines Lustspiels folgten, noch fürchten werden, weiß ich nicht. Es ergab sich nämlich, daß der Verfasser der Komödie „Wir Abgeordneten“ einfach eine Novelle von Jos von Keuß „Der Bismarck von Hinterhausen“, die in der Zeitschrift „Daheim“ (December 1877) erschienen war, in seinem zweiten Acte abgeschrieben hatte, ohne es auch nur der Mühe für werth zu halten, auf dem Theaterzetteln den Zusatz anzubringen: nach einem vorhandenen Stoffe. Daß daneben noch eine Anekdote Reuter's und Augier's Komödie „Le fils du Giboyer“ dem Werke Blumenthal's diesen Gedanken, jenen Vorfall hatten borgen müssen, trat hinter der großen verschwiegene Anleihe zurück. Zu den schwierigsten Aufgaben der Literatur gehört es nicht, die Leistungen Anderer herabzusetzen und mit der Lauge des Spottes zu begießen; wer da nur die glückliche Eigenschaft besitzt, Alles zu sagen und Nichts für verehrungswürdig zu halten, der kann es in dieser Kunst — wenn es eine Kunst ist — weit bringen. Aber er muß sich, da wir Alle die Armuth seines Herzens kennen, davor hüten, uns auch die Leere seines Geistes gewahren zu lassen. Wenn er in Rhodus nicht tanzen kann, sollte er sein Urtheil über die rhodischen Tänzer bescheiden lernen. Eine Art Kaffeehaus-literatur, die sich in Parodien, Witzboldigkeiten, Grobheiten und Anzüglichkeiten

überschlägt und in eigener und gegenseitiger Reclame, in ausgebildeter Versicherungsgesellschaft, Bewunderungswürdiges leistet, hat sich seit einigen Jahren bei uns gebildet und rasch wie alle Schmarozerpflanzen verbreitet. Nun hat sich einmal die ganze Hohlheit dieses aufgebauchten Wesens, Geist und Moral der neuen Schule offenbart, und wenn sie auch, bei ihrer Lebensfähigkeit, nach wie vor zu miseln, zu verleumben, zu verhöhnen und Weber's „Demotritos“ zu plündern fortfahren wird — wir wissen es: haeret lateri lethalis arundo.

Unter der artistischen Leitung des Herrn O. von Schimmelfennig, da der frühere Director Emil Claar zur Leitung des Stadttheaters in Frankfurt am Main berufen worden ist, hat das Residenz-Theater seinen Freunden und Besuchern erst eine interessantere Neuigkeit geboten. Am Dienstag den 28. October wurde „Der natürliche Sohn“, Schauspiel in einem Vorspiel und 4 Acten von A. Dumas, in einer Uebersetzung und Bearbeitung von Paul Lindau, zum ersten Male, nicht ohne Erfolg dargestellt. Unter den Pariser Sittenskomödien von A. Dumas nimmt le fils naturel neben dem Père prodigue nur eine zweite Stelle ein. In beiden Stücken eine unbedeutende Fabel ohne stärkere Spannung, eine flüchtige, schillernde Charakteristik ohne feste Umrisse und bestimmte Farben. Das Verhältniß des Vaters zum Sohne, auf dessen Darstellung und Begründung der Dichter ausgeht, ist kaum zu einer dramatischen Verwerthung geeignet, es sei denn, daß er die Gegensätze zwischen beiden zu tragischen vertieft. Angier ist der Frage, wie sich der natürliche Sohn zu seinem Vater stellen wird? in seiner Komödie „Die Fouchambault“ kläglich aus dem Wege gegangen: Bernard tritt, ohne das Geheimniß seiner Geburt zu enthüllen, als Compagnon in das Haus Fouchambault ein und wenn es einmal zwischen ihm und seinem Vater zu einem Aussprechen kommen sollte, so wird es eine ernste, aber keine leidenschaftliche Zwiessprache sein. Dumas, dem der grüblerische Zug eingeboren ist, kann sich mit einer so einfachen und natürlichen Lösung nicht zufrieden geben. Wenn Charles Sternay seinen natürlichen Sohn, einen zwanzigjährigen, lebenswürdigen Jüngling von feinstem Betragen und gediegener Bildung, nicht als sein Kind anerkennen will, wo dieser der Anerkennung bedarf, um ein Mädchen, das er liebt, eine Verwandte seines Vaters, heirathen zu können, so wird der Sohn, dem seine Talente plötzlich bei dem Minister eine hervorragende Stellung und im Lande einen gewissen Ruf der Tüchtigkeit und Geschäftsgewandtheit verschafft haben, seinerseits den Vater nicht anerkennen, als sich dieser durch einen solchen Sohn ein Relief und eine Stütze in der öffentlichen Meinung — er will sich zum Abgeordneten wählen lassen — zu geben sucht. Der Verlauf der Fabel ist außerordentlich einfach: im Vorspiel sehen wir Charles Sternay seine Geliebte Clara Vignot mit ihrem Kinde unter falschem Vorwande verlassen, um nach dem Wunsche seiner Familie eine Heirath mit einer reichen Erbin einzugehen, die beiden ersten Acte des Stückes handeln von der Liebe Jacques Vignot's zu der schönen Hermine, seiner Bewerbung um sie, der Abweisung, die er von ihren Verwandten erfährt, die beiden letzten von dem Glück des jungen Mannes, der statt des einen Vaters, den er braucht, unerwartet zwei Männer findet, die ihn als Sohn anerkennen wollen: Charles Sternay und den Marquis d'Ongebac, dessen Herz er durch seine Rechtschaffenheit gewonnen hat. Das Künstliche und Verzwickte der ganzen Verwickelung, die gebrochene Form, die halb dramatisch, halb novellistisch ist, läßt den Zuschauer zu keiner rechten Theilnahme kommen. In richtiger Erkenntniß, daß ein deutliches Publicum die tragisch angehauchten Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn nur mit einem leisen Kopfschütteln aufnehmen würde, hat Paul Lindau in seiner Bearbeitung das komische Element, das in dem Original wenig hervortritt, sowohl bei der Lectüre wie in der Darstellung des Stückes durch französische Schauspieler, stärker betont, das Spiel der Herren Desfoir (Hippolyte Froffard, Jacques' Oheim, der die Vermittlerrolle im Schauspiel hat) und Reppeler (Charles Sternay) that in dieser Richtung auf das Humoristische und Scherzhafte das Uebrige, um die Zuschauer freundlich über das Seltsame und Unnatürliche mancher Scenen hinwegzutäuschen.

Karl Frenzel.

## Weihnachtliche Rundschau.

---

Die illustrierten Prachtwerke sind heute zu einem Element der Volkserziehung geworden, sie mußten es werden, je mehr selbst billigere Publicationen sich einen guten bildlichen Schmuck zum Ziele gesetzt haben. Die Geschichte nach allen ihren Richtungen, die der Cultur und Kunst der Vergangenheit, die der Natur — kurz Alles, was darstellbar ist, macht heute den ausgedehntesten Gebrauch von den zeichnenden Künsten. Die Folgen sind nicht zu unterschätzen. An die Stelle der unbestimmten Begriffe tritt immer mehr die klare Anschauung; Wort und Bild vereinigen sich immer fester und bereichern so das Wissen von den Dingen in stets weiteren Kreisen — vorausgesetzt, daß die Phantasie des schaffenden Künstlers den darzustellenden Stoff objectiv ergriffen hat, was nicht immer der Fall ist.

Zu diesem realen Nutzen gesellt sich der ästhetische. Es ist zwar natürlich, daß die ungeheure Ausnutzung der reproducirenden Künste in den letzten zwanzig Jahren das ästhetische Empfinden im Publicum nicht nur ausgebreitet, sondern auch zum großen Theile verflacht hat; aber auch darin wird mit der Zeit eine Ausgleicheung stattfinden und ein erhöhter Durchschnittsgeschmack wird die naturgemäße Folge sein, welche ihrerseits auf die Kunst selbst von Einfluß werden muß. Daran aber wird sich eine immer bedeutendere Wirkung der Kunst auf das Volk ergeben, wenn es ihr auch in der gährenden Gegenwart versagt bleiben wird, sich an die Spitze der Cultur-mächte zu stellen; in hundert und hundert Fällen bleibt die ästhetische Wirkung doch nicht aus, und es ergiebt sich eine nicht zu unterschätzende Bereicherung des nationalen Empfindens.

Deshalb erscheint es mir als eine Pflicht aller Kreise, die Bemühungen der deutschen Verleger nach Möglichkeit zu unterstützen — es ist das keine Verschwendung, sondern eine productive Anlage. Natürlich darf dann das Werk nicht allein als Salonitschmuck verwendet werden, bei welchem nur der glänzende Einband einen decorativen Zweck hat, der Inhalt aber höchst flüchtig angesehen wird.

Unter den mir vorliegenden Publicationen überwiegen dieses Jahr illustrierte Dichtungen. H. Seander's „Träumereien an französischen Kaminen“ (Breitkopf und Härtel in Leipzig), deren erste Lieferung schon im vorigen Jahre vorlag, sind jetzt vollständig. Die liebenswürdigen Dichtungen haben an Olga von Fialla eine Interpretin erhalten, welche uns hohe Achtung für ihr künstlerisches Wissen und ihr Feingefühl einflößt. Es liegt in ihren Bildern ein schlichter, echt deutscher Geist, ein sinniges dichterisches Gemüth, dabei eine männliche Energie der Empfindung in einzelnen Blättern, welche bei einer Dame nicht häufig getroffen wird. Nur selten macht sich bei den Gestalten (Vollbild zu „Bachvogel und Glückslind“ S. 79) hier und da noch eine herkömmliche Linie geltend, aber auch dann wird der Eindruck durch die Schlichtheit der Zeichnung gemildert. Meistens jedoch sind die Bewegungen und die Charakteristik der Köpfe sehr glücklich (S. 3, S. 129). Besonders gelungen sind die Compositionen, welche sich an die Phantasiwelt des



Märchens schließen, durch die liebenswürdige Naivität der Auffassung, wie das Vollbild zu „Von Himmel und Hölle“; trotz des gesunden Realismus, der die Formgebung bestimmt, ist der poetische Zauber des Textes wiedergegeben. Keine geringe Rolle spielt bei dem günstigen Eindruck der Illustrationen die Art der Zeichnung; die Dame arbeitet mit vollem Bewußtsein für die Holzschnitttechnik, ein Verdienst, das noch immer besonders hervorgehoben werden muß.

Wie selten die naive Märchenwelt in ihrem poetischen Kern von modernen Künstlern mit vollster Nachempfindung verkörpert wird, hat unsere Zeit schon oft bewiesen; ein weiteres Beispiel bietet J. Wigner. Unter dem Titel „Märchen und Sagen“ hat er bei Theodor Stroefer in München, dem Verleger des Liezenmayer'schen „Faust“, eine Serie von Märchen-Illustrationen herauszugeben begonnen, welche „Aschenputtel“ eröffnet. Das reizende Märchen wird auf neun Blättern — Photographiren nach Stiftzeichnungen — erzählt, von dem Tode der Mutter bis zu der Rückkehr des Prinzen, nachdem er die Besitzerin des kleinen Schuhs gefunden hat. Die Einzelheiten sind fein, die Ausführung sehr fleißig, aber in der Empfindung, wie in den Linien macht sich Süßlichkeit und Manier geltend; es ist nicht unser deutsches Märchen, umflossen von dem Duft und dem Zauber echter Volkstümlichkeit, denn der Zeichner hat es überfeinert, salonsfähig gemacht, und ihm durch die historische Tracht und das Gepräge einer bestimmten Zeit alle Naivität geraubt. Nach den Körpern und den Köpfen zu schließen, scheint Herr Wigner für England und Amerika gearbeitet zu haben — der deutsche Charakter ist ganz verwischt. Die Reproduktionen sind sehr schön.

Ein drittes Werk ähnlicher Richtung drängt auch in unliebsamer Weise den Vergleich mit alten Leistungen auf: „Ein lustig Todtentänzelein in fünf Bildern von G. Coppieters. Dichtung von Richard Schmidt-Cabanis (Leipzig, 1879. Adolf Lize). Ich weiß nicht, ob der genannte Autor die kleine Dichtung zu den Bildern, oder der, wenn ich nicht irre, holländische Künstler die Bilder zu dem Texte gemacht hat — sicher ist nur, daß eins zum andern nicht paßt. Das Gedicht behandelt eine ältere Idee in fließender Sprache und launiger Auffassung: Freund Hain kommt, um einen lustigen Zecher abzuholen; dieser aber weiß den unangenehmen Gast zum Weingenuß zu verführen und erst als die Getränke gewirkt haben, längst nach Sonnenuntergang, er bietet er sich dem stark angeheiterten Hain das Geleite zu geben. Derselbe hat den Zweck seines Erscheinens indeß vergessen und ist über den Antrag ganz empört:

„Meinst, prahlerischer Geselle

Ich könnt' den Weg nicht mehr finden allein?“

— erhebt sich und schwankt, eine Flasche unter dem Arm, davon. Der frohe Zecher — erwacht, er hat Alles nur geträumt, zieht aber daraus die Lehre, sich vom Tod nur beim Wein finden zu lassen, vielleicht gelingt es, dem Alten die Hippe noch einmal zu entwinden. Die fünf Bilder von Coppieters beweisen, daß der Künstler dem absoluten Realismus huldigt. Er faßt den Tod ganz seltsam auf, ein dunkler langer Mantel umhüllt den Körper; ein breitkrämpiger Hut deckt den Kopf — Hain ist kein Gerippe, sondern nur ein etwas magerer Mann, den ohne die plumpe Senfe Niemand für den symbolischen Vertreter des Sterbens halten könnte. Auf dem ersten Bilde tritt er an den Tisch des Zechers und zeigt ihm das bald abgelassene Stundenglas; auf dem zweiten hat er eine Schüssel ergriffen und saugt mit weiten Nästern und lästern gefalteten Lippen den Duft des Bratens ein. Das dritte Blatt zeigt ihn bei Tische eine Flasche leerend; auf dem vierten wankt er an den Zecher gelehnt aus der Stube; auf dem letzten schwankt er auf dem Wege im Hintergrund des Bildes dahin, während sein schlauer Wirth, die Hippe im Arm, die Beine ausgestreckt, vor der Thüre seines Hauses sitzt und dem Uebertölpelten mit humoristischem Grinsen nachsieht. Man pflegt heute derartige Experimente mit dem Worte „geistreich“ zu bezeichnen — ich gebe dem Künstler gern das Lob, daß er seinen Stoff nicht ohne Laune behandelt hat und über eine sichere Hand und ein

klares gelühtes Auge verfügt; im Uebrigen ist mir sein Werk ein Beweis mehr, daß der moderne Naturalismus nicht die geringste Begabung zur Lösung derartiger Stoffe besitzt, denn er verzerrt den symbolischen Gedanken zu einer Frage und setzt an die Stelle des gedankenreichen Humors jenen flachen Aneipenwitz, welcher heute mehr als billig in den Künsten zur zehnten Muse geworden ist.

Ein Muster von typographischer und künstlerischer Ausstattung ist aus demselben Verlage hervorgegangen: „Frauen-Liebe und Leben. Nieder-Cyclus von Adalbert von Chamisso.“ Illustrirt von Paul Thumann. Ich glaube diese Publication wird sich eines sehr großen Erfolges rühmen dürfen und mit vollem Recht. Schon der Einband liefert den Beweis für den feinen und gebildeten Geschmack des Verlegers. Er ist wirklich stilvoll und gebiegen nach einem Muster des 16. Jahrhunderts gearbeitet und will nichts anders sein, als er sein soll. Chamisso's Gedichte sind bekannt, sie schildern die stille, demüthige Liebe eines reinen Mädchenherzens, sie zeigen das erfüllte Glück, die überwallende Freude der Mutter, den Schmerz der Wittin, die alte Matrone, ihre Enkelin segnend zu derselben starren, reinen Liebe, welche sie selbst einst empfunden hat. Der Stoff ist wie geschaffen für Thumann's Individualität, welche sich am freiesten dort entwickelt, wo sie reine Existenzen schildern kann. Der Kreis, der seinem Talente ganz entspricht, ist nicht groß, aber der Künstler bewegt sich in demselben frei und sicher, mit warmer Empfindung und sinniger Anmuth. Kein Wunder, daß er vor allem der Liebling der deutschen Frauenwelt geworden ist. Der vorliegende Cyclus besteht aus neun Blättern — die Besucher der diesjährigen Ausstellung der Berliner Akademie hatten Gelegenheit die Originale zu sehen. Besonders liebenswürdig ist das vierte („Du Ring an meinem Finger“), das sechste, wo die junge Wittin dem Manne das „süße Geheimniß“ in's Ohr flüstert, und das letzte Blatt, die Greisin, ihr zu Füßen das blühende Entelkind. Weniger gelungen ist das Bild zu „Er, der Herrlichste von allen.“ Einen Rath dürfte man dem Künstler geben: sich nicht zu sehr an ein weibliches Modell zu gewöhnen, denn sonst wird mit der Zeit die Fähigkeit zu charakterisiren sehr gefährdet, die Phantasie verliert ihre Beweglichkeit und der Typus, sei er noch so liebenswürdig, seinen Reiz.

Den „Tell“ Schiller's hat der Münchener Maler Friedrich Schwörer illustriert: „Wilhelm Tell, ein Schauspiel von Fr. v. Schiller.“ Enthält 10 photographische Lichtdrücke und Holzschnitte (München, Theodor Stroemer). Von den photographirten Blättern sind einige mit bedeutender Kraft erfaßt und malerisch durchgeführt, besonders die Darstellung eines Theils der zweiten Scene des II. Actes und die auch von Wilhelm von Raubach behandelte Flucht Tell's aus dem Boote. Diese bildet den Glanzpunkt des ganzen Buchs; hier sind Leidenschaft, Kraft und Bewegung unmittelbar der künstlerischen Phantasie entsprungen — die Zeichnung markig. Andere Compositionen zeigen den nicht günstigen Einfluß der Bühnendarstellung. Das macht sich besonders bei den Holzschnitten nicht selten bemerkbar; wie auf dem Blatte, welches das Gespräch zwischen Rudenz und dem alten Attinghausen vorführt — der erstere erscheint ganz wie ein „zweiter Tenor“ — oder auf der Darstellung der Todesscene des alten Edelmanns (S. 74), wo der Ausdruck der Köpfe ziemlich verflacht ist. Geistreich erdacht sind die meisten Schlußvignetten. Das Ganze ist in Bezug auf Druck, Papier und Einband sehr gebiegen und luxuriös ausgestattet.

Sehr verschiedene Urtheile werden sich an die Illustrationen knüpfen, welche Gustav Doré zu Milton's „Verlorenem Paradies“ geliefert hat. Die deutsche Ausgabe ist bei J. G. Bach in Leipzig erschienen. Außerlich präsentiren sich die mir vorliegenden Lieferungen ganz so würdig, wie die früheren Werke des Franzosen; es ist nicht zu zweifeln, daß sich viele Liebhaber dafür finden werden, weil ja auch hier die Vorzüge Doré's ebenso zu Tage kommen, wie in der ersten Ausgabe. Die Blätter, auf welchen die Naturscenerie stark in die Gestaltung eingreift, sind, wie in der ersten Ausgabe, 11, S. 55, S. 85, S. 156, haben etwas Großes und Bedeutsames, obwol sie nicht ganz die Wirkung erzielen, die man von Doré'schen Bildern gewohnt ist.

effecte auch hier zur Verwendung kommen. Da erhält die Einzelgestalt ein starkes Relief durch die Umgebung und die düstere Stimmung des Hintergrundes verstärkt die Charakteristik der Gestalt. Viel weniger gelungen sind die Massenscenen, die Kämpfe der Engel und Dämonen. Hier macht sich die typisch gewordene Manier der Formgebung, das Theatralische der Bewegungen (besonders S. 115) sehr unangenehm bemerkbar. Die individuelle Bestimmtheit der einzelnen Gestalten verliert sich zu Gunsten eines oft unklaren Gesamteindrucks in leere Schablonen. Das gilt auch von den idyllischen Scenen im Paradiese, welche das erste Menschenpaar vorführen, wie von den phantastischen Compositionen, von denen die eine S. 75 ganz in die Caricatur umschlägt. Es ist dies übrigens nicht schwer zu erklären: der Zeichner hat zu viel geschaffen und er muß sich wiederholen, muß, trotz seiner bewundernswürdigen Phantasie, allmählig zu einer gewissen Leere gelangen, welche dem gebildeten Kunstfreunde den Genuß nicht selten verkleinert.

Ein sehr liebenswürdiges Buch hat der Manz'sche Verlag in Wien herausgegeben: „*Bilder von Desregger, Geschichten von Rosegger*“. Dasselbe enthält zwölf Photographien nach Originalen des berühmten Malers und ein vorzügliches Bildniß desselben. Zu den Bildern hat der steirische Volkschriftsteller anmutigende Texte geschrieben, welche in ihrer einfachen Schlichtheit einen sehr freundlichen Eindruck machen. Desregger ist trotz seines echt süddeutschen Gepräges längst im Norden heimisch geworden — das Buch wird gewiß noch mehr dazu beitragen, ihn in weitesten Kreisen einzubürgern. — Die Ausstattung ist gefällig.

Zu den Werken, welche Dichtungen illustriren, muß auch Hermann Kaulbach's „*Opern-Cyclus*“ gerechnet werden. (Verlag von Karl Brad in Berlin.) Er enthält Darstellungen beliebter Opern-Scenen nach Originalgemälden des genannten Künstlers, welche von Bruckmann in München photographirt sind. Die Serie umfaßt acht Blätter, Scenen aus „*Freischütz*“, „*Figaro's Hochzeit*“, „*Hugenotten*“, „*Don Juan*“, „*Barbier von Sevilla*“, „*Fidelio*“, „*Weisse Dame*“ und „*Rothkäppchen*“. Ein besonderes Verdienst hat sich der begabte Künstler dadurch erworben, daß er auf den meisten Blättern den Eindruck des „*Opernmäßigen*“ mit feiner Empfindung vermieden hat. Sehr schön sind vornehmlich die Blätter zum „*Freischütz*“, den „*Hugenotten*“ und zu „*Fidelio*“ — theatralisch wirkt nur die Darstellung der Erscheinung des Comthurs. Der stilvoll entworfene Umschlag verdient eine besondere Erwähnung.

An diese neuen Publicationen läßt sich eine ältere anschließen, welche es verdient, in den deutschen Familien heimisch zu werden: es ist die Gustav Freytag-Galerie von Edwin Schloemp in Leipzig, jedenfalls ein in seiner Weise großartig angelegtes Unternehmen. Bei der Volksnähe, welche die Werke des genannten Autors besitzen, war es natürlich, daß sich das Interesse der Publication zugewendet hat, welche in Bildern einen Theil unserer Volksgeschichte entrollt. Eine gewisse Ungleichheit der Leistungen war nicht zu vermeiden, — sie ergab sich schon aus der großen Anzahl der Mitarbeiter — immerhin ist es anzuerkennen, daß die einzelnen Künstler mit Aufgaben betraut worden sind, welche ihrer Eigenart entsprachen. Als besonders hervorragend sind zu nennen die Arbeiten von A. Menzel, „*Friedrich der Gr. am Sarge des großen Kurfürsten*“, Paul Meyerheim, „*Alte auf ihrem Heimatsgut*“, W. Camphausen, „*Rheinübergang des schlesischen Armeecorps unter Blücher am Neujahrsmorgen 1814*“, Paul Thumann, „*Die Sage vom Thränenkruglein*“, dann „*Ingo und Irmgard's Untergang*“ von A. Biegenmayr und Hermann Kaulbach's, des Sohnes von Wilhelm, liebenswürdige Composition: „*Anna Fabricius, die Kinder der Landsknechte lehrend*“. Die Verlags-handlung hat verschiedene Ausgaben veranstaltet, so daß den größten, wie den bescheidensten Börsten entsprochen werden kann — die Blätter der Imperial-Ausgabe sind tadellose Photographien aus dem Atelier von Friedrich Bruckmann, aber auch die kleineren Formate zeichnen sich durch die saubere und scharfe Ausführung aus.

Die zweite Gruppe von Werken vereint den künstlerischen mit dem belehrenden

Zwed. Hier sind keine neuen Erscheinungen zu verzeichnen. „Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unsern ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers“ (Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger), welches Werk an derselben Stelle schon im vorigen Jahre angezeigt worden ist, nähert sich seiner Vollendung — im Laufe des verfloffenen Jahres sind weitere dreiundzwanzig Lieferungen ausgegeben worden, so daß im Ganzen fünfunddreißig vorliegen. Das Unternehmen hat sich auf der Höhe seines Beginns erhalten. Der Text ist für den Zwed geradezu musterhaft geschrieben: genug gründlich, um auch ernstern Männern Interesse einzufloßen, nicht zu gelehrt, was die Arbeit für viele schwerer zugänglich machen könnte; dazu außerordentlich geschickt gruppiert, so daß Land, Menschen, Geschichte und Kunst wechselnd und doch verbunden an dem Leser vorüberziehen. Die Schilderungen selbst sind in hohem Grade anschaulich — man fühlt, daß der Autor nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Dichter ist, dessen Phantasie alles Gesehene mit der Frische des ersten Eindrucks wieder belebt.

Die Illustrationen sind sich im Werthe vollkommen gleich geblieben — arbeiten ja in Wahrheit die besten deutschen Künstler, welche bei dem Werke in Betracht kommen konnten, mit: W. Genz, Gust. Richter, L. E. Müller, F. Makart, Ferd. Keller, Ad. Seel, C. Werner, E. Koerner, A. Gnauth, dessen Architekturbilder zu den Schönsten gehören, und als die einzigen fremden Maler Alma Tadema und Frank Dillon. Aber auch die Arbeiten der weniger berühmten Künstler, wie R. R. Hubers, zeichnen sich durch ihre Feinheit und die gleichmäßig liebevolle Behandlung aus. Und trotzdem von den Besten das Beste geleistet ist, ragen die Zeichnungen von W. Genz ganz besonders hervor, weil er zu denjenigen gehört, welche stets in Hinsicht auf die Technik des Holzschnittes arbeiten; nur auf einzelnen Illustrationen, besonders B. II. Bog. 14 hat er sich zu der englischen Manier der überstarken und zu kräftigen Conturen verfahren lassen. Auch Leop. Carl Müller nimmt stets Rücksicht auf die Reproduction, wodurch die Frische des ursprünglichen Entwurfs viel mehr bewahrt bleibt, als es bei manchen Bildern von Gust. Richter, F. Genz und von anderen der Fall ist, wo trotz der sorgsamsten, ja musterhaften Ausführung des Schnittes die Nachahmung verschiedener Metallstichmanieren den strengen Charakter des Holzschnittes verwischt. Hallberger's „Aegypten“ gehört zu den vollendetsten Werken, welche der deutsche Verlag bis heute hergestellt hat.

Auf gleicher Höhe steht das jetzt in zweiter Auflage vollendete „Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna.“ In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus und W. Raden. (Stuttgart, F. Engelhorn.) Alle Vollbilder und kleineren Illustrationen, welche nicht den strengsten Anforderungen entsprochen haben, sind durch neue Arbeiten ersetzt. So wirkt das Illustrationswerk jetzt mit einer so musterghltigen Einheitlichkeit, daß es sich neben den besten Publicationen dieser Art, sie mögen heimische oder fremde sein, dauernd behaupten wird. Wie in „Aegypten“, ist auch hier der Text ganz vorzüglich bearbeitet. Karl Stieler, Eduard Paulus, der im Norden zu wenig bekannte schwäbische Dyrker, und Wolde- mar Raden kennen und lieben Land und Leute; der zweite ist ein gründlicher Kunstarchäologe und hat sein Wissen in feiner Art mit der Schilderung verwoben. Der Hinweis auf die Texte erscheint mir eine Pflicht, denn nur zu oft werden solche Werke mehr betrachtet, als gelesen — das ist aber ein offenkbares Unrecht. Die Illustrationen sind fast alle vorzüglich — ich habe unter den Hunderten kaum zwei oder drei gefunden, welche nicht den strengsten Anforderungen genügen. Trotz der vielen theiligten Künstler, unter denen wir die vorzüglichsten des Nordens und des Südens finden, geht ein einheitlicher Zug durch das Ganze. Die Holzschnitte machen der Anstalt von Elos in Stuttgart alle Ehre. Hoffentlich wird auch die neue Auflage denselben Erfolg, wie die erste, haben.

Nicht ganz den gehegten Erwartungen entspricht das letzte Werk dieser Reihe: „Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jacob von Falke.“ Stuttgart, W. Spemann. Die

Verlagsbuchhandlung hat das deutsche Publicum und die Kritik durch die „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens“ verwöhnt. Weil dieses Werk den höchsten Anforderungen nicht nur genügt, sondern sie übertroffen hatte, trat man dem neuen Unternehmen mit sehr großen Erwartungen entgegen und wurde vielleicht eben darum mehr enttäuscht, als das Werk verdient. Nach einer Richtung hin ist der Mangel besonders fühlbar: die Reproduktionen der plastischen Kunstwerke sind — ich behaupte das Wort gebrauchen zu müssen — pietätslos, weil sie den künstlerischen Charakter meist sehr verwischt wiedergeben. „Der Apoll vom Belvedere“ (S. 57) — übrigens sorgsam geschnitten — „die capitolinische Venus“ (S. 59), „die Tänzerin“ des Vaticanus (S. 77), „die Aspasiabüste“ derselben Sammlung (S. 81) u. sind in der Flächenbehandlung zum Theil, in dem Ausdruck der Köpfe fast ganz verflacht; andere, wie die „Aphrodite der Münchener Glyptothek“ (S. 82) kaum kenntlich; gute Darstellungen, wie der „Aesop“ (S. 47), bilden in den mir vorliegenden zehn Hefen die Ausnahme. Viele andere der Illustrationen aus dem griechischen Leben, von Alma-Tadema, W. Friedrich, Eugen Klimsch sind vortrefflich, die ersteren in ihrer Art meisterhaft; aber auch hier findet sich manches Bild, das im Stoffe zu unbedeutend, in der Auffassung zu flattrig ist, um in einer Culturgeschichte berechtigt zu sein. Manchmal kann man sich, wie bei der „sitzenden Griechin“ (S. 76), „Frauen bei der häuslichen Arbeit“ (S. 92) eines leisen Sächelns nicht erwehren, ebenso wenig, wenn man unter einer Figur, welche sich ankliebt (S. 68), die Worte liest: „Chiton mit Diploidion im Begriff des Befestigens“. Sehr schön sind zumeist die Schlußvignetten und architektonischen Reconstructionen von dem talentvollen Friedrich Thiersch. Der Raum gestattet mir nicht, den Text so zu besprechen, daß Lob und Tadel bewiesen werden könnten; zur Vertheidigung des besonders von Seite der Gelehrtenwelt mehrfach angegriffenen Autors möchte ich nur hervorheben, daß diejenigen Parthien, welche Falke's eigenstes Gebiet, das Kunstgewerbe betreffen, sehr viel Anregendes und Rühmensewerthes enthalten und daß die Publication trotz mancher Schwächen Anerkennung verdient. Viele, denen antikes Leben sonst verschlossen bliebe, können sich hier Anschauungen und Kenntnisse holen, welche zu unterschätzen ein offenkundiges Unrecht gegen den verdienstvollen Autor ist.

Dem Gebiete der Kunst im strengeren Sinne gehören einige Werke an, welche anzugehen mir eine besondere Freude gewährt. Es ist vor Allem die Vierteljahrsschrift „Die graphischen Künste. Redigirt von Dr. Oscar Berggruen, verlegt von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.“ Diese Gesellschaft besteht seit 1871 und hat sich das Ziel gesetzt, vor Allem die edleren Arten der Reproduction, den Holzschnitt und den Kupferstich zu fördern und durch die Vervielfältigung der besten modernen und alten Originale den Geschmack in ebester Weise zu bilden. Die Mitglieder erhielten jährlich zwei Albums mit sechs Stichen und Radirungen, in Zwischenräumen noch andere Publicationen von hervorragendem künstlerischen Werth und außerdem ein Vereinsorgan, die „Mittheilungen“. Verschiedene Mißstände, welche sich ergaben, und der Wunsch vieler Mitglieder, man möge auch die Kunstliteratur mehr berücksichtigen, führten zu einer Verschmelzung der „Albums“ mit dem Vereinsblatte in der neuen Zeitschrift, deren vier erste Hefte mir vorliegen. Tendenz, Ausstattung und Inhalt sind über alles Lob erhaben, die Stiche, Radirungen, Holzschnitte und Heliogravüren können fast durchgängig als mustergiltig bezeichnet werden. Ganz besonders zu erwähnen ist, daß die „Graphischen Künste“ ausführlich angelegte Charakteristiken moderner und älterer Künstler bringen, welche durch zahlreiche, tadellos ausgeführte Beilagen und Heliogravüren im Text ihre vollste Anschaulichkeit erhalten. Meister Schwind hat den Anfang gemacht. Das Unternehmen ist von so vornehmen Geiste und so feinem Geschmack geleitet, daß es die kräftigste Unterstützung aller Kreise verdient, welche sich für die Kunst interessieren: es ist in seiner Art vollendet. Vertreter der Gesellschaft ist für Berlin

Paul Bette, Kronenstraße 37 — ich bin überzeugt, die Leser werden es mir Dank wissen, sie auf diese Veröffentlichung hingewiesen zu haben.

Von ähnlichem Kunstwerth ist ein anderes Werk, welches gleichfalls aus Wiener Officinen hervorgegangen ist: „Die Votivkirche in Wien. Denkschrift des Baucomité's, veröffentlicht zur Feier der Einweihung am 24. April 1879.“ Von Dr. Moriz Thausing, Director der Albertina und Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Universität. Verlag von R. von Waldheim. Das Werk soll „Kunde geben von der Entstehung eines seltenen Kunstdenkmales, mit einer genauen Beschreibung desselben und mit einer wahrheitsgetreuen Geschichte seiner Herstellung und Vollenbung“. Diese Absicht scheint einen trockenen Inhalt anzudeuten und doch ist derselbe sowohl für die Kunst- als auch Kulturgeschichte wichtig und interessant. Sehr originell ist die Ausstattung: alle architektonischen und die meisten ornamentalen Vorlagen haben Mitglieder der Bauhütte geliefert; sie umfassen neben Stichen und Radirungen, welche das Äußere und Innere der Kirche vorführen, Holzschnittdarstellungen von Architekturgliedern, kirchlichen Schmud- und Gebrauchsgegenständen und einen Farbenholzschnitt des „Marienfenslers“. Außerdem hat noch jedes Blatt, durch Initialen, Vignetten und Randleisten einen besonderen Schmud erhalten, welcher bis in das Kleinste stilvoll und künstlerisch ausgeführt ist.

Der erste Jahrgang der „Meisterwerke der Holzschnittkunst“ (Verlag von J. J. Weber in Leipzig) liegt vollständig vor. Der Name der Firma ist mit der Geschichte des modernen deutschen Holzschnittes unlösbar verbunden. Die ausgewählten Originale beweisen den feinen Geschmack, die zum größten Theile vorzüglichen Schnitte das ernste Streben des Verlegers, das Beste zu bieten. Besonders Lob verdient es, daß auf den meisten Blättern sich das Ringen kund gibt, den älteren Ueberlieferungen der Schnitttechnik nahe zu kommen. Die Sammlung ist in Wahrheit ein ästhetisches Hausbuch; volksthümlich im besten Sinne, verdient es die weiteste Verbreitung.

Die „Meisterwerke der Aquarellmalerei“ (Adolf Tike in Leipzig), deren erste Serie voriges Jahr angezeigt worden ist, sind durch fünf weitere Blätter bereichert worden. Hauptsächlich ist das als ein Beweis zu betrachten, daß der Beginn des kostspieligen und schönen Unternehmens von dem verdienten Erfolge begleitet war. Die neue Lieferung enthält; Anton Dieffenbach, „Gemeinschaftliche Mahlzeit“; Rud. Schid, „Mignon“; R. Capobianchi, „Beim Schuhmacher der eleganten Welt“; Ed. Hildebrandt, „An der Küste von Dover“ und R. Schid, „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten“. Das letzte Blatt ist das einzige, welches nicht auf der Höhe dessen steht, was die chromolithographische Anstalt von R. Steinbock in Berlin zu leisten vermag. Sehr schön sind die Landschaft von dem verstorbenen Hildebrandt und das Genrebild des Pariser Künstlers. Das letztere beweist, welchen Fortschritt die junge Technik gemacht hat — bis auf einige der dem geübten Auge sichtbaren Unsicherheiten in den Schattien des Incarnats ist das Blatt tadellos, schon darum, weil es die Technik des Künstlers erkennen läßt und die Farben mit ungebrochener Frische wiedergibt.

Von Berliner Publicationen liegt mir noch eine vor: „Strand- und Landschaftbilder von der Ostsee.“ Original-Radirungen von G. Eilers, Verlag von Paul Sonntag. Die bis jetzt herausgekommenen sechs Blätter erwecken ein günstiges Vorurtheil für das Ganze, welches bis zur Weihnachtszeit vollendet sein soll. Der Künstler besitzt seines Empfinden für die Natur und führt den Stichel sicher; hie und da macht sich die Neigung zu einer etwas getäfelten Kleinlichkeit bemerkbar, im Allgemeinen jedoch befriedigen die Blätter, von denen besonders zwei Strandbilder — ruhige und stürmische See — hervorgehoben werden müssen: sie sind in der Wirkung einfach und schön.

An der Grenze zwischen den Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes steht ein Unternehmen von Edwin Schloemp in Leipzig: „Unser Heim im Schmud

der Kunst.“ Ein Bilderzyclus zur Einrichtung des Wohnhauses in künstlerischer Ausstattung von J. Schmid, Weichardt u. A. Mit beschreibendem Text von Dr. Mothes, I. J. Baurath. Das Ganze läßt sich noch nicht endgültig beurtheilen — jedenfalls hat der Verleger für die Ausstattung viel gethan; jedes Heft bringt zwei „Zimmeransichten“, welche durch nette Staffagenfiguren belebt sind, und außerdem Abbildungen kunstgewerblicher Gegenstände. Im Allgemeinen sind die Entwürfe hübsch, zum Theil auch stilvoll; das Einzige, was des Stils ganz entbehrt, ist der Text; schon die Einleitung enthält Perioden, wie ich sie noch niemals gelesen habe. Seite 1 heißt es: „Gerade so nun, wie die auf unermeßlich weiten Bahnen in scheinbar leerem Raum ohne Wanken die Sonne umtreisenden Weltenkörper vor dem Hinausschweifen über die mit unsichtbarem Griffel in den jene endlosen Räume ausfüllenden duffigen Aether geschriebenen Geleisen und dadurch vor dem sofort bei etwaigen Verlassen derselben unvermeidlich eintretenden Auseinanderbersten seit Aeonen schon durch die — von der ihnen schönfarbendes Licht und behagliche Wärme spendenden Sonne auf sie geübte — Anziehung bewahrt werden, gerade so“ u. In den Beschreibungen der Zimmer ist mancher feine Wink enthalten — und die kühnen mändrischen Verschlingungen des Satzbaues sind so ziemlich besetztigt.

Zuletzt sei noch ein sehr originelles Werkchen erwähnt, das nur den Damen zugedacht ist: „Merzbüchlein“, (Verlag von Gebrüder Obpacher in München). Es ist zum Eintragen von Kochrecepten bestimmt. Auf je ein Blatt, welches in reizender farbiger Ausführung verschiedene Küchengeräthe, Früchte, Gemüse u. nebst beigelegten Sprüchen enthält, folgen je zwei bis drei leere Blätter — der chromolithographirten sind es zweiundzwanzig. Die Ausstattung ist reizend — so reizend, daß ich das Büchlein fast zum Sammelbuch für lyrische Gedichte empfehlen möchte — es selbst personificirt ja auch eine Poesie, die der Küche. Wer wollte Barbar genug sein, diese zu leugnen?  
D. v. Reigner.

## Die Samoa-Inseln.

Mit Bezug auf den von uns im Octoberheft veröffentlichten Aufsatz: „Die deutsche Arbeit in fremden Erdtheilen“ von Karl von Scherzer, erhalten wir ein Schreiben des Herrn S. Friederichsen, General-Secretärs der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, in welchem es heißt: „Da ich die hohen Verdienste v. Scherzer's um die geographische Forschung sehr wohl zu würdigen weiß, so wird er mir nicht übel deuten, wenn ich ihn auf einen Irrthum aufmerksam mache, welcher sich in jenem Aufsatze findet. Die Samoa-Inseln umfassen nicht 500 deutsche Quadratmeilen, sondern nur 54, und ist ihr Flächeninhalt daher nicht doppelt so groß wie das Königreich Sachsen, sondern ungefähr gleich dem von Mecklenburg-Strelitz. Bei dem weitgehenden Interesse, welches die fraglichen Inseln gerade neuerdings in Deutschland beanspruchen, will mir eine Verichtigung zweckmäßig erscheinen. Auch wird Herr von Scherzer begreiflich finden, daß mir das Fehlen des Namens „Godeffroy“ in einer Abhandlung über die deutschen Beziehungen zum Auslande aufgefallen ist. Die Hausflagge der Firma J. C. Godeffroy u. Sohn ist in der Südsee und Australien Jahrzehnte lang bekannter gewesen, denn irgend eine deutsche. Von der Bedeutung des deutschen Handels in der Südsee erhält man einen Begriff, wenn man die durch das Reichsamt publicirte „Samoa-Deutschkarte“ auch nur eines Blickes würdigt.“

Wir können hier übrigens auf einen ausführlichen von uns gebrachten Bericht über die Samoa-Inseln verweisen, dessen Verfasser, Hr. Dr. E. Böhr, derzeit Marine-Arzt an Bord Sr. Maj. Kriegscorvette „Arcona“, die genannten Inseln vor einigen Jahren besuchte. (S. Deutsche Rundschau, 1876, Bd. VI, S. 426 ff.)

5. **Leben Michelangelo's** von Herman Grimm. Fünfte Auflage. Hannover, Carl Kümpfer. 1879.

Das Urtheil über das berühmte Werk ist im Allgemeinen längst abgeschlossen und wir können es uns ersparen, Alles zu wiederholen. Das Buch des Herrn Grimm hat — abgesehen von allem Anderen — das hohe Verdienst, den gebildeteren Kreisen in Deutschland das Verständnis des gewaltigen Künstlers, welchen die Geschichte kennt, erschlossen zu haben. Und wenn sich allmählig eine Gemeinde gebildet hat, welche die Beschäftigung mit den Werken Angelo's als Herzenssache betrachtet, und wenn an die Stelle kalter Bewunderung für sie ein warmes Gefühl getreten ist, so ist das zum größten Theile dem Buche Grimm's zu verdanken. Es ist natürlich, daß der Verfasser das seit der letzten Auflage veröffentlichte Material auf das Gewissenhafteste benutzt hat. Die Zusätze zum ersten Bande berichten darüber. Besonders hervorzuheben ist der zweite, „die Papiere des Archivio Buonarroti zu Florenz“ (S. 529—542), wo die Sammlung Gaetano's Milanesi (Lettere di M. B. Firenze, Le Monnier) in eingehender Weise besprochen wird. Mit scharfem Blick hat Prof. Grimm die wunden Stellen herausgefunden und in würdiger Form angezeigt. Es ist nach seiner Darstellung gar nicht zu zweifeln, daß noch verschiedene Dokumente der Öffentlichkeit vorenthalten worden sind und andererseits Milanesi selbst das veröffentlichte Material nicht mit der nöthigen Gewissenhaftigkeit benutzt habe. Das Nachwort des Verfassers (Bd. II, 507—513) berührt einen Punkt, der nicht unerwähnt bleiben darf: es ist die in Berliner Künstlerkreisen thatsächlich vorhandene Agitation gegen die Cartons von Cornelius. Grimm sagt: „Man beginnt den Cartons den Platz zu beneiden, der für sie zuerst doch geschaffen worden ist. Man wünscht ihre Beseitigung, um, wie es heißt, Raum zu gewinnen für die Werke lebender Künstler. — Wer unter den lebenden Künstlern sollte diesem Manne denn an die Seite gestellt werden?“ Mit herben Worten wendet sich der Verfasser darauf gegen diese Pietätslosigkeit eines Theiles der jüngeren Kunstlerschaft, welche Nichts gelernt und Alles vergessen hat. Mit energischen Strichen schildert er die Verdienste des Mannes, dem Deutschland das Wiedererwachen der monumentalen Kunst verdankt. „Wie kleinlich“, ruft er aus, „und kurz-sichtig für die eigene Zeit, wie unwissend in der Geschichte des eigenen Vaterlandes müssen die erscheinen, die an Cornelius' Werken, die doch nichts mehr als das Grabmal eines großen Mannes sein wollen, herumwädeln, als seien es die Arbeiten eines Lebenden, der Andere in ihrer Thätigkeit beeinträchtigen könne.“ Grimm verdient den Dank jedes Vaterlandsfreundes, daß er diese Angelegenheit erwähnt, die Vertreter jener verstockten Bemühungen gebrandmarkt hat. Es wäre zu wünschen, daß sie nur einen Bruchtheil jener wahrhaften und ernstlichen Begeisterung für die Kunst in sich hätten, welche das ganze Wesen von Cornelius durchglüht hat. Aber sie sehen eben nichts, als mangelhafte Verkürzungen und einzelne leere Linien, was in den Cartons

lebt, der Künstlergeist, das ist ihnen unsichtbar. Wir aber hoffen, daß, so lange Max Jordan Director der Galerie ist, die Bestrebungen einer Clique erfolglos bleiben werden.

Eine besondere Bereicherung hat das Buch durch ein musterhaft gearbeitetes Namen- und Sachregister erfahren, welches fünfzig Seiten umfaßt und von dem eben genannten Kunstforscher ausgearbeitet ist. Die praktische Brauchbarkeit des Werkes wird dadurch sehr erhöht — es wäre zu wünschen, daß die „Kunst des Registermachens“ überhaupt von unseren Gelehrten mehr gelbt würde, als es geschieht. Papier und Druck sind vorzüglich.

99. **Griechische Götter- und Heldensagen.** Für die Jugend erzählt von E. Witt. Zweite durchgesehene und mit einem Anhang vermehrte Auflage. Mit 7 Bildern von Emil Meißner. Königsberg, S. Laubien. 1879.

In dem Alter wo das Verlangen der Kinder nach Stoffen, die ihren Geist anfüllen, ihre Phantasie beschäftigen können, erwacht und sich so oft zum Seßhänger steigert, kann man ihnen neben den Grimm'schen Märchen keine geeigneteren und zugleich der Einprägung würdiger Gegenstände bieten als die griechischen Götter- und Heldensagen in einer angemessenen Bearbeitung. Doch „die schönsten Sagen des Alterthums“ von Schwab setzen (schon wegen ihres Umfangs und der Ausführlichkeit der Erzählung) ein etwas reiferes Alter voraus; und bei den „Erzählungen aus der alten Welt“ von R. F. Veder wird die Geseßbarkeit durch die nach Campe's Vorbilde gewählte, jetzt völlig veraltete Form beeinträchtigt. Das kleine, mit 7 Illustrationen von einer Künstlerhand geschmückte Buch von Witt bietet eine nicht umfangreiche, sehr glücklich getroffene Auswahl aus der Fülle der griechischen Mythen, vorwiegend aus der Heldensage. Der Verfasser hat hauptsächlich aus Apollodor geschöpft, doch auch gelegentlich Darstellungen von Dichtern benutzt, wie die des Hesiod im Mythos vom goldenen Zeitalter, des Sophokles in der Sage von Theben. Die griechischen Namensformen sind durchweg beibehalten, die richtige Betonung in einem angehängten Verzeichniß angegeben. Die im Märchentone gehaltene Erzählung ist mit einer Kunst dem kindlichen Verständniß angepaßt, wie man sie nur im langen, intimen und liebevollen Verkehr mit Kindern erwirbt; alle poetischen Momente, die die kindliche Phantasie aufzufassen vermag, sind vortrefflich verwertet. Das einzige Volksmärchen, das wir aus dem Alterthum haben, das von Apulejus erzählte Märchen von Amor und Psyche, ist als Anhang hinzugefügt. So dürfen wir wir wol sagen, daß Knaben und Mädchen, die die untern Klassen höherer Lehranstalten besuchen, ein zugleich zweckmäßigeres und willkommeneres Geschenk als mit diesem kleinen Buche kaum gemacht werden kann; wie es denn auch Lehrern und Erzieherinnen aufs wärmste empfohlen werden darf.

70. **Die amerikanische Nordpol-Expedition.** Von Emil Vessels. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Diagrammen und einer Karte in Farbenbrud. Leipzig, Engelmann, 1879.

Vessels war der Chef der wissenschaftlichen Abtheilung der Nordpol-Expedition, welche die



Bereinigten Staaten 1871 im Schiff „Polaris“ unter Hall's Commando ausfanden. Die „Polaris“ fuhr an der Westseite Grönlands durch Smith-Sund, Kane's Passin, Kennedy Channel und den von Hall benannten Robeson Channel bis in das Südenbe des Lincoln-Meeres (welchen Namen Bessels mit Recht dem in jeder Hinsicht ungünstlich gewählten „palaeocretic Sea“ Kane's vorzieht), bis zu einer damals noch von keinem Schiff erreichten Höhe, bis zu  $82^{\circ} 16' - 29^{\circ}$ , n. Br. l. Bis hierher hatte die Expedition außergewöhnliches Glück: sie legte den Weg von Holsteinborg ( $67^{\circ}$ ) bis zum Lincoln-Meer vom 3.—31. August in 29 Tagen zurück: allein als Hall am 31. August beschloß, aus Grönland, welche weber Bessels noch andere hervorragende Mitglieder der Expedition billigten, für's Erste nicht weiter vorzubringen, da war der Glücksstern der „Polaris“ gesunken. Man überwinterte in keineswegs günstiger Lage; Hall starb und als die Expedition nach verschiedenen kleinen Fahrten und Reisen, die mit mühevoller Selbstauspöpfung vom Winterquartier aus unternommen waren, im folgenden Sommer unter viel ungünstigeren Eisverhältnissen zurückkehrte, ging auch das Schiff in Folge von Eispresungen Anfang Oktober zu Grunde. Ein Theil der Mannschaft wurde den Winter hindurch von einer Treibeischole südlich geführt und endlich von einem begnadenen Schiff aufgenommen; die übrige Mannschaft, unter ihr Bessels, überwinterte zum zweiten Male, jetzt am Smith-Sunde, um dann im nächsten Frühling im Boote nach südlicheren Breiten zu fahren, bis auch sie einem rettenden Schiff begegnete.

Diese Schicksale der „Polaris“-Expedition schildert Bessels, und wenigleich dieselben längst durch frühere kürzere Mittheilungen, sowie durch die officiële Berichterstattung der amerikanischen Regierung („Narrative of the N. Polar-Exped. U. S. Ship Polaris“, by R. Admiral C. H. Davis, Wash. 1876) der Welt bekannt sind, so wird man doch auch vorliegenden Band, der 1874 schon geschrieben, aus verschiedenen, Ref. nicht sehr wesentlich scheinenden Gründen erst jetzt publicirt wird, mit lebhafter Theilnahme lesen. Denn dem Verfasser sowohl wie den übrigen Mitgliedern der Expedition gebührt das höchste Lob für ihren festen Muth, ihre zähe Ausdauer und ganz insbesondere für die bewundernswürdige Kraft, mit welcher sie auch in den schlimmsten Tagen ihren wissenschaftlichen Arbeiten nachgingen. Die wissenschaftlichen Resultate der Expedition sind zum großen Theil schon Gemeingut der Forschung geworden, nicht zum Wenigsten durch Bessels selbst, dessen „Physical observations“ den ersten Band der von der amerikanischen Regierung veröffentlichten „Scientific results of the U. S. Arctic Expedition“ (Wash. 1876) bilden. Leider sind die beiden übrigen Bände dieses officiellen Werkes noch nicht erschienen. Der wissenschaftliche Anhang, den Bessels dem vorliegenden Buche angehängt hat, ist in doppelter Beziehung von Bedeutung; erstlich, weil er den Inhalt jenes nicht leicht erreichbaren 1. Bandes der „Results“ (in sehr abgetürzter Fassung freilich) allgemein zugänglich macht, zweitens, weil er jenen Band, namentlich in Bezug auf die meteorologischen Tabellen, in sehr wesentlichen Punkten berichtigt,

zum Theil auch ergänzt. So ist dieser Anhang unentbehrlich für den Benutzer der „Results“, obwohl er neues wissenschaftliches Material nicht bringt. Auch hier geht der Verf. auf die Fluthverhältnisse näher ein, indem er aus der von Norden her in den Robeson-Canal einbringenden Fluthwelle den Beweis für die insulare Beschaffenheit Grönlands führt. Dieser Beweis, dem Ref. völlig beistimmt, ist von hoher Wichtigkeit und die bedeutendste wissenschaftliche Entdeckung, welche Bessels, ja welche die Expedition gemacht hat, deren Resultate für Fixirung der Küstenlinien (auf der sehr hübschen Karte des Bandes eingetragen und nach den neuesten Forschungen ergänzt und berichtigt, vergl. die Karte der „Results“) nur für einen kleinen Theil des nordwestlichsten Grönlands von Bedeutung sind.

In der erzählenden Darstellung bietet die Schilderung der nördlichsten Estimos ethnologisch nichts Neues, die Erklärung aber der Entstehung ihrer religiösen Ideen (aus Hallucinationen des durch das Schneelicht überreizten Gesichtssinnes) ist völlig verkehrt; kommen doch dieselben Ideen in weiter Verbreitung auch bei anderen Völkern vor. Auch der Versuch, eine „geographische Homologie“ für den schmalen Grönländischen Westund aufzufinden, ist unglücklich, denn an und für sich ist schon das Aufstellen solcher Homologien, wenn man keine Gründe für dieselben anzuführen hat, nur in den seltensten Fällen von mehr als dilettantischem Werth, die Herbeiziehung nun gar aber des Rothen Meeres als „Homologie“ ist so unpassend wie nur möglich. Sehr interessant dagegen ist es, daß Bessels durch zahlreiche Beobachtungen zu der Ueberzeugung kam, daß der Golfstrom nördlich von  $75^{\circ} 50'$  in der Davisstraße nicht mehr auftritt. Ungerecht und wohl aus Leidenschaftlichkeit ist das völlig verwerfende Urtheil, welches über des R. Admiral Davis „Narrative“ gefällt wird. Ein officieller Bericht kann nicht in so lebhaften Farben gehalten sein, wie eine persönliche Erzählung: auf der anderen Seite aber hat der einfach referirende Ton des „Narrative“ vielfach recht große Vorzüge vor der oft gesucht pointirten und künstlich geschmückten, auch kleine persönliche Erlebnisse zu breit vortragenden Darstellungsweise des Verfassers.

oa. Auf schwankem Grunde. Novelle von Maximilian Bern. Zweite Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen. 1879.

Die Erzählung belundet ein nicht gewöhnliches Talent, das aber, wie es scheint, noch in den Anfängen steht und dem Hoffentlich ein günstiges Geschick volle Entfaltung gönnen wird. Das Weiche, Empfindsame, Stimmungsvolle überwiegt, ein haart-godt, ein gewisser Pathosulldust macht sich bemerkbar, der einweilen noch erträglich ist, sich aber, wenn der Autor nicht aus dieser Manier loskommen sollte, durch Wiederholung bald ins Unerträgliche steigern würde. Wir haben es ja in der Neuzeit an jungen, begabten Schriftstellern oft genug erlebt, daß der erste Erfolg sie verlockt, den einmal unter Beifall angeschlagenen Ton fest zu halten. — Der Held der Novelle, Graf Alfred, darf als eine Werthernatur bezeichnet werden; ein weicher und edler Geist, durch frühe gesellschaftliche Erfolge verwöhnt, ist er in die Schlingen

einer Kolette gefallen, denen er gebrochenen Herzens sich entreißt; in der Liebe zu Natalie, der Tochter eines Seiltänzers, glaubt er noch einmal aufleben zu können, er erringt ihre Gegenliebe, muß aber zu spät erkennen, daß er nicht mehr fähig ist, glücklich zu sein, noch glücklich zu machen. Ein zweites Problem, das sich mit diesem ersten verschlingt, ist sehr viel schwächer und flacher durchgeführt; es handelt sich darum, die an Freiheit gewohnte „Tochter der Luft“ in die Formen der Gesellschaft einzuführen — ein Experiment, das nothwendig mißlingen muß, wenn es so ungeschickt angestellt wird, wie hier. Der Graf bringt seine Braut in eins jener vornehmen Pensionate, die „Dank Benedix“, „Aschenbrödel“ und einer Unzahl englischer und deutscher Romane auch in weiteren Kreisen rühmlichst verachtet sind; Natalie entflieht zuerst der Pension, dann auch dem Grafen und kehrt zu den Eltern zurück; vor den Augen des Geliebten stirzt sie sich vom Seil herab und erleidet den Tod. Die Form des Tagebuchs, die der Verfasser gewählt hat, ist für die einfache Fabel sehr passend, wir blenden in die Entstehung und den Verlauf dieses Verhältnisses bis in alle Einzelheiten hinein; grade in kleineren, intimen Büchern ist Bern oft außerordentlich glücklich. Allerliebste z. B. wie in einem Briefe Nataliens an den Geliebten neben dem liebenden Mädchen auch der Dackisch sich offenbart: „Verzeihe mir die unleserliche Schrift, das ausgefranste Papier und — o weh! jetzt habe ich gar einen Tintenfleck gemacht . . . vergiß nicht, dich Emilien zu empfehlen; es würde mich freuen, ihr den Gruß schwarz auf weiß zeigen zu können.“ Und wie fein ist es empfunden, wenn dem Grafen, der in ruhloser Stimmung seinen Park durchirrt, die schmalen Kieswege zuwider sind, weil sie in einer bestimmten Richtung laufen und ihn in seiner Freiheit zu beschränken scheinen. Die Charaktere Alfreeds und Nataliens sind mit erheblicher Kunst gezeichnet, um so mehr überrascht, daß die andern Figuren, des Grafen erste Geliebte, ein alter biederer Gärtner, der die beliebten Vergleiche zwischen Menschenleben und Pflanzenleben anzustellen hat, die Pensionsvorsteherin gar so schablonenhaft ausgefallen sind. Die Sprache, so trefflich sie an den meisten Stellen ist, gefüllt sich zuweilen in vulgären Ausbrüchen; „wenn ich überhaupt nicht ganz verbummelt bin“, schreibt der Graf S. 154 und S. 163: Nataliens Verstimmung (die schließlich die Katastrophe herbeiführt) „finde ich nicht nett“. S. 6 lesen wir den folgenden schönen Satz: „Längs der Einfriedung zogen sich zwei schmale, durch einige in die Erde eingeschlagene Pfähle, auf welche die Sitzbretter einfach gelegt waren, gebildete Bänke hin.“ Zuweilen wollte es uns bedünken — oder irren wir uns? — daß der Autor kein Deutscher sei.

oa. **Gratiana.** Eine Parzelschichte von E. Bely. Herzberg a. S. und Leipzig, E. F. Simon (ohne Jahr).

Die Erzählung Bely's hat, der Fabel nach, eine auffallende Ähnlichkeit mit der Dichtung Bern's. Aber wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe. Bei Bern erhält der einfache Inhalt durch die intime Seelenschilderung Reiz und Stimmung, bei Bely fehlt die Fähigkeit, feinere psychische Vorgänge wiederzugeben, völlig, und sie ist daher gezwungen, allerlei wohl oder übel erfundene Conflicte — meist zieht sie die letzteren vor — künstlich in die Handlung hineinzutragen, um ihr ein wenigstens äußerliches Interesse und die nöthige Ausdehnung zu verleihen. Ein Professor „der Literatur“ ist in die Schlingen einer Kolette gefallen, denen er gebrochenen Herzens sich entreißt; in der Liebe zu Gratiana, der Tochter eines Seiltänzers, glaubt er noch einmal aufleben zu können; er erringt ihre Gegenliebe, meint aber zu erkennen, daß sie einen anderen liebt, einen jungen belgischen Baron, mit dem er in einen Ehrenhandel geräth. Der Baron kommt auf den eigenthümlichen Gedanken, in einem Bergschacht den Streit zu beenden — eine wahrscheinlich belgische Sitte; er verunglückt und stößt einen „langgezogenen, schrecklichen“ Schrei aus, Gratiana dagegen einen „anderen, herzzerreißenden“, alsdann bricht sie ohnmächtig zusammen. Als sie erwacht, erkennt der Professor der Literatur, daß er der Beglückte sei; die Liebenden werden ein Paar. Das harmlose Buch ist mit einem Porträt der Verfasserin „geschmückt“, wie man zu sagen pflegt.

q. **Waldbüchlein.** Ein Babemecum für Waldspaziergänger von Dr. Moritz Willkomm. Leipzig u. Heidelberg. 1879. E. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

Freunden des Waldes, die nicht im Besitz des großen Hofmayer'schen Werkes, „Der Wald“, sind, wird dieses Waldbüchlein eine willkommene und lehrreiche Gabe sein. Der Verfasser hat es nämlich darin unternommen, zu den vorzüglichsten Illustrationen des genannten Werkes einen Text zu schreiben, der seiner eigenen Angabe zu Folge in der Hauptsache einen Auszug aus seinem Werke, „Forstliche Flora von Deutschland und Oesterreich“, bildet. Solchergehalt wird es auch weniger Bemittelten möglich, sich in den Besitz jener instructiven Illustrationen zu setzen. In den zwei Hauptgruppen, Nadel- und Laubböcher, schildert M. Willkomm nach allgemeinen Einleitungen die meisten der in jede Klasse gehörigen Baumarten, zu denen immer jede dritte und vierte Seite einen Holzschnitt giebt. Vorausgeschickt ist eine Erklärung forstmännischer Ausdrücke und ein Namensverzeichnis.

Den Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Almanach** in losen Blättern mit ca. 2500 histor.-biogr. Notizen (jeden Tag ein Blatt zum Abreißn) für 1880. Achtebunter Jahrgang. Sonnen- und Mond-Auf- und Untergang ist annähernd für 51 Grad geogr. Breite angegeben. Dresden, G. Weiste.

**Anthologie der nordgermanischen (nordnordischen) dramatischen Literatur in deutschen Uebersetzungen.** Band 1. Der Elfenhain. Schauspiel in 5 Acten. Nach J. L. Heibergs Original „Elverhøi“ aus dem Dänischen in's Deutsche Uebersetzt und mit einem Vorworte versehen von P. F. Siebold. Kassel, Th. Kay. 1879.

**Angengruber.** — Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Angengruber. Mit einer Plauderei als Vorrede. 2 Bde. Wien, L. Rosner. 1879.

**Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels.** Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. IV. Leipzig, Börsenverein der deutschen Buchhändler. 1879.

**Bach.** — Allerlei Anekdoten. Ein Festgeheimt für junge Mädchen v. Jenny Bach. Wolfenbüttel, J. Zühlke.

**Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für Nord- und Mitteldeutschland.** Nebst Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Winter 1879–80. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Direction. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. Mai 1880. Berlin, Barthol & Co.

**Bauer.** — Wirtschaftliche Studien in französischen Musterwirtschaften an der Hand der in der Weltausstellung 1879 zu Paris gewonnenen neuen Erfindungen und erhaltenen Original-Mittheilungen. Von Dr. Max Bauer, Rittersguts-Besitzer. Mit 4 Holzschnitten und 1 lithogr. Tafel. Hannover, Ph. Cohen. 1880.

**Baumbach.** — Neue Lieder eines fahrenden Gesellen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebskind. 1880.

**Baumgart.** — Biblische Festblüthen für das evangelische Kirchenjahr von August Baumgart. Mit einem Vorwort von Professor Dr. A. Weinhold. Striegau, A. Hoffmann. 1880.

**Beaulieu-Marconnay.** — Karl von Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. 2 Bde. Mit Dalberg's Bildniß. Weimar, F. Böhlau. 1879.

**Benfer.** — Die theoretische und praktische Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. Winke und Rathschläge für Principale, sowie für Vater künftiger Kaufleute von Director Dr. Albert Benfer. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchh. 1880.

**Berichte, Literarische aus Ungarn.** Herausgegeben von Paul Hunfalvy. III. Band, 4. Heft. Budapest, C. Knoll, Akad. Buchh. 1879.

**Bernays.** — J. W. Goethe. J. G. Gottsch. Zwei Biographien von Michael Bernays. Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.

**Biedermann.** — Goethe-Forschungen von Woldemar Freiherr von Biedermann. Frankfurt a/M., Literarische Anstalt (Ratten & Leuning). 1879.

**Bielschowsky.** — Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Von Dr. Albert Bielschowsky. Breslau, Schletter'sche Buchh. 1880.

**Bitilas.** — Eutis Saras. Eine Geschichte aus dem griechischen Befreiungskampfe von Demetrios Bitilas. Aus dem Neugriechischen Uebersetzt und mit einem Nachwort versehen von Wilhelm Wagner. Hamburg, S. Grubener. 1879.

**Bogdanowicz.** — J. J. von Kraszewski in seinem Wirken und seinen Werken. Eine biographisch-kritische Skizze. Von S. von Bogdanowicz. Leipzig, Comm.-Verlag von W. Friedrich. 1879.

**Briefe von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. H. Voss und vielen Anderen.** Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, herausgegeben von M. Ieler. Hamburg, O. Meissner. 1879.

**Buonaventura-Schmidt.** — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 17–20. Laction 33–40. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes. 1879.

**Buch.** — Gedichte eines Deutsch-Amerikaners. Von Caspar Buch. Chicago, A. Uhlenbusch & Co. — New-York, C. Steiger. 1879.

**Calin.** — Wilde Blumen. Zwei Novellen, den deutschen Frauen gewidmet von Marie Calin. Bremen, J. Kuhnmann's Buchh. 1880.

**Cappellieri.** — Brenneffeln. Humoristisch-satirische Gedichte von Wilhelm Cappellieri. Leipzig, Hoffmann & Olfstein.

Carcassonne. — Théâtre d'adolescents par Adolphe Carcassonne. Paris, P. Ollendorff. 1880.

**Carl.** — Die schönsten griechischen Sagen aus dem Alterthum. Seinen Enkeln und deren kleinen Freunden erzählt von Professor F. Carl. Nach dessen Tode herausgegeben von Hermann Mehl. Mit 84 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, D. Spamer. 1880.

**Chamisso.** — Frauen-Liebe und Leben. Nieder-Gyrlus von Adalbert von Chamisso. Hustrirt von Paul Thumann. Leipzig, A. Zige.

**Collection of British Authors.** Tauchnitz Edition. Vol. 1833. 34. The fallen leaves by Wilkie Collins. 2 vols. — Vol. 1835. A Foregone Conclusion by W. D. Howells. — Vol. 1838. Marjorie Daw by Thomas Bailey Aldrich. — Vol. 1839–41. John Caldigate by Anthony Trollope. 3 vols. — Vol. 1847. 48. My Lady Green Sleeves by H. Mathers. 2 vols. — Vol. 1849. 50. 55. 56. Life and times of Stern by J. R. Seeley. M. A. 4 vols. — Vol. 1854. The Lady of the Aroostook by W. D. Howells. — Vol. 1857. The twins of Table Mountain, etc. by Bret Harle. — Leipzig, B. Tauchnitz. 1879.

**Coppieters.** — Ein lustig Tobentänkein in fünf Bildern von G. Coppieters. Dichtung von Richard Schmidt-Gabani. Leipzig, A. Zige. 1879.

**Creisnach.** — Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels von Dr. Wilhelm Creisnach Halle, M. Niemeyer. 1879.

**Grünell.** — Ueber die Principien der modernen Heilmethoden. Eine populär-wissenschaftliche Abhandlung über Homöopathie, Allopathie, Electrotherapie, Wasserheilunde und Vegetarianismus. Nach einem Anhange, enthaltend: Diätvorschriften für chronisch Kranke von Dr. med. R. Grünell. Danzig, S. Stempelmann's Buchh. 1879.

**Lentz contra Drehfous.** Ein interessanter Proceß vor dem Justizpalast-Gericht zu Paris in Sachen der Uebersetzung des Buches von Moritz Buch: Graf Bismarck und seine Leute. Leipzig, Magazin für die Literatur des Auslandes (Willy. Friedrich). 1879.

**Verboeck.** — Einledder un Spöhn. I. Ull de Hansbuntentid. Snaßsche Vertellung von G. V. Verboeck. Berlin, O. Dremig.

**Doornkaat-Koolman.** — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 9. Norden, H. Braams. 1879.

**Droste-Schulhoff.** — Gesammelte Schriften von Annette Frein von Droste-Schulhoff. Herausgegeben von Levin Schüding. 3 Theile. (1. Theil. Uridische Gedichte. — 2. Theil. Erzählende Gedichte. — Schriften in Prosa. — 3. Theil. Das geistliche Jahr. — Geistliche Lieder.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1879.

**Dupont-Vernon.** — Quelques reflexions sur l'art de bien dire. Discours par M. H. Dupont-Vernon. Paris, P. Ollendorff. 1879.

**Dyherrn.** — Gesammelte Werke von Georg Dyherrn von Dyherrn. Hg. 1. 2. Breslau, H. Gopschowsky's Verlag. 1879.

**Eberth.** — Lord Byron. Ein Lebensbild. Von Dr. Felix Eberth, Professor in Breslau. Zweite Ausgabe. 2 Theile. Mit Lord Byron's Bildniß. Leipzig, S. Hirzel. 1879.

**Edstein.** — Murillo. Ein Lied vom Guadaluquivir. Von Ernst Edstein. Leipzig, R. Edstein. 1880.

**Encyklopädie der Naturwissenschaften.** — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kengott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittelen, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 6. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 2. Lfg. Breslau, Ed. Treves. 1879.

**Engel.** — Die Uebersetzungsfunde in Deutschland. Von Dr. Eduard Engel. Leipzig, W. Friedrich. 1879.

**Erholungsstunden.** Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 1. 2. Breslau, S. Schottländer.

**Falke.** — Hellas und Rom. Eine Kulturgeschichte des klassischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 11–15. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

**Faulmann.** — Illustrierte Geschichte der Schrift. Populär wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Lfg. 11–15. Wien, A. Hartleben's Verlag.

**Frerichs.** — Die Hypothesen der Physik. Ein Versuch einer einheitlichen Darstellung derselben. Von Dr. Herm. Frerichs. Bremen, J. Kuhnmann's Buchh. 1879.

**Gedichte, Allgemeines, in Einzelbarstellungen.** Unter Mitwirkung von A. Bräuner, Felix Dahn, Joh. Dämichen, Bernh. Erdmannsdorffer, Theod. Glathe.

- Subst. Geiger** 12. Herausgegeben von Wilhelm Oden. 2. u. 10. Abtheilung. Berlin, C. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.
- Gewerbehalle.** Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrg. Hft. 11. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.
- Glass.** — Wörterbuch der Mythologie. Nachschlagebuch zum Hand- und Schulgebrauch. Herausgegeben von Richard Glass. In drei Abtheilungen, enthaltend: Die in den Götter- und Heldensagen vorkommenden Namen: 1. Bei den altorientalischen Völkern; 2. bei Griechen und Römern; 3. bei den nordisch-germanischen und slavischen Völkern. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Gongenbach.** — Der General Hans Ludwig von Erlach von Gasteln. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Bearbeitet nach zeitgenössischen Quellen von Dr. August von Gengenbach. I. Theil mit einem Band Urkunden. Bern, R. J. Wyß. 1880.
- Grüneberg.** — Fächersimmen über das Kind und seine Erziehung. Eine Gabe für Eltern und Erzieher. Gesammelt und herausgegeben von A. Grüneberg. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1879.
- Guizot.** — La mouche. Monologue, en vers, dit par M. C. Coquelin, de la Comédie-Française par Emile Guizot. Paris, P. Ollendorff. 1880.
- Guglow.** — Karl Guglow's hinterlassener Roman. Die Baumgärtner von Hofenschanzen. Historischer Roman. Mit dem Portrait Karl Guglow's in Anbringung. 3 Bde. Breslau, C. Schottlander. 1880.
- Hase.** — Herzog Albrecht von Preussen und sein Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation von D. Carl Alfred Hase, Militär-Oberpfarrer des ersten Armee-Corps. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.
- Hausmann.** — Deutscher Thier seit 1849. — Aus den Quellen. Unter Mitwirkung von Alexis Kar, Eduard Alberti, C. Emil Barthel, Paul Bentzien, Bernhard Brühlart, Ludwig Foglar, Joh. Jakob Goussger, August Jaeger, Joh. Meier, Albert Möller, Adolf Widler, Jedor von Eiders, Karl Stieler, Julius Sturm, Adolf Vogel, Karl Zettl, Georg Zimmermann u. A. herausgegeben von Franz Brümmer. Hft. 1-9. Eichstätt, Krüll'sche Buchhdlg. 1873/79.
- Heigel.** — Die deutschen Kaiser. Von Dr. K. Th. Heigel. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.
- Heimgarten.** — Eine Monatschrift. Herausgegeben von A. K. Kollager. IV. Jahrg. Heft 2. November 1879. Graz, Lehmann-Josefthal.
- Hefsch.** — Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaubeckens. Von Alex. Hefsch. Mit 200 Illustrationen und 1 Karte. Hft. 3-5. Wien, A. Hartleben.
- Hellas.** — Hryische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum. In neuen metrischen Uebersetzungen von Carl Bruch. Breslau, C. Morgenstern. 1879.
- Hellwald.** — Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Unter Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse in Asien und von Rußlands Bestrebungen und Culturberuf. Von Friedrich von Hellwald. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit gegen 80 Textabbildungen u. f. w., einem Tonbilde und einer Uebersichtskarte. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Hellwald.** — Hinterindische Länder und Völker. Reisen in den Flußgebieten des Irrawaddy und Mekong; in Birma, Annam, Kambodscha und Siam. Unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zustände in Birma bearbeitet von Friedrich von Hellwald. Zweite vermehrte Auflage. Mit 70 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Hellwald.** — Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Zur Gebilde aller Stände. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Waer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Friedrich von Hellwald. Mit 500 in den Text gedruckten Illustrationen und 6 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Hennes.** — Die Erzählungen von Mainz. Nebst der politischen und militärischen Geschichte der Stadt. Von J. H. Hennes, Professor in Mainz. Dritte, vermehrte Auflage. Mainz, J. Neimer. 1879.
- Henkel.** — Collection polyglotte de proverbes. Sprichwörtliche Lebensregeln in fünf Sprachen: Deutsch, englisch, französisch, italienisch, lateinisch. Zusammenge stellt von J. Henkel. Berlin, Fr. Kortkamp.
- Hesse-Wartegg.** — Nord-America, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Gust von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von Ado Brachvogel, Bret Harie, Theodor Kirchhoff, Henry de
- Lamotte, Charles Nordhoff, Friedrich Nagel, Sabard Taylor** und Anderen. 300 Illustrationen. III. und IV. Band (Schluß) mit Titel, Vorwort und Inhaltsverzeichnis. Leipzig, Gust. Weigel. 1879.
- Heise.** — Werke aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter von Paul Heise. Berlin, W. H. Berg. 1880.
- Homburger.** — Italienische Novellen. Von Heinrich Homburger. Berlin, W. H. Berg. 1880.
- Humoristen-Brevier.** Herausgegeben von F. G. G. 2. Heft. Leipzig, W. H. Berg. 1880.
- Jahn.** — Arbus de Epita und die letzte Stunde der Madame Roland. Zwei dramatische Skizzen von Hermann C. Jahn. Bremen, J. Rühlmann's Buchhlg. 1879.
- Insekten-Kunde, Praktische.** I. Einführung in die Insekten-Kunde von Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit 46 Holzschnitten. II. Die Käfer und Hautflügler von Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit 98 Holzschnitten. Bremen, M. Heinsius. 1879.
- Jung.** — Moderne Zustände. Von Alexander Jung. Hefsch, W. H. Berg's Verlag. 1880.
- Kaufmann.** — Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. I. Band: Die Germanen der Urgelt. Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.
- Kaulbach.** — Opern-Cyclus. Darstellungen beliebter Opern-Szenen nach Original-Entwürfen von Hermann Kaulbach, photographirt von Friedrich Brummann in München. 1. Hft. Inhalt: 1. Freischütz. 2. Tannhäuser. 3. Die Lorelei. 4. Don Juan. 5. Der Barbier von Sevilla. 6. Fidelio. 7. Die Weiße Dame. 8. Rigoletto. Berlin, C. Brade (früher Carl Krause & Co.).
- Kirchner.** — Die Hauptpunkte der Metaphysik. Von Friedrich Kirchner. Cöthen, P. Schettler's Verlag. 1880.
- Klassen.** — Grundriss-Vorbilder von Gebäuden aller Art. Handbuch für Baubehörden, Bauherren, Architekten, Ingenieure, Baumeister, Bauunternehmer, Bauhandwerker und technische Lehranstalten. Herausgegeben von Ludwig Klassen, Architect und Ingenieur in Wien. Ca. 25 Bogen in 4. Mit ca. 100 Tafeln in Photolithographie und vielen in den Text gedruckten Abbildungen. In ungefähr 25 Lieferungen. Hft. 1. Leipzig, Baumgärtner's Buchhdlg.
- Koch.** — Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks von Willibald Koch. Leipzig, C. Schömp. 1880.
- Kopp.** — Geschichte der römischen Literatur für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht bearbeitet von Gymnasial-Director Dr. W. Kopp. 4. erweiterte Aufl. Berlin, Jul. Springer. 1879.
- Kopp.** — Römische Staatsalterthümer und Sacralalterthümer für höhere Lehr-Anstalten und für den Selbstunterricht bearbeitet von Gymnasial-Director Dr. W. Kopp. Mit einem Plan von Rom. 3. umgearbeitete Auflage. Berlin, Jul. Springer. 1880.
- Krafft.** — Raffalle's Tod. Im Anschluß an die Memoiren der Helene von Racowitza: Keine Beziehungen zu Ferdinand Raffalle zur Ergänzung derselben von W. Krafft. Chemnitz, C. Schmeißner. 1880.
- Lange.** — Ueber Apperception. Eine psychologisch-paedagogische Monographie von Oberlehrer Dr. phil. Karl Lange. Plauen, F. E. Neupert. 1879.
- Lecky.** — William Edward Hartpole Lecky's Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der zweiten verbesserten Auflage mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. H. Jolowicz. Zweite rechtmässige Auflage, mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt und durchgesehen von Ferdinand Löwe. 2 Bde. Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshlg. 1879.
- Leffon.** — Anti-Städter. Offener Brief und Nachwort von Dr. C. Leffon, Sanitätsrath und Kreisphysikus a. D. Berlin, M. Schildberger. 1879.
- Leimbach.** — Die Lorelei. Die Lorelei-Dichtung mit besonderer Rücksicht auf die Ballade von Heinrich Heine. Ein Vortrag von C. Director Dr. Carl Ludwig Leimbach. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1879.
- Leizner.** — Die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die Neuzeit. Von Otto von Leizner. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.
- Reinwald.** — Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878) von Fanny Reinwald. Berlin, O. Janké. 1880.
- Reves.** — Goethe's Leben und Werke von G. H. Reves. Mit Bewilligung des Verfassers überlegt von Dr. Julius Frese. 12. verbesserte Auflage. 2 Bde. Stuttgart, C. Krabbe. 1879.
- Riebermann von Sonnenberg.** — Gedichte von Max Riebermann von Sonnenberg. Berlin, Denike's Verlag. 1879.
- Rinden.** — Allerhand Flegelien. Deutsche Rundschau

- auf interessanten Gebieten von Gustav von Vinden. 2. Aufl. Leipzig, G. Köhner. 1879.
- Locella.** — Neue italienische Grammatik für Kaufleute und Gewerbetreibende. Zum Gebrauch in Handels- und Gewerbeschulen sowie zum Selbstunterricht. Herausgegeben von Guglielmo Locella. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Longfellow.** — Die goldene Legende von Longfellow. Uebersetzt von Elise Freifrau von Hohenhausen. Leipzig, W. Friedrich. 1880.
- Lynden.** — Wo ist das Glück? Eine Novelle von Elise von Lynden. Basel, F. Schneider. 1880.
- Lübke.** — Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert von Wilhelm Lübke. II. Band. Mit 137 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1879.
- Magazine, Illustrated.** founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willis Howard. 1879. Nr. 22, 23. Stuttgart, Ed. Hallberger.
- Magyarfelfirung in Ungarn.** Nach den Debatten des ungarischen Reichstages über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämtlichen Volksschulen. München, Th. Ackermann. 1879.
- Meier Nicht!** Neue Folge. Die deutsche Dichtung in ihrem Wesen und ihrer inneren Bedeutung. Von C. Meier. Berlin, Th. Grieben. 1880.
- Meißner.** — Dichtungen von Alfred Meißner. 3 Bände. Proben, der Liebhaber-Ausgaben erste Auflage (I. Band: Alka. 2., 3. Band: Gedichte). Leipzig, Fr. W. G. Grunow. 1879.
- Meisterwerke der Aquarell-Malerei.** Nach den Originalen in Chromolithographie ausgeführt von R. Steinbock in Berlin. Lfg. 2. Leipzig, A. Titze. 1879.
- Michael.** — Robertine. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Frau von Babor. Nach dem Französischen frei bearbeitet von G. Michael. Autorisierte Ausgabe. Mit 5 Tonbildern, eingedruckt. Illustrationen v. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Milton.** — Das verlorene Paradies. Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. Lfg. 8. 9. Leipzig, F. G. Bach's Verlag. 1879.
- Monatsblätter, Deutsche.** Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Max Stempel. II. Jahrg. III. Band. Heft 5, 6. August-September 1879. Bremen, Rühmann's Buchhandlung.
- Monatshefte, Deutsche.** zur Beförderung der Erwerbstätigkeit unferer Gewerbetreibenden. Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner, herausgegeben von Carl Schröder. I. Band. Heft 1. October 1879. Hof, F. Wüchig.
- Monatsschrift, Baltische.** Herausgegeben von August Deubner. XXVI. Band. 11. u. 12. Heft. Riga, J. Deubner. 1879.
- Muster-Blätter der chemigraphisch-artistischen Anstalt von G. Moisenbach.** München, Druck von Knorr & Hirth in München.
- Müller & Weisbach.** — Für den Speffart. Ein Dichterbuch. Herausgegeben von Wilhelm Müller und Max Weisbach in Aschaffenburg. Aschaffenburg, A. Wailandt. 1880.
- Nach der Arbeit.** Otto Spamer's Neue Volksbücher. Belehrendes und Unterhaltendes für Alt und Jung aus allen Theilen des Wissens: aus Natur und Leben, Geschichte und Völkertunde, sowie dem Gebiete der menschlichen Arbeit. Illustrirte Unterhaltungs-Schriften. Nr. 1-6, 9, 13, 22, 23, 25, 28, 33, 42. Leipzig, O. Spamer.
- Oberländer.** — Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. Bilder aus dem Leben der Ansiedler in Bush und Stadt. Ursprünglich herausgegeben von Fr. Christmann. In zweiter völlig umgestalteter Auflage und unter Berücksichtigung der neuesten Gewerbe- und Verkehrsverhältnisse bearbeitet von Richard Oberländer. Mit 125 Text-Abbildungen, vier Tonbildern und einer Karte. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Oppenheimer.** — Offener Brief an Herrn Adolf Stoecker, Hofprediger und Mitglied des Oberkirchenraths in Berlin von Moses Oppenheimer. Mannheim, Selbstverlag des Verfassers.
- Öswald.** — Alard. Ein Fragment von G. Öswald. Bremen, J. Rühmann's Buchhlg. 1880.
- Otto.** — Auf hohen Thronen: Große Herrscher und Kriegsfürsten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. In Lebens- und Geschichtsbildern unserer Jugend und dem deutschen Volke vorgeführt von Franz Otto. Enthaltend: Geschichte vom Alten Fritz, Kaiser Josef, der Menschenfreund auf dem Thron. Der Kaiser des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 7 Ton- und Hundbildern und 180 Text-Abbildungen. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Otto.** — Der Kaiser des neunzehnten Jahrhunderts. Leben und Thaten von Napoleon Bonaparte, dem Soldaten-Kaiser. Der reifen Jugend erzählt und herausgegeben von Franz Otto. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit über 70 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Petermann's geographische Mittheilungen.** 1879. Heft 10, 11. Gotha, Justus Perthes.
- Platen.** — Lebensregeln von Graf August von Platen. 2. Aufl. Stuttgart, W. Metzinger. 1879.
- Quabider.** — Karl Rosenkranz. Eine Studie zur Geschichte der Hegelschen Philosophie. Von Professor Dr. Quabider. Leipzig, G. Köhner. 1879.
- Quandt.** — Johannes Kudes Selbstkenntniß. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. Von G. Quandt. 2 Hfte. Hamburg, W. v. Dömler. 1880.
- Raabe.** — Alte Kister. Zwei Bücher Lebensgeschichten von Wilhelm Raabe. Braunschweig, G. Westermann. 1880.
- Raabe.** — Deutscher Adel. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, G. Westermann. 1880.
- Raben.** — Aus vergangener Zeit. Gedichte von Rathilde Raben. 2. Aufl. Bremen, J. Rühmann's Buchhlg. 1880.
- Raben.** — Schwanenritt. Ein Märchen in fünfzehn Gesängen von Rathilde Raben. 6. Aufl. Bremen, J. Rühmann's Buchhlg. 1880.
- Regeln für die deutsche Schreibung,** herausgegeben von dem Verein für deutsche Rechtschreibung. Mit einer lith. Tafel: Zur Schreibung des ß. Berlin, Barthol & Co. 1879.
- Rogge.** — Aus Westmünster-Abtei, von Friedrich Wilhelm Rogge. 5. Aufl., reich vermehrt und veränd. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbhl. 1880.
- Rosenstock.** — Germanen und Juden auf dem Boden des früheren weströmischen Reiches. Von Director Dr. W. Rosenstock. Wolfenbüttel, J. Zwifler. 1879.
- Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Wendt in München. II. Jahrg. Heft 2. Wien, A. Hartleben. 1879.
- Russland vor und nach dem Kriege.** Auch „aus der Petersburger Gesellschaft“. Leipzig, F.A. Brockhaus. 1879.
- Sammlung gemeinnütziger Vorträge.** Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 53. Wie die Menschen lernen. Nr. 54. Unsere nächste Volksgeschichte am 31. Dezember 1880. Von J. H. Dr. Vincenz John I. Von Julius Lippert.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausgegeben von Rud. Virchow und Dr. von Holtenhoff. XIV. Serie. Heft 330. Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab von Prof. Sepp. — Heft 331. Das menschliche Gehirn- und Sprach-Organ, von Dr. Max Bressen. Mit 14 Holzschnitten. Berlin, G. Habel. 1879.
- Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften** des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Israel. 4. Hefchen, F. A. Hefche. 1879.
- Sammlung von Vorträgen** für das deutsche Volk. Herausgegeben von Wilhelm Frommel, Professor in Heidelberg und Dr. Friedrich Pfaff, Professor in Erlangen. I. Band. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhlg. 1879.
- Sammlung von Vorträgen.** Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. II. 1. Der Atheismus. Von Prof. Dr. G. Schaarschmidt. — II. 2. Bilder aus dem Seidenkrieg, von Gonstiorialrath, Sparre Dr. A. Erhard.
- Samter.** — Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung, von Adolf Samter. Jena, Gust. Fischer. 1879.
- Sanders.** — Wörterbuch der Hauptwörterigkeiten in der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Große Ausgabe. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhlg. 1880.
- Schanz.** — Adam Gottlob Oehlenschläger. Zu dessen hundertjährigem Geburtstag von Pauline Schanz. Leipzig, W. Friedrich. 1879.
- Scherenberg.** — Gedichte von Ernst Scherenberg. 2. Aufl. Leipzig, G. Köhler. 1879.
- Schiller.** — Das Lied von der Glocke von Friedrich von Schiller. Illustirt in 32 Compositionen von Alexander Liezen Maier. Mit 43 ornamentalen Zeichnungen von Rudolf Seig. Ausgeführt in 6 Kupferstichen von J. F. Deininger, G. Forberg und Fr. Rudy und in 69 Holzschnitten aus Wilhelm Hecht's photographischer Anstalt. 26 Compositionen Liezen Maier's auf Holz gezeichnet von W. Hecht. München, Th. Straefer's Kunstverlag.
- Schiller's Werke.** Illustirt von ersten deutschen Künstlern. Lfg. 61/65. Stuttgart, Ed. Hallberger.



- Schiller.** — Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Friedrich von Schiller. Illustrirt von Friedrich Schöber. Enthält 10 photographische Lichtdrucke von J. B. Obermeyer und Holzschnitte ausgeführt in Wilhelm Hecht's xylographischer Anstalt. München, Th. Stroemer's Kunstverlag.
- Schiller und Voite.** 1788—1805. Dritte, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von Wilhelm Fritsch. 3 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhlg. 1879.
- Schliermacher.** — Monologen. Eine Neujahresgabe von Friedrich Schliermacher. Bremen, J. Rühmann's Buchhlg. 1880.
- Schmick.** — Der Planet Mars eine zweite Erde, nach Schiaparelli gemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. J. Heinr. Schmick. Mit 1 Karte und 8 Holzstichen. Leipzig, A. Georgi. 1879.
- Schmidlin's** Blumenzucht im Zimmer. Illustrirte Prachtausgabe, herausgegeben von J. Rühl, Hofgärtendirector Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 600 in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Titelbild in Farbendruck. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey. 1880.
- Schmidt.** — Illustrirte Geschichte von Preußen von Ferdinand Schmidt. Dritte neu bearbeitete Auflage. 1. Halbbd. Leipzig, O. Spamer.
- Schneider.** — Aus meinem Leben von Louis Schneider. 1. Band. Berlin, C. S. Mittler & Sohn, Agt. Hofbuchhlg. 1879.
- Schneider.** — Frauengestalten der griechischen Sage und Dichtung. Von Lina Schneider. Mit 18 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, V. Fernau. 1879.
- Schöll.** — Gedichte aus den Jahren 1823—1839 von Adolf Schöll. Leipzig, S. Hirzel. 1879.
- Schoener.** — Der Letzte der Hortensier. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr. R. Schoener. Mit 80 Text-Abbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel und Konrad Grunisch. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Schöning.** — Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen von Dr. Adrian Schöning. Wien, Manz'sche L. f. Hof-Verlags- und Univ.-Buchhlg. 1879.
- Schöning.** — Das Recht des Lebenden. Roman von Levin Schöning. 3 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.
- Schwerin.** — Am Scheidewege. Roman von Josephine, Gräfin Schwerin. Berlin, C. Gröffner. 1880.
- Schwald.** — Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Literatur mit Probenammlung zu derselben. Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Friedrich Schwald. 2. durchaus umgearbeitete Aufl. Hg. 1. Altenburg, C. Bonde. 1880.
- Semmig.** — Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen von Hermann Semmig. Leipzig, C. Kempe. 1879.
- Siegmund.** — Die Wunder der Physik und Chemie. Für Leser aller Stände gemeinschaftlich bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 300 Illustrationen. Lfg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.
- Simplex.** — Der Anti-Verübelungs-Verein. Ein fabelhaftes Epos in 10 Gesängen von Justus Simplex. Berlin, C. Staude. 1880.
- Sintenis.** — Mütterlicher Rath an meine Tochter, wie sie die glückliche Gattin, Mutter und Hausfrau werden könne, von C. Sintenis. 3. umgearbeitete Auflage. Halle, O. Dendel. 1879.
- Stammbücher.** Culturhistorische. IV. Stammbuch des Studenten. Stuttgart, W. Spemann.
- Steffens.** — Volks-Kalender für 1880. Herausgegeben von Karl Steffens. 40. Jahrgang. Mit 6 großen und vielen in den Text gedruckten Holzschnitt-Illustrationen. Berlin, E. Gerstel.
- Strahner.** — Der Fuß-Kanonier. Leitfaden zum Artillerie-Unterricht für Unterofficiere und Mannschaften der Fuß-Artillerie von Gustav Strahner. Mit 30 in den Text gedruckten Figuren. 2. vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Alf. Krüger. 1880.
- Stredak.** — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerhof zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Stredak. 2. Auflage. Hg. 25—27. Berlin, B. Brieg.
- Studien, Staatsrechtliche.** I. Sind die zu einem Bundesstaate vereinigten Staaten souverän? Von Dr. Georg Liebe. Leipzig, Rossberg'sche Buchhlg. 1880.
- Sydow.** — Brevier der Eleganz. Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon. Rathgeber am Puztisch und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres „Moden- und Toiletten-Breviers“. Von Johanna von Sydow. Mit 40 Abbildungen nach Zeichnungen von G. Döpfer. d. J. Leipzig, O. Spamer.
- Teichmüller.** — Ueber das Wesen der Liebe. Von Professor Gustav Teichmüller. Leipzig, Duncker & Humblot. 1879.
- Thirnan.** — Brevier der häuslichen Oekonomie. Eine Haus- und Wirtschaftsgabe für Frauen von Stande. Als Anleitung zur Verbreitung häuslichen Komforts auf Grundlage geordneter Verhältnisse und ökonomischer Gesichtspunkte. Herausgegeben von Erna von Thirnan. Mit 22 Abbildungen von G. Döpfer. d. J. S. Ströhl und A. Leipzig, O. Spamer.
- Töchter-Album.** Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Unter Mitwirkung von Dr. W. Wichner, Marie Gutberg, Clara Jäger etc., herausgegeben von Thessa von Gumpert. Mit 24 Bildern in Farbendruck, 1 Radirung und 17 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Prof. H. Bärner, Fanny Bärner, A. Diethe, B. Rühlig und G. Wagner. 25. Band. Glogau, C. Flemming.
- Tollin.** — Serbet und die oberländischen Reformatoren. Quellen-Studien von Lic. theol. P. Tollin, Prediger. Band I. Michael Serbet und Martin Bager. Berlin, C. H. Neffeburg. 1880.
- Traun.** — Der Schelm von Bergen. Einer unerfundenen Sage nach erzählt von Julius von der Traun. Wien, L. Rosner. 1879.
- Traut.** — Reisen bei Sonnenstein und Regen. Aus dem Tage in die Heimat. Erzählungen aus dem Bereiche der Natur. Von Sophie Traut. Mit 80 Text-Illustrationen und zwei Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1880.
- Unser Helm im Schmuck der Kunst.** Ein Bilderocycus zur Einrichtung des Wohnhauses in künstlerischer Ausstattung von J. Schmid, Weichardt u. A. Mit beschreibendem Text von Dr. Mothes, K. S. Baurath. Lfg. 1—3. Leipzig, Edw. Schloemp.
- Veckenstedt.** — Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nachträglich von Oberlehrer Dr. Edm. Veckenstedt. Graz, Leuschner & Lubensky, Univbh. 1880.
- Volkelt.** — Immanuel Kant's Erkenntnistheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnistheorie von Johannes Volkelt. Leipzig, Leop. Voss. 1879.
- Wog.** — Ragda. Trauerpiel in fünf Aufzügen von Richard Wog. Zürich, Verlags-Ragazin. 1880.
- Wallace.** — Russland. Von Dr. Mackenzie Wallace M. A. Einzige berechnete, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Auflage des Originals übersetzt von Ernst Röttger. Zweite verbesserte Auflage. Heft 1. Leipzig, E. F. Steinacker. 1880.
- Whele.** — Die Reclame. Ihre Theorie und Praxis. Ueberthätliche Darstellung des gesammten Anknüpfungswesens von J. D. Whele. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.
- Weinholz.** — Gedichte von Albert Weinholz. 3. vermehrte Auflage. Bremen, J. Rühmann's Buchhlg. 1880.
- Weitbrecht.** — Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Richard Weitbrecht. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.
- Weltgeschichte.** Illustrierte, für das deutsche Volk. Pracht-Ausgabe. Band II. Hg. 1—7. Leipzig, O. Spamer. 1879.
- Wernhoven.** — Technical vocabulary english and german. Technisches Vocabular für technische Lehranstalten und zum Selbststudium für Studierende, Techniker und Industrielle. Von Dr. F. J. Wernhoven. Mit einem Vorwort von A. von Kaven. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.
- Wildenbrand.** — Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Elfe. Von Johann von Wildenbrand. Hamburg, O. Reißner. 1879.
- Wolf.** — Oesterreich und Preussen (1780—1790). Von G. Wolf. Wien, A. Holder, k. k. Hof- & Univ.-Buchhlg. 1880.
- Woort.** — Plattdeutsche Dichtungen von Eder Woort. 3. Ausgabe. Bremen, J. Rühmann's Buchhlg. 1880.
- Zeitschrift, Literarische,** herausgegeben von Heinrich von Ebber. Neue Folge. VI. Bd. 3. Heft. München, R. Oldenbourg. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Bierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.  
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.  
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.